

PRAGER

DEUTSCHE STUDIEN.

HERAUSGEGEBEN

VON

CARL VON KRAUS UND AUGUST SAUER.

ACHTES HEFT.

UNTERSUCHUNGEN UND QUELLEN ZUR GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE

JOHANN VON KELLE DARGEBRACHT.

ERSTER TEIL.

PRAG.
DRUCK UND VERLAG VON CARL BELLMANN.
1908.

UNTERSUCHUNGEN UND QUELLEN

ZUR

GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE

JOHANN VON KELLE

DARGEBRACHT

VON

SEINEN KOLLEGEN UND SCHÜLERN.

ERSTER TEIL.

MIT UNTERSTÜTZUNG DER GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DEUTSCHER WISSENSCHAFT, KUNST UND LITERATUR IN BÖHMEN.



PRAG.
DRUCK UND VERLAG VON CARL BELLMANN.
1908.

GENERAL

JOHANN VON KELLE

ZU SEINEM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAGE

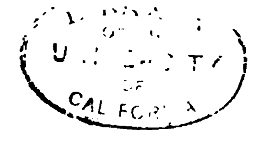
15. MÄRZ 1908

GEWIDMET

Ételîh fúncho dero uuârhéite.
lóskêt târínne.
dér fóne dero ánablâsentûn lêro erchícchet uuírt.

Inhaltsverzeichnis.

I. TEIL.



WEIHEN.

Von

E. BERNEKER.

Über die Herkunft und Verwandtschaft von »weihen« und seiner Sippe (got. *weihs,* as. ahd. *wîh,* mhd. *wîch* 'heilig'; got. *weiha* 'Priester'; *weihnan* 'geheiligt werden'; as. *wîh,* ags. *wēoh,* aisl. *vē* 'Heiligtum'; got. *weihan, gaweihan,* Prät. *gaweihaida* 'weihen, heiligen, segnen'; as. *wîhian* 'segnen'; ahd. *wîhen* 'heiligen, weihen, einsegnen', auch 'offerre, facere' von Opfern und Gelübden; dazu mit grammatischem Wechsel aisl. *vîgia,* md. *wîgen* 'weihen'; ags. *wîg* 'Heiligtum', sind bisher zwei Ansichten geäußert worden (vgl. Schade Ad. Wb.[2] 1150). Jakob Grimm (Deutsche Gramm. 2, 18 Nr. 201; Deutsche Mythol.[2] 58. 986) hat »weihen« zu got. *weihan* (Prät. *waih*) 'kämpfen, streiten' (ahd. *wîhan;* mit grammatischem Wechsel got. *wigans,* ursprünglich Part., 'Krieg'; ahd. *wîgant* 'Kämpfer'; aisl. *vega* 'kämpfen', *vîg* 'Kampf', *veig* 'Kraft') gestellt, das von Hause aus 'facere (sacra), sacrare' bedeutet habe, und Schade stützt diese Deutung durch die Berufung auf Tacitus Germ. 7: »ceterum neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum, non quasi in poenam nec ducis iussu, sed velut deo imperante, quem adesse bellantibus credunt«. Kampf und Krieg seien den Germanen religiöse Akte gewesen. Von Neueren hält Zupitza (Germ. Gutt. 142) an dieser Zusammenstellung fest, nur sucht er eine andere Be-

deutungsvermittelung in dem Begriff »Kraft«: *weihs* verhalte sich zu lit. *vẽkà* 'Kraft' in der Bedeutung wie abg. *svętŭ* 'heilig' zu got. *swinþs* 'stark, kräftig, gesund'. Doch ist diese Parallele jedenfalls nicht beweisend, da abg. *svętŭ* weder von lit. *szveñtas* 'heilig' noch von aw. *spənta-* 'heilig, sanctus' getrennt werden darf; es hat mit got. *swinþs* nichts zu tun, weil sein *sv* auf idg. *k̂u̯* zurückgeführt werden muß. Zupitza kann also für sich als Analogon nur das Verhältnis von ahd. *heil* 'gesund, gerettet': ahd. *heilag* 'heilig' anführen.

Die zweite Ansicht rührt von Pott her, der in seinem Wurzel-Wörterbuch 3, 288 »weihen« und Verwandte zu ai. *vinákti, vivēkti* 'sondert, siebt, sichtet'; *vi-viktas* 'gesondert, abgesondert; von allem Ungehörigen getrennt, rein, lauter' stellt: got. *weihs* sei eigentlich passivisch und etwa soviel als *vivikta-* 'separatus', denn von dem Geweihten, Heiligen wurde das Profane fern gehalten und so könne das Geweihte recht gut selbst als das 'Gesonderte, Abgetrennte, Unnahbare' vorgestellt worden sein. Dieser Deutung Potts ist ein Verfechter in Osthoff erstanden (IF. 6, 39—47), der den Begriffsübergang von »abtrennen, aussondern« zu »weihen« aus dem Semitischen belegt, der Sippe von *weihs* und *vinákti* mit Glück das vielverkannte lat. *victima* 'Opfertier, Opfer' anreiht und erschöpfend über die Bildungsweise der einzelnen Wörter handelt.

Beide Erklärungen von »weihen« entsprechen in lautlicher und semasiologischer Beziehung allen Anforderungen, die man an eine befriedigende Etymologie stellen muß; die zweite, scheint mir, noch besser als die erste (Zweifel an der Zusammenstellung von *weihs* und *vinákti* äußert Uhlenbeck Ai. Wb. 287, ohne ihn jedoch zu begründen.)

Wenn hier nun eine dritte Deutung von got. *weihs* versucht wird, so kann sie sich nicht, wie üblich, auf dem Trümmerfeld der früheren aufbauen. Sie kann ihre

Berechtigung vielmehr nur aus der Erwägung herleiten, daß die etymologische Behandlung eines Wortes nur dann lückenlos ist, wenn trotz einer schon vorhandenen befriedigenden Erklärung alle noch etwa möglichen Anknüpfungen berücksichtigt werden, die auf das gleiche Prädikat Anspruch machen dürfen.

Ich führe got. *weihs* und Sippe (die Zusammenstellung mit lat. *victima* bleibt dabei durchaus bestehen; auch das schwierige umbr. eveietu »soll weihen«, das Osthoff aaO. behandelt, fände zur Not seinen Platz in der neuen Familie) auf eine Wurzel mit auslautendem idg. *k̂*, nicht *q*, zurück und vergleiche die bisher nicht genügend erklärten slavischen Wörter abg. *visěti* 'κρέμαμαι, hangen', russ. *víséť*, serb. *vìsjeti* ds.; dazu mit Ablaut das Kausativum ksl. *věsiti*, russ. *vḗsiť* 'wägen', *po-vḗsiť* 'aufhängen, hängen lassen', und das Nomen russ. *věs* 'Gewicht', Pl. *věsý* 'Wage' usw.; das gesamte slavische Material bei Miklosich Et. Wb. 392 unter *vis-*. Für die Bedeutungsentwickelung von »hängen« zu »wägen« braucht nur an lat. *pendeo* 'hange, hange herab' : *pendo* 'lasse beim Wägen herabhängen, wäge': *pondus* 'Gewicht' erinnert zu werden. Über die außerslavischen Beziehungen von *vis-* bemerkt Miklosich aaO. mit Zurückhaltung nur »asl. *věsŭ* 'Wage' vergleichen andere mit lit. *vanšas, ąnšas* 'Haken'« (Kurschat: *wąszas*); eine Vergleichung so augenfällig falsch, daß sie nicht erst der Zurückweisung bedarf. Früher (Vgl. Gr.[2] 1, 264) hatte er *visěti* mit ai. *viç* mit *ā* 'in der Luft schweben' verglichen und Pedersen IF. 5, 44 ist nicht abgeneigt, ihm darin recht zu geben. Nun ist aber die Bedeutung der bekannten Wurzel *viç* (vgl. zur Etymologie z. B. Uhlenbeck Ai. Wb. 288 : *viçáti*) 'sich niederlassen, hineintreten in, eingehen in, sich hineinbegeben in'; mit *ā* 'eingehen, eintreten, sich niederlassen in oder unter, eindringen, fahren in, Besitz nehmen von' und die beiden Beispiele, wo Böhtlingk im Petersburger

Wörterbuch die Übersetzung 'schweben' wählt, lassen, wie mir Kollege Winternitz zu bestätigen die Güte hat, ebenso gut die Übersetzung 'sich niederlassen' zu. Die Vergleichung Miklosichs gehört also zu den in früherer Zeit nicht seltenen Fällen, wo der Etymologe in unvorsichtiger Benutzung des Petersburger Wörterbuchs eine Übersetzungsmöglichkeit als die ihm willkommene ursprüngliche Bedeutung einer Wurzel nahm. Durch den Anschluß an die germanische Sippe tritt das slav. *visěti* aus seiner bisherigen auffälligen Isolierung. Die russische Wurzelbetonung und die serbische Intonation fordern den Ansatz einer idg. Wz. *u̯ēik̂-* mit Langdiphthongen, deren Bedeutung 'hangen' gewesen sein wird. Zu dieser Wz. gehörte ein Adjektiv **u̯īk̂os* 'hangend' oder 'gehängt' = germ. **wīχaz*, got. *weihs*, der Bildung nach etwa le. *schk̓ībs* 'schief' zu *schk̓ìebt* 'schief neigen, kippen' zu vergleichen; weitere Bildungsanalogien bietet Osthoff IF. 5, 320 f. Über das Verhältnis von *weihs* zu *weihan* bleibt das von Osthoff IF. 6, 45 f. Bemerkte zu Recht bestehen. Hier sei noch erwähnt, daß das got. *weihnan* 'geweiht werden' d. i. 'gehängt werden' in dem slav. **visnǫti*, russ. *vísnut'* 'hangen, schweben', serb. *ȍbisnuti* (aus **ob-visnǫti*) 'hangen bleiben' eine Bildungsparallele hat. Auf die idg. Wz. *u̯ēik̂-* könnte man auch mhd. *wiege*, ahd. **wēga*, ablautend mit *wiga* 'Wiege' beziehen (anders darüber Noreen Urgerm. Lautl. 31), dessen germ. *ē*² gut zu dem vorauszusetzenden idg. *ēi* stimmte. Doch ist dieses Wort jedenfalls nicht eindeutig.

»Weihen« = »hängen«? dieser Bedeutungsübergang erscheint zunächst seltsam. Aber die Brücke ist nicht schwer zu finden.

In seinem Reallexikon der idg. Altertumskunde 599 f. hat Schrader über das Opfer ohne Feuer gehandelt und dabei auch, ohne etymologische Schlüsse daraus zu ziehen, zwei Zeugnisse beigebracht, daß eine

Art des Opfers bei den Germanen und Slaven darin bestand, daß man die Opferleiber oder ihre Häupter an Bäume hängte. So erblickt Germanicus, als er im Jahre 15 n. Chr. das Schlachtfeld des Varus besucht, die »truncis arborum antefixa ora« (Tac. Ann. I 61) der getöteten Pferde. Der Araber Ibn Dustah (um 912 n. Chr.) berichtet von den heidnischen Russen (vgl. Thomsen Ursprung des russischen Staates, deutsch von Bornemann, Gotha 1879, S. 27): »Der Weissager nimmt den Menschen oder das Tier, legt ihm eine Schlinge um den Hals, hängt das Opfer an einem Baume auf, wartet bis es ausatmet, und sagt dann, dies sei ein Opfer zu Gott«. Und diese Zeugnisse lassen sich leicht mehren. »Dem Ares, der Artemis«, sagt Jakob Grimm Gesch. d. deutsch. Spr.[2] 87, »hingen die Jäger einen Teil ihrer Beute an den Baum . . . . Marti praedae primordia vovebantur, huic truncis suspendebantur exuviae (Jornandes cap. 5)«. Weiteres bei Golther Handbuch der germ. Mythol. 562 ff. aus dem skandinavischen Norden: Starkad opfert den König Wikar dem Odin, indem er ihn an einem Baum aufhängt und mit dem Speer durchbohrt und dazu spricht: »Nun gebe ich dich dem Odin«; und in Hleidra auf Seeland wie zu Uppsala hängen die Leiber der Geopferten an den Bäumen. Vielleicht darf man zu guterletzt noch daran erinnern, daß sich ein »survival« des alten Brauches noch beim jungen Goethe findet, der Meister Erwin sein Weihgeschenk darbringt (Von deutscher Baukunst, Jubiläums-Ausgabe 33, 4): »Siehe hier, in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Turm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf. Nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Tiere: so auch voll Blumen, Blüten,

Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisierend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe«.

So läßt sich die Ansicht, daß »weihen« ursprünglich »hängen« ist, auch sachlich wohl begründen. Die allgemeine Bedeutung »hängen« spezialisierte sich bei »weihen« schon in früher Zeit zu dem sacralen Terminus »einem Gotte als Opfer hängen, opfern«, worauf dann das Wort mit dem Aufhören des heidnischen Brauches und dem Eindringen der christlichen Vorstellungen einen neuen Inhalt gewann.



DER GEFESSELTE UNHOLD.

Eine mythologische Studie.

Von

FRIEDRICH v. d. LEYEN.

I.

Panzer, Beitrag zur Deutschen Mythologie (München 1848) II. Band S. 56 erzählt: 'In Waldkirchen in Niederbayern und in der dortigen Gegend ist es Brauch, daß der letzte der Schmiede, Meister oder Geselle, welcher am Feierabend die Werkstätte verläßt, mit dem Hammer einen kalten Schlag auf den Amboß macht. Das geschieht, damit Lucifer seine Kette nicht abfeilen kann, denn er feilt immer daran, so daß sie immer dünner wird. Am Tage nach Jakobi ist sie so dünn wie ein Zwirnsfaden, aber an diesem Tage wird sie auf einmal wieder ganz; würden die Schmiede nur einmal vergessen den kalten Schlag auf den Amboß zu machen, so könnte Lucifer seine Kette ganz abfeilen'.

Dieselbe Sage und derselbe Brauch lebte noch in anderen Orten Niederbayerns[1]). Außerdem sind sie bezeugt in der Schweiz und vielfach in Tirol.

Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit (Berlin 1867), Band II, S. 58: Nach dem alten Zunftbrauch der Grobschmiede wird kein Feierabend gemacht, ohne nicht drei kalte Streiche auf dem Amboß getan

[1]) Dr. Otto Mausser hörte sie in Grafenau und Vilshofen. Vergl. Volkskunst und Volkskunde, (München 1907) S. 65.

zu haben. — Die Erzählung einer Familienhandschrift des 18. Jahrhunderts aus Brugg, die Rochholz sah, berichtet, daß diese kalten Schläge geschahen, um die Ketten Lucifers zu nieten, die dieser sonst durchfeilen würde. — J. Zingerle. Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol, (Innsbruck 1859) S. 290 Nr. 516. Teufelanschmieden: Nach einer Weissagung wird vor Untergang der Welt Lucifer von seinen Ketten loskommen und alles wütend mit sich fortreißen; um es zu verhüten, daß dies jetzt schon geschehe, war es vor kurzem noch in manchem abgelegenen Tale Tirols bei den Schmieden üblich, Samstags oder an anderen Feierabenden nach Einstellung der Arbeit drei Streiche auf den bloßen Amboß zu tun; dadurch sollten die Kettenglieder des höllischen Ungeheuers wieder festgeschweißt werden. Beilage zur Donau 1855 Nr. 316. — Wörtlich ebenso Theodor Vernaleken, Alpensagen, (Wien 1858) S. 69. — Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, (Zürich 1857) S. 252: Die Schmiede hatten einst den Brauch (ein vor zehn Jahren verstorbener Schmied im Zillertale tat es noch), daß sie am Feierabend nach getaner Arbeit noch drei starke Streiche auf den Amboß gaben; warum? weil Lucifer, der oberste der Teufel, der durch den Erlöser der Welt an eine Kette geschmiedet worden, nach und nach von der Kette loskommt, denn er reißt unbändig daran. Durch die drei Schläge wird sie wieder fest. Würde Lucifer los und käme er in die Welt, dann würde er dieselbe mit sich ins Chaos reißen, während die anderen Teufel, die gegen die guten Menschen Krieg führen, nicht viel ausrichten.

Diese Sage wird auch auf folgende Weise von den alten Bäuerlein erzählt: 'Ein grimmiger Wolf' oder ein 'Drache mit vielen Köpfen' oder 'Der Höllenfürst Lucifer' wurde von Christus dadurch für die Welt unschädlich gemacht, daß Christus ihn 'hinter neun Eisentüren an einer dreifachen Kette befestigte' — diese Vorstellung bitte ich zu behalten, wir werden sie nach längerer Wanderung wiederfinden — weil er sonst den Untergang der Welt veranlassen würde. Durch die drei Schläge der Schmiede werden Ketten und Türen im alten festen Stande erhalten, welche sonst nach und nach zerbrechen und das Untier frei werden würde. Diese Sage und diesen Brauch bezeugt auch Mannhardt, Germanische Mythen, (Berlin 1858) S. 87 (aus Wildschönau).

Außerhalb Deutschlands wurden unsere Sagen und unser Brauch in Småland gefunden, nur mit dem

Unterschied, daß Lucifer die schwere Kette nicht feilt, sondern mit seinen Klauen zereißt[1]). Das ist nicht unwichtig. Ich erinnere an die Worte Axel Olriks (Danske Studier 1905, S. 133): In Småland und überhaupt in Südschweden haben die Vorstellungen über die einzelnen heidnischen Götter in so großem Umfange fortgelebt, wie in keinem anderen Ort im Norden. Wir begegnen Odhin in den Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts und wir begegnen Odhin, Thor und Frigg in mancherlei neuerem Volksglauben und zugleich Sagen über Odhin und Thors Kämpfe mit Riesen.

Sehr überraschen aber muß uns, daß derselbe Brauch und dieselben Sagen auch bei ganz anderen Völkern auftauchen, insbesondere bei den kaukasischen, den Armeniern, Georgiern und Tscherkessen und daß sie dort schon seit dem 5. Jahrhundert n. Ch. bezeugt sind.

Den ältesten Bericht darüber gibt uns der armenische Geschichtsschreiber Moses von Khorni: Artavazd, als er eines Tages Wildschweine jagte, wurde von Sinnverwirrung ergriffen; er zog in diesem Zustand auf den Ararat, fiel in eine Kluft und verschwand. Das ist, sagt Moses, der wahre Sachverhalt. Die alten Frauen aber erzählen, daß er in einer Höhle gefesselt liegt, beladen mit Eisenketten. Zwei Hunde nagen unablässig an seinen Ketten und er bemüht sich, zu entkommen und das Ende der Welt herbeizuführen. Aber unter den niederhallenden Schlägen der Schmiede gewinnen die Ketten des Gefangenen, wie man sagt, eine neue Kraft[2]).

Sehr nahe dieser Sage steht eine andere armenische. Schidar war der schwachsinnige Sohn eines Königs,

---

[1]) Menzel, Odhin, (Stuttgart 1855) S. 81. Nach mündlicher Mitteilung des Schulinspektors Russworm in Habsal.

[2]) Ernst Kuhn, Zs. f. d. Phil. 2, 374. Spiegel, Eran. Altertumskunde (Leipzig 1878), 3, 216. v. d. Leyen, Märchen in Edda (Berlin 1899), S. 31. — Anholm, Danske Studier 1904, S. 148.

wurde auf der Jagd entrückt und am Ararat gefesselt. Zwei Hunde, ein weißer und ein schwarzer, lecken unablässig an seiner Kette, um ihn zu befreien. Deshalb müssen alle Schmiede am armenischen Neujahrstag mit dem Hammer auf den Amboß schlagen, wenn es aber einmal Schidar glückt, sich loszureißen, so wird er gehen und die ganze Welt zerstören[1]).

Nur diese beiden Berichte kennen, wie ich gleich bemerken will, den Eingang von dem schwachsinnigen und entrückten Königsohn. Dieser Eingang gehört gewiß nicht in unsere Sagen, wie es kam, daß er sich vor sie stellte, weiß ich nicht.

Bei den Georgiern kenne ich auch zwei Sagen vom gefesselten Unhold. Er heißt in beiden Amiram, hat sich gegen Gott vergangen und liegt in einer Höhle des Elborus gefesselt. Seine Ketten wären längst von seinem treuen Hunde, der ohne Unterlaß daran nagt, durchbrochen, wenn nicht, wie der eine Bericht sagt, die georgischen Schmiede durch dreimaligen Hammerschlag am Gründonnerstag Morgen der Kette ihre frühere Stärke wiedergäben[2]). Nach dem anderen Bericht kommt alljährlich ein Schmied am Charfreitag aus der Erde und macht die Ketten Amirams wieder fest. Das Schwert ist Amiram entfallen und liegt neben ihm auf der Erde (Mannhardt, Spiegel a. a. O.).

Mit diesen georgischen Sagen sind wieder zwei tscherkessische nah verwandt, von denen die eine wohl verstümmelt überliefert wurde: auf dem Gipfel vom Berge Ditz liegt in einer tiefen Höhle Dachkal, mit 7 Ketten gebunden, dabei liegt sein Schwert, das er

---

[1]) Russ. Revue, 23, 200, Anholm S. 148.

[2]) Erman. Archiv f. die Kunde Rußlands, 15, 146. Magazin des Auslandes 1855, Nr. 67. — Mannhardt, Germanische Mythen S. 88.

nicht erreichen kann, wonach er aber in Raserei greift. Dann entstehen Erdbeben[1]).

Die andere nennt unseren Riesen Abschaser; er ist am Elbrus gefesselt, an einer Quelle beim Fluß Hadsilga. An der Seite des Gefangenen steht ein Drache, der beständig an seinen Ketten nagt. Sobald es dem Drachen glückt, die Kette, die dem Helden am nächsten ist, durchzunagen, zeigt sich eine Frau in schwarzer Kleidung, sie rührt an die Kette mit einem Stock und die Glieder werden wie neu (Anholm a a. O.).

Als ein Motiv, das in den bayrischen, tirolischen usw. Sagen nicht auftrat und dessen Herkunft sich uns später enthüllen wird, erscheinen in den kaukasischen zwei Hunde oder ein Hund oder ein Drache, die die Ketten dünn lecken. Sonst umfasst die Ähnlichkeit zwischen den deutschen und den schwedischen Sagen und Vorstellungen hier, zwischen den kaukasischen dort alle entscheidenden Motive: den gefesselten Unhold, der die Welt zerstören will und der sich bei den germanischen, christlich gewordenen Völkern in den Teufel verwandelte — die Ketten, die dünn werden und denen an einem bestimmten Tage des Jahres der Schlag der Schmiede die alte Stärke zurückgibt. Ein Zusammenhang zwischen den beiden, räumlich so weit getrennten Überlieferungen, scheint mir gewiß. Nur weiß ich noch nicht, wie die kaukasischen Sagen wanderten und wo die deutschen unter ihren Einfluß gerieten.

Daß sie wanderten, zeigen eine albanesische und zwei russische Sagen, dann verliert sich, so weit ich wenigstens sehe, jede Spur ihres Weges.

Die Albanesen sagen, daß der Teufel an einer Kette liege, die um einen Felsen geschlungen ist, am großen

---

[1]) Brosset Collection d' historiens Arméniens 2, 595. Afanasjev, Poetičeskija vozzrěnija slavjan na prirodu 1, 757. Anholm S. 143.

Sabbat hängt sie nur noch mit einem dünnen Blättchen an einander, aber am Ostermorgen erscheint der Heiland und fesselt den Teufel mit einer neuen Kette[1]).

Nach russischem Volksglauben ist Satan nach der Himmelfahrt unter 12 Schlösser und 12 Ketten angeschmiedet worden. Er zerbeißt im Laufe des Jahres ein Schloß und eine Kette nach der anderen, jedesmal beim letzten Glied ertönt das 'Christus ist erstanden' und die Ketten sind wieder heil.[2]) Und ähnlich, aber anschaulicher, erzählt eine andere russische Sage. Am Tage seiner Auferstehung setzte Christus den Satan ins Erdinnere unter einen Felsen, schmiedete ihn an zwölf eiserne Ketten und schloß ihn mit 12 eisernen Türen mit 12 eisernen Schlössern ein. Im Verlauf des Jahres nagt Satanas an den Türen, Schlössern und Ketten, doch jedesmal, wenn ihm nur noch das letzte Glied der Kette zu durchbeißen bleibt, ertönt der jubelnde Ruf: 'Christus ist erstanden!' — nud in demselben Augenblick werden die Türen, Schlösser und Ketten so heil und stark wie früher[3]).

Die kaukasischen Sagen ihrerseits können aus Persien nach dem Kaukasus getragen sein. Denn in Persien erzählt man sich Ähnliches. Allerdings unterscheiden sich die persischen von den kaukasischen viel stärker als diese von den germanischen, und das Material ist so gering, daß man nicht recht wagt, Schlüsse darauf zu bauen.

Mir sind von vergleichbaren persischen Sagen begegnet zuerst die von Dâhaka (Zôhak). Dieser wird von Feridun besiegt und in einer Höhle des Gebirges Demavend an den Fels genagelt. Sein Herzblut

---

1) Hahn, Albanesische Studien 1, 165, Mannhardt S. 88.

2) Etnograf. Obozrěnije 13, 4, 33. (Moškov 1901); mir mitgeteilt durch August von Löwis.

3) Afanasjev a. a. O. S. 757, Mitteilung von August von Löwis.

träufelt auf die Erde, wenn er zuckt, entstehen Erdbeben. Einst aber kommt er los, und es geht die Rede, Zôhak ist los. Einen halben Tag richtet er sehr viel Unheil in der Welt an, bis Câma ihn besiegt und zur Annahme des wahren Glaubens zwingt. Es gibt auch ein Fest, das zu Ehren der Fesselung Zôhaks gefeiert wurde[1]). Dann gehört hierher die Sage von den Söhnen Gogs und Magogs, Wesen scheußlicher Ungestalt; sie wohnen in einem Bergkessel, aus dem nur eine Schlucht führt und verheeren die Nachbargebiete. Deshalb errichtet Alexander vor der Schlucht einen riesigen Damm, zu dem er alles zusammentragen ließ, was das Land an Eisen, Erz, Kohle barg. Die Söhne von Gog und Magog lecken diesen Damm durch ihre Zungen jeden Tag dünn wie eine Eierschale, aber jeden Morgen ist er wieder so dick, wie vorher. So geht es bis an das Ende der Welt, bis einer der Riesen sagt: morgen lecken wir den Damm durch, so Gott will. Dies Wort hilft. Am nächsten Tage fällt der Damm und die Riesen verwüsten die Erde als Vorboten des jüngsten Gerichtes[2]).

Hier erscheint ein Volk von Riesen statt eines einzelnen; ein König bändigt sie, kein Gott; sie sind eingesperrt, nicht gefesselt; sie lecken einen Damm dünn statt einer Kette (daher fehlen auch die Schmiede, die der Kette ihre frühere Dicke zurückgeben) und sie reißen sich los durch den Willen Gottes.

Das Dünnlecken, die sich immer erneuernde Stärke des Dammes, die Beziehung auf den jüngsten Tag hat

[1]) Mannhardt, Germanische Mythen S. 86. — Axel Olrik, Om Ragnarök, (Kopenhagen 1902) S. 238 erzählt ohne Quellenangabe eine sehr ähnliche Sage: Thraetaona überwindet die Schlange Dahaka und bindet sie im Gebirge Demavend, aber beim Ende der Welt zerreißt sie ihre Fesseln und geht aus, die Welt zu zerstören, bis der Held Keresaspa aufwacht und sie fällt.

[2]) Hammer, Rosenöl, (Stuttgart und Tübingen 1813), 1, 288 ff.

diese persische mit der kaukasischen und germanischen Sage gemeinsam. Die Vorstellung vom Damm kehrt etwas verändert wieder in einer tatarischen und einer esthnischen Sage, zu denen wir uns nun wenden. Diese haben für uns noch ein anderes Interesse: sie klären das Motiv von den gefesselten Hunden auf, das bereits unsere Aufmerksamkeit erregte.

In beiden ist dies Motiv sehr erweitert und mit Motiven anderer Herkunft verflochten in eine Heldensage. Ich hebe aus ihnen nur das für uns wesentliche heraus [1])

Die tatarische Sage erzählt von 7 Hunden, die am Ende der Welt, wo Sonne und Mond untergehen, gefesselt sind mit starken Eissenketten, reißen sie sich los, bellen und heulen sie nur einmal, so ist das Ende da für alle, Menschen, Tiere und Vögel. Die Hunde reißen sich nun wirklich los, nachdem ihr Wächter Jedai Khan gefallen. Aber dessen Besieger, Ala Kartaga, bindet sie wieder und legt ihnen einen kupfernen Maulkorb um, damit sie nicht mehr bellen können. Er vertraut sie dann 6 Helden an, sie reißen sich nochmals los, er bindet sie wieder und sperrt sie hinter des Berges Felsentor. Er befiehlt den Helden, jedes oder jedes andere Jahr nachzusehen, ob sie mit ihren scharfen Eisenklauen das Tor zerkratzten. Wieder reißen sich die Hunde los, die Helden dachten nämlich, es sei genug, wenn sie einen Felsen vor Eingang des Berges wälzten. Ala Kartaga kehrt nochmals zurück und erschlägt Helden und Hunde. Er hatte sich davor gescheut, weil dem Besitzer der Hunde ewiges Leben verliehen war; nun meint er, er würde auch ohne sie leben, wenn Gott es ihm gönnt[2]).

[1]) Eine ausführliche Analyse gibt Axel Olrik S. 238 ff.

[2]) Schiefner, Heldensagen der minussischen Tataren, (Petersburg 1859) S. 123. Derselbe, Mélanges asiatiques 3 (1859) S. 579.

In der esthnischen Erzählung muß ein Knabe bei einem Riesen Hunde bewachen, die in einem Keller hinter dreifacher Eisentüre angekettet sind. Sie dürfen sich nicht unter der Türe mit den Pfoten durchgraben, denn wenn einer frei wird, sind die anderen auch nicht zu halten; sie folgen ihm und zerstören alles Lebendige auf der Welt. Vor der Tür ist ein Berg von Granitblöcken aufgestapelt; sie wurden zusammengeschleppt, damit man immer einen neuen Stein vor die Tür wälzen kann, wenn die Hunde die alten durchkratzten[1]).

In diesen beiden Sagen fehlt das Motiv von den Ketten, die immer dünner werden und durch den geheimnisvollen Schlag der Schmiede neue Kraft erhalten. Die Hunde sind zugleich gefesselt und eingesperrt, das kaukasische und das persische Motiv wurden darin übereinander gelegt. (Wie auch schon in dem zweiten russischen Märchen, S. 12.) Wenn wir nun an die schwedische Sage zurückdenken (S. 8 f.), daß Lucifer seine schwere Kette mit den Klauen zerreißt, so dürfen wir wohl vermuten, diese Sage habe ursprünglich gelautet, Lucifer lag hinter einer Eisentür und diese zerkratzte er mit den Klauen. Eine Bestätigung für diese Vermutung kommt aus Deutschland, eine Reihe von deutschen Sagen kennt bald in unserem Zusammenhang, (vgl. oben Alpenburg und Mannhardt), bald in einem andern die Vorstellung von dem Teufel, der in Gestalt eines Hundes hinter neun Türen gefesselt liegt, einen Schatz bewachend[2]). Darnach hätten auch in Deutschland die beiden Vorstellungen, die vom gefesselten und die vom eingesperrten Teufel, Heimatrecht.

---

[1]) Kreutzwald Löwe, Esthnische Märchen, (Halle 1869), S. 98. — Schiefner, Mélanges russes 4, S. 8. Axel Olrik S. 242 A. 1.

[2]) J. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 9. Derselbe, Mythologie[2] S. 963. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie[4] S. 114.

Die tatarischen und esthnischen Berichte verraten auch die Herkunft des Motivs von den Hunden, denn sie sagen, das tatarische: die Hunde sind da, wo Sonne und Mond untergehen, und das esthnische, wenn der letzte Hund ausbräche, so sei das Ende der Welt da und die Sonne hätte zum letztenmal geschienen.

Aus dieser Wendung dürfen wir unbedenklich schließen, daß unser Motiv einer weitverbreiteten Vorstellung entstammt, die heute noch bei primitiven, besonders amerikanischen Völkern lebendig ist und zugleich bis in eine primitive Zeit hinein reicht: der alten Vorstellung nämlich von der Sonnen- und Mondfinsternis. Wenn Sonne und Mond sich verfinstern, so glauben die primitiven Völker, Ungeheuer verfolgten die Gestirne und wollten sie verschlingen und man müsse sie verscheuchen und unschädlich machen, sonst sei das Ende der Welt da. Diese Ungeheuer erscheinen bald als Dämonen in menschlicher oder riesischer Gestalt, bald als Drachen, bald als Hunde, bald als Wölfe[1]).

Der Zusammenhang unseres Hundemotivs ist nun enthüllt. Zugleich begreift sich ein Teil der hier vorgeführten Entwicklungen, Spaltungen und Verschlingungen der alten mythischen Vorstellung sehr leicht. Freilich: eine Erklärung für den kalten Schlag der Schmiede, für die örtlichen Begrenzungen dieses Brauchs und für seine Zusammenschmelzung mit dem Fesselungsmotiv finden wir, oder wenigstens ich finde sie nicht. Der Glaube aber: bei einer Sonnenfinsternis verfolgen Unholde die Sonne und die Welt geht unter,

[1]) Tylor, Primitive Culture⁴ I, S. 329 f. — Lasch, Archiv f. Religionswissenschaft 3, S. 97 f. — Axel Olrik, a. a. O. S. 192, A. 1. — Benfey, Pantschatantra, (Leipzig 1859) 1, 387. — Volkskunst und Volkskunde 1907, S. 66, bringt einen Beleg aus Niederbayern, Axel Olrik, Danske Studier 1905, S. 48, einen aus Litauen. Die Litauer verehren den Hammer des Donnergottes, weil sie glauben, mit ihm habe der Gott die Unholde verscheucht, die die Sonne verschlingen wollten.

konnte sich, da diese Finsternisse selten wiederkehren, leicht in die Prophezeiung verwandeln: einst wird die Sonne von den Unholden verschlungen werden und die Welt wird untergehen. Hieran konnte sich wieder die Erfindung reihen: bis zum Weltuntergang sind die Unholde, sei es gefesselt, sei es eingesperrt, und sie suchen sich loszureißen. Bei den Christen verwandelte sich der Unhold, der die Welt vernichten will, in den Teufel. Diese Entwicklungen alle trug das Motiv wie im Keim mit sich, sie wuchsen ganz natürlich aus ihm heraus, war es doch eine schreckhafte Erscheinung, die plötzlich auftrat, niemand wußte woher, und die die lebhafte Phantasie primitiver Völker immer von neuem erregen und beschäftigen mußte. Ebensowenig befremdet es uns, daß die Herkunft des Motives, besonders wenn es mit anderen Sagen verschmolzen wurde, sich später vergaß.

Die Sage spaltete sich, je nachdem man sich die Unholde als unheimliche Wesen in Riesen- oder Menschengestalt (persisch, kaukasisch, deutsch), als Drachen (kaukasisch, germanisch), als Schlangen (persisch), als Hunde und Wölfe (kaukasisch, deutsch, esthnisch, tatarisch) dachte oder als gefesselt oder als eingesperrt. Die getrennten Vorstellungen zogen sich später wiederum an. Die von dem gefesselten und die vom eingesperrten Tier begegneten dicht hinter einander in einer esthnischen bezw. tatarischen Sage, die Vorstellungen vom gefesselten Hund und vom gefesselten Unhold, ebenso die vom gefesselten Drachen und gefesselten Unhold verschlangen sich, was wir schon gesehen, aber noch nicht erklärt haben, in den kaukasischen Berichten, so daß es dort hieß, nicht die Hunde lecken an ihren oder der Unhold reißt an seinen Ketten, sondern die Hunde sind bei dem Unhold und lecken seine Ketten dünn.

Ganz analoge Entwicklungen habe ich gezeigt, als ich die Entstehung der Mythen und Märchen vom

Raub des Feuers und des Wassers zu erklären versuchte [1]. Die eine primitive Vorstellung war, das Feuer sei im Himmel, die andere, es sei im Holz: beide bestanden teils nebeneinander, teils vereinigten sie sich zu der Mythe: ein Held holt das Feuer aus dem Himmel und versteckt es im Holz. — Das Wasser war nach der einen primitiven Vorstellung ursprünglicher Besitz von Wassertieren, die es verschluckt hatten und dann von sich geben mußten, nach einer anderen war es in Töpfen verborgen, nach einer dritten kam es aus den Bergen. Auch diese Vorstellungen findet man bald getrennt, bald vereinigt und vereinigt ergeben sie das Märchen. Ein Held sprengt einen Berg, um zum Wasser zu gelangen, dort ist es in Töpfen verborgen, er verwandelt sich in einen Vogel, trinkt das Wasser und gibt es später wieder her [2].

Wir beobachteten an einem sehr merkwürdigen und überzeugenden Beispiel, wie eine Vorstellung der Urzeit sich in ein Märchen und Sagenmotiv verwandelt, schon in alter Zeit, wie dies an vielen Orten sich steigert, dehnt, entwickelt, neue Verbindungen eingeht, die Erinnerung an den Ursprung verliert, wie die einzelnen Teile sich lösen und wieder zueinanderstreben, und wie es durch diese Umgestaltungen immer neu und jung bleibt.

II.

Ich rief alle diese Zeugen auf, um den Ursprung und die Schicksale eines merkwürdigen Motives, soweit ich sie überblicken kann, zu schildern. Die bisher erlangten Einsichten haben aber noch eine andere Kraft: sie erhellen und entwirren einige mythische Vorstellungen der Edda und diese wiederum, die aus ver-

---

[1] Germanistische Abhandlungen für Hermann Paul (Strassburg 1902) S. 143, 146 ff.

[2] Eine andere Analogie a. a. O. S. 147.

schiedenen Kulturschichten stammen und recht mannigfach sich vor uns ausbreiten, werden unsere Erkenntnisse bestätigen, sichern und wesentlich ergänzen.

Es kommen für uns in Betracht die Berichte über die Sonnenwölfe Skoll und Hate, über den Höllenhund Garmr, über die Fesselung des Fenreswolfes und über die Fesselung Lokes.

Skoll und Hate. Die Wölfe Skoll und Hate begleiten die Sonne; der eine vor ihr, der andere hinter ihr, bis der Wald sie schützt, das heißt: bis sie untergeht, erst nachdem sie unterging, ist sie vor den Wölfen sicher[1]).

Die Vorstellung des Wolfes vor der Sonne entsprang wie Axel Olrik (S. 191 und A. 1) zeigt, einem in nordischen Ländern bekannten Phänomen, bunten Lichtflecken bei der Sonne, hervorgerufen durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den Wolken. Der wissenschaftliche Name dafür ist Nebensonne, der volkstümliche Sonnenwolf.

Die beiden Wölfe sind täglich bei der Sonne, bei der Götterdämmerung am Weltende treten sie ursprünglich nicht auf. Das unterscheidet sie von den Sonnenwölfen, die die Furcht vor der Sonnenfinsternis schuf. Aber der Glaube, daß sie die Sonne als Wölfe feindlich verfolgen und sie verschlingen wollen, muß eine Einwirkung jener uns bekannten Sonnenfinsternisvorstellungen sein. Warum sollte denn sonst eine tägliche Be-

---

[1]) Grimnismal 39, Axel Olrik S. 190 f. Axel Olrik, dem wir die sorgfältigste und zugleich abschließende Untersuchung dieser Vorstellung verdanken, zeigt, daß Snorre (und nach ihm alle späteren Mythologen) in der Gylfaginning diese Stelle falsch auffaßte, wie mir scheint, in Anlehnung an den Volksglauben, auf den er sich ja öfter beruft (vgl. Vithars Schuh, Naglfar): er machte aus den beiden Sonnenwölfen einen Wolf, der die Sonne und einen anderen, der den Mond verschlingt.

gleitung als eine Verfolgung mit mörderischer Absicht aufgefaßt werden?[1]).

Garmr. In der Höhle Gnipaheller liegt der Hund Garmr, bei dem Untergang der Welt bellt er laut auf, zerreißt seine Fesseln und stürzt davon auf die Götter[2]).

Diese Sage hat jeden sichtbaren Zusammenhang mit einem Naturphänomen verloren; dafür steht sie den von uns vorher berührten tatarischen und esthnischen Sagen überraschend nahe. Ich kann wieder nicht an einen zufälligen Zusammenhang glauben und erinnere besonders an den einen Zug, daß in den Märchen auch der Untergang der Welt droht, wenn die Hunde einmal bellen oder heulen.

Das Märchen schildert diese Hunde, ihre Fesselung, ihre Mühen, die Fesseln zu zerreißen, viel lebhafter und ausführlicher, als die wenigen Verse der Völuspa es können. Doch steht nichts der Annahme im Wege, daß der Dichter der Völuspa auch eine ausführlichere und anschaulichere Schilderung kannte und aus ihr absichtlich nur eben das heraushob, was beim Weltuntergang selbst geschah. Er hat, wie uns Axel Olrik (S. 269) zeigte, vieles ausgeschieden, sobald es den wunderbaren Aufbau seiner Dichtung stören konnte.

Für die Entscheidung der Frage, welche Vorstellung war die Quelle für die andere, ob die esthnisch-tatarische für die altnordische oder umgekehrt? bietet

---

[1]) Der eine Wolf Hate wird der Sohn des Hrôthvitner d. h. des Fenrer genannt und Vsp. 40 heißt es: Die Alte im Eisenwalde saß östlich und gebar dort Fenres Geschlecht (Fenres kinder), von ihnen allen wird einer der Räuber des Gestirns (d. h. der Sonne) in der Gestalt eines Trolls. Diese beiden Stellen ergänzen sich sehr gut und verlangen die Lesart Fenrer (vgl. auch Detter-Heinzel zu Vsp. 39, 4) nicht fenrer wie Axel Olrik S. 189 A. 1 verlangt. Über Vfthrm. 46. 47 siehe unten S. 21.

[2]) Vsp. 44, 1; 49, 1; 58, 1. Grimn. 44, 5. Snorre, SE. 1, 190 behauptet, er kämpfe mit Týr, darüber unten S. 22.

unser Motiv keine Handhabe. Da aber grade in der letzten Zeit in einer Reihe esthnischer mythologischer Vorstellungen und Märchen die Herkunft aus dem Germanischen und Nordischen nachgewiesen wurde, aus der Fahrt Thors zu Geirröthr, aus der Hymeskvitha[1]), in einem Fall die Herkunft aus einem Mythus, der älter war als die nordische Thrymskvitha[2]), so scheint auch hier die Annahme die natürlichste, daß die germanische Vorstellung nach Osten wanderte und über Esthland zu den Tataren kam, die sie dann auseinander wickelten.

Fenrer. Vafthruthnesmal 46. 47 heißt es: Woher kommt die Sonne an den glatten Himmel, wenn Fenrer die gegenwärtige getötet hat? Und die Antwort lautet: Eine Tochter gebiert Alfrötholl, bevor Fenrer sie tötet, die soll fahren auf der Mutter Straßen, wenn die Götter sterben.

Das ist die einzige Stelle, die behauptet, daß der Fenreswolf die Sonne beim Untergang der Welt verschlinge und sie bewahrt uns, wie ich im Gegensatz zu Axel Olrik glaube (vgl. oben S. 20 A. 1) zugleich die älteste Auffassung von dem Wolfe. Ich stütze meine Ansicht auf die folgenden Erwägungen: Einmal sind die Vafthruthnesmal reich an alten mythischen Vorstellungen, die von der Völuspa abweichen, wie gerade Axel Olrik mit bewundernswertem Scharfsinn zeigte. Die unsere ergänzt sich dahin, daß wenn die Sonne verschwunden ist, ein furchtbarer Winter eintritt, in dem alles zu grunde geht und daß die

---

[1]) L. von Schröder, Germanische Elben und Götter beim Esthenvolk. S. B. der Wiener Akademie 1906, Heft I, bes. S. 77.

[2]) Axel Olrik, Danske Studier 1905, S. 129 f. Kaarle Krohn, Lappische Beiträge zur germanischen Mythologie, Finnisch-ugrische Forschungen, 1906, S. 166. Ich denke diesen Zusammenhängen bei anderer Gelegenheit, bei einer Studie über die Sagen von Thor, nachzugehen.

Welt wieder auflebt, wenn die Sonnentochter die Bahnen der Mutter wandelt, von denen sich Wärme und Segen verbreiten. Alsdann führen auf unsere Vorstellung als auf die älteste auch die anderen Vorstellungen vom Fenreswolf zurück. Die eine, daß nicht er, aber seine Kinder die Sonne verschlingen, (vgl. oben S. 20 A. 1) und die andere, die dann alle früheren verdrängte, daß er Óthenn tötet. Óthenn trat hier an Stelle des alten Himmelsgottes Týr, des eigentlichen Feindes Fenres, denn Fenrer hatte ihm bei seiner Fesselung die Hand abgebissen, und die Götter treten bei dem letzten Kampf ihrem früheren Gegner gegenüber[1]. — Die Vorstellung aber: der Wolf verschlingt die Sonne, konnte sich doch leicht zu der anderen, erhabeneren steigern, der Wolf kämpft mit dem strahlenden Himmelsgott.

Wie die anderen Unholde, die die Welt vernichten, ist auch der Fenreswolf gefesselt: der Schwerpunkt der Geschichte, die von seiner Fesselung erzählt, ist aber nicht, daß er gefesselt wird und diese Fesseln zu zerreißen strebt, sondern, abweichend von allem, was wir bisher kennen lernten, — die Art, wie er; die List, durch die er gefesselt wird.

Wenn wir nun außerhalb der Edda eine Sage finden, die den Ursprung hat, den wir für den Fenreswolf erschlossen und denselben Schwerpunkt: die List, die eine Fesselung ermöglicht, so wäre das eine neue Bestätigung für unsere Schlußreihe und wir hätten diese dann nicht allein aus der Edda selbst gerechtfertigt, wir hätten außerdem gezeigt, daß die alten Vorstellungen vom gefesselten Unhold auch bei anderen Völkern sich in der Richtung entwickeln können, wie sie sich in der Edda entwickelten.

Eine solche Sage ist nun überliefert im Kaukasus, im östlichen und westlichen Georgien, sie gehört zu

[1]) Much, Germanischer Himmelsgott, (Halle 1898) S. 221. Snorre, SE. 1, 190, lässt Týr, da ihm der Fenreswolf genommen, mit einem nah verwandten Ungeheuer, dem Garmr, kämpfen.



den Sagen, die wir am Eingange dieser Studie zusammenstellten [1]).

Zu Amiram, dem Riesen, sagt Gott: Hier siehst Du einen Pfahl und eine Schnur. Schlage den Pfahl in die Erde, binde die Schnur daran und das andere Ende um Deinen Fuß und laß uns so sehen, ob Du den Pfahl herausziehen kannst. Dem Amiram schien, das sei unter seiner Würde, sich mit solchen Kinderstreichen abzugeben, aber er konnte ja Gott den Gefallen tun. Und nun ging das so: je mehr Amiram rückte, um so fester stand der Pfahl und zuletzt war er verwandelt in einen Eisenpfeiler, der aus den Tiefen der Erde hervorschoß und aus der Schnur war eine Eisenkette geworden.

Damit vergleiche man den Bericht der Gylfaginning (c. 34):

Die Götter wollen den Wolf mit einer ganz dünnen Schnur fesseln. Er hält es für seiner Würde nicht entsprechend, sie zu zerreißen (wittert aber Betrug und verlangt, daß ein Gott seine Hand in seinen Rachen legt zum Zeichen, daß niemand ihn betrügen will. Týr legt die Hand hinein), läßt sie sich dann doch anlegen. Die Götter senken einen großen Stein in die Erde und benutzen ihn als Taupfahl. (Das andere Ende der Schnur ziehen sie gleichfalls durch einen Stein, den sie auch in der Erde festlegen). Der Wolf ist vollständig gefesselt und je mehr er reißt, und mit den Füßen arbeitet, umso fester wird das Band.

Es ist wohl über jedem Zweifel, daß dem Bericht der Gylfaginning eine Geschichte zugrunde lag, die der kaukasischen sehr ähnlich war. Die von mir eingeklammerten Stellen erweisen sich als eine Erweiterung des ursprünglichen Berichtes.

Die Möglichkeit, daß die kaukasische Sage über Rußland nach dem Norden zog, scheint mir wieder nicht ganz ausgeschlossen: der Eingang der georgischen Geschichte ist nämlich, daß Amiram einen starken

[1]) Anholm S. 145. Svornik Materialoff dlja opisanija ujestnoski kavkasu 17 (1896) S. 135 (östliches Georgien); 18, S. 378 (westliches Georgien, mit Erweiterungen, die uns hier nicht interessieren).

Pfahl in die Erde schlägt; jeder Vorbeikommende muß daran rücken, sonst wird er erschlagen. Endlich kommt Gott vorbei, als alter, schwacher Mann; er hebt den Pfahl mit zwei Fingern und fesselt nun in der eben geschilderten Art den Riesen. Von dieser Sage und zugleich von den früher (S. 9 f.) vorgeführten ist nun wieder die folgende russische ein in das christliche ungestimmter Nachklang. Die Teufel machten ein Eisen (kleinruss. 'zalizo' wohl gleich 'Fessel, Kette') für Christus. Und einst ging dieser seines Weges und trat in die Hölle ein. Der alte Teufel bat ihn, er möge das Eisen sich aufsetzen. Christus nötigte ihn aber, es zuerst anzulegen. Als der Teufel hineingekrochen war, da verfluchte ihn Christus, bis zum jüngsten Gericht in dieser Lage zu bleiben. Der Teufel nagt jetzt an diesem Eisen und wenn er es fast zerbissen hat, so wird das 'Christus ist erstanden!' gerufen und das Eisen wird wieder so, wie es früher war[1]).

Die Erzählung vom Fenreswolf in der Edda hat aber noch andere Erweiterungen. Die eine gilt der Fessel: das Motiv, den Wolf bindet eine schwache Fessel, wird märchenhaft dahin ausgestaltet, daß, nachdem er die stärksten Fesseln zerriß, ihn eine dünne, unscheinbare, aber zauberkräftige Schnur bindet. Diese Erweiterung geschah unter dem Einfluß eines bei den Slaven, Litauern und Deutschen bezeugten Märchens von einem Burschen, der die stärksten Fesseln zerreißt und schließlich von der verräterischen Mutter oder Schwester mit einem zarten, dünnen Band gebunden wird. Dies Märchen von der Fesselung des Starken und der verräterischen Schwester ist mit dem biblischen

[1]) Cubinskij, Trudy etnograf-statist-eksped 1, 195. (kleinruss.) Mir mitgeteilt von August von Löwis. — Jakob Grimm zitiert auch eine Sage aus Mähren, Mythologie[2] S. 963: Es werde über den Teufel eine Schlinge von Bast geworfen, die er gleich dem gefesselten Wolf nicht zu zerreißen vermag.

von Simson nah verwandt und die Simson-Sage erklärt uns auch, woher denn grade das dünnste Band, eine Seidenschnur oder ein Frauenhaar (litauisch) für den Stärksten unzerreißbar wird. Die Fessel war ursprünglich ein Haar und besaß nach Meinung der primitiven Völker dessen zauberwirkende Kraft[1]). Diesen Sinn hat der Erzähler der Edda ganz vergessen. Er zählt nach Art volkstümlichen Witzes, der Geheimmittel der Zauberei verspottet, allerhand unmögliche Bestandteile auf, die der Fessel ihre Stärke geben sollen[2]).

Die andere Erweiterung entstand, wie Axel Olrik zeigte, (S. 246 f.) wieder aus einem weit verbreiteten Verschlingungsmythus. Snorre erzählt: die Götter stießen dem Wolf, der nach ihnen schnappen wollte, ein Schwert in den Gaumen, sein Griff stand im Unterkiefer, die Spitze im Oberkiefer, und an anderer Stelle (c. 51) erzählt er, daß der Unterkiefer die Erde, der Oberkiefer den Himmel berühre. Das gleiche Motiv samt der Gaumensperre enthalten serbische und sibirische Märchen. Darin ist der Wolf ein Ungeheuer, der eine Fülle von Volk und Vieh verschlang, das nun aus seinem weit geöffneten Rachen, in den ein Held ein Schwert gestoßen, wieder heil herauskommt. Das Märchen von diesem Ungeheuer entsprang der primitiven Vorstellung von der Nacht. Die Naturvölker denken sich diese als ein Ungetüm, das die ganze Welt verschlingt, sie aber aus seinem Innern unversehrt herausläßt[3]).

---

[1]) Von der Leyen, Märchen in Edda, S. 29 ff. — Derselbe, Herrigs Archiv 114, S. 9. A. 6.

[2]) Vergl. auch R. Köhler, Kleinere Schriften (Weimar 1899) 3, 515, Wilhelm Hertz, Gesammelte Abhandlungen (Stuttg. u. Berlin 1905) S. 388 A. 3. und Goethe, Goetz von Berlichingen, (Jubiläums-Ausgabe) 10, 46, (Franz sagt von Weislingen: 'Ich warf ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber und Fürstengunst und Schmeichelei gedreht').

[3]) Tylor 1, 335. v. d. Leyen Herrigs Archiv 114, 19 u. A. 1.

Wir übersehen nun die ganze Entstehungsgeschichte der Sage von Fenreswolf. Zwei Verschlingungsmythen, deren einen die Sonne, deren anderen die Nacht schuf. Der eine wurde erweitert; an Stelle der verfolgten Sonne trat ein Gott, und außerdem schilderte der Dichter zuerst die Art der Fesselung des Wolfes und dann die märchenhafte, zauberische Kraft der Fessel; dies letzte in Anlehnung an ein bekanntes Märchen, das vielleicht ein späterer Erzähler mutwillig durch allerhand fabelhaften Spuk überbot. Die Zusammensetzung der Sage aus einzelnen Teilen zu dem Ganzen, das uns Snorre erzählt, geschah nicht in buntem Durcheinander, sondern organisch; zwei sehr ähnliche Mythen traten zusammen und ein hervortretendes Motiv des einen verlockte den Erzähler zur Ausgestaltung.

Der Aufbau der Erzählung, einer der anschaulichsten und im Wechsel der Stimmung und der Steigerung wirkungsvollsten der jüngeren Edda erinnert in manchem unverkennbar an den Aufbau der Sage von Baldrs Tod: Fesselung und Tod Baldrs geschehen auch im Beisein aller, zuerst übermütiger, dann furchtsam verlegener Götter; die stärkste Waffe verletzt Baldr nicht und der Wolf zerreißt spielend die stärksten Fesseln, bis die Götter von den Schwarzelben eine Zauberfessel herstellen lassen und diese dünne, unscheinbare Schnur bindet den unheimlichen Wolf bis zum Ende der Tage und bis ein schmaler Mistelzweig, den Frigg übersah und den Loke erst durch eine List erfragte, den strahlenden Gott niederwirft.

Dieser Mistelzweig, ebenso wie die seltsame Fessel, sind Zauberdinge des Märchens, ähnlich wie etwa nach meiner Überzeugung der Vergessenheitstrunk in die nordische Nibelungensage aus dem Märchen eingewandert ist[1]). An der Baldr-Sage ist christlich nur die

[1]) Aus dem Märchen von der vergessenen Braut. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften 1, 163, 169.

Auffassung Baldrs als milden, unschuldig leidenden Gottes, Lokes als tückischen Anstifters alles Unheils. Die einzelnen Motive sind, wie bei der Sage vom Fenreswolf, Märchen- und Sagen-Motive[1]).

Loke. 'Wenn man die Rolle Lokes und die des Fenreswolfes bei der Götterdämmerung vergleicht, so entdeckt man einen wesentlichen Unterschied: der Fenreswolf vollbringt die größte Kampftat bei der Götterdämmerung, den Fall des Götterkönigs. Loke vollbringt keine Tat, und der Verlauf des Kampfes wird durch ihn nicht verändert, gleichviel, ob er gebunden bleibt oder ob er sich losreißt. Mit anderen Worten: der Fenreswolf ist das wesentlichste Glied im

---

[1]) Vergl. v. d. Leyen, Märchen in Edda, S. 24 ff. — Wie es scheint, existierte ein Baldr-Märchen auch in Rußland. Mir teilte August von Löwis ein kleines, aber sehr merkwürdiges Fragment mit. Etnogr. Obozr. 4, 4, 172. (1892). Erzählung der Votjaken, mitget. von P. B. Einen Helden, der drei Tage nach seiner Geburt schon eine Schere zusammenbiegen konnte, wollen seine Eltern, da er nicht ihr Kind sein könne, ermorden. — Da sagte der Held zu ihnen: 'Ihr könnt mich mit nichts anderem töten als mit einem Knüppel aus dem Holz der Eberesche'.

Die Ausführungen von Kaarle Krohn, Finnische Beiträge zur germanischen Mythologie, Finnisch-ugrische Forschungen 1905, S. 112 f. haben mich leider nicht überzeugt, soweit sie den christlichen Charakter der Baldr-Sage betreffen. Sie wiederholen teils längst widerlegte Argumente Bugges, teils gehen sie noch über Bugge hinaus, indem Krohn versucht, die Fassung der Baldr-Sage bei Saxo aus der bei Snorre abzuleiten — dann müßte eine in ihren Hauptpersonen christlich gewordene Sage durch die Darstellung eines Mönches wieder heidnisch werden können. — Seltsamer noch wirkt das Unterfangen, für den Merseburger zweiten Zauberspruch, dessen echtes Heidentum in allen Einzelheiten und im Aufbau bezeugt ist, eine christliche Grundlage zu finden: den Heiland, der beim Einritt in Jerusalem seinen Esel heilt. (!) Denn daß das Pferd des Merseburger deutschen Zauberspruches ursprünglich ein Esel gewesen sei, bezeugten hunderte von finnischen Varianten des Spruches! (!! S. 132.)

Götterkampf. Loke ist vom Standpunkt der Handlung aus überflüssig. Er ist die schwächere Wiederholung eines Gedankens, der einen kräftigeren und treffenderen Ausdruck im Fenreswolfe fand (Axel Olrik, S. 236).

Die Sage nun von Lokes Fesselung (Gylfag. c. 50, Lokasenna Prosa nach 65) klingt besonders bei der Fesselung wie eine Variante der Sage vom Wolf. Auch Loke wird mit einer seltsamen Fessel gebunden, mit den Därmen seines vorher in einen Wolf verwandelten und dann von dem eigenen, auch Wolf gewordenen Bruder, zerrissenen Sohnes und diese schwache Fessel wird stark, die Därme verwandeln sich in Eisen.. Eine ähnliche, unheimliche Verwandlung der Fessel, lernten wir auch in der kaukasischen Sage kennen, die der vom Fenreswolf so glich. Und ein anderes Seitenstück kennt die nordische Sage, die Fesselung des Vikar (Axel Olrik, S. 244).

Loke wird gefesselt auf einer Klippe, genau wie andere Unholde der Sage, z. B. die in unseren kaukasischen Überlieferungen[1]).

Vor die Erzählung der Fesselung Lokes wird die Sage von seiner Flucht vor den verfolgenden Göttern gestellt, das ist eine neue Erweiterung des Fesselungsmotivs nach rückwärts, von der Fesselung sind wir über die Art der Fesselung nun allmählich zur Flucht vor der Fesselung gelangt. Auch diese Erzählung scheint im Anschluß an andere nordische Mythen gebildet. Loke verwandelt sich in einen Lachs und wird, nachdem er den Göttern erst entglitt, mit einem Netz gefangen, das er selbst erfand, d. h. er hatte sein Netz verbrannt und die Götter hatten ein gleiches aus der Asche des ersten hergestellt. — Die Flucht Lokes in

---

[1]) Vgl. auch die Parallelen Märchen in Edda S. 30. 31. — Einfluss christlicher Vorstellungen hier anzunehmen: (die Fesselung Lucifers auf einer Klippe), scheint mir unnötig. Ich stimme hier mit Axel Olrik S. 243 nicht überein.

Fischgestalt und seinen Kampf mit einem anderen Gott Heimdallr, der sich auch in eine Robbe verwandelte, schildert uns auch die aus dem 10. Jahrhundert bezeugte, von Müllenhoff wiederhergestellte Dichtung vom Brisingamene. Dies Kleinod der Freyja stahl Loke, er floh und verbarg es fern im Westen hinter einer Meeresklippe, Heimdallr aber, der Gott der Frühe, entkämpfte es dem Loke und brachte es der Freyja zurück. Das Brisingamene ist nach allgemeiner Annahme die Sonne, die abends ins Meer sinkt und morgens dem Meer entsteigt. Der eine Gott raubt sie, den Halsschmuck der Sonnengöttin, und verbirgt sie ins Meer, der andere führt sie an den Himmel zurück[1]). Diese Deutung trifft gewiß das Rechte. Man muß sich aber hüten, sie als uralten Mythus auszugeben, wie das manche Mythologen noch tun. Daß solch ein Mythus ganz anders aussieht, viel unbeholfener und grotesker, zeigten unsere Verschlingungsmythen —: wie kunstreich ausgeführt und aufgebaut ist im Vergleich mit ihnen die Geschichte vom Brisingamen. Es ist die feine, wohl erwogene Schöpfung eines Dichters, schon der Vergleich, die Sonne sei der Halsbandschmuck der Freyja, d. h. der Sonnengöttin, ist keine mythische Vorstellung der Urzeit, sondern steht einer skaldischen Kenning recht nah[2]).

---

[1]) Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, (Leipzig 1895) S. 364. L. von Schröder, Wiener S. B. 1906, 1, 67.

[2]) Über den Unterschied von Mythus und Dichtung spricht wunderschön Axel Orik S. 269 f. — Die verschmitzte und künstliche Art, wie Loke das Halsband stiehlt (Sörla Thattr, Flateyjarbok 1, 275); daß er als Fliege in Freyjas Gemach schlüpft, sich dann in einen Floh verwandelt und die Göttin so sticht, daß sie sich umdreht und dadurch das Halsband in eine Lage bringt, die dem Gott die Entwendung ermöglicht, diese Art geschah, wie Panzer, Hilde Gudrun (Halle 1901) S. 164 zeigt, unter dem Einfluß eines aus Indien stammenden Märchens vom gestohlenen und zurückgebrachten Kleinod. (Herrigs Archiv 116, 24 A. 1.) In 1001 Nacht erscheint derselbe Diebstahl als Tierfabel, der Übeltäter ist auch ein Floh (Burton, Thousand Nights

Daß noch andere nordische Mythen bestanden, die Ähnliches erzählten, wie Lokes Flucht, dürfen wir aus finnischen Sagen im Kalewala schließen, die aus älteren nordischen uns verlorenen sich entwickelten und aus primitiven Vorstellungen vom Feuer hervorgingen (L. von Schröder S. 67): der himmlische Feuerfunken fliegt in das Wasser, wird dort von einem Barsch verschlungen, den verschlingt ein Lachs, den ein Hecht, das Feuer fährt, seine Träger wütend peinigend, im Wasser umher, bis die verfolgenden Helden es endlich mit Netzen fangen, die eigens zu diesem Zweck erfunden und kunstreich hergestellt sind.

Der eigentliche Ausgangspunkt des Loke Mythus war aber ein anderer. Es ist der Teil, in dem es heißt: Die Götter befestigen Loke auf einer Klippe, über ihn eine Giftschlange, Sigyn, sein Weib, hält eine Schale darunter, in der sie das Gift auffängt. Wenn aber die Schale gefüllt ist und Sigyn sie ausgießen muß, tropft unterdessen das Gift in Lokes Antlitz und dann windet er sich so gewaltsam, daß die Erde erbebt. Wir geraten hier noch einmal an einen Naturmythus als Keim für eine Göttersage der Edda: die Vorstellung, daß ein Erdbeben entsteht aus Zuckungen eines Riesen, ist weit verbreitet, uralt, wir stießen auf sie schon während unserer Studie in tscherkessischen und persischen Überlieferungen, in Deutschland wies sie Axel Olrik nach (S. 244) und bei anderen Völkern verfolgte sie z. B.

---

and a Night (Benares 1885) 3, 153. — Deutsch: Ausgabe der Insel 1907, 3, 274.) — Ein neues Interesse gewinnt der Diebstahl für uns dadurch, daß er eines der beiden esthnischen Märchen einleitet, die in so nahem Zusammenhang mit der Thrymskvitha stehen. Er ist m. E. erst in später Zeit diesem Märchen vorgehängt worden und die Trennung von alten und jungen Bestandteilen in ihm ist, wie mir scheint, eine recht schwierige, von Axel Olrik (Danske Studier 1905, S. 142) vielleicht etwas unterschätzte Aufgabe.

Lasch[1]). Besonders erinnern an die Sagen von Loke ostindische: die Schlange, die die Welt trägt, wird durch eine Hummel unter die Arme gestochen, daß sie vor Schmerz sich krümmt und dadurch Erdbeben veranlaßt (Lasch S. 371). Und auf Celebes wird erzählt: wenn eine große Fliege den Weltbüffel in das Ohr steche, so schüttle er seinen Kopf und lasse die Erde erbeben.

Aus diesen Parallelen dürfen wir schließen, daß die ältere, einfachere Form der Eddasage war: eine Schlange ließ ihr Gift auf Loke fallen, wenn es auf ihn tropfte, zuckte er im Schmerz auf und die Erde erbebte. Diesen Schluß erhebt zur Gewißheit eine Skulptur auf dem Gosforth-Kreuz. Sie bildet Loke ab, und über ihm hängt eine Schlange. (Axel Olrik S. 244.)

Was Snorre und die Prosa der Lokasenna weiter von Sigyn erzählen, ist nicht ganz leicht zu erklären. Ich glaube den Schlüssel im Märchen zu entdecken, in dem Motiv, daß die Liebende um den Geliebten unaufhörlich weint, bis sich ein Krug oder eine Schale mit ihren Tränen füllt[2]). Dies Motiv von der vollgeweinten Schale hätte dann ein Erzähler mit dem Motiv von den Gifttropfen, die auf Loke fallen, verbunden und aus der Verbindung entstand unsere, etwas künstliche Geschichte[3]).

---

[1]) Ursache und Bedeutung der Erdbeben in Volksglauben und Volksbrauch. (Archiv für Religionswissenschaft, 5, 236 ff.).

[2]) In einem litauischen Märchen Leskien-Brugman, Litauische Märchen, (Straßburg 1882) S. 399, 552, ist es für die verräterische Schwester eine Strafe, daß sie einen Kessel voll Tränen weinen soll.

[3]) Axel Olrik denkt an die Möglichkeit christlicher Einwirkungen und verweist auf Zeichnungen, wie man sie in der altengl. Kaedmon Handschrift findet: geflügelte Wesen stehen bei oder fliegen zum Teufel. Dies geflügelte Wesen habe ein Vikinger als Hausfrau des gebundenen Lucifer aufgefaßt. Diese

Die Zusammensetzung der Lokesage ist nun auch in allen Einzelheiten für uns deutlich: ein Erdbebenmythus, durch ein Märchenmotiv, das von der weinenden Frau erweitert, mit Mythen zusammengestellt, die verwandten nordischen nachgebildet wurden, von Verfolgung und Fesselung des Gottes berichten und deren letzter Ursprung vielleicht Sagen von der Verfolgung des Feuers sind. Die Zusammensetzung geschah auch hier nicht willkürlich, sie ergab sich zum Teil aus der Vorstellung des zu fesselnden, seine Fesselung fliehenden Gottes, zum Teil greift sie nach Mythen, die mit dem Wesen Lokes als Feuergott zusammenhingen.

In der ganzen Sage ist nichts Christliches. Axel Olrik (S. 242) glaubte, die Vorstellung eines gefesselten Unholds in Menschengestalt selbst sei christlich und sei fremd den ältesten christlichen und allen heidnischen Berichten, der gebundene Loke sei der gebundene Lucifer. Diese Meinung widerlegen unsere kaukasischen Sagen, die der Aufmerksamkeit des ausgezeichneten Gelehrten entgingen, der gefesselte Unhold hat darin überall Menschengestalt. Axel Olrik wird denn auch, wie er mir mitteilt, seine frühere Vermutung zurückziehen.

Es ergibt sich bei Betrachtung der Lokesage das Gleiche wie bei der Baldrs: in den Göttersagen der Edda sind n i c h t d i e M o t i v e, die die Handlung tragen und bewegen, es ist nur d i e A u f f a s s u n g e i n i g e r G ö t t e r in späteren Mythen von christlichen Auffassungen umgestaltet und vertieft. Dazu sind christlich einige Vorstellungen über den Weltuntergang und das künftige Leben, die nur die Völuspa kennt. (Axel Olrik S. 290.[1])

Vermutung sieht einer Verlegenheitsauskunft ein bischen ähnlich, außerdem erklärt sie nicht das Wesentlichste im Sigyn-Motiv: die unter die Schlange gehaltene Schale.

[1]) Axel Olrik meint (S. 276), die Vorstellung, daß Heimdallr bei der Götterdämmerung laut in das Gjallarhorn blase

Ich bin nun am Ende meines Weges. Wir sahen mancherlei Geheimnisvolles und Unaufgeklärtes. Dahin

---

und dadurch den Beginn des Weltunterganges feierlich ankünde, habe sich gebildet unter dem Einflusse christlicher Vorstellungen, daß die Engel, wenn das jüngste Gericht nahe, in die Posaunen blasen, um die Toten zu wecken.

So verführerisch das klingt, so muß ich doch betonen, daß der erste Zweck der Posaunenstöße der christlichen Engel der bleibt, die Toten zu wecken, die Ankündigung des jüngsten Gerichtes tritt in unseren Berichten dahinter zurück. Ausserdem glaube ich, daß die Rolle Heimdalls sich aus germanischen Anschauungen und Motiven leicht erklären läßt. Im Märchen in Edda S. 7 hatte ich schon auf ein dem Hornmotiv ähnliches, im Orient weit verbreitetes Motiv hingewiesen, das wohl aus 1001 Nacht stammt (Burton 5, 1, Chauvin Bibliographie des ouvrages . . Arabes 5, 224, 227). Ein indischer König schenkt einem anderen König einen goldenen juwelenbesetzten Mann, der in der Hand eine goldene Trompete hält und der, wenn man ihn vor ein Stadttor setzt, dies bewacht. Denn sowie ein Feind naht, bläst er in die Trompete, und der Feind sinkt dann, von Entsetzen befallen, tot hin. — Noch näher aber liegt der Hinweis auf das Horn, das Oberon besitzt und verschenkt, und in das der Held, aber nur, wenn er in höchster Gefahr ist, blasen darf, um den Elbenkönig herbeizurufen. Oberon ist aber germanischer Herkunft (Voretzsch, Epische Studien, [Halle 1899] S. 252 f., besonders S. 262), ein Lichtelbe, klein, zierlich, schön wie die Sonne, wachsam und hilfsbereit und sehr weise. Er hört die Engel im Himmel singen. — Fällt von hier nicht ein plötzlich unerwartetes Licht auf Heimdallr? Erklären sich seine Schönheit, sein strahlendes Aussehen (enn hvíti áss), seine goldenen Zähne, seine Klugheit, seine wachsame Hilfbereitschaft, sein Horn, in das er stößt, sowie Gefahr droht, nicht ganz von selbst als Eigenschaften eines germanischen Lichtelben? Und würde diese Entdeckung nicht eine andere Axel Olriks wunderschön ergänzen, dass nämlich Loke, der noch in der Edda oft an Seite Heimdalls auftritt, und Thjálfe (Danske Studier 1905, S. 129, 1906, S. 65), ursprünglich waren, was sie noch bei Lappen und Esthen blieben, kleine, hurtige, hilfsbereite, verschlagene, dienstbare und wachsame Elben? — Heimdallr, als Gott des frühen Tages oder des hellen Tages (R. M. Meyer Arkiv f. nordisk Filologi 23 [1906] S. 252.) wäre dann erst eine

gehört u. a. der Brauch vom kalten Schlag der Schmiede und die überraschenden Ähnlichkeiten kaukasischer Sagen mit germanischen, denn was ich zu ihrer Erklärung beibringen konnte, blieben schüchterne Vermutungen. Vielleicht schafft uns die an ungehobenen Schätzen noch so reiche slavische Märchenwelt die entscheidenden Aufschlüsse. Ungleich wertvoller aber scheinen mir eine Reihe unerwarteter Ergebnisse: die Überzeugung, daß die Sagen der Edda sehr oft aus dem Boden stammen, aus dem Sagen und Märchen überall wachsen, daß man, um sie zu erklären, niemals das Christentum zu Hilfe zu rufen braucht, daß dagegen aus den Sagen der östlichen Völker (der Esthen, Finnen, Tataren, Litauer, Russen, Kaukasier usw.) viele Erleuchtungen kommen, auch erklären öfter die Edda-Sagen eine die andere. Obwohl es ihren Erzählern nicht immer bewußt bleibt, so hängen die Edda-Sagen doch vielfach tief mit uralten volkstümlichen Anschauungen zusammen. — Der Reichtum der Edda-Sagen wurde vor unseren Augen zum Erstaunen groß, und wenn er auch oft nur scheinbar war, insofern sich verschiedene Sagen als Varianten einer und derselben Vorstellung enthüllten (vgl. z. B. Skoll und Hate, Garmr, Fenrer), so hat doch der Sagenforscher, wenn er das Gemeinsame sah und betonte, vor allem, wie uns Axel Olrik erschloß, die Aufgabe, die Vielheit der Ueberlieferungen zu betonen, die Verschiedenheiten, auch die leisesten, aufzudecken, jede aus sich behutsam zu erklären und die Zusammensetzung aus dem Einzelnen zum Ganzen zu verstehen, denn hier verbergen sich die reizvollsten Geheimnisse der Mythenentwicklung

---

Schöpfung der Skalden. Was die Völuspa von Heimdallr erzählt, daß er beim Weltuntergang der wachsame Gott bleibt und sein Gjallarhorn die höchste Gefahr, den Anfang des letzten großen Kampfes, feierlich verkündet, dürfen wir dann deuten als Steigerung einer alten germanischen Vorstellung.

und hier zeigt sich oft das dichterische Werden der Sagen.

Außerdem haben wir einige Naturmythen als Anfänge nordischer Göttersagen gefunden, d. h. Mythen, deren Entstehung aus den Vorgängen der Natur unzweifelhaft war, Mythen, die Sonnenfinsternis, Sonnenuntergang, Nebensonnen, die Nacht, das Erdbeben so erklären, wie es die primitiven Völker auch erklären; zugleich haben wir den Unterschied dieser primitiven, kindlich unbeholfenen Mythen mit dem Eindruck vergleichen können, den ein Sonnenuntergang auf die Phantasie eines Dichters macht und die Darstellung des Mythus der der Dichtung entgegengehalten. Studien, wie die unsere, wenn anders sie richtig begonnen und geleitet wurden, sollten die Forscher nachdenklich machen, die die ganze germanische, womöglich die indogermanische Mythologie noch immer aus Naturmythen ableiten und die Mythen nach ihrer vorgefaßten Meinung deuten möchten: in unseren Fällen sieht man, wie Naturmythen wirklich entstehen, sich verändern, sich ausdehnen, sich trennen und anziehen, sich zusammenfügen und wie und wo sie ihre Herkunft vergessen. Es ist eine reiche Fülle von Entdeckungen, die die Mythen über uns ausschütten; wenn man sie ganz unvoreingenommen und vorsichtig untersucht, enthüllen sie uns wirklich die Anfänge des Denkens und Dichtens und sie zeigen uns zugleich eine gute Strecke seiner Entwicklung.

ZWEI BEITRÄGE ZUR LATEINISCHEN METRIK.

I. ZUR DISTINCTIO DER RÖMISCHEN DICHTER.

II. ZUR GESCHICHTE DES LATEINISCHEN HEXAMETERS:

DIE BILDUNG DES VIERTEN FUSSES IM HEPTATEUCHOS.

VON

JULIUS CORNU.

I. ZUR DISTINCTIO DER RÖMISCHEN DICHTER.

Distinctio sensum
auget. et ignavis dant intervalla vigorem.
Ausonius XIII 2. 49 50.

Es schrieb ein Mann an eine Wand:
Zehn Finger hab' ich an jeder Hand,
Fünf und zwanzig an Händen und Füßen,
Und hab' Gott dafür danken müßen.[1])

In ähnlicher Weise werden lateinische Hexameter oft gelesen. Wenn in einem sehr verbreiteten Schulbuche steht: 'Einen Vers skandieren heißt ihn so lesen, daß man ihn in seine Versfüße zerlegt', so fehlt meiner Ansicht nach eine wichtige Ergänzung: nämlich die: aber nicht versteht.

Man erzählt, ein Landgeistlicher habe einst über seiner Haustüre folgenden Hexameter einmeißeln lassen:

PORTA PATENS ESTO. NULLI CLAUDATUR HONESTO.

Der Steinmetz setzte den Punkt nach NULLI, und der Hexameter lautete nun:

PORTA PATENS ESTO NULLI. CLAUDATUR HONESTO.

Vom Bischofe zur Rechenschaft gezogen, ward dem Geistlichen die Strafe zugemessen, seinen Esel einzubüßen. Daraus soll das französische Sprichwort

[1]) Nach einer andern Lesart lautet die vierte Zeile: Wers richtig lesen will, wird Zeichen setzen müssen.

hervorgegangen sein: Pour un point Martin perdit son âne.

Die Schrift und der Druck zeigen durch die bekannten Zeichen die Sprechpausen nur unvollkommen an. Durch Änderung derselben kann das Wort des Dichters ins Gegenteil verwandelt werden. Die Parodie bedient sich oft dieses sehr einfachen Mittels. Zum Beispiel wurde schon zu Vergils Zeiten die Zeile

Lac mihi non aestate novum, non frigore defit B. II 22

folgendermaßen parodiert:

Lac mihi non aestate novum, non frigore: defit.

Die Ausgaben lateinischer Schriftsteller fehlen oft gegen die Interpunktion, die im Altertum mit Recht üblich war. Wie wichtig das richtige Lesen, d. h. die *distinctio,* wo sie hingehört, für das Verständnis der Alten ist, wird durch etliche der folgenden Stellen klargelegt. Es wäre mir ein Leichtes, aus anderen Dichtern weitere Belege zu erbringen.

Beim Niederschreiben der vorliegenden Bemerkungen hatte ich sechs oder sieben der gangbarsten Ausgaben des Horaz vor Augen.

CATULLUS.

LXIV. 136

Nullane res potuit crudelis ‖ flectere mentis
consilium?

crudelis halte ich für den Vokativ, nicht für den Genitiv, wie die Herausgeber tun. Nach dem aus einem Worte bestehenden Anruf (Vokativ) findet eine Sprechpause (Caesur) statt, indem dieses Wort sich an das Vorhergehende enklitisch anreiht. Zwischen *potuit* und *crudelis* ist keine Pause vorhanden und daher der Beistrich der heutigen Orthographie irreführend.

HORATIUS.
SERMONUM LIBER PRIMUS.

I 14—18

Ne te morer. audi
quo rem deducam. Siquis deus En ego dicat |
iam faciam quod vultis. eris tu qui modo miles |
mercator. tu consultus | modo rusticus. hinc vos.
vos hinc mutatis discedite partibus.

Obgleich der allgemeine Sinn gleich bleibt, halte ich dafür, daß die gewöhnliche Stellung von *modo* zu wahren ist und verbinde beim Lesen *modo* mit *rusticus,* nicht mit *consultus.*

II 53—57

Verum hoc se amplectitur uno.
hoc amat et laudat. Matronam nullam ego tango.
ut quondam Marsaeus | amator Originis. ille
qui patrium mimae donat fundumque laremque.
Nil fuerit mi inquit | cum uxoribus unquam alienis.

Die Herausgeber setzen einen Beistrich nach *ille,* ich setze ihn vor *ille.*

II 101

Altera nil obstat. | Cois tibi paene videre est
ut nudam. ne crure malo. | ne sit pede turpi.

Ausgaben habe ich in den Händen gehabt, welche die Interpunktion nach *tibi* haben.

III 56—58

Probus quis
nobiscum vivit. multum demissus homo. illi
tardo cognomen pingui damus.

IV 96—98

Me Capitolinus. convictore usus. amicoque
a puero est. causaque mea | permulta rogatus
fecit. et incolumis | laetor quod vivit in urbe.

Incolumis gehört zu *vivit.* Nach *incolumis* ist die Sprechpause (Caesur), nicht nach *laetor.*

VIII 28—29

cruor in fossam confusus. ut inde
manes elicerent animas ‖ responsa daturas.

Die Herausgeber, welche *manes* mit *animas* verbinden, haben gewiß Recht. Sie erhalten dadurch eine viel bessere Caesur.

IX 16—18

Nil opus est te
circumagi. quendam volo visere ‖ non tibi notum
trans Tiberim. Longe cubat is ‖ prope Caesaris hortos.

trans Tiberim verbinde ich mit dem Vorhergehenden. *Longe* als erstes Wort des folgenden Satzes klingt dann viel kräftiger.

SERMONUM LIBER SECUNDUS.

II 38

Jejunus | raro stomachus ‖ vulgaria temnit

hat denselben Rhythmus, wie die Zeile:

Parebit | pravi docilis ‖ Romana juventus.

in dem gleichen Gedichte.

III 57—60

clamet amica
mater. honesta soror cum cognatis. pater. uxor.
Hic fossa est ingens. hic rupes maxima. serva.
non magis audierit quam Fufius ebrius olim etc.

Porfyrio sagt *Melius est sic accipi: amica mater,* eine Angabe, bei der man sich beruhigen kann. Trennt man *amica* von *mater,* so kann *honesta* sowohl mit *mater* als mit *soror* verbunden werden. Ferner ist zu bemerken, daß die Herausgeber mit dem folgenden nicht

gleich verfahren: die einen lesen *honesta soror cum cognatis*, die andern *cum cognatis, pater, uxor*.

III 179—181

Praeterea ne vos titillet gloria. jure
jurando obstringam ambo. uter aedilis fueritve
vestrum praetor. is ‖ intestabilis et sacer esto.

Da *intestabilis et sacer esto* ein Sprechglied bildet, kann die Caesur nur nach *is* sein.

Nach Lachmann, Lucr., Comm. S. 414, hätte der Vers 181 keine richtige Caesur, er wäre *non legitime incisus*, wie er sich ausdrückt. Diese Annahme des großen Kritikers kommt daher, daß er nicht erkannt hat, daß hier nach dem hochtonigen *is* (= deutsch *dér*) notwendiger Weise eine Sprechpause stattfinden muß, da es Subjekt des Satzes ist und ein Sprechglied für sich bildet. Denn *intestabilis et sacer esto* ist eine zusammen gehörige Wortreihe. Unter den S. 413 und 414 angeführten Zeilen findet man übrigens mehrere, in denen er die jeweilige Caesur nicht erkannt hat.

IV 32

Murice Baiano melior ‖ Lucrina peloris.

VII 58

Quid refert uri virgis ‖ ferroque necari
auctoratus eas? . . .

In einer Ausgabe fand ich einen Beistrich nach *uri*. Vgl. Ep. I XVI. 47:

— ◡ Habes pretium. loris non ureris aio.

VII 85—86

Responsare cupidinibus. contemnere honores
fortis. et in se ipso ‖ totus teres atque rotundus.

Ich übersetze *totus teres atque rotundus.* durch 'ganz glatt und rund', setze daher zwischen *totus* und *teres* keinen Beistrich.

VIII 61—62

— ⏑ ⏑ Heu Fortuna. quis est crudelior in nos
te deus? Ut semper. ‖ gaudes illudere rebus
humanis.

Die Herausgeber setzen ein Ausrufungszeichen nach *humanis.* Weit besser ist die Caesur, wenn *ut semper* vom Folgenden getrennt wird, und nicht weniger angemessen der Sinn.

VIII 73—74

Sed convivatoris ‖ uti ducis ingenium. res
adversae nudare solent. celare secundae.

Ingenium verbinde ich mit *ducis* und erhalte dadurch eine sehr gute Caesur nach *convivatoris.*

EPISTULARUM LIBER PRIMUS.

I 7

Est mihi purgatam ‖ crebro qui personet aurem.

crebro gehört zu *personet,* nicht zu *purgatam*; die Zeile hat daher die Penthemimeres.

II 24—26

quae si cum sociis. ‖ stultus cupidusque bibisset.
sub domina meretrice fuisset. ‖ turpis et excors
vixisset. canis immundus. ‖ vel amica luto sus.

Die Herausgeber verbinden *turpis et excors* mit *fuisset.* Dadurch gehen die Reime *(bibisset, fuisset* und *vixisset)* verloren, die Horaz mit hervorragendem Geschick nicht nur hier zu verwenden versteht Man vergleiche, um nur die auffälligsten zu erwähnen, Serm. I I 71 72, 78 79; VI 10 11, 45 46; IX 57-59; II I 8 9; III 156—160; VIII 74; Ep. I III 26—29; IV 15—16; VI 45 46, 65 66; XIV 14 15; XVIII 89 90; XX 24 25; AP 43 44, 99 100. 175—178, 332, 336, 475 476.

II 69

quo semel est imbuta recens. ‖ servabit odorem
testa diu.

X 18

Est ubi divellat somnos minus ‖ invida cura?

X 32

— — — Fuge magna. licet sub paupere tecto.
reges et regum ‖ vita praecurrere amicos.

XII 12

Miramur si Democriti ‖ pecus edit agellos
cultaque. dum peregre est animus. sine corpore velox.

XIII 10

Viribus uteris ‖ per clivos. flumina. lamas.

Bei Aufzählungen sind die Glieder, woraus sie bestehen, zusammen zu verbinden.

XV 35

patinas coenabat omasi
vilis. et agninae ‖ tribus ursis quod satis esset.

Die Verbindung von *omasi* mit *vilis* ist so sehr angemessen, daß ich mich verwundere, daß es Herausgeber gibt, die einen Beistrich nach *omasi* setzen.

XVI 69

Vendere cum possis. ‖ captivum occidere noli.

Schwer ist es zu entscheiden, ob die Caesur nach *possis* oder nach *captivum* ist. Natürlicher scheint mir die, welche ich vorschlage.

XVII 61

Credite. non ludo crudeles. ‖ tollite claudum.

Der Vokativ *crudeles* ist meiner Ansicht nach mit *ludo* zu verbinden, nicht mit *tollite claudum.* Der Vers hat in Folge dessen die bukolische Caesur.

XIX 23

qui sibi fidit
dux. regit examen.

EPISTULARUM LIBER SECUNDUS.

I 114—116

Navem agere | ignarus navis timet. habrotonum aegro |
non audet | nisi qui didicit dare. Quod medicorum est.
promittunt medici. tractant fabrilia fabri.

Es gibt Herausgeber, die *quod medicorum est* zum Vorhergehenden zu ziehen scheinen; wenn sie es tun, sind die angeführten Worte eine überaus prosaische Bemerkung.

II 199

Pauperies immunda domus procul absit. ⏑ — —

Wenn die Zeile mit den richtigen Sprechpausen gelesen wird, verschwindet jede Schwierigkeit. Ich lese

Pauperies | immunda domus | procul absit.

III (AP.) 21

Amphora coepit
instituі currente rota. ‖ cur urceus exit?

Indem der Töpfer das Rad in Bewegung setzt, beginnt er den Topf zu formen. Wenn der Topf fertig ist, hält er das Rad an. Ist diese Auffassung richtig, so hat die Zeile eine viel wirksamere Caesur, als wenn *currente rota* den Fragesatz beginnt.

III (AP.) 263

Non quivis videt ‖ immòdulata poemata judex.

In den Kommentaren zu Horaz findet man über diesen Vers Ansichten vertreten, die offenbar leichtgläubige Leser voraussetzen. Er soll überaus schlecht sein, geradezu das Muster eines schlechten Verses.

Wenn er schlecht ist, so hat Horaz gar viele schlechte Verse gemacht, denn solche, wie die folgenden, die dieselbe Caesur, wie der erwähnte habèn, sind nicht die einzigen, welche ich anführen könnte:

ambitione mala. ‖ aut àrgenti pallet amore.
Serm. II III 78.
luctandum in turba. ‖ et fàcienda iniuria tardis.
Serm. II VI 28.
Cunctane prae campo. ‖ et Tìberino flumine sordent?
Ep. I XI 4.
denique saevam
militiam puer. ‖ et Càntabrica bella tulisti.
Ep. I XVIII 54.
poscit opem chorus. ‖ et pràesentia numina sentit.
Ep. II I 134.
impetrat et pacem. ‖ et lòcupletem frugibus annum.
Ep. II I 137.
summe munito. ‖ et mùltarum divite rerum.
Ep. II II 31.
vestigia Graeca
ausi deserere. ‖ et cèlebrare domestica facta.
AP. 286.

Auch Lachmann, Lucr., Comm. S. 414, ist der Meinung, der besprochene Vers (AP. 263) wäre *non legitime incisus.*

III (AP.) 453—456.

Ut mala quem scabies. aut morbus regius urget.
aut fanaticus error. et iracunda Diana.
vesanum tetigisse ‖ timent fugiuntque. | poetam
qui sapiunt agitant. ‖ pueri incautique sequuntur.

Obgleich Porfyrio diese vier Zeilen so wie die modernen Kommentatoren versteht, vermag ich nicht, mich ihnen anzuschließen und bin der Meinung, daß der Hauptsatz mit *poetam* beginnt.

Im Jahre 1895, als ich auf theoretischem Wege dazu gelangt war, die Prinzipien, welche Griechen und Römer bei der *distinctio* befolgten, klar zu erfassen und in meine Handausgabe der Satiren und Episteln des Horaz die eben vorgeführten Verbesserungen mit Ausnahme der letzten (AP. 455 456) eingetragen hatte, wurde mir dank dem freundschaftlichen Entgegenkommen meines Prager Kollegen Prof. Otto Keller die Gelegenheit zu teil, meine Ergebnisse mit der handschriftlichen Überlieferung zu vergleichen. Seine überaus sorgfältigen Kollationen und die nicht weniger genauen von Alfred Holder stellte er mir zur Verfügung. Unter den Handschriften, deren Kollationen ich damals einsah, fanden sich nur wenige, deren *distinctio* Beachtung verdient hätte. Der Codex Leidensis Nr. 28, welcher aus dem X. Jahrhundert stammt, schien mir in Bezug auf die *distinctio* am zuverlässigsten zu sein. Leider fehlt sie oft und wie zu erwarten, wo sie am nötigsten wäre. Erlauben manche Stellen der erwähnten Handschrift zwar keine Entscheidung, weil entweder jede *distinctio* fehlt oder die, worauf es gerade ankommt, nicht bezeichnet ist und bisweilen auch nicht bezeichnet zu werden pflegte, wie zum Beispiel Sat. I I 17, VIII 29, II III 181, VII 58 86, VIII 62 73, Ep. I II 25 26, XV 35, XVI 69, II II 199, AP. 263, so stimmen mit meiner *distinctio* folgende Stellen: Serm. I II 55 101, IX 16—18 (abgesehen von einer bedeutungslosen Kleinigkeit), II II 38, III 57 58, Ep. I XIX 23, AP. 22 überein.

Nachdem das Latein aufgehört hatte, eine lebende Sprache zu sein, waren auch die sich auf die Sprechgesetze gründenden Regeln der *distinctio* in Verfall geraten. Daher sind in Bezug auf die *distinctio* von jenen mittelalterlichen Handschriften alter Schriftsteller nur die einigermaßen zuverlässig, welche mittelbar oder unmittelbar auf noch im Altertume distinguierte Vorlagen

zurückgehen. In einer der Berner Handschriften Vergils lassen sich deutlich zwei *distinctionen* erkennen, eine gute, welche offenbar auf die Vorlage zurückgeht, und eine schlechte, welche von einem mittelalterlichen Besserwisser gesetzt worden ist. Die ältere, richtige *distinctio* ist vielfach von ihm ausradiert worden.

II. ZUR GESCHICHTE DES LATEINISCHEN HEXAMETERS:

DIE BILDUNG DES VIERTEN FUSSES IM HEPTATEUCHOS.

Wer spätrömische Dichter liest, wird in ihrem Versbau die Mannigfaltigkeit ihrer älteren Vorgänger oft vermissen. Nicht nur die Füße zeigen eine geringere Abwechslung, sondern auch die Caesuren, von denen fast ausschließlich nur noch zwei vorkommen. Wenn unter ihnen Einige einen weniger eintönigen Versbau aufweisen, erhält man beim Lesen leicht den Eindruck des Gezwungenen, Unnatürlichen. Das hier Gesagte braucht nicht erst bewiesen zu werden. Nichts desto weniger darf ich hoffen, daß die folgende Darlegung an dem Versbau des Heptateuchos[1]) durch ihre in den Zahlen enthaltenen Ergebnisse manche Leser überraschen wird.

In der Beobachtung oder vielmehr Mißachtung der schulmäßigen Quantität ist der Dichter oft Commodian überaus ähnlich, wie der reichhaltige, wenn auch nicht erschöpfende *Index metricus* R. Peipers zeigt, aber, wie aus den nachgewiesenen Nachahmungen S. 275—295 hervorgeht, war der Autor des Heptateuchos in den römischen Dichtern weit belesener als der Fanatiker Commodian.

---

[1]) Cypriani Galli poetae Heptateuchos . . . recensuit et commentario critico instruxit Rudolfus Peiper. Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum vol. XXIII.

Abgesehen von seltenen Ausnahmen, für deren Darlegung hier kein Raum ist, hat der Teil des Hexameters, welcher auf die Penthemimeres folgt, folgende Formen:

I *a* —̀ | —́ — | —́ ◡ ◡̀ | —́ ⏓
b —̀ | —́ ◡ ◡ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓
c ◡̀ ◡ | —́ — | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓
d ◡̀ ◡ | —́ ◡ ◡ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓

II *a* —́ | — —̀ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓
b —́ | — ◡̀ ◡ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓
c ◡́ ◡ | — —̀ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓
d ◡́ ◡ | — ◡̀ ◡ | —́ ◡ ◡ | —́ ⏓

I *a* cònsúrgunt germina campis.
mòrdáces volvere curas.
I *b* fèlícia germina mali.
pòst témpora candida vitae.
I *c* sùbeúntes limina sedis.
pròhibétur voce tonantis.
èt òpímo pascitur arvo.
I *d* sìtiéntibus arida venis.
sùper aequora vasta meabat.
II *a* totos dìffúndit in agros.
frigus càptábat in umbra.
clarum dàt fúlmine signum.
II *b* venis sìtiéntibus aret.
duxit sìne pígnore vitam.
II *c* varios dècérpite fructus.
tumidis mèrgátur in undis.
resonant plàngóribus urbes.
II *d* domino màledícta loquente.
pariles mèruístis honores.

Diese acht Formen lassen sich leicht auf zwei reduzieren.

Hat der Hexameter die Hephthemimeres, so endet er, wenn man von den überaus seltenen Abweichungen absieht, folgendermaßen:

a –̀ | –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏓
⏑̀ ⏑ | –́ ⏑ ⏑ | –́ ⏓

a flàmmásque volutat.
èt témpora captat.
àc vólvere fumum.
prò crímine tanto.
dàt fúlmine signum.
b pròcerésque creantur.
fùgiéntibus haeret.
fèra bélla movebunt.

Da die vorliegende Untersuchung nur die Bildung des vierten Fußes mit der Betonung — –̀ und mit der gleichwertigen Betonung — ⏑̀ ⏑ berücksichtigt, so kommen vor allen andern die Zeilen des Heptateuchos in Betracht, welche die Hephthemimeres haben, und von denen mit der Penthemimeres allein die, welche ich unter II *a b c d* näher bezeichnet habe.

Wie in Vergils Gedichten und bei den Dichtern, welche seine Technik nachahmen, hat der vierte Fuß des Hexameters gar oft die folgende Betonung: — –̀. In einem Viertel der Zeilen wird die bezeichnete Hebung durch einsilbige oder infolge der Elision einsilbig werdende Wörter gebildet, von denen folgende im Heptateuchos vorkommen:

die Interjektionen *heu, pro;*

die Konjunktionen *et, atque, ac. nec, aut, vel, seu, sed, nam, namque, si, sin, ni, cum, cumque, dum, quam, ut, ceu, quod, quodque, ne, neu, neve, cur, num, an;*

die Praepositionen *ad, per, ante, post, trans, circum*[1]), *a, cum, de, ex, e, pro, in, sub,* wozu ich auch *inter, intra, propter* zähle, obgleich sie zweisilbig sind, weil sie den Akzent auf der letzten Silbe hatten;

die Adverbien *haud, non, si non, hic, hinc, huc,*

[1]) circum oppida Ex. 78, vates circum omnia promptus Num. 144.

illic (Num. 359), *jam, mox, post, nunc, tum, tunc, clam, vix, bis, ter, plus, tam, sic, ecce;*

die Relativa *qui, quae, quod* (alle einsilbigen Formen), *quorum, quique, quaeque* d. ist *qui* + *que* und *quae* + *que* vor vokalischem Anlaut, und die Adverbien *quo* und *qua* einbegriffen;

die Interrogativa *quae, quaeve, quid,* wozu ich auch *quo* 'wohin' zähle;

die persönlichen Fürwörter *tu, me, te, se, sese, meque, seque, nos, vos;*

die Demonstrativa *hic, haec, hoc, id, tot;*

das Zahlwort *tris (tres);*

die Substantiva *dux, fas, gens, jus, lex, Lod, lux, mens, mors, nil, nex, nox, nubs, pars, pax, plebs, res, rex, sors, spes, vir, vox,* von denen zwei Drittel entweder von einem Adjektiv oder von einem Substantiv im Genitiv begleitet sind;

die Zeitwörter *sum* (1), *est* (2), *sunt* (8), *sis* (1), *sit* (11), *sint* (1), *dat* (24), *dant* (3), *da* (1), *des* (1), *det* (1), *dans* (1), *fert* (2), *fit* (7), *stat* (1), *vult* (2).

Aus der ungewöhnlichen Stellung, welche die einsilbigen Wörter oft einnehmen, darf meines Erachtens geschlossen werden, daß das auf die Penthemimeres folgende Versglied

—́ | — —̀ | —́ ⏑ ⏑ | —́ ⏓

bedeutend beliebter war als die nachstehenden beiden eintönigen Versglieder

—̀ | —́ — | —́ ⏑ ⏑ | —́ ⏓
—̀ | —́ ⏑ ⏑ | —́ ⏑ ⏑ | —́ ⏓

Über die Betonung dieser einsilbigen Wörter ist Folgendes zu bemerken: die Konjunktionen mit Ausnahme von *nē* vor dem Imperativ, die Praepositionen, einige wenige Adverbien, die Relativa und wahrscheinlich auch in den meisten Fällen die persönlichen Fürwörter haben den Gravis, den man im Deutschen mit Nebenton wohl richtig bezeichnen kann.

Den Akut (bisweilen den Circumflex) d. h. den Hauptton haben die meisten Adverbien, die Interrogativa, die Demonstrativa, die Zahlwörter, die Adjektiva[1]), die Substantiva und die Zeitwörter. Diese letzteren jedoch nicht in jeder Stellung und Verwendung. Stehen nun diese Wörter im Sprechgliede unmittelbar vor einem Worte mit dem Hauptton, so wird ihr Akzent abgeschwächt und sinkt zum Nebenton herab. Von dieser Schwächung werden die Interrogativa und die Partikel *nē* vor dem Imperativ, wie schon gesagt, nicht getroffen. Abgesehen davon dürften sehr wenige Beispiele nachweisbar sein, wo die Schwächung des Akzentes unmöglich ist: in den folgenden Zeilen

cum secura deo ‖ gaudet mens | credere summo Lev. 302,
nec procul a templo ‖ teneat hunc | cura viandi Num. 174,

erfahren *hunc* und *mens* keine Schwächung, weil sie nicht zum dritten Sprechgliede gehören.

Den durch einsilbige Wörter gebildeten Hebungen entsprechen die, welche durch pyrrichische Wörter gebildet werden. Solche Wörter sind im Heptateuchos die folgenden:

die Konjunktionen *nisi* (4), *quasi* (1), *quia* (25), *tamen* (1);

die Praepositionen *sine* (3), *super* (4);

das Adverbium *male* in *male saucia, male condita, male sana* (3);

die Relativa *quibus* (4), *ubi* (2);

das Interrogativum *quibus* (1);

die persönlichen Fürwörter *mihi, tibi, sibi* (14);

die Possessiva *mea, tua, sua* (22), die dem Substantiv stets vorausgehen;

Adjektive und Partizipien in geringer Anzahl, die in den überlieferten Verbindungen *cava tempora* (1),

---

[1]) Einsilbige und durch Elision einsilbig werdende Adjektiva kommen unmittelbar vor dem fünften Fuße im Heptateuchos nicht vor.

fera bella (1), *nova semina, nova gramina, nova bella, nova munia, nova idola* Iud. 401, *nova regna* (6), *pia vota, pia guttura, pia munera, pia dicta* 2 mal, *pia dona, pia cura, pia jussa, piă mente* Iud. 287 (9), *data munera* (1), *rata commoda* (1) vorkommen;

das Zahlwort *tria* (1);

sieben Substantiva, von denen fünf von einem Adjektiv begleitet werden:

ilicet horrisonas voces dolor excitat ingens Ex. 357.
latera ardua fumant Ex. 749, cf. Ae. III 665, IV 246.
ipse ubi sanctifici tenuit iuga plurima collis Ex. 1061.
manus inclita regis Ex. 1133.
deus omnia mitis | respicit IN. 226;

endlich einige Verba, auffallend wenige, wenn man an die große Anzahl Verbalformen pyrrichischer Messung denkt, die das Lateinische besitzt:[1])

aedibus in mediis puro fluit agmine flumen Gen. 54, cf. Verg. Ae. II 782.
quamvis foret abditus antro Gen. 286.
praedam lato trahit agmine secum Gen. 492.
vates videt ardua castra Gen. 1011.
dare farra ⏑ — ⏑ Gen. 1305.
continuo tellus foret arida lustro Gen. 1422.
licet alta gigantes | colla levent Num. 393.
denso ruit agmine turba IN. 241, cf. Ae. XI 880.
et licet inmensas fido trahat agmine turmas Iud. 204.
quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum Iud. 206, = Ae. VIII 596.
exemplumque suis sese iubet esse laborum Iud. 340.
patulo venit obvius ore Iud. 549.
molam rotat inpete dextra Iud. 701.

Wenn man von den Zeilen absieht, die entweder zur Gänze oder zum Teil fremdes Gut sind, wären der Beispiele noch weniger.

---

[1]) Sieh die Tabelle auf der folgenden Seite.

ZUM LAUTWERT DES GOTISCHEN *h*.

Von

Dr. JOSEF JANKO.

Längst ist die Erkenntnis durchgedrungen, daß man in der Sprache der gotischen Bibel nichts Erstarrtes, durch den Buchstaben Ertötetes sehen darf, sondern vielmehr auch hier ein sprachliches Werden und Vergehen vorauszusetzen hat, wobei zwei mehr oder weniger feste Punkte der Entwicklung besonders ins Auge zu fassen sind: der eigentliche Sprachgebrauch Wulfilas (4. Jh.) und der eine jüngere Phase des ersteren darstellende Gebrauch der spätgotischen Kopisten (5. u. 6. Jh.). Daß man bei zweckmäßiger Ausnützung unserer heutigen phonetischen und sprachhistorischen Kenntnisse eben diese beiden Punkte genauer fixieren, zwischen ihnen eine Brücke schlagen und hiedurch zur Lösung einer Streitfrage beitragen kann, soll an einem Detail, den Schicksalen des urgermanischen χ im Gotischen (= got. *h*), gezeigt werden.

Das ursprünglich echt spirantische urgerm. χ hat sich in den einzelnen altgermanischen Dialekten je nach seiner Stellung (im An-, In- oder Auslaut, vor und zwischen Vokalen oder vor Konsonanten) verschieden, im ganzen aber ziemlich parallel entwickelt. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß es eine Schwächung zu einfachem Hauchlaut *h* (durch allmähliche Verminderung des Reibungsgeräusches hauptsächlich infolge Erweiterung der Striktur) durchmacht, u. z. ist im Anlaut vor Vokalen jenes Endresultat bereits im Urnord.

und wohl auch im jüngsten Urwestgerm. erreicht[1]). Später und weniger gleichmäßig vollzog sich in den beiden Sprachzweigen der Vorgang vor Konsonanten und im Auslaut. Das Urnord. weist mit seinen Belegen für die Stellung vor Konsonant (*worahto, ðohtriR* Tune 5. Jh.: *wrtaa* Etelhem 6. Jh., *wurte* Tjurkö und vielleicht *orte* By 7. Jh., endlich *urti* Sölvesborg 8. Jh.) deutlich auf vorschreitende starke Reduzierung und eventuell Hauchlaut hin (vgl. aisl. Sg. *dótter,* Pl. *dœtr*: 3. Sg. *orte),* welch letzterer auch im Auslaut (*ja[h]* Kragehul 5. Jh., *iah* Järsberg 6. Jh., *aluh* Kinneved wohl 7. Jh.) mit der Zeit sicher eingetreten ist; doch ist er hier bezeichnenderweise später, erst um 900 (vgl. aisl. *iá*), geschwunden, während der Schwund des inneren *h* bedeutend früher, bereits vor 800 (ob schon in *wīju* = ahd. *wīhiu,* Kragehul 5. Jh.?) zu datieren ist. Die westgermanischen Dialekte dagegen stimmen darin überein, daß der Charakter des urgerm. *χ* im Auslaut und vor Konsonant (namentlich *t, s*) noch spirantisch geblieben, ja im ahd. Auslaut sogar wieder verschärft worden ist (*noh, hōh;* Brugmann Grundriss d. vergl. Gramm. I², S. 712), obgleich auch da vereinzelte oder selbst regelmäßige Schwächungen vorkommen: z. B. vereinzelt ahd. und regelrecht ndd. *wassan* usw. aus *wahsân,* ja gemeinwgm. **wasmo* = ae. *wæsma,* ahd. *uuasmo* aus **wahsmō.*

Den nord.-wgm. Verhältnissen entsprechend setzen wir a priori eine analoge Entwicklung fürs Gotische voraus, und so ist denn das anlautende und intervokalische *h* hier fast von allen Forschern als bloßer Hauch-

[1]) Die im Lateinischen üblichen Schreibungen *Cherusci, Chatti, Chamavi* u. a. entsprechen meiner Ansicht nach dem älteren Urwestgermanischen, wo sie aufgekommen sind; traditionell wurden sie in Gallien freilich bis ins 8. und 9. Jh. festgehalten, ohne aber einen tatsächlichen Sprachzustand widerzuspiegeln. Anders urteilt z. B. Wilmanns, D. Gramm. I², 110 A. (wo Liter.; vgl. auch I¹, 72).

laut anerkannt[1]). Nicht einmütig wird hingegen got. *h* vor Kons. und im Auslaut beurteilt, da ja in dieser Hinsicht die übrigen Dialekte auseinandergehen und das Gotische selbst kein genügendes Kriterium zu bieten scheint. Deshalb halten es einige (Holtzmann Altd. Gramm. I, 1, 49; Paul Beitr. 1, 152; Sievers in Pauls Grundriss der germ. Phil. I[1], 411; Streitberg in der 1. Aufl. des Got. Elementarb. S. 25) für einen bloßen Hauchlaut, andere (Jellinek Beitr. 15, 278 u. a.; Holthausen Altisl. Elementarb. S. 23, Bethge in Dieters Laut- u. Formenl. S. 195) für vollen Spiranten, wieder andere (Wrede in Stamm-Heynes Ulf.[6] S. 360; v. Grienberger Beitr. 21, 200; Wilmanns D. Gramm. I[2], 37; v. Helten IF. 14, 75) für einen mehr oder weniger stark reduzierten Reibelaut. Einen unentschiedenen Standpunkt haben schließlich eingenommen: Kluge in Pauls Grundriss d. germ. Phil. I[2], 508 (Spir. asper oder tonlose gutt. Spirans), sodann Brugmann, Grundr. d. vergl. Gramm. I[2], 696 u. 709 und Streitberg in der 2. Aufl. seines Got. Elementarbuchs S. 55 f. (Hauchlaut oder Spirans mit stark reduziertem Reibungsgeräusch).

Gehen wir nun bei erneuter Betrachtung von einer Erscheinung aus, die zwar bisher beachtet, allein grundverschieden eingeschätzt ist — den Assimilationen, welche got. *-h* vor nachfolgenden Konsonanten erleidet. Vgl. z. B. *niþþan* aus *nih-þan, jab-brusts* aus *jah brusts* und die Verzeichnisse in den Grammatiken. Braune, der Got. Gramm.[5] S. 28 für In- und Auslaut am ehesten Frikativlaut anzunehmen geneigt ist, stützt seine Ansicht neben der Brechung des *ih, uh*

[1]) Braune, Got. Gramm.[5] 28, Wrede in Stamm-Heynes Ulfilas[6], S. 360 und Bethge in Dieters Laut- u. Formenl. der altgerm. Dial. S. 195 (vgl. auch Brugmann, Kurze vergl. Gramm. S. 191) nehmen Hauchlaut nur im Anlaut vor Vokalen an. Die Anlautsverbindungen *hl, hn, hr* sind im Got. — ebenso wie im Nord.-Wgm. — natürlich als Spezialfall zu behandeln, auf den ich nicht näher eingehe.

zu *aih, aúh* eben auch durch jene Assimilationen, während Wrede a. a. O. S. 361 und von Grienberger a. a. O. S. 197 gerade im Gegenteil in den Angleichungen des got. *h* ein Kennzeichen seiner großen Schwäche, seiner hauchartigen Natur erblicken. Wie ist dieser Widerspruch zu schlichten?

Ohne Zweifel kann die sogenannte gotische Brechung des *i* und *u*, mag sie das got. *ï* (= germ. *i, e*) aktiv oder eventuell, obzwar weniger wahrscheinlich, nach E. A. Kock, Zs. f. d. Ph. 34, 45 f. das germ. *e* nur prohibitiv beeinflußt haben, bloß von kräftig artikulierten Lauten *h* und *r* verursacht worden sein. Für das *h* jener vorwulfilanischen Periode folgt aber daraus notwendig das, daß es ein voller Spirant war, welcher mit dem gleichzeitig brechenden *r* eins gemein haben mußte: den bedeutenden Abstand zwischen dem nach Bell hohen Vorderzungenvokal i^2, bezw. dem hohen Hinterzungenvokal u^2 und der eigenen Artikulation. Diese aber geschah m. E. recht weit hinten, d. h. das gotische *h* war damals kein *ich-*, sondern nur *ach*-Laut, oder genauer ausgedrückt: auch nach *(e), i* ein stark velarer Spirant, also ein hinteres velares x^2 oder eine Mittelform zwischen x^1 und x^2 (vergl. dazu Sievers, Grundzüge d. Phon.[5] S. 134), während das damalige *r* zwar alveolar, aber mit gleichzeitiger velarer Hebung des hinteren Zungenrückens (vgl. Vietor, Elemente d. Phon.[3] S. 208) gebildet sein mochte. Man kann sonach, von der vermutlich labialen Nebenartikulation des Urenglischen natürlich abgesehen, am besten urengl. χ und *r* (vgl. Bülbring, Ae. Elementarb. S. 58) mit unseren Lauten vergleichen. Das Resultat der Brechung, d. i. des Ausgleichs des Kontrastes zwischen Vokal und Konsonant, war im Got. e^2, resp. o^2.

Wenn wir jetzt zu den Assimilationen des got. *h* zurückkehren, so können wir als älteste Belege derselben zwei oder drei Partikeln anführen, welche

auf Wulfila bereits als einheitliche, durch Zusammenrückung entstandene Wörter mit *-þþ-* (wofür man nirgend mehr *-hþ-* findet) überkommen sind. Es sind dies *jaþþē* 'und wenn', bei Doppelsetzung 'entweder -- oder', dann wohl *aiþþau* 'oder' und eventuell auch *aþþan* 'aber, doch' (nach Kluge in Pauls Grundr. d. germ. Philol. I[2], 507 aus **ah-þan* < **ak-þan* mit got. *ak* 'aber, sondern'; doch vgl. bei Uhlenbeck, Kurzgef. etym. Wb. d. got. Spr.[2] S. 18 die ebenso plausible Herleitung aus ** aþ* = lat. *at* und *þan*). Der wertvollste dieser Belege ist für uns *aiþþau*, wenn nämlich Meringers jedenfalls glaubwürdige und einleuchtende Deutung aus **aih-* = lat. *ec-* und *þau* zu Recht besteht (vgl. Streitberg, Got. Elementarb. SS. 39[1], 63[2]). Denn dadurch haben wir einen wichtigen Fingerzeig für die praehistorische Chronologie des Gotischen gewonnen: in **aih-þau* muß zuerst die Brechung und dann erst die Assimilation erfolgt sein. Die Brechung war durch einen echten Spiranten bewirkt worden; die in *jaþþē* wohl in unbetonter, in *aiþþau (aþþan)* dagegen in betonter Silbe durchgeführte Angleichung wird bei einem zwar nicht mehr vollspirantischen, aber von diesem Typus noch nicht gar zu weit entfernten Konsonanten, d. h. bei einem mäßig reduzierten Spiranten stattgefunden haben. Die Verminderung des Reibungsgeräusches wurde da teils durch Unbetontheit, teils durch Erweiterung der Mundenge verursacht, die totale Assimilation selbst durch den Abstand zwischen *x* und *þ* einerseits und durch die Homogenität dieser beiden tonlosen Spiranten andererseits gefördert[1]).

Soviel gilt für das vorliterarische Gotisch; wenn wir den Verlauf der Entwicklung weiter verfolgen, so hemmt uns scheinbar die Schwierigkeit, daß wir keine einzige Handschrift direkt aus Wulfilas Zeit besitzen,

[1]) Vgl. das nhd. *Hoffart* aus mhd. *hôchvart*, ferner Sievers, Grundz. der Phon.[5] SS. 191 u. 277 ff.

sondern nur um ein bis zwei Jahrhunderte spätere Abschriften mit mehr konservativen oder mehr neologisierenden Tendenzen. Aber durch Vergleichung der beweiskräftigen Hss. unter einander ergibt sich, daß der *Cod. Arg.* mit Ausnahme des Ev. Lucae und ebenso der Ambrosianische *Cod. B* in sprachlicher Hinsicht und speziell auch im Punkte der Assimilationen einen älteren Zustand vorstellen, wo nämlich auslautendes *h* verhältnismäßig selten und nur anlautendem *þ* angeglichen wurde: z. B. *sijaiþ-þan* Math. 5, 37; *bidjandansuþ-þan* das. 6, 7; *niþ-þan* das. 9, 13 u. 17; *duþþē* das. 6, 25 u. ö. (gegenüber *duhþē* Joh. 9, 23; 16, 15 u. ö.) — nur *duþþē* in Cod. B, z. B. Eph. 1, 15; 6, 13; dortselbst *anuþ-þan* Eph. 4, 23; *þatuþ-þan* 1. Tim. 2, 3 und wiederum *niþ-þan* 1. Tim. 1, 4 usw. Daß dieser Zustand tatsächlich älter ist, bezeugt deutlich der den Schluß des Math.-Evangeliums fragmentarisch wiedergebende Ambrosianer *Cod. C,* wo wir neben *jah þu* (26, 73), *jah þai* (27, 1), *jah swaran* (26, 74; dies alles auch im Cod. Arg., der die Form *jah* überhaupt wahrt) im Gegensatz zu *jah sa* des Cod. Arg. ein *jas-sa* (26, 71) finden und wo weiter einseitig belegt sind: neben *sumaiþ-þan* (26, 67) auch *jan-ni* (25, 42; 43; 44) und nochmals *jas-sa* (26, 2). Dieselben weitergreifenden Angleichungen an *s-* und *n-* stoßen uns in dem bekanntlich auch sonst durch Neologismen abweichenden Ev. Lucae auf: *nis-sijai* (20, 16) und *jan-ni* (7, 32), in demselben Verse neben *jah ni,* das augenscheinlich die ursprüngliche Fassung darstellt, welche Gabelentz und Löbe restituieren.

Zu vereinzelten Assimilationen vor *þ-* (*duþþē* Dietr. II, 17), vor *s-* und *n-* (*jas-sauþ* I, 4 u. *jan-ni* I, 9) treten in der Skeireins, welche im Angleichen überhaupt enthaltsam ist (z. B. *þatuh þan* III, 2, *nih þan* V, 8), noch drei weitergehende Angleichungen an *g-* hinzu: *jag-gabairaidau* II, 9 (neben *jah gabairaidau* II, 12), *jag-*

garaihtein und *jag-gahausida* IV, 15. 17. 18 (letzteres 2 mal). Doch alle diese Hss. übertrifft sowohl durch die Menge, als auch durch Mannigfaltigkeit der Fälle der Ambros. *Cod. A*, welcher oft dem konservativen *Cod. B* parallel geht und daher folgende lehrreiche Zusammenstellung ermöglicht: *duþþē* und die obigen Beispiele auch hier, außerdem *jaþ-þan* 1. Kor. 12, 14, *hwauþ-þan* das. 4, 7 usw.; dagegen 1. Kor. 16, 8 *wisuh þan* (B): *wisuþ-þan* (A); 2. Kor. 8, 15 *jah saei* (B): *jas-saei* (A); das. 1, 18 u. 19 *jah nē* (B): *jan-nē* (A); das. 2, 7 *jah gaþlaihan* (B): *jag-gaþlaihan* (A); Phil. 3, 17 *jah mundōþ* (B): *jam-mundōþ* (A); Eph. 3, 18 *jah laggei* (B): *jal-laggei* (A); 2. Kor. 8, 10 *jah ragin* (B): *jar-ragin* (A); das. 2, 16 *jah du* (B): *jad-du* (A); das. 7, 15 *jah brusts* (B): *jab-brusts* (A); 1. Kor. 7, 16 *nukkannt* (nur A) usw. Es weist demnach *Cod. A* eine äußerst ausgedehnte und überdies fast ausnahmslose Angleichung des *h* auf.

Versuchen wir, diese handschriftlichen Verhältnisse kritisch auszudeuten. Ich glaube, wir gehen nicht fehl, wenn wir ohne weiteres den konservativen Teil des Cod. Arg. und den Cod. B als Abbild des echten wulfilanischen Gotisch, alle übrigen Fälle als Anlehnung an den Sprachgebrauch der spätgotischen Kopisten ansehen. Somit kannte das Gotische des Wulfila lediglich Assimilation des *-h* an *þ-*, also im Prinzip dieselbe Erscheinung wie das Vorwulfilanische; daraus folgt, daß damals *h* noch immer **spirantischen** Charakter besaß und durchaus **kein** bloßer Hauchlaut (= *h*) war, wie vielfach angenommen wird — obgleich zugestanden werden soll, daß derselbe Spirant schon seit vorliterarischer Zeit immer mehr an Reibungsgeräusch verlor und im 'klassischen' Gotisch wohl ziemlich stark reduziert war, also etwa die Mitte zwischen *x* und *h* hielt, 'ein *ach*-Laut mit loser Annäherung der Organe' (vgl. J. Storm, Engl.

Philologie I², 73). Eine solche Geräuschreduktion ist ja gerade bei den hinteren Velarspiranten — wie z. B. beim russ. *x*, das einem energischen *h* nahekommen kann — sehr wohl möglich (vgl. Sievers, Grundz. d. Phon.⁵ SS. 134 u. 191 f.); sodann spricht dafür der analoge Vorgang im enger verwandten Urnordisch und der Umstand, daß nicht nur in einheitlich werdenden adverbialen Zusammenrückungen, z. B. bei unbetonter Silbe in *duþþē* und bei betonter in *niþ-þan*[1]), sondern auch im sonstigen Satzzusammenhang die Angleichung unseres *-h* an *þ-* leicht durchführbar ist; endlich gebietet jene Annahme einer beträchtlicheren Geräuschreduktion die in derselben Richtung immer weiter fortschreitende spätgotische Lautentwicklung selbst.

Letztere zeigt uns nämlich eine artikulatorische Schwäche und Unselbständigkeit, eine Beweglichkeit, mit der das *-h* seine Stelle fast jedem beliebigen folgenden Konsonanten einräumen kann, daß man dies auf keinen Fall mit der Natur eines nur halbwegs noch charakteristisch gebildeten Mundlautes vereinbaren kann, sondern nur mit dem Wesen eines richtigen Hauchlautes, von welchem Jespersen, Lehrb. der Phonetik S. 136 sagt: 'H geht in dieser Fügsamkeit nach der Umgebung einen Schritt weiter als die andern Konsonanten, und kann es tun, weil das für diesen Laut Charakteristische nicht oben im Munde, sondern im Kehlkopf liegt' (nämlich die sog. Hauchstellung der Stimmbänder ohne irgend welches merklichere Reibungsgeräusch im Mundraum).

An diesem Punkte der Entwicklung, welcher vollständige Reduktion und Aufhebung des Spiranten bedeutet, waren zweifelsohne die spätgotischen Schreiber, darunter der des Ev. Lucae, sodann die Schreiber der Codices C, E (Skeireins) und vor

[1]) Vgl. oben das vorliterarische *jaþþē* und *aiþþau*.

allen der Kopist des Cod. A, angelangt. Die quantitativen Unterschiede in der Verwendung der Assimilation, welche wir zwischen den einzelnen, die Sprache ihres Zeitalters nicht verleugnenden Hss. oben konstatierten und die wie Stilisierungen des herrschenden Sprachgebrauchs aussehen, dürften ihren Ursprung vielleicht in chronologischen, jedenfalls aber in individuellen Verhältnissen (Usus der Umgebung und persönliche Neigung) gehabt haben. Dabei könnte auf den ersten Blick auffallen, daß überall, selbst noch im *Cod. A,* geminierter Konsonant geschrieben wird, wenn wirklich nur einfacher Hauchlaut hier den Platz geräumt. Allein man bedenke, daß die Bibelsprache doch einen *style soutenu* (vgl. Jespersen a. a. O. S. 95 f.) vorstellt, wo feierlich-langsame, sorgfältige Aussprache und somit tatsächliche, d. h. lautliche Gemination vorauszusetzen ist; ferner daß selbst das äußerst anpassungsfähige *h* immerhin ein deutlich vernehmbarer Hauchlaut war und zu seiner Hervorbringung ebenfalls einen Zeitteil beanspruchte, der nun dem siegreichen Konsonanten zugute kam (Sievers a. a. O. S. 283); schließlich daß in der Wort- und namentlich Satzzusammenrückung die ursprüngliche Bedeutung noch bewußt war oder den Schreibern durch die Vorlagen mit unassimiliertem *h* nahe gelegt wurde. In der ungezwungenen, an Angleichungen sicher reichen Volkssprache dagegen wird man m. E. keine wirkliche Gemination, sondern bei nicht vergegenwärtigter Bedeutung durch Verlegung der Silbengrenze zuerst langen und dann sogar einfachen Konsonanten gesprochen haben.

So ergibt sich denn nach meiner Auffassung eine ganze Reihe von Stadien oder Stufen in der Entwicklung des gotischen $h = x$ im Auslaut und vor Kons. zum $h = h$: die vorliterarische stark und mäßig spirantische Stufe, die wulfilanische schwach spirantische, die spätgotische hauchartige

(zu der sich — wie v. Grienberger, Beitr. 21, 197 mit Recht annimmt — auch die Salzburg-Wiener Hs. aus dem 9.—10. Jh. mit ihrem Ausdruck '*aspirationem*', d. i. 'Hauchlaut' [Fol. 20] bekennt) und als äußerster, etwas unsicherer Ausgangspunkt mit völligem Schwund des *h* die krimgotische Stufe: neben *ano* 'gallina' u. ä. auch *athe* '8', *seis* '6' und *wurt* lat. '*sit*'. Für das Gotische des Wulfila aber hat sich uns die Richtigkeit jener Ansicht herausgestellt, zu welcher von einer anderen Erwägung aus auch v. Helten (IF. 14, 75) gekommen ist.

v. Helten behandelt a. a. O. außerdem die nicht sehr zahlreichen Fälle, in denen got. *h* vor Kons. oder im Auslaut gelegentlich geschwunden, und wieder andere, in denen es unorganisch hinzugefügt ist: z. B. *liuteiþ* st. *liuhteiþ* (Mt. 5, 15); *drausnōs* (Skeir. VII, 18) gegenüber *drauhsnōs* (Joh. 6, 12); *hwarjō* st. *-ōh* (Mc. 15, 6); *hwammē* (Gal. 5, 3); *inu* st. *inuh* öfters in *Cod. A*. — dagegen mit überschüssigem *h* Röm. 11, 17 *waur(h)tai* und Eph. 3, 18 *gawaurhtai* (so Cod. A und B); Skeir. VII, 11 *samaleikōh þan* gegenüber Joh. 6, 11 *samaleikō* usw. Ich stimme v. Helten bei, daß sich aus derartigen Belegen kein zuversichtlicher Schluß auf Wulfilas Sprache ziehen läßt; können es doch bloße Schreibfehler aus Versehen sein (Jellinek Beitr. 15, 277), oder es kann ihnen ein gelegentlicher lautlicher Schwund zugrunde liegen, der eine tiefere Ursache hat: entweder die starke Reduzierung des Spiranten in wulfilanischer oder den hauchartigen Charakter in spätgotischer Zeit (vgl. Streitberg, Got. Elementarb.[2] S. 55). Für eine genaue Sichtung der einschlägigen Belege mangelt uns aber diesmal jegliches Kriterion; am ehesten könnte man noch die unorganische Hinzugabe des *h* als Zeichen der schwachen Lautung des Hauchlautes deuten, obzwar auch hier bloße mechanische Verwechslung des Schreibers mit anderen ähnlichen Formen vorliegen

kann. Ein sicheres Beispiel organischen Schwundes infolge Konsonantenhäufung haben wir dagegen aus vorliterarischer Zeit: got. *waurstw* 'Werk'.

Zum Schluß sei noch die Frage gestreift, in welchem Verhältnis unser *h* zu dem gewöhnlich und m. E. mit Recht vorausgesetzten spirantischen Laut in *baug* (zu *biugan* mit -*ʒ*-) steht.[1]) Vor allem will ich bekennen, daß für mich bei der postulierten spirantischen Geltung des *g* nicht der Parallelismus mit *b*—*f*, *d*—*þ*, sondern derjenige mit der außergotischen gemeingerm. Entwicklung des *ʒ*—χ maßgebend ist. Dazu kommt der von v. Helten a. a. O. ins Treffen geführte wahrscheinliche Umstand, daß nach Kossinna anlaut. *g* gleicherweise *ʒ* war. Auch löst sich die Frage, warum Wulfila zur Bezeichnung des auslaut. Spiranten in *baug* nicht *h* verwendete, bei unseren Anschauungen höchst einfach: *h* war eben zu Wulfilas Zeiten ein schon bedeutend reduzierter und zudem velarer Spirant (nach Sievers' Bezeichnung *x̭*), während das sekundär erwachsene tonlose -*g*, d. i. -χ (z. B. auch in *wigs, wig*) damals energisch spirantisch klang und sich in seiner Qualität völlig nach dem entsprechenden inlaut. -*g*- = -*ʒ*- (z. B. in *wigis*) richtete, dieses aber meinem Dafürhalten nach teils palataler, teils vorderer velarer Spirant, also *ich*- oder *ach*-Laut je nach der Umgebung (dem vorhergehenden Vokal) war. Ein indirekter Beweis für die Richtigkeit unserer Anschauung erfließt auch daraus, daß wir ja sonst bei völliger Gleichheit beider spirantischen Laute (-*h* u. -*g*) **waths*, **wath* erwarten müßten (Wrede St.-Heynes Ulf.[6] S. 360). Wulfila wählte daher nicht *h*, sondern ganz zutreffend das Zeichen für die korrespondierende, inlaut. palatale oder velare stimmhafte Spirans (*g*), und er konnte es um

---

1) Sollte *g* in *biugan*, *baug* trotzdem Verschlußlaut gewesen sein, so böte das Verhältnis zu *h* natürlich gar keinen Anlaß zur Besprechung.

so eher tun, als die gleichartige stimmlose Spirans niemals im Inlaut vorkam, sondern nur im Auslaut (vgl. Jellinek Zs. 36, 271 u. Streitberg, Got. Elementarb.[2] S. 58).

Vielleicht hatte er aber noch einen ganz besonderen und für ihn entscheidenden Grund dazu. Ich erinnere an das Altenglische, wo wir bei *b*—*f* und *ʒ*—*h*(*χ*) dieselbe Erscheinung antreffen, die wir im Got. voraussetzen, wo aber gerade bei dem zweiten Paare durch Einwirkung flektierter Formen stimmhafter Auslaut oft erhalten bleibt, so daß in jüngeren Texten die Schreibungen mit *-g* überwiegen und in manchen die Formen mit *-h* sogar gänzlich fehlen (Bülbring, Ae. Elementarb. S. 191 f.; vgl. auch Holthausen, As. Elementarb. S. 81). Ich frage: kann die enge Wechselbeziehung zwischen in- und auslautendem Spirant, die ich schon oben hervorgehoben habe, nicht auch im Got. sich in der Erhaltung des Stimmtons im Auslaut geäußert haben, so daß Wulfila hier oftmals gar keinen anderen Laut als im Inlaut vernahm und demzufolge nach keinem neuen Zeichen überhaupt mehr zu suchen brauchte? Es genügte ihm für beide oft kongruente Fälle das *g*.

GERMANISCH-ROMANISCHE WORT-BEZIEHUNGEN.

Von

W. MEYER-LÜBKE.

Neben einem namentlich Frankreich und Italien bis einschließlich Toskana angehörigen unbestrittenen germanischen Bestandteil des romanischen Wortschatzes gibt es gar manche Wörter, über die das Urteil schwankt und für die die Wage je nach den jedesmaligen Anschauungen und Kenntnissen, nach dem sprachlichen Empfinden und, in national erregten Zeiten, auch nach dem nationalen Gefühl des einzelnen Forschers bald nach der Seite des Germanischen, bald nach der des Lateinischen sinkt. Daß das *d* in prov. *degun* 'keiner' neben *negun* durch Ferndissimilation aus *n* entstanden sei, ist für die Franzosen Chabaneau (Grammaire limousine 101), J. Cornu (Rom. 7, 365), Jeanroy und Teulié ebenso selbstverständlich wie für die Deutschen Grimm, Diez (Etym. Wörterb. 560) und Stimming dessen germanischer Ursprung, s. Zs. f. rom. Phil. 18, 548. Ich schlage mich, wie übrigens auch Schuchardt Zs. 5, 305, zu den Welschen, unter anderem auch darum, weil ich im Provenzalischen althochdeutsche Formen anzuerkennen nicht vermag, die Entsprechung von ahd. *dihhein* im Gotischen oder Burgundischen, wenn eine solche Entsprechung überhaupt bestanden hat, mit *th*, also provenzalisch mit *t* angelautet hätte.

Anders in einem anderen Falle. Ital. *attaccare*, frz. *attacher* mit *tangere* zu verbinden, haben sich manche versucht gefühlt, so z. B. Bianchi Storia della preposizione a S. 236 ff, der von **tactare* zu **tatcare* gelangen wollte, Ulrich (Zs. f. rom. Phil. 9, 419), der **tacticare* ansetzte, 'ardimenti fonetici che non hanno persuaso' sagt Ascoli und schlägt selber, Nigras Spuren folgend, **tagicare* vor (Arch. Glott. It. 14, 338). Ist es Zufall, daß es wieder nach Geburt oder nach Erziehung undeutsch fühlende Gelehrte sind? Ich meine damit natürlich nicht, daß diese Etymologien bewußte oder gar beabsichtigte 'Rettungen' wären, aber auch die Abneigung gegen eine bisher übliche, der Weg nach einer neuen Etymologie hängt oft mit den tiefsten Regungen unseres Geistes- und Gemütslebens zusammen, ohne daß wir uns darüber klare Rechenschaft ablegen. Sehen wir uns nun *attaccare, attacher* näher an.

An die Spitze stelle ich afr. *estache*, prov., kat., span., portg. *estaca* 'Pfahl'. Die Bewahrung des *a* und *k* veranlassten E. Mackel, in *estache* ein jüngeres Wort, eines aus der spätesten Schicht zu sehen (Franz. Stud. 6, 41), er muß danach prov., kat., span., portg. *estaca* für aus dem Französischen entlehnt halten, irrt übrigens auch darin, daß er das pik. *estaque* für gemeinfranzösisch hält, während tatsächlich *estache* überall da erscheint, wo *vacca* zu *vache* wird. S. 145 will er doppelte Aufnahme, einmal in etwas älterer Zeit als *estache*, dann in jüngerer als *estaque* annehmen, wofür ein Grund nicht vorhanden ist. Vor allem aber widerspricht das Geschlecht des romanischen Wortes, da das germanische in den überlieferten Formen ein schwaches Maskulinum, nicht ein starkes Femininum ist, schwache Maskulina aber auch im Romanischen Maskulina bleiben und gewöhnlich zu *-on*-Stämmen werden. Nur die gotischen Maskulina auf *-a* folgen meist dem Geschlecht, das ihr Ausgang für den Romanen andeutet, d. h. sie werden

zu Femininen. Da nun aber in alten Entlehnungen germ. *k* wie lat. *c* behandelt wird, vgl. frz. *broyer* aus *brikan* wie *ploier* aus *plicare*, so würde ein got. **staka* zu **estaie* geworden sein. Zugrunde muß vielmehr got. **stakka* liegen, das sich zu nd. *stake*, ags. *staca*, aisl. *staki* genau so verhält wie urgerm. **bukko*, got. **bukka* zu avest. *bûza*, d. h. die Geminata, die ursprünglich nur in den schwachen *n*-Kasus berechtigt war, wo *kn* zu *kk* wurde, ist auch in den Nominativ verschleppt worden, vgl. Osthoff Beitr. 8, 300, Kluge 9, 168, Kauffmann 12, 507. Ganz besonders wertvoll für unseren Fall ist ahd. *stëccho* neben *stëhho*, Kluge a. a. O. 166.

Deutliche Ableitung von span. *estaca* ist span. *estacar* 'mit Pfählen bezeichnen, Vieh an einen Pflock anbinden', *estacarse* 'vor Kälte steif werden'; von portg. *estaca : estacar* 'festhalten, anhalten, plötzlich stille stehen, verlegen werden'. An die erste Bedeutung des spanischen Verbums ließe sich prov. *estacar batalha* 'einen Zweikampf festsetzen', d. h. zunächst 'das Kampffeld abstecken' anknüpfen und afr. *estachier un tref* 'ein Zelt aufschlagen', oder eine Verwendung wie sie z. B. im Anseis von Karthago begegnet, wo es 7134 heißt: *Desci au tref Marsile est resortie La ú estoit l'aigle d'or estacie.* Ja man muß sogar die Frage aufwerfen, ob in diesen Fällen wirklich romanische Ableitungen vorliegen, ob nicht germ. **stakjan* (nhd. *stecken*) zu Grunde liegt. Der Konjugationswechsel wäre nicht ganz ohne Beispiel, vgl. südostfrz. *naizir* 'Hanf rösten' aus **natjan* 'nässen' (Zs. f. rom. Phil. 15, 244), afr. *eskancier* aus **skankjan* 'schenken'; aber gerade dies letztere zeigt, daß *kj* in solcher Stellung zu *c* wird, nicht zu *k*. Und wollte man auf der anderen Seite afr. *guenchier* aus vorahd. **wenkjan* zum Vergleich heranziehen, so belehrt uns der Tonvokal, daß diese jüngere Entwicklung von *kj* zu *ch* schon den Umlaut voraussetzt. Es würde also bei einer Verknüpfung von *estachier*

mit **stakjan*, so verlockend sie von seiten der Bedeutung ist, Vokal und Konsonant in unlösbarem historischen Widerspruch zueinander stehen. Kehren wir zurück zu prov. *estacar.* In *estacar dreh* 'einen Bürgen dafür stellen, daß man vor Gericht erscheint' zeigt sich das 'aufstellen, festsetzen' in etwas weiterer Übertragung, die zum klaren Verständnis zu bringen ich nicht vermag. Dann aber haben wir auch hier 'an einen Stock anbinden' und nun die wichtige Entwicklung zum einfachen 'anbinden, fesseln', so bei Appel Prov. Chrest. 138, 61: *l'emperaire .... pres Pilat ni fetz estacar los Jusieus* und nun gar *corda* als Objekt: *ill estacava una corda desobre son lieg e de l'autra part de la corda ill si senhia* eb. 119, 25. Mit dem Provenzalischen geht wie in so vielen andern Fällen das Piemontesische, *staké* heißt 'anbinden, anheften, befestigen'.

Das Französische dagegen hat für das, was die Hauptbedeutung von prov. *estacar* ist, von Anfang an *atachier.* Schon im Roland 3737 heißt es: *a une estache l'unt atachiet cil serf, Les mains li lient a curreies de cerf,* dann in der Folge in immer weiterer Ausdehnung des Begriffes 'befestigen an etwas'. Kann dieses *atachier* nun **attagicare* sein? *Attingere* zeigt auch in der Rekomposition **attangere* nur die Bedeutung 'berühren': amail. *oy mi dolente, quen grand dolore me atanze* Bonvesin tre scritture I 778; aprov. *atanher* heißt 'zukommen, gebühren, verwandt sein'. Ich meine überhaupt, daß die zwei Begriffe des Berührens und des Befestigens sich nicht so nahe stehen, sobald wir uns nur die beiden Handlungen als das, was sie wirklich sind, vergegenwärtigen. Wenn lat. *apiscor* 'fassen, erreichen' sich *tangere* stark nähert und span. *atar* 'binden, verbinden' wenig weit entfernt ist, so liegt doch in dem beiden zugrunde liegenden *apere* als Grundbedeutung 'verbinden' vor, *apiscor* aber hat erst in der medialen Verwendung und durch das Suffix seine spezielle Fär-

bung bekommen: 'ich beginne mich zu verbinden mit etwas, ich erreiche etwas, ich fasse an'. Dagegen verleiht *-ic-* dem Verbalstamm, an den es tritt, keine irgendwie geartete neue Färbung, es gibt ihm wie viele dieser späteren Ableitungen mehr Körper, weiter nichts. Nimmt man an der begrifflichen Schwierigkeit den Anstoß, der ihr gebührt, so wird man zur Erklärung von *atachier* einen anderen Weg einzuschlagen haben.

Zu *estachier* gesellt sich als Gegenstück *destachier*, nfrz. *détacher* Als ältestes Beispiel wird im Dict. Gén. angeführt: *li viaus Fromons fait destachier son tré,* ein Beispiel, das die Herkunft des Verbums wohl über jeden Zweifel erhebt, das auf **distagicare* zurückzuführen wohl niemandem einfallen wird. Hatte man aber einmal *destachier* 'losbinden', so lag es nahe als Gegenstück *atachier* 'anbinden' an Stelle von *estachier* treten zu lassen, oder geradezu *atachier* neu zu bilden. Der Fall ist genau derselbe wie wenn zu *dépouiller* 'ausziehen' *empouiller* 'anziehen' tritt (Rom. Gr. II § 596), die Umkehrung findet sich in *deshabillier* 'auskleiden' bei Greban Mistère de la Passion 19765, 24629 und heute in vielen Mundarten, s. Atlas linguistique 394 zu *abillier* 'ankleiden'. Man beachte auch, daß *atache* bei Greban 19751 der Pfahl ist, an dem Christus zur Geißelung angebunden ist, also offenbar das alte *estache,* aber sei es lautlich durch Angleichung an den Tonvokal, sei es durch Einfluß von *attacher* umgewandelt.

In demselben Verhältnis wie frz. *détacher* und *attacher* stehen ital. *staccare* und *attacare* und ihre Bedeutung ist dieselbe. Die semasiologischen Bedenken gegen **attagicare* bleiben also bestehen, die Umgestaltung von **staccare* 'anbinden' zu *attaccare* drängte sich hier viel mehr auf, weil *s*, im Italienischen auch lat. *dis* entsprechend, in ausgesprochenem Grade das 'auseinander' ausdrückt. Die Lösung des Widerspruches zwischen Form und Inhalt konnte auch in der Weise erfolgen,

daß zu *staccare*, das dem *s* folgend 'losbinden' bedeute, *taccare* 'anbinden' trat: so könnte man lomb. *tacca*, venez. *taccare* erklären und als eine Art Parallele frz. *pouiller* 'anziehen', das in Mundarten des Zentrums und Westens zu *dépouiller* getreten ist (s. Thomas Nouveaux essais 320) anführen. Nicht unmöglich wäre auch Abfall des *a* in *attaccare*. Auffällig ist der Mangel des Substantivums **stacca* 'Stock' im Italienischen. Zwar kennt die heutige Sprache ein *stacca*, aber in anderem Sinne, Rigutini-Bulle übersetzen: 'Öse, Ring zum Einstecken der Fahnen, Banner, noch jetzt an manchen alten Palästen in Florenz sichtbar'. Das paßt nun zum heutigen *staccare* ganz und gar nicht, aber es paßt zu **staccare* 'anheften' und zu prov. *estaca* 'Band, Riemen, Seil, Spange'. E. Lewy trennt im Prov. Supplementwb. die beiden *estaca* und mit Recht, denn das zweite läßt sich begrifflich mit dem ersten nicht verbinden, ist vielmehr ein Postverbale von *estacar*. Piem. *staka* zeigt entsprechend dem Verbum *estaké* ähnliche Bedeutungen wie das prov. *estaca*. Dazu kommt als Diminutiv lomb., ligur. *staketa* Nagel', eng. *štaketa* 'Schusternagel, hölzerner Nagel', bergün. *šteketa* 'kleiner Pflock', die schon Salvioni mit *attaccare* zusammengebracht hat, ohne sich über die Form zu äußern und, wenn ich ihn recht verstehe, Zusammenhang mit *stacca* ablehnend (Rom. 31, 293). Die Bedeutung des bergünischen Wortes nähert sich wieder dem alten **stakka*, aber doch wohl nur zufällig: *šteketa* ist ein Gegenstand, mit dem man etwas befestigt von **stakar* 'befestigen'.

Soll man nicht auch gen. *stakka* 'Tasche' hierher rechnen? Es wäre dann zunächst ein angeheftetes Täschchen. Oder ist es aus *taska* umgestellt, wie Salvioni Rom. 31, 289 meint, mancherlei ähnliche, wenn auch vielleicht nicht ganz gleiche Fälle heranziehend? Ich möchte das letzte vorziehen, habe aber keine Gründe für oder wider. Die Form ist alt. In den genuesischen Gedichten

aus dem 14. Jh., Arch. glott. II, findet sich CXXXI 29 der Reim *tasca : pasca,* aber der Schreiber setzt *stacca* ein.

Noch will ich erwähnen, daß Süditalien die Wortgruppe nicht zu besitzen scheint.

Eine weitere Gruppe. Brugmann verbindet lat. *crīmen,* dessen Urbedeutung gewesen wäre 'Geschrei, mit dem man seinen Schädiger beschuldigt, daß es möglichst alle hören, und die Hilfe des Richters anruft' mit aisl. *hrīna* 'schreien', *hreimr* 'Geschrei', ahd. *scrīan* 'schreien' (IF. 9, 354) und schreibt dazu die Anmerkung: 'Wie sich frz. *crier* einerseits zu *escrier, s'escrier, s'écrier* verhält, das aus ahd. *scrīan* entlehnt sein soll, andererseits zu ital. *gridare* = lat. *quirītare,* mögen die Romanisten entscheiden. Mhd. *krie, kriiren,* mnd. *krejeren, kregeren* stammen aus dem Französischen. Daß *crier* ein mit *crimen* verwandtes lateinisches Erbwort sei, ist wohl ausgeschlossen'. Umgekehrt will Bréal *skrīan* aus afz. *escrier* herleiten. Zunächst ist wohl klar, daß man frz. *crier* nicht von prov. *cridar, escrier* nicht von prov. *escridar* trennen kann, und da prov. *d* nur auf *t* beruhen kann, so ist sowohl *scrīan* wie ein urlateinisches **criare,* an das ich auch sonst nicht glauben könnte, ausgeschlossen. Ob *scrīan* aus dem Französischen stammt, ist schwer zu sagen. Der Schwund des intervokalischen *t* ist in östlichen Mundarten ja wohl alt genug, aber es fällt auf, daß kein zweites gleichartiges Lehnwort ihn zeigt. Es kann also ein zufälliger Gleichklang vorliegen. Frz. *crier,* prov. *cridar,* ital. *gridare,* span. *gritar* hatte man bisher aus lat. *quirītare* hergeleitet, und lautlich läßt sich dagegen nichts einwenden, da auch der Schwund des *i* sich in eine durch andere Beispiele gestützte Regel fügt, vgl. Grundr. f. rom. Phil. I² 470 § 23. Dem gegenüber stellt Holthausen got. **kreitan* auf, das in der Bedeutung 'schreien' im Mittelhochdeutschen und Niederländischen, aber weder im Angel-

sächsischen noch Friesischen noch Nordischen vorkommt, im nhd. *kreisen* weiterlebt und nach Kluge auch die Basis von *kreischen* ist, einem Worte, das wiederum nur mhd. und nl. ist. Außergermanische Anknüpfungen sind bisher nicht nachgewiesen.

Weder die Laute noch die Bedeutung geben auch nur den kleinsten Anhalt um die Frage nach dem Verhältnis der zwei Wortgruppen zu entscheiden. Da greift aber die Wortgeographie ein. Auf der einen Seite ein Wort, das auf weitem romanischen Gebiete überliefert ist und eine nach jeder Seite befriedigende lateinische Vorlage hat, auf der anderen Seite eines, das nur im Hochdeutschen und Niederländischen vorkommt, d. h. in den deutschen Mundarten, die den größten Prozentsatz lateinisch-französischer Lehnwörter besitzen, das, auch wenn man den Blick über das Germanische hinausschweifen läßt, vereinzelt bleibt. Führt das nicht zum umgekehrten Ergebnis, daß *krijten, kreisen* ebenso auf **crītare* aus *quiritare* zurückgehen wie *crier* usw. Man wende nicht ahd. **krīskan* ein. Wenn das Wort wirklich zu *krīzen* gehört, also aus *krīt-skan* entstanden ist, so beweist das nur, daß *krītan* schon vorahd. war, was ohnehin selbstverständlich ist. Denn das mhd. *z* wie das holl. *t* zeigen, daß die Entlehnung noch auf der Stufe **krītare*, nicht **kridare* stattgefunden hat. Daß ein lat. Lehnwort stark flektiert, ist nicht ohne Beispiel, vgl. *skrīban*. Wer weiß, ob *krītan* sich im Sprachbewußtsein nicht bald mit *skrīan* verband.

Man wird also für das Romanische bei *quiritare* bleiben und entweder ein zufälliges Zusammentreffen der beiden Wörter oder Entlehnnng von seite des Deutschen annehmen müssen.

Und solches Zusammentreffen gibt es ja. Frz. *étuve* und was drum und dran hängt und d. *Stube* mit seiner Sippe verbindet man gerne — und dem Laien scheint der Zusammenhang selbstverständlich, — ja

nach Meringers trefflicher Darstellung der Geschichte des Ofens scheint auch sachlich die Abhängigkeit des einen vom andern und zwar diesmal wieder des Deutschen vom Römischen sicher zu sein. Aber ich kann die Worte drehen und wenden, wie ich will, ich finde weder die Periode noch den Dialekt, die es ermöglichten, daß lat. *ū* als hd. *ŭ*, daß hd. *ŭ* als frz. *ü* und gleichzeitig *b* als *v* oder nun gar als *f* im Italienischen *(stufa)* erschiene. Und da nun *étuve* in *extufare*, ahd. *stuba* in *stiuban* eine lautlich tadellose Grundform haben, da *stiuban* eine Manipulation beim Baden war, *stuba* zunächst die Badestube bedeutet, so möchte ich in *étuve* und *Stube* einen jener trügerischen Gleichklänge sehen wie wir ihn beispielsweise in *θεός* und *deus* haben.



ZUR BEHANDLUNG VON LAT. *u̯* IN ALTENGLISCHEN LEHNWÖRTERN.

Von

ALOIS POGATSCHER.

Der Meinung älterer Sprachforscher wie Weigand und Heyne, daß die Sippe von nhd. *laben* aus lat. *lavare* entsprungen sei oder sein könnte, ist in den neueren Auflagen seines Wörterbuches und in 'English Etymology' auch Kluge beigetreten; dieser Ansatz fehlt im Grundriß der germ. Philologie I² 339, wird aber 348, 352 gegeben. Later[1]) hält Entlehnung für unwahrscheinlich, weil weder das and. *gilauon* und mnd. *laven* noch das mnl. *laven* eine andere Bedeutung kennt als die des nl. *laven* 'laben, erquicken'. Bradley im Oxforder Wörterbuch s. v. *lave* wendet als Schwierigkeit ein, daß, da die zahlreichen ahd. Belege auf Erquickung durch Speise, Trank oder Wärme weisen, die angenommene Grundbedeutung 'waschen' ganz in Vergessenheit geraten sein müßte, falls sie überhaupt vorhanden war. Diesen Einwänden von Later und Bradley stimme ich bei. Dagegen kann ich Bradley nicht folgen, wenn er weiterhin sagt, daß die Bedeutungen des ae. *lafian* sich recht wohl aus lat. *lavare* erklären und ae. *lafian* vielleicht einen anderen Ursprung habe als die ahd. Gruppe. Dem möchte ich, mit Kluge an der etymologischen

1) De Latijnsche Woorden in het Oud- en Middelnederduitsch 1903 S. 59 f.

Identität der ae. und ahd. Wörter festhaltend, entgegenstellen, daß ae. *(ge)lafian* an den Stellen bei Bosworth-Toller keineswegs die allgemeine Bedeutung 'waschen' d. h. 'mit Wasser reinigen, benetzen' im allgemeinen Sinne hat, sondern stets die engere 'einen Kranken zum Zwecke der Pflege mit einer Flüssigkeit benetzen', und soweit ich das Belegmaterial überschaue, glaube ich annehmen zu dürfen, daß überhaupt in allen altgerm. Dialekten, wo unser Wort erscheint, die Vorstellung eines kranken, hilfsbedürftigen, geschwächten Menschen oder Zustandes durchgehende Voraussetzung ist. Das ist der feste Bedeutungskern, an den sich alle Einzelanwendungen anschließen, und der in den festländischen Sprachen in nhd. *laben* nl. *laven* bis heute fortdauert, während allerdings in England später frz. *laver* auf die Bedeutung eingewirkt haben dürfte, in welcher Annahme ich Bradley gerne folge. Die genannte Grundvorstellung ist aber für das lat. *lavare* keine wesentliche, weshalb dieses von der westgerm. Sippe, die eine deutliche Einheit bildet, wohl zu trennen ist.

Neben diesem aus der Bedeutung entspringenden Einwande gegen die Annahme der Entlehnung erhebt sich noch die lautliche Schwierigkeit, daß in einem gemeinwestgerm. Lehnworte intervoc. lat. *ụ* durch *ƀ* vertreten sein sollte, was durch die von Kluge als Stütze angeführten Fälle *Verona* > ahd. *Berna, Ravenna* > ahd. *Rabana* kaum bewiesen wird. Zunächst möchte ich das anlautende *b* von *Berna* vorsichtshalber, bis eine besondere Untersuchung vorliegt, von dem inlautenden *b* in *Rabana* trennen, da jener Name zusammen mit Fällen wie frz. *Besançon* aus lat. *Vesontio(nem)* vielleicht eine ganz andere, und zwar lateinisch-romanische Entwicklung darstellen könnte[1]) als *Rabana,*

[1]) Vgl. Parodi, Del passaggio di *v* in *b* nel latino volgare, Rom. 27, 177—240, auf welchen Aufsatz ich H. Schuchardt einen freundlichen Hinweis verdanke. Parodi führt S. 234 Anm. von

dessen *b* sich wohl unmittelbar aus dem späteren Lautwerte von interv. lat. *u̯* entweder als ahd. Lautsubstitution für got. *ƀ* oder als Ergebnis der ahd. Lautverschiebung begreifen lässt[1]). Und dann verlegt Kluge die Aufnahme von *Rabana* selbst[2]) in das Ende des 5. Jahrhunderts und vergleicht S. 352 got. *Naúbaímbaír* aus lat. *November*, weist also Vertretung von lat.-rom. *v* durch germ. *ƀ* erst für eine Zeit nach, der eine gemeinwestgerm. Entlehnung nicht mehr angehören kann. Gleichfalls *b* für lat. *u̯* zeigt *Mons Jovis* ahd. *Monti Job, Munti Job, Munt Job* Ahd. Gl. III 116, 4; 207, 21; *uber monte Jôb* (: *zôch)* Kaiserchronik ed. Schröder 14565; *Mont Job* Rudolfs Weltchron. 1199, Zs. f. d. Phil. 13, 194 (Belege von C. v. Kraus); aber die Formen *Monti, Munt* entbehren der ahd. Lautverschiebung und stammen wie ae. *Muntgiof* ohne Zweifel aus Sonderentlehnung. Das ae. *Muntgiop* Metr. 1, 8. 14 könnte vielleicht auf einer ahd. Form beruhen.

Ortsnamen nur nhd. *Bern* und frz. *Besançon* an, setzt jedoch hinzu, daß solche Namen eine eigene Untersuchung erfordern. Als Beitrag zu einer solchen gebe ich hier eine kleine Liste deutscher Namen, welche mein Kollege C. v. Kraus freundlichst beigesteuert hat. *Verona : Perna* 11. Jh., Steinmeyer und Sievers, Ahd. Gl. III 611, 30; *ze Berno* Notkers Boethius ed. Piper I 33, 10; *Berna* Ahd. Gl. III 127, 37 in 5 Hss. des Summarium Henrici 12., 13. Jh.; III 209, 46, 12. und 13.—14. Jh.; *Vesontium : Bisinza* III 611, 43, 11. Jh.; vgl. in Lamprechts Alexander ed. Kinzel V. 13 *Bisinzo* Vorauer Hs., *Bisenzun* Strassburger Bearbeitung; ital. *Viterbo*: in der Kaiserchronik *Biterne* 4348. 4356, *Piternære* 'Bewohner von V.' 4374 usw.; s. Schröders Namenregister; ebenso *Biterne* in Ottokars Reimchron. 3575; s. Seemüllers Register. Vgl. ferner *Venetia a Eneco* (l. *Eneto) rege, prius Benetia dicta, deinde Venetia* Imago mundi cap. 28 nach Doberentz, Zs. f. d. Phil. 13, 215; mhd. *baldrian* mnd. *boldrian* — *valeriana*. Nyrop, Grammaire historique I² S. 399 führt noch an *Verzemonum* frz. *Bargemont.*

[1]) Vgl. ahd. *Phât, Pfât* aus lat. *Padus* und ahd. *Roten, Rotin, Rotan* u. ähnl. aus lat. *Rhodanus* Ahd. Gl. III 114, 27; 206, 10; 115, 4, welche gleichfalls ahd. Verschiebung des intervoc. Konsonanten aufweisen.

[2]) Grundriß d. germ. Philologie I² 348.

Als regelrechte Vertretung von lat. *u̯* in dieser Stellung haben wir westgerm. *w* anzusehn wie in lat. *pavo* ae. *pāwa* ahd. *pfāwo;* lat. *cavea* mnd. *kau* nl. *kouw, kooi* mhd. *kouwe, köwe* nhd. *kaue* über ahd. **kouwa*;[1]) lat. *vivarium* ahd. *wīwāri.* Hiezu kommt vielleicht ae. *cawel* 'Korb' aus dem im Kasseler Glossar belegten lat. *cauuella,* das auch im Keltischen, so im kymr. *cawell* 'Korb' u. a, entlehnt vorliegt[2]); es wäre jedoch auch

[1]) Kluge[6] 198, Grundriß I[2] 336, Later 131.

[2]) Loth, Les mots latins dans les langues brittoniques, S. 146. Das lat. *cavella,* das in der armorischen Entlehnung *kavell* die Bedeutung 'Wiege' angenommen hat, stellt H. Schuchardt, Romanische Etymologien II 193 (Sitzungsberichte d. phil.-hist. Klasse d. Wiener Akad. d. Wiss. 1899, 141. Band) und ebenso, wie mir Schuchardt mitteilt, V. Henry im Lex. bret. 1900 zu lat. *cavus* mit der Grundbedeutung 'Höhlung'. Walde leitet in seinem Lat. etym. Wörterbuch S. 107 lat. *caulae* 'Schafhürde, Umfriedung, Gehege, Gitter' aus lat. *caveo* als 'Mittel zum Schutze'. Es ist für beide Gruppen jedoch noch eine andere und zwar gemeinsame Erklärung möglich, indem man von der Grundbedeutung 'Geflecht' ausgeht. Zur Bedeutung vgl. ae. *cradol* ne. *cradle* 'Wiege' neben ahd. *chratto* mhd. *kratte* 'Korb' und ahd. *chrezzo* mhd. *kretze* nhd. *krätze,* welches letztere neben 'Korb' auch 'Wiege' bezeichnet; dieselbe Doppelbedeutung hat auch nhd. *Kötze*; s. DWb. V 1904, 2074. Über ne. *cradle* vgl. das NED. und Falk-Torp I 355, 410. Das lat. *caulae* nun hat wahrscheinlich nahe Verwandte im Keltischen und im Germanischen. Die kelt. Formen akymr. Pl. *caiou* 'munimenta', kymr. *cae* 'Einfassung, Gehege' usw. (vgl. Whitley Stokes bei Fick II 66) führen Kluge[6] s. v. *Hag* und Falk-Torp I 276 auf ein idg. **kagh-* zurück; da aber nach Osthoff bei Brugmann, Grundr. I[2] 604 idg. *gh* und *g^u^h* im Urkelt. unterschiedslos zusammenfallen, darf man für diese kelt. Wörter ohne weiteres auch **kag^u^h-* ansetzen. Diese Grundform deckt auch ahd. *hag* aus germ. **hag^u^o-*, ae. *haga* aus **hag^u^on-*, ae. *hagosteald* ahd. *hagustalt* aus **hag^u^u-*, und ae. *hecg* ahd. *hecka,* die wie an. *ylgr,* ae. *īeg* entwickelt sein können; ähnlich beruhen ae. *hege* und an. *hage* auf Ausgleich. Und was das Keltische und das Germanische zulassen, fordert bei dieser Auffassung lat. *caulae* : **kag^u^h-lā.* Hieher stelle ich auch lat. *cavea* 'Umfriedung, Gehege, Behältnis, Käfig, Bienenstock' usw., eigentlich 'aus Geflecht bestehend, gemacht', das mit nhd. *Hecke*

Entlehnung des ae. *cawel* aus dem Keltischen denkbar, wenn anders die Voraussetzungen für solche Entlehnungen günstiger lägen. Unregelmäßig entwickelt ist ae. *popæg*[1]).

Für die Sippe von *lafian* besteht nun aber, wie mir scheint, keinerlei Nötigung, sie aus einem lateinischen Etymon zu deuten, sondern wir können an heimisches Sprachgut anknüpfen. Das Germanische besitzt nämlich eine reiche, zu ahd. *lab* 'Brühe' gehörige Wortfamilie (vgl. Kluge s. v. *Lab,* Bosworth-Toller s. v. *lybb,* Falk-Torp I 485), welche von einer Grundbedeutung 'Saft, starke, scharfe Essenz' oder ähnlich ausgehend Bezeichnungen mit dem Sinne von 'Kräutersaft, Brühe, Salzwasser, Heiltrank, Gift, Zaubermittel' (vgl. auch nschwed. *löfja* 'zaubern' Noreen, Altschwed. Grammatik § 172) usw. in Übergängen entwickelt hat, für die sich auch außerhalb des Germanischen Parallelen finden. Es scheint mir nun weder sachlich noch lautlich ein Hindernis vorzuliegen, zu einem germ. Subst. **labon* 'Brühe' ein westgerm. Verbum **labō(ja)n* anzunehmen mit der Bedeutung 'mit einem Saft, einer Abkochung usw. behandeln'. Und auf dieser ältesten Stufe der Be-

wohl auf eine gemeinsame Form **kag^{u}ueiā* zurückgehen könnte: das Grundwort hiezu mag man etwa in dem *caua* 'dolea, putin' des Kasseler Glossars finden. Und leicht lassen sich hier anreihen das obige *cavella,* südfranz. *cavagno* 'Korb, Wiege', ital. *cavagno* 'Korb, Maulkorb'.

[1]) Bei diesem Worte, welches zunächst für lat. *papaver* dieselbe Endung *-āvum* im Substrat voraussetzt wie afrz. *pavo,* kann man zweifeln, ob das *-æg* auf Angleichung des Ausganges an Wörter wie ae. *bodig* mit *-ig* aus *-æg* beruht oder ob eine sehr frühe, noch in die ersten Jahrhunderte n. Chr. fallende dialektische Umwandlung von lat. $\underset{\smile}{u}$ zu einem *g*-artigen Laute vorliegt, wie er später gelegentlich im Italienischen erscheint: **popagum?* Das *o* der ersten Silbe für *a* wird wohl dem Vulgärlateinischen zuzuschreiben sein; es erscheint auch im lat. Lemma *popaver* in Epin. 824 und im Corpusglossar ed. Hessels P 542; vgl. auch Schwan-Behrens, Grammatik des Altfranz.[8] S. 61.

deutungsentwicklung dürfte im wesentlichen das ae. *lafian*, jedoch mit der Beschränkung auf äußeren Gebrauch des Mittels, stehen geblieben sein: 'einen Kranken mit einem heilenden, stärkenden Saft, Abguß oder einer sonstigen wirksamen Flüssigkeit, (auch Wasser, insoferne es belebend wirkt) begießen, benetzen, waschen' usw. Die deutsche Gruppe dagegen würde eine Änderung der Bedeutung nach anderer Richtung darstellen, indem die spezifische Vorstellung der Flüssigkeit mehr und mehr zurück und durch Zwischenstufen, die sich leicht vermuten lassen, die allgemeinere des Pflegens eines Kranken durch dargereichte Mittel überhaupt in den Vordergrund getreten wäre; daher 'pflegen, erfrischen, laben'[1]).

Als ältestes Zeugnis für die Vertretung von lat.-rom. interv. *v* durch *b* im englischen Wortschatz sehe ich ae. *cafortūn* an, das ich jetzt befriedigend deuten zu können glaube. Daß dieses Wort den Glossen und der Übersetzungsliteratur eigen ist, sich stets auf fremde, nicht germanische, sondern römische Verhältnisse bezieht und darum wohl als Lehnwort zu gelten hat, glaube ich schon früher dargelegt zu haben[2]); jedoch

[1]) Eine bemerkenswerte Erinnerung alter Zustände bewahrt vielleicht das Wort *Labe* in seinem heutigen Gebrauche in Kärnten, wo es ein bestimmtes abgekochtes Erfrischungsgetränk bezeichnet. M. Knittl, Kultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten, Klagenfurt 1899 [3. Abschnitt] S. 32 erzählt: Zu Mittag brachte der Bauer eine große Blechkanne mit einer dunklen Flüssigkeit und lud mich ein zu trinken. 'Was ist denn das?' — 'Das ist die Labe'. Ich koste; etwas säuerlich, etwas süß, angenehm prickelnd. 'Ja, was ist das?' — 'Die Labe'. — 'Was ist denn die Labe?' — 'Da werden gedörrte Holzbirnen genommen und gedörrte Kirschen und Späne von Kranawettholz (Wachholder) mit der Rinde daran, und das alles zusammen gekocht. Die Suppe wird dann abgekühlt und einige Tage stehen gelassen: das ist die Labe oder der »Trunk«. Nur für die Ostertage wird sie bereitet'.

[2]) Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage, Wien 1898 S. 98.

sehe ich mich durch Bülbrings richtige Beobachtung[1]) eines palatalen *c* in der einen der beiden Formengruppen genötigt, meine frühere Herleitung aus lat. *camera* aufzugeben. Ich knüpfe jetzt an lat. *cavum aedium, cavaedium* an, das entweder mit *atrium* gleichbedeutend war oder bei der späteren reicheren Ausgestaltung des römischen Hauses auch für den inneren Mittelraum, das *peristyl(i)um,* gebraucht werden konnte. Bemerkenswert ist, daß das häufigere Wort *atrium* weder in den kelt. noch in den ae. Wortschatz übergegangen ist, und so kommt es, daß *cafortūn* mit Verwischung eines etwaigen technischen Unterschiedes in der Übersetzungsliteratur für *atrium* eintritt. Der Zusatz von *tūn* für den von allen Seiten eingeschlossenen Raum beruht auf guter Anschauung und entspricht ganz der Gewohnheit verdeutlichender Zusammensetzungen; vgl. meine Lehnworte S. 130; Kluge, Engl. Studien 20, 333.

Die lautliche Form von *cafortūn* macht keine Schwierigkeiten, wenn wir annehmen, daß *cavaedium,* das nicht mehr als Kompositum gefühlt wurde, in **caverium* verwandelt wurde, indem der ungewöhnliche Ausgang *-edium* durch das geläufige Suffix *-erium* ersetzt wurde, ein Vorgang, der genug Parallelen hat. Aus **caverium* entstand urae. **cæber,* dessen *æ* eine Stütze im gleichzeitigen *ceaster* findet, woraus *cæfertūn;* daneben tritt, wie schon Bülbring darlegt, eine *or*-Form, woraus urae. **cabor, cafortūn;* vgl. auch meine Lehnworte § 259. Unzulässig erscheint es mir, mit B. Hein[2]) aus dem einmaligen Beleg *cofertone* 115, 19 ein langes *a* zu folgern; die von Bülbring sorgfältig gesammelten Belege weisen auf kurzes *æ* oder *a.* Wenn nicht bloßer Schreibfehler, kann das *o* durch Einwirkung von ae. *cofa* hervorgerufen sein.

---

[1]) Anglia, Beiblatt 9, 77. 293 f.

[2]) Die Sprache der ae. Glosse in Eadwines Canterbury Psalter, Würzburg 1903 S. 49.

Das lat. *cavaedium* hat nach Hildebrand im DWb. V 21, 372 auch in Deutschland Eingang gefunden, ist aber erst aus dem späteren Mittelalter bezeugt als *kaffâte, cavâte, kavête* mit mannigfach verästelter Bedeutungsentwicklung: 'auf Gewölben ruhender hoher Gang, besonders um eine Kirche', wie noch heute um den Dom zu Erfurt; 'Ausbau auf dem Dach, Altan, schrankartiger Verschlag, Kammer[1]), Vorbau', Bezeichnungen, die an den verschiedenartig verwendeten Hofraum und seine Bogengänge anknüpfen, aber in scharfem Gegensatz zur Gestaltung der Bedeutung in England: 'Hofraum, Hof, Halle, Palast' stehn. Diese wesentlich andere Bedeutung, das späte Auftreten von *kaffate,* namentlich aber die fortdauernde lateinische Betonung im deutschen Worte und die abweichende Form des Wortausganges berechtigen, ja zwingen zur Annahme, daß das englische und das deutsche Wort auf getrennter Entlehnung beruhn. Außerdem ist in beiden Wörtern lat.-rom. *v* durch *ƀ,* bez. *f* vertreten, ein Zeichen jüngerer Übernahme, die zunächst für das englische Wort wohl eher nach als vor 400 anzusetzen ist. Dies führt uns aber in die Zeit der Einwanderung der 'Saxones' nach England, deren Beginn R. Thurneysen, Engl. Studien 22, 177 auf etwa 410 ansetzt. Und die Einwanderung mit ihrer Besitzergreifung von neuem Boden mit neuer Umgebung darf man füglich als einen natürlichen Anlaß zur Aufnahme neuer Entlehnungen ansehen. Als Ergebnis dieser Erwägungen glaube ich aufstellen zu dürfen, daß *cafortūn* aus einem **caverium* für *cavaedium* auf englischem Boden aufgenommen worden ist.

Wenn diese Deutung etymologisch und historisch richtig ist, so nötigt sie zu gewissen Folgerungen. Es

---

[1]) Vielleicht gehört hieher einzelnes von den Zusammenstellungen bei H. Schroeder, Beitr. 29, 353, so etwa *kafitte, kafitke* 'schlechte Hütte, elendes Zimmer'.

kann dann *cafortūn* auf keinen Fall aus einem brittanischen Substrat gewonnen werden, denn in allen alten, aus der Römerzeit stammenden volkstümlichen Entlehnungen zeigen die britt. Dialekte regelmäßig *w* für lat. *u̯* in dieser Stellung. So die kymr. Wörter *Dewi* aus *David, dewin* aus *divinus, dewis* aus *diviso, diluw* aus *diluvium, cawell* aus *cavella, ciwdawd, ciwdod* aus *civitatem, ciwed* aus *civitas, gwiwer* aus *viverra* usw. mit voller Regelmäßigkeit. Wo *f* oder *v* mit dem Lautwerte von franz. *v* erscheint, liegt Einwirkung der jüngeren, romanischen Entwicklung vor[1]), zu der es nach Loth in Brittanien selbst nie gekommen sein soll; nach seiner Auffassung also Einwirkung des Französischen oder der mittelalterlichen Schulaussprache des Lateinischen: kymr. *Dafydd* neben älterem *Dewi* aus *David; aviel* aus *evangelium*.

Mit anlautendem *f* durch Lautsubstitution für lat.-rom. *v*, wie sie später in gelehrten Wörtern wie *fers*, *Firgilius* Regel wird, besitzt das Altenglische als volkstümliches Lehnwort *fann* aus lat. *vannus*. Die Vertretung von *v* durch *f* sowie die Sonderstellung von *fann* gegenüber den westgerm. Formen ahd. *wanna* mnd. *wanne*, mögen diese nun entlehnt oder mit *vannus* urverwandt sein, weisen wohl auf Aufnahme von *fann* nach der Einwanderung in England. Aber auch dieses Wort ist aus einem britt. Substrat nicht zu gewinnen, weil, ganz abgesehen davon, daß die britt. Dialekte es nicht besitzen, eine britt. Form mit *w*, später *gw* anlauten müßte. So ergibt lat. *vagina* kymr. *gwain, venenum : gwenwyn, Veneris : gwener, vicus : gwig, vinum : gwin* usw. mit voller Regelmäßigkeit; s. Loth SS. 120. 174 ff. 243. Das britt. *(g)w-* wird im Altenglischen aber regelmäßig durch *w* wiedergegeben von den ersten

---

[1]) Vgl. hierüber Loth S. 123 und in seinem Vokabular S. 129 ff. unter den einzelnen Wörtern.

Zeiten der Einwanderung an durch die folgenden Jahrhunderte, was sich leicht aus Eigennamen ersehen läßt, welche gewisse historische Daten verkörpern: *Wyrtgeorn, Wiht, Wintanceaster, Wiogoraceaster, Wentsǣte, Wreocensǣte* usw. Ebenso im Inlaut: *Glēaw(an)-ceaster.* Daher könnte, nebenbei bemerkt, rein lautlich betrachtet *cawel* eine Entlehnung aus dem Keltischen sein.

Von diesen beiden, einheitlich *-w-* oder *(g)w-* bietenden britt. Reihen heben sich nun *cafortūn* und *fann* scharf ab. Das letztere Wort könnte man zur Not vielleicht aus Frankreich holen[1]). Dies ist aber für das am Boden haftende *cafortūn* wohl unmöglich. Wenn nun Entlehnung dieses Wortes in England wahrscheinlich ist, die britt. Dialekte aber das erforderliche lautgerechte Substrat nicht liefern, so bleibt meines Erachtens nur die Annahme übrig, daß in den ersten Zeiten der Besiedlung Englands durch die Angelsachsen neben den britt. Dialekten das von Loth totgesagte Volkslatein in England an gewissen Punkten fortbestand und dort den Wandel von lat. *u̯* in das jüngere rom. *v* noch erlebte. Diese Möglichkeit der Fortdauer des Lateins in England, die ich in den Engl. Studien 19, 329 ff. zu verteidigen suchte, hat seitdem eine wesentliche Stütze durch die Darlegungen Thurneysens, Engl. Studien 22, 163 ff. erhalten, nach welchen den abziehenden Legionen die germanischen Einwanderer fast unmittelbar auf dem Fuße folgten, diese Einwanderung also eine Folge jener Auswanderung war. Und wenn es richtig ist, daß es nach Abzug der Römer in England 'noch lange Zeit zwei sich befehdende Parteien,

---

1) In den romanischen Sprachen ist *vannus* wegen seiner Endung unter die Masculina übergetreten: ital. *vanni* frz. *van* oder Plur. *vans*; s. Meyer-Lübke, Rom. Grammatik II 419; das ae. *fann* dagegen ist Femininum wie das lat. Grundwort.

eine brittisch-nationale und eine römische gab' (das. SS. 176. 178), so muß das wohl als ein Beweis nach derselben Richtung gelten.

Die Untersuchung der Frage nach der Fortdauer des Lateins in Brittanien mit sprachgeschichtlichen Mitteln stößt natürlich auf besondere Schwierigkeiten. Erstlich ist das vom Altenglischen in England aufgenommene Lehngut an sich ziemlich spärlich, weil die Sprache schon auf dem Festland fast alles aufgenommen hatte, dessen sie damals bedurfte. Ein ähnlicher Gesichtspunkt kann wohl auch, was nebenbei bemerkt sein möge, die Tatsache rechtfertigen, daß die britt. Dialekte nach etwa 400 kein Lehnmaterial mehr aufgenommen haben, ohne daß man mit Loth S. 31 daraus ein völliges Absterben des Lateins in Brittanien folgern müßte. Sodann ist von diesem ziemlich spärlichen Lehngut wieder nur jener Bruchteil beweisend, bei dem das Englische lautliche Formen voraussetzt, die nicht zur älteren Vorstufe der britt., sondern zur jüngeren rom. Entwicklung stimmen. Der Stoff bedarf einmal einer zusammenhängenden Musterung nach diesem Gesichtspunkte. Ich will nur noch einen Fall erwähnen. Loth weist S. 31 nach, daß von den 600 bis 700 an Zahl betragenden, ins Britt. entlehnten Wörtern kein einziges die Assibilation von *t$\underset{\wedge}{i}$* oder *c$\underset{\wedge}{i}$* vor Vokal zeigt, und gewinnt auch hieraus eine Stütze für seinen Schluß, daß das Latein in Brittanien nicht bis ins 5. Jahrhundert gelebt haben könne; und in ae. *Cent,* dem Namen der Landschaft, auf welche die Angelsachsen zuerst den Fuß setzten, welcher Name keine Assibilierung aufweist, sieht er S. 32 Anm. einen weiteren Beweis hiefür. Aber dieser Name kann als der eines für die Seefahrer wichtigen Küstengebietes den seeanwohnenden Germanen schon Jahrhunderte früher bekannt gewesen sein; vgl. meine Bemerkungen über solche 'Namengebung aus der Ferne' in Engl. Studien 19,

336 ff. Man nehme dagegen ae. *plæce, plætse.* Dieses Wort ist selbst in England nur im Nordhumbrischen üblich; alte westgerm. Entsprechungen fehlen; auch die Britten haben es nicht; und auch zu got. *platja* stimmt es nicht, falls man so für *plapja* lesen will. Es ist also wohl eine nördliche Sonderentlehnung, für die mir in York alle Bedingungen vorhanden gewesen zu sein scheinen. Hier liegt wieder ein' doch wohl am Boden haftendes Wort vor, für welches die britt. Sprachmittel versagen. Und faßt man das *æ* von *plætse* als Ergebnis des *i*-Umlauts von *a*[1]), so kann die Entlehnung vielleicht nicht einmal in jene Frühzeit des 5. Jahrhunderts fallen, welcher *ceaster* und *cæfertūn* mit ihrem aus ursprünglichem *a* erhöhten *æ* zuzuweisen sind. Nicht unwichtig in diesem Zusammenhange, doch vielleicht weniger beweiskräftig, weil nicht gerade notwendig am Boden haftend, ist ferner ae. *yntse* aus rom. **ontsja* lat. *uncia.*

Zum Schlusse möchte ich, nach dieser Abschweifung auf meinen eigentlichen Gegenstand wieder zurückkommend, jene Fälle besprechen, die nach der Zeit des Überganges von germ. *au* in ae. *ēa* mit einem *au*-ähnlichen, aus altem *au* entstandenen Laute des Substrats ins Englische eindrangen. Es sind die Wörter *Pāwel—Paulus, cāwel—caulis* und *lāwer—laurus.* Beda berichtet in seiner Kirchengeschichte I 33, König Aedilberct habe in dem von Augustinus bei Canterbury gegründeten Kloster eine den Aposteln Petrus und Paulus geweihte Kirche erbaut. Der Name *Paulus* muß also spätestens um 600 in England Eingang gefunden haben. Nach Ausweis der späteren Entwicklung (s. meine Lehnworte § 200) und auf Grundlage von Orms *Pāwell* müssen wir für diesen Namen ae. *ā* an-

[1]) Vgl. Lindelöf, Die südnorthumbrische Mundart des 10. Jahrhunderts, Bonn 1901 S. 43.

setzen. Woher stammt dieses? Ich möchte vermuten, daß wir von der den italienischen Bekehrern geläufigen Form *Páolo* oder einer ähnlichen, das *au* in zwei Silben zerdehnenden Aussprache, wie sie dem Süden Italiens geläufig ist[1]), auszugehen haben, und nehme an Stelle der von mir § 254 versuchten Erklärung, welche namentlich das *ā* nicht rechtfertigen kann, im Anschluß an P. Lambertz[2]) an, daß in ae. **Pa-ul* oder **Pa-ol,* wo das *a* im Hiatus gedehnt werden mußte, wenn es nicht etwa schon in der ital. Grundform lang gesprochen wurde, aus und vor dem *u* oder *o* der Gleitlaut *w* sich entwickelte. An die ital. Nebenform *Pávolo* wird man kaum denken dürfen, weil, wenn sie um 600 etwa schon vorhanden war, ital. *v* wohl durch ae. *ƀ* vertreten wäre; aber ae. *Pāwel* und ital. *Pávolo* zeigen wohl eine phonetisch verwandte Entwicklung. Eine Form **Pā-ul* setzt auch an. *Pōll* voraus; Noreen, Aisl. Grammatik [3] § 74, 2.

Über das Alter der Aufnahme von *cāwel* Masc. 'Kohl' läßt sich kaum mehr Bestimmtes sagen, als daß es nicht der kontinentalen Zeit angehört, weil es dann wohl *ēa* enthielte. Es ist also von ahd. *kōl* zu trennen und erst in England aufgenommen. Da mit der Anlage von Klöstern auch der Gartenbau einen kräftigen Aufschwung nahm, könnte *cāwel* mit *Pāwel* gleichzeitig oder wenig jünger sein und würde dann wohl denselben ital. Ursprung und dieselbe Entwicklung voraussetzen, weshalb ich *ā* schreibe. Auch hier weist das ital. *cávolo* auf ursprünglich zweisilbig gesprochenes *au.*

Die ae. Form *cāwel* setzt sich vielleicht fort in me. *coul(e);* ae. *caul* mag so zu deuten sein wie die ae. Schreibung *saul* für *sāwol*; in der häufigen me. Form *caul* vermutet das NED. s. v. *cole* neuerliche Über-

---

[1]) Meyer-Lübke, Italienische Grammatik S. 57.

[2]) Die Sprache des Ormulums, Marburg 1904 S. 144.

nahme von lat. *caulis;* aber sie läßt sich wohl mit dem häufigen me. *saule* zusammenstellen und durch Verkürzung des *ā* im Langdiphthong *āu* rechtfertigen. Für *caflwyrt* WW. 136, 17 und daraus vermutetes *cealf-wyrt* ist richtig *cāwlwyrm* d. i. 'Kohlraupe, eruca' zu lesen; s. Napier, Contributions to Old English Lexicography S. 76, und vgl. *cāwelwurm* WW. 121, 29.

Über die lautliche Entwicklung von ae. *cāl* me. *cōl* ne. *cole* nördl. *kale* und ihr Verhältnis zum an. *kāl* schwanken die Ansichten. In meinen Lehnworten § 200 vertrete ich die Meinung, ae. *cāl* sei aus dem an. *kāl* entlehnt. Das NED. s. v. *cole* setzt als Quelle für dieses entweder ae. *cāl,* kontrahiert aus *cāwel cāwl,* oder das an. *kāl,* spricht sich aber über das Verhältnis von ae. *cāl* zum altnordischen Wort nicht aus. Ebensowenig Björkman, der Scandinavian Loanwords S. 106 meine Annahme der Entlehnung bezweifelt. Falk-Torp I 342 halten Entlehnung des an. Wortes aus dem ae. für das Wahrscheinlichste. Kluge-Lutz S. 46 leiten *cole* me. *cōl* aus dem altnordfranz. *col* = frz. *chou.* Ich möchte jetzt *cāl* als eine zweite lautgerechte ae. Form und zwar ähnlich wie das NED. als Ergebnis einer Kontraktion, aber von einer anderen Vorstufe aus deuten. Oben vermuteten wir als früheste ae. Form **Pā-ul,* die durch Einschub eines Gleitlautes zu *Pāwel* wurde; kam der Gleitlaut nicht zu Stande, so konnte wohl ein ae. **cā-ul* ebenso zu *cāl* kontrahiert werden wie *rā(h)a* zu *rā.* Und ae. *cāl* wäre dann ins Skandinavische entlehnt worden; vielleicht auch ins Irische und Gaelische.

Über *lāwer, lāwerbēam* bleibt nichts weiter zu sagen; es dürfte mit den obigen Wörtern etwa gleichzeitig sein.

Die eben genannten Entlehnungen, als deren Heimat Italien gelten darf, stehn wahrscheinlich nicht ver-

einzelt; nach dem Gange der Bekehrung Englands überhaupt und nach bestimmten einzelnen Mitteilungen Bedas in seiner Kirchengeschichte, namentlich in I 29, werden wir im Altenglischen eine ganze Gruppe von Lehnwörtern italienischer Herkunft anzunehmen haben, über die ich bei anderer Gelegenheit handeln will.

ÜBER DIE AKZENTE IN DEN ANGELSÄCHSISCHEN HANDSCHRIFTEN.

Von

WOLFGANG KELLER.

Die Frage nach der Bedeutung der Akzente in den von Iren und Angelsachsen verfaßten Handschriften ist bis heute noch nicht gelöst. Nachdem Sweet sie 1881 angeregt hatte, war ihr Schröer in seiner Ausgabe der altenglischen Benediktiner-Regel 2. Hälfte 1888 näher getreten, ja er gibt dort selbst an, daß er schon 1882 eine längere Abhandlung darüber geschrieben habe, die ihn aber nicht mehr befriedige, weshalb er sie zurückhalte. Gleichzeitig mit ihm hat dann Sweet in seiner History of English Sounds (1888) das Beste gegeben, was bisher über das Problem existiert. Doch erklärt er die Akzente zu einem Teil einfach als 'Ornamente', ohne die die Seite leer ausgesehen hätte, und die man zum bloßen Schmuck da und dort aufs Geratewohl hinpflanzte. Andererseits muß er die auffallendsten Längungen aufstellen. Da die Vorsilbe *un-* oft akzentuiert ist, nimmt er hier Dehnung nach Analogie von Wörtern wie *dún, tún* usw. an; und ähnlich gezwungen klingen manche seiner anderen Erklärungen. Acht Jahre später hat W. H. Hulme in einem Aufsatz in den Modern Language Notes 11, 17 (Quantity Marks in Old-English Mss.) die Frage untersucht. Er kam

nicht viel über Sweet hinaus und nahm ebenfalls für einzelne Fälle die Einfügung der Akzente zum Schmuck der Handschrift an. Doch scheint er nicht an Dehnungen in dem Umfange wie Sweet zu glauben. In einem Anhang zu seiner Arbeit über die Vokale der Tonsilben des Codex Wintoniensis, Angl. 25, 507, hat R. A. Williams (1902) die Akzente dieser Handschrift untersucht, aber mit negativem Resultat: er steht der Willkür ratlos gegenüber. Schließlich ist in allerjüngster Zeit (1907) eine Bonner Dissertation erschienen, die mir eben noch zu Gesicht kommt, über 'Die Akzente in altenglischen Handschriften mit Berücksichtigung der Akzente im Lateinischen und Althochdeutschen' von L. Schmitt. Der Verfasser geht aus von den sonderbaren Akzenten des Læceboc, über das er eine sprachliche Untersuchung vorbereitet. Da dort sehr häufig die Endsilben mit dem Akzent versehen werden, nimmt er an, daß dies ein Mittel sei auf die sorgfältige Aussprache der ja schon in der Veränderung begriffenen Endsilbenvokale hinzuweisen, und er schließt dann, daß dies überhaupt der Zweck der Akzente in den angelsächsischen Handschriften sei, nämlich vom Standpunkt des Schulmeisters aus auf die richtige Aussprache des akzentuierten Vokals aufmerksam zu machen. Diese rätselhaften Akzente erklären sich sehr einfach aus einer einzigen Verlesung, wie weiter unten ausgeführt ist. Ich glaube der Hauptgrund, daß man bisher zu so unbefriedigenden Resultaten gekommen ist, liegt in dem falschen Weg, den man einschlug. Auch Schröer meinte mit Hilfe 'der Prinzipien der Konsonantengemination mit Herbeiziehung des Ormulums' zum Ziele zu gelangen. Man mußte dann erst Dehnung und später wieder Kürzung aller einsilbigen Wörter annehmen, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Ich möchte von einer anderen Seite an das Problem herantreten: nach meiner Meinung ist die

ganze Frage keine lautgeschichtliche, sondern eine palaeographische. Wir müssen zunächst den Ursprung und die traditionelle Bedeutung des Zeichens überhaupt kennen, ehe wir Einzelschlüsse ziehen. Material ist genug vorhanden. Namentlich Wülkers Brauch in seinen Bibliotheken der angelsächsischen Poesie und Prosa, die Akzente der Handschriften am Schluß zusammenzustellen, wird man als Erleichterung empfinden. Noch bequemer, aber ungeheuer kostspielig und deshalb nicht nachgeahmt, ist der Paralleldruck sämtlicher akzentuierter Wörter in Schröers Benediktiner-Regel. Dagegen vernachlässigen die Herausgeber lateinischer Denkmäler die Akzente ganz regelmäßig, weil sie nichts damit anzufangen wissen. Hier ist man daher lediglich auf die Facsimiles angewiesen. Sehr nützlich sind auch für diese Untersuchung die Facsimiles of Ancient Charters in the British Museum, weil sie chronologisch geordnetes Material enthalten.

Wenn es gilt den Ursprung der Akzente aufzudecken, müssen wir vor allem unterscheiden zwischen dem griechischen und dem römischen System der Akzentuierung, die, obwohl zunächst ganz verschieden, später vielfach ineinander eingreifen. Bei den Griechen kommen seit verhältnismäßig früher Zeit Tonzeichen vor, die dem Vorleser andeuten, ob der Vokal der stärksten Silbe steigend (Akut) oder fallend (Gravis) oder schleifend (steigend-fallend, Zirkumflex) gesprochen werden sollte. Das war namentlich in der alexandrinischen Zeit nötig, als viele Ausländer das Griechische sprechen und lesen lernten. So finden wir — soweit ich sehen kann zum ersten Mal[1]) — in dem Papyrus, der die Dithyramben des Bacchilides enthält und der im ersten Jahrhundert v. Chr. äußerst sorgfältig geschrieben worden ist, diese Lesezeichen in großer Zahl

[1]) Der neugefundene Timotheus-Papyrus aus dem 4. Jh. hat keine Akzente.

verwendet. Besonders bei langen Wörtern fand man dies nützlich. (Fred. G. Kenyon, Palaeography of Greek Papyri, Oxford 1899 p. 28 f.).

Es wird also im Griechischen sowohl die expiratorisch stärkste Silbe, die Tonsilbe, bezeichnet als auch die Qualität des Tonvokals. Diese letztere aber hing sehr häufig mit seiner Quantität zusammen. Für die römischen Grammatiker war der Zusammenhang ein so enger, daß sie, die die feinen musikalischen Unterschiede der griechischen Akzente weder hörten noch nachahmen konnten, in dem Akzent kaum mehr als ein Schreiberzeichen sahen, um kurze von langen Vokalen zu scheiden. Dagegen spricht nicht, daß sie trotzdem das Wesen des griechischen Akzents im allgemeinen richtig beschreiben; denn einer kopiert immer die Regel ohne weitere Kritik vom andern und glaubt sie sogar auf seine Muttersprache anzuwenden, obwohl diese ein ganz verschiedenes Betonungssystem hat (Vgl. Seelmann, die Aussprache des Latein, S. 27 ff.).

Diese Grammatiker aber sind die Lehrer des Mittelalters. In jeder Klosterschule ist Priscian, Sergius, Donatus oder eine ähnliche Grammatik ein Hauptgegenstand des Unterrichts. Da lehrt Priscian im II. Kapitel seines Buches De Accentibus, daß lange Silben sowohl mit dem Akut als mit dem Zirkumflex gesprochen werden können.

'Syllaba quoque, quae correptam vocalem habet, acuto accentu pronunciatur, ut *páx*, *fáx*, *píx*, *níx*, *núx*, *dúx*': denn die Vokale sind durch 'Position', d. h. durch die grammatische Regel, lang, wenngleich sie von Natur kurz sind. 'Quae vero naturaliter est longa, circumflexo accentu exprimenda est, ut *rês*, *dôs*, *spês*, *rôs*'.

Das heißt also nichts anderes als: der Akut bezeichnet die 'natürliche' Kürze, der Zirkumflex die 'natürliche' Länge des betonten Vokals.

Niemand hat diese Regel konsequenter angewendet als der pedantisch korrekte Notker, der eine Orthographie der deutschen Sprache festlegen wollte. 'Oportet autem scire, quia verba theutonica sine accentu scribenda non sunt praeter articulos, ipsi soli sine accentu pronunciantur acuto aut circumflexo', heißt es in seinem berühmten Brief an den Bischof Hugo von Sitten. Danach schreibt also Notker im allgemeinen jedes deutsche Wort mit einem Akzent: auf die langen Ton-Vokale setzt er den Zirkumflex, auf die kurzen den Akut. In seinem Aufsatz über das Akzentuationssystem Notkers in dessen Boethius (Zs. f. d. Phil. 14, 129 ff.) führt Fleischer als Vorgänger Notkers in dieser Beziehung den Hrabanus Maurus an: 'dieser gebraucht den Zirkumflex zur Bezeichnung der Länge auf betonten wie unbetonten Vokalen, den Akut wendet er auf kurzen Vokalen an, um eine kurze Silbe [soll wohl heißen 'einen kurzen Vokal'] als betont zu bezeichnen.' Leider gibt Fleischer nicht an, worauf er diese Ansicht gründet. Auf die Fuldaer Denkmäler scheint sich die Angabe nicht zu beziehen: im Tatian z. B. erscheint wohl Akut und Zirkumflex zur Bezeichnung der Länge, aber es sind im allgemeinen nicht dieselben Schreiber, die die Zeichen anwenden: die schottisch-angelsächsisch gebildeten schreiben eben den Akut, die der deutschen Schule folgen, den Zirkumflex. Vgl. jetzt darüber Paul Sievers, Die Akzente in althochdeutschen und altsächsischen Handschriften, 1. Teil, Berliner Dissert., 1906, S. 14 ff. Aber mit Notkers System hat dies nichts zu tun. Eher möchte ich glauben, daß Fleischer die Schulgrammatik des Hraban im Auge hat. Hier aber bietet dieser natürlich nichts weiter als einen Auszug aus Priscians Regeln. Er unterscheidet im Kapitel über den Akzent (Migne, Patrologia Latina, 111, 625 f.) zweierlei Silbenlängen und vermengt Akzent und Quantität: 'Qui vocis accentus duo sunt . . .: cor-

reptus et productus... Correptus accentus est in his syllabis, quas sine ulla mora vocis enunciamus, ut *macula, tabula;* productus est in his, quas cum aliqua mora vocis exprimimus, ut *maiestas, libertas.*' Dann heißt es — mit Verwendung von 'accentus' als Wortton — weiter, 'eine kurze Paenultima gibt den Akzent ab. Si vero penultima sive natura sive positione longa est, ipsa accentum tenebit, vel circumflexum, vel acutum, ut *natûra, potéstas.*'

Somit konnte Notker von Hraban nur dieselbe Theorie lernen, die sein Priscian auch enthielt. Das Verdienst, diese Regel weitergebildet und in die Praxis umgesetzt zu haben, gebührt ihm ganz allein. Er hat damit für die deutsche Sprache ein orthographisches Akzentuierungsgesetz geschaffen, das die Wortbetonung und die Quantität des Vokals jederzeit sofort erkennen läßt. Leider war es zu pedantisch genau, um sich halten zu können. Es genügte, wenn man die eine der beiden Quantitäten durch ein diakritisches Zeichen von der anderen unterschied: den Wortakzent besonders hervorzuheben, fand man bald überflüssig. Nur die eine Hälfte von Priscians Regel blieb in Kraft, die Bezeichnung langer Vokale durch den Zirkumflex, den man zu diesem Zweck ja auch vor Notker schon angewandt hatte.

Die Römer hatten von selbst, ohne griechischen Einfluß, zwei Arten der Längenbezeichnung für die Vokale ausgebildet. Zunächst hatte Accius die ja sehr naheliegende Doppelschreibung angeordnet. Ein langes *a* ist nichts anderes als ein kurzes *a*, vermehrt durch ein unbetontes (halbvokalisches) *a*. Man sollte also doch PAASTOR, MAARCVS schreiben. Und diese Regel fand sehr vielen Anklang. In den Handschriften des 7. und 8. Jahrhunderts findet sie sich besonders häufig angewendet; für das Deutsche, wie für das Englische ist dies die älteste Quantitätsbezeichnung, die nie wieder ganz verloren gegangen ist.

Seit Caesar aber findet sich noch ein zweites Mittel in den römischen Inschriften verwendet, der Apex. Es ist dies ein kleiner Vertikal-Strich über dem Buchstaben, der anzeigt, daß der Vokal lang zu sprechen sei. Schon vorher hatte man angefangen das lange *i* dadurch zu bezeichnen, daß man den Buchstaben zu einer 'I longa' erhöhte. Vgl. Seelmann a. a. O. S. 70 ff. und besonders J. Christiansen, De apicibus et I longis inscriptionum latinarum. Diss. Kiel, 1889. Das folgende Distichon, eine Grabschrift aus der Stadt Rom, ist ein gutes Beispiel für I longa und Apex.

VIVA · VIRO · PLACVI · PRÍMA · ET · CÁRISSVM · CONIVNX
QVOIVS · IN · ÓRE · ANIMAM · FRÍGIDA · DEPOSVI ·
(Corpus Inscr. Lat. VI, 6593.)

Es sind also fast alle langen Vokale als solche gekennzeichnet durch den Apex; beim *i* hat man die Wahl zwischen diesem Zeichen und dem erhöhten Buchstaben. Dieselbe Anwendung wie auf den Inschriften finden wir in den kapital geschriebenen Manuskripten. So heißt es in dem Herkulanenser Papyrus, der das Gedicht auf die Schlacht bei Actium enthält, ARMÍS, ACIÉS, CERVÍCIBVS, VENÉNI usw. Vgl. Steffens, Lateinische Palaeographie I, 4.

Die Grammatiker geben die Vorschriften darüber an das Mittelalter weiter. So lehrt Isidor, Origines 1, 27, 29: '(Veteres) longae syllabae apicem apponebant; ut puta *populus* an arborem significaret an hominum multitudinem, apice distinguebatur.' Aber der Apex soll nur ein Hilfsmittel sein, man soll ihn nicht etwa konsequent anwenden, sondern nur dort wo er zur Vermeidung eines Mißverständnisses notwendig ist. Daher warnt Quintilian, Institutiones 1, 7, 2: 'Longis syllabis omnibus adponere apicem ineptissimum est, quia plurimae natura ipsa verbi, quod scribitur, patent; sed interim necessarium, cum eadem littera alium atque

alium intellectum, prout correpta vel producta est, facit.' Und Terentius Scaurus gibt die Anweisung: 'Apices ibi poni debent, ubi isdem litteris alia atque alia res designatur, ut *vénit* et *venit*, *áret* et *aret*, *légit* et *legit*.' Dann fügt er hinzu: 'Super *I* tamen litteram apex non ponitur, melius enim in longam producetur.'

Also hauptsächlich zum Auseinanderhalten gleichgeschriebener Wörter wird der Apex angewandt. Nun kommt dies aber bei weitem am meisten in Betracht bei den einsilbigen Wörtern. Mehrsilbige wie *pópulus* 'die Pappel', kamen ja in der Schriftsprache viel seltener vor. Aber leicht mußten sich Verlesungen ergeben bei *a, si, ne, res, re, rem, me, te, se, lex, rex* und ähnlichen, wenn wir bedenken, daß man in der Schrift zunächst die Worttrennung meist vernachlässigte. So kommt es, daß man, als nach der Anweisung der Grammatiker nicht mehr jeder lange Vokal mit dem Apex ausgestattet wurde, sondern nur die, bei denen es zur Unterscheidung nützlich schien, die Regel fast auf die einsilbigen Wörter beschränken konnte. Es scheint sich nur eine einzige Schulvorschrift außerdem noch in die späteren Zeiten gerettet zu haben, das war die Apizierung der Endung *-ís* des Dativ-Ablativs Pluralis, die in der Aussprache unterschieden werden sollte von dem *-is* des Singulars.

Doch der Apex verschwand um 300 gänzlich aus der Schreibkunst Italiens und seiner Nachbarländer: nirgends findet sich hier auch nur mehr eine Spur des alten Zeichens in den Pergamenthandschriften. Nur das ferne Irland, das ja so manches Stück römischer Kultur aus dem Zusammenbruch rettete und treu bewahrte, hat auch hier die alte Tradition fortgesetzt[1]). Bei den Iren und ihren Schülern, den Angelsachsen, taucht der Apex wieder auf in seiner ursprünglichen

[1]) Dabei ist auffallend, daß nach Christiansen, S. 10, die brittannischen Inschriften keine Apices kennen.

Verwendung. Irische Handschriften des 7. Jahrhunderts weisen, ebenso wie die ältesten angelsächsischen, die Bezeichnung der langen Vokale nach römischer Art auf. Und zwar werden besonders einsilbige Wörter und die Endung *-ís* so markiert. Das sog. 'Antiphonar von Bangor', 680—691, aus St. Columbans Kloster in Bobbio, einer irischen Kolonie (Ambros. C. 5, Facs. bei Steffens L. P. 24 a) hat *quā uís, dilicís, uirís*; der 'Kodex von Kells', die berühmte Evangelienhandschrift des Trinity College in Dublin aus dem 7. Jh., *discipulís suís* zweimal hintereinander (Facs. Palaeographical Society II, 88). Das Fragment der St. Galler Stiftsbibliothek Cod. 1395, p. 427 (8. Jh.; Facs. bei Steffens L. P. 24 b) hat oft Akzente über langen Vokalen: da heißt es *filií* — es ist undeutlich welches *i* der Strich treffen soll — *nostrís*, oder bei den fremden Namen *simón, mathái*. Der um 800 datierte irische Evangelien-Codex St. Gall. Stiftsb. 51 zeigt nach Steffens, der ein Facsimile auf Tafel 42 seiner L. P. bringt, 'oft Striche wie Akzente auf den Vokalen'. Sehen wir zu, so sind es die langen Vokale *eís, hís, nobís, á, pléni*. Und dasselbe gilt von dem nächsten Facsimile bei Steffens, St. Gall. Stiftsb. Cod. 60; auch da sind die 'Striche wie Akzente' auf *híc, á* nichts anderes als die alten Apices. Ebenso in dem Beispiel irischer Schrift auf französischem Boden, den griechisch-lateinischen Evangelien des St. Galler Cod. 48 aus der Mitte des 9. Jhs., bei Steffens 47 a, oder in dem von Iren in Bobbio in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts geschriebenen Codex Bernensis 363, der neben Augustin und Beda auch Ovid und Horaz enthält (faksimiliert von de Vries mit Einleitung von Hagen, Lugd. Bat. 1899.)

Von ihren irischen Nachbarn haben die Angelsachsen mit der Schrift auch die römische Quantitätsbezeichnung übernommen. Sie findet sich demgemäß nicht in den uncial geschriebenen Denkmälern, den Ur-

kunden aus dem 7. und Anfang des 8. Jhs. Denn diese ahmten ja festländische Schriftstücke nach, nicht irische. Nur der um 700 uncial geschriebene Canterburyer Psalter, Cotton. Vespas. A 1, zeigt auf dem Worte *ós* den Apex, aber vielleicht von der Hand eines späteren Korrektors, der von den Iren gelernt hatte, daß man *ōs* und *ős* in dieser Weise unterscheiden müsse. Vgl. das Facsimile der Palaeogr. Soc. II 18. Dasselbe Wort ist nämlich am häufigsten mit dem Apex versehen in den Evangelien von St. Chad, die um dieselbe Zeit, aber in der von den Iren übernommenen Halbuncialschrift, geschrieben sind. (Facsimile dieses Lichfielder Codex Pal. Soc. II 22.) Da sind aber auch andere Wörter ebenso gekennzeichnet wie *hóc, né, nós, sí, tú, vós, óra, et* — so ist wohl zu lesen, nicht *éi* — und, wie in den irischen Denkmälern besonders oft die plurale Endung *-ís*. Aber neben diesen kommt der Apex auch auf dem kurzen *a* von *ápud* vor. Die Lindisfarner Evangelien, Cotton. Nero D 4, auch um 700, haben den Apex ebenfalls auf ein paar einsilbigen Wörtern. Das Facsimile der Palaeographical Society II 3 zeigt ihn wieder auf dem Wort *ós*. Sehen wir die alten Urkunden an, wie sie die Facsimiles of Ancient Charters in the British Museum bieten. Die älteste insular, d. h. in der irisch-angelsächsischen Spitzschrift abgefaßte, von 705 (in den Facs. als 693—731 bezeichnet) hat *mé* zweimal, *sé, ré* zweimal, wobei diese Einsilbler stets mit dem Nachbarwort zusammengeschrieben sind. Eine Urkunde von 740 hat dreimal *á*, eine von 767 *hí*, während fünf andere aus dem 8. Jahrhundert keinen Apex zeigen.

Wir finden also den Apex verwendet zur Kennzeichnung: 1. des pluralen *-ís*, 2. der kleinen, meist einsilbigen Wörter. Dieses Letztere tritt so sehr in den Vordergrund, daß man sogar die eigentliche Bedeutung des Zeichens vergißt und es auch auf solche Wörtchen

setzt, die einen kurzen Vokal haben. In der ganzen Folgezeit, bis hinein in die von England beeinflußten französischen Handschriften, hat nun der Apex die doppelte Bestimmung, zunächst die Länge des Vokals, dann aber auch die kleinen Wörter und Vorsilben kenntlich zu machen. Es wird nun neben *á* auch *ác* geschrieben, dessen *a* die lateinischen Grammatiker als kurz bezeichnen, in den Urkunden des Brit. Mus. von 808, 811, 825, 838, 933 usw., oder *hóc* 933, 944, *est* 944.

Aber auch die griechische Verwendung des Akzents zur Bezeichnung des Worttons ist in England nicht ganz unbekannt geblieben, — ich meine die Hervorhebung der Tonsilbe durch einen Akutstrich, wie sie sich zunächst zu musikalisch-metrischen Zwecken in verschiedenen Zeiten wohl selbständig entwickelt haben könnte und jedenfalls da und dort immer geübt wurde. Otfrid hat auf diese Weise den Versakzent in seiner Evangelienharmonie sorgfältig gekennzeichnet. In England finde ich die Methode zuerst in einem Manuskript, das auf Baedas eigene Hand zurückgeführt wird, in dem Codex der Kathedralbibliothek von Durham B II 30, der Cassiodors Psalmenkommentar enthält (Facs. Pal. Soc. II 164). Da hat ein Korrektor, der noch dem 8. Jh. zugewiesen werden kann, die schwierigeren Betonungen überall angezeigt: *índiges, pénitus, egére, cognóscercs, peruenirent, pécodum, inpósita, éligant, pértinet, exhílarat, auritus, perierat, áccipi, funéribus* treten auf der faksimilierten Seite auf. Und ebenso finden sich in der derselben Zeit angehörigen Handschrift Cotton. Tib. C 2 von Baedas Historia Ecclesiastica Akzente wie *pétita, inuénimus* (Facs. Pal. Soc. II 141). Dieser Gebrauch ging während der angelsächsischen Periode nicht wieder verloren, wobei hauptsächlich die griechischen Fremdwörter mitwirkten. Am Anfang des 9. Jahrhunderts hat die Urkunde B. M. 805 *óbitum* und zweimaliges *donatiónem*. Noch mehr wird es klar

durch drei Urkunden aus der Mitte des 11. Jahrhunderts B. M. 1038 c, 1042 a (beide vom Bischof Lyfing von Worcester) und 1042 c (von König Eduard). Besonders die erste davon ist lehrreich, weil sie einen englischen Text unter dem lateinischen enthält. Da stehen die Akzente *humanáque, dispénsat, sophísmata, alimónia, uténti, uténsílibus* (der Schreiber erkannte, daß der erste Akzent falsch war und setzte einfach den richtigen daneben, ohne jenen zu eliminieren), *íncolis, públicant, uuéogerna ceastrae, rús, hégreawe* und *héghreawe, éaldan díc, hólan gráfe, díllameres díc, sándihte wállan, bísceopes scírlett, lín áceran* (2), *hége, brócc hóles wég, léofesunes cróft, sálewearpan* (2), *óterburnan, díce, twégen, hít, diác(onus).* Das sind also zum kleinsten Teil Apices, Längezeichen, zumeist sind es Zeichen für den Wortton. Entsprechend den Gesetzen der altenglischen Akzentuation erhalten dabei die Komposita gewöhnlich ein Zeichen für jeden Teil. Es ist also hier der Akzent als Energiezeichen gebraucht, zur Bezeichnung des stärksten Tons. Es kommt dann vereinzelt soweit, daß man den Akzent dort setzt, wo der Sinn ein stärkeres Hervortreten der Stimme verlangt. Dabei wird nur noch das Wort, nicht die Silbe akzentuiert. So möchte ich die Zeichen auffassen, die bei einer Markbeschreibung (Urk. B. M. 823) das Wort treffen, das die Richtung angibt: *in-óriente, ab-áquilone, ab-óriente,* und vielleicht auch ebendort *émendauerit iníquitatis* oder *proremedió ánime.*

Endlich muß hier noch eine Art der Verwendung des Apex erwähnt werden, die allerdings bei den Angelsachsen von untergeordneter Bedeutung war, die als diakritisches Zeichen. Als solches scheint er da und dort schon auf römischen Inschriften vorzukommen, um den Halbvokal oder Spiranten von dem gleichgeschriebenen Vokal zu unterscheiden. (Vgl. Birt, Beiträge zur lateinischen Grammatik, Rhein. Museum 52,

Erg. Heft. 108 f.) So hat ihn Otfrid gebraucht, wo er die Versakzente einsetzte, und etwas unklar anlautende Vokalverbindungen als *tó, úl, úlih, támer, iágilih* usw. bezeichnet. Vgl. Otfrid hsg. von Piper S. 76 der Einleitung; ebenso im Tatian: P. Sievers, S. 18. Dasselbe Prinzip findet sich wieder in den ältesten französischen Handschriften, wie Varnhagen, Zs. f. roman. Phil. 3, 161 f. und Kurt Lincke, Die Accente im Oxforder und Cambridger Psalter sowie in anderen altfranzösischen Handschriften, Diss. Erlangen 1886, nachgewiesen haben. Ich glaube daher, daß wir auch die zwei Akzente in den Corpus-Glossen, 5 *neoþerúard,* 137 *edúaelle* (Strudel) so auffassen dürfen. Hierher werden dann auch Wörter wie *-úe* ('oder') in den B. M. Urkunden von 805 und 814 b, und das in denselben Schriftstücken begegnende *úi* (805 *uíi*) gehören; *úel* ('oder') findet sich auch B. M. 947.

Dies hat nichts Auffallendes an sich, wenn wir an die ganz analoge Verwendung der Doppelschreibung denken, die ja auch ursprünglich die Länge des Vokals, beim *u* aber daneben die konsonantische Qualität bezeichnete.

Haben wir so schon eine Reihe sich durchkreuzender Prinzipien, die dazu angetan sind die Klarheit in der Verwendung des Akzentzeichens zu verwirren, so geschieht dies noch in viel höherem Maße durch die Nachlässigkeit der Abschreiber. Verhängnisvoll muß namentlich ihre Methode wirken, die Akzente fast immer erst einzusetzen, wenn die Seite zu Ende geschrieben war, wenn sie nicht überhaupt erst der Korrektor hinzufügte. Wir können dies schließen: 1. aus der anderen Tintenfarbe der Akzente, 2. daraus daß die verschiedenen Seiten dabei sehr verschieden bedacht werden, 3. daraus daß sich die Zeichen, wie in den Handschriften von Beowulf und Byrhtferth, am meisten zu Anfang und zu Ende der Zeilen, also an den für den

oberflächlichen Überprüfer hervorstechendsten Stellen finden. Vgl. Schipper in der Einleitung zu seiner Ausgabe des altenglischen Beda, Bibl. d. ags. Prosa IV, S. 14, Schröer, Benediktinerregel, Bibl. d. ags. Prosa I, S. 196; Hulme, Mod. Lang. Notes 11, 24.

Dann werden natürlich eilfertig und oberflächlich die Apices dort eingefügt, wo sie die Vorlage bietet, ohne daß man sich ihre Berechtigung lange überlegt. Außerdem setzt der Schreiber selbst gewöhnlich noch da und dort einen Apex ein, wo es ihm gut und nützlich dünkt. So kommt es, daß eine sonst kaum begegnende Schreibung, die des Dativs Pluralis auf *-úm*, in den 4 Handschriften der altenglischen Benediktiner-Regel nicht weniger als 64mal auftritt. Die Erklärung ist, daß der Schreiber der Vorlage den Abkürzungsstrich *-ū* nicht ganz horizontal gemacht hatte, so daß man bei flüchtigem Hinsehen ihn als Apex lesen konnte. Ein gutes Beispiel dafür bietet die Urkunde B. M. 909, wo man die *m*-Striche sehr leicht als Akzente nehmen wird. Nun haben die Abschreiber die Kürzung oft aufgelöst, machten aber später bei der Einsetzung der Apices mechanisch auf das *-um* nochmals einen Strich.

Die lateinische Endung *-um* behandelten sie natürlich ebenso. Wir haben hier auch die Erklärung für die auffallenden Akzente des Læceboc, die jüngst L. Schmitt zu seiner neuen Theorie verleitet haben. Auch hier hat ein Korrektor die Striche auf den Endsilben, die im Original für einen nasalen Konsonanten standen, in die Abschrift übertragen, obwohl diese die Abkürzungen aufgelöst hatte. Dann aber sah er, oder ein zweiter Schreiber, den Sinn der Zeichen, wie leicht verständlich, nicht mehr ein und glaubte auch einige Endsilben ohne Nasal so kennzeichnen zu müssen. Immerhin stehen den 182 akzentuierten Endungen mit Nasal nur 23 ohne solchen gegenüber.

Dieselbe Flüchtigkeit ist Schuld, daß so oft der Apex die Nachbarsilbe trifft. Es ist dies eine überaus häufige Erscheinung. So schreiben die Manuskripte der Benediktinerregel *awórpen, afýllyde, myníchades* statt *áworpen, áfyllyde, mynichádes,* wie wohl in der Vorlage stand. Vgl. Benediktinerregel hsg. v. Schröer, S. 203. Ebenso kann man dieses Abspringen des Apex sehen bei einem Vergleich der Handschriften der altenglischen Annalen, z. B. Ann. 885, *ofslog an efor* A : *ofslóg an eofor* B : *ofslóg án eofor* C : *ofslog án éofor* DE. (The Anglo-Saxon Chronicle ed. by Benj. Thorpe, 1861.)

Oder es werden Wörter wegen ihres ähnlichen Aussehens mit einander verwechselt, und der Korrektor versieht die kurzen Vokale von *man, for, ansyn, æfest* mit dem Apex, weil er an *mān, fōr, ān, ǣfæst* denkt. Wir dürfen also aus einer vereinzelten Schreibung mit dem Apex zunächst gar keine Schlüsse ziehen: denn wir können uns auf diese Zeichen weniger verlassen als auf alle anderen, namentlich weniger als auf die Buchstaben. Im folgenden finden sich weitere Beispiele für das Gesagte.

Andererseits aber bietet diese mechanische Art des Abschreibens wieder eine gewisse Gewähr für die Treue. Es ist nämlich auffallend wie unselbständig die Schreiber oft im Setzen der Apices waren. Ein interessantes Beispiel dafür bieten die verschiedenen Handschriften der altenglischen Annalen, die sich in Thorpes Paralleldruck ja leicht übersehen lassen. Von den 6 Handschriften A, B, C, D, E, F, schreibt der Abingdoner Mönch von C die meisten Apices. Er hat fast alle von B — d. h. von ihrer gemeinschaftlichen Quelle, die Plummer (Two of the Saxon Chronicles Parallel, vol. II, Introduction, 1899) *Γ* genannt hat — übernommen und einige neue hinzugefügt. D, der Schreiber von Worcester, ist viel zurückhaltender. E ist noch sparsamer,

A und F haben die wenigsten Apices. Aber es geschieht doch nicht allzu selten, daß ein bestimmter Apex immer wieder abgeschrieben und weitergeführt wird. Im Annal von 877 schreiben B und C *cóm:* das heißt, wenn wir nicht zufällige Übereinstimmung annehmen, daß nach Plummers Stammbaum drei Schreiber den Apex eines vierten abgeschrieben haben. Darauf folgt *on sǽ* B, C, D, E — der Abbingdoner hat noch einen eigenen Akzent auf *ón* gesetzt —: das sind nach Plummer nicht weniger als neun verschiedene Manuskripte. Dieselben Schreiber haben *Swanawic* und *rád* akzentuiert. Es müssen also acht Schreiber, die sich auf einen Zeitraum von fast anderthalb Jahrhunderten verteilen, die Apices aus ihrer Vorlage abgeschrieben haben. Im nächsten Satze ist der Apex auf *rád* in A, B, C, D, E, also in elf Manuskripten mit einer Verteilung der Abschriften auf mehr als 200 Jahre zu konstatieren. Und dasselbe gilt von dem *rád* im Annal 878. Dabei sind die Apices wohl auch hier erst bei der Korrektur nach der Vorlage eingesetzt worden. So erklärt sich ihre Beibehaltung auch da, wo die Wortform selbst verändert ist: 875 gebraucht B die ältere Form für den Ort Cambridge *to Grántanbrycge*, C die modernere *to Grántebricge*, aber beide haben den Akzent auf dem Wort aus ihrer gemeinsamen Vorlage — C noch durch eine Zwischenstufe — übernommen. Dahin gehört im Annal 894 (Thorpe S. 170) das zweimalige *é* (Fluß) in A, dem an denselben Stellen *éa* in B, C, D, entspricht. Daß hier eine tatsächliche Abhängigkeit vorhanden ist, und nicht ein rein zufälliges Zusammengehen, zeigt eine genauere Vergleichung der Apices von A mit denen der übrigen Handschriften ganz deutlich. Nur zwei Beispiele möchte ich anführen. 874 und 878 haben A, B, C, D *fór*, E *for;* 881 dagegen haben A, B, C, E *for*, D *fór*, 882 wieder A, B, C *fór*, D, E *for:* also A, oder das hinter

ihm stehende Original gibt den Apex an, und die anderen 6 oder 8 Manuskripte (je 3 erhaltene und 3 oder 5 von Plummer erschlossene) folgen einfach nach. Dasselbe zeigt das Annal 896, wo das Wort *ea* zweimal hinter einander vorkommt: A *eæ . . . éa,* B, C *ea . . . éa,* D — mit einem selbständigen Akzent — *éa . . . éa.*

Nehmen wir einmal die Akzente einer Handschrift systematisch durch. Ich wähle zunächst das Parker-MS. der altenglischen Annalen, einmal weil es verhältnismäßig wenig Akzente enthält, und dann, weil sich meist kontrollieren lässt, was aus seiner Vorlage stammt und was der Schreiber aus eigenem hinzugefügt hat. So kommen die auffallenden Akzente in dem Gedicht auf die Schlacht bei Brunnanburg nach Ausweis der anderen Handschriften auf das Konto dieses Schreibers. Da zeigt sich denn, daß in dem ersten Teil, bis 850, nur neun Wörter Apices tragen: *á* 2mal, *án* 3, *dóm, gefór, ágán* und *ágan, ríce* 2, *swán* und *tún* 4, dazu noch die Eigennamen *Dún, Ií* 2, *Múl.* Also genau so wie in den lateinischen Handschriften kurze, meist einsilbige Wörter mit langem Vokal. Es macht dabei nichts aus, daß *tún* dreimal im Kompositum vorkommt wie *Benesing-tún*, denn ein solches wird von angelsächsischen Schreibern der Regel nach getrennt geschrieben. (Vgl. meine Angelsächsische Palaeographie I S. 51 f.) Dazu kommt dann noch die Vorsilbe *á-*. Im zweiten Teil, 851—924, stehen *fór* 25 mit *gefór* 4 (‘fuhr’ zur Unterscheidung von der Präposition *for;* da die Vorsilbe *ge-* oft abgekürzt oder aber getrennt geschrieben wurde, setzt man den Apex auch auf *gefór*), *sǽ* 10, *út* 8, *tó* 7, *á-* (Vorsilbe) 7, *án* 5, mit *nán* und **ánum, rád* 4, *é* (*éa, éas*) 4, *ǽr* 2, *cóm* 2, *tú* 2, *dǽl* 2, *hám* 2, *má, -dóme, ðý, gewícode, ágáne, úp,* **áspón,* **on-wég.* Das sind also zumeist einsilbige Wörter mit langem Vokal, dann die Vorsilbe *á-*, und endlich unter

den 94 Fällen 3 Wörter mit kurzem Vokal. Da die mit einem Stern gezeichneten dem Schreiber von A angehören, verschiebt sich das Verhältnis für das ursprüngliche Manuskript noch zu Gunsten der Einsilbler mit langem Vokal. — Im letzten Teil des Manuskripts, von 925 an, werden die Apices etwas häufiger auf kurze Vokale gesetzt. Wir finden da *ón* 16 und *ón-* (Vorsilbe) 2, *éac* 5, **tó* 2 und *tó-* 2, *ǽr* 2, *gewát* 2, **écgum* 2, *á-*, *éa*, *hléo*, *tíd*, *átr*, *hár*, *béc*, *wís*, *rím*, *líf*, *lífe*, *wíges*, *hámas*, *cométa*, *únweaxen*, **úp*, *dǽg*, **lóf*, **fórð*, **sécgas*, *aúrnen*, (jedenfalls verschrieben für *áurnen*, aber in den drei Handschriften A, B, C) und *guðhafóc* (verschrieben für *gúðhafoc*, auch D hat *cuðheafóc*). Wieder fallen die gestirnten Beispiele den Schreibern von A zur Last. Dann haben wir im Originalmanuskript außer den langen Einsilblern ein paar Flexionsformen von solchen, ein mehrsilbiges Fremdwort mit langem Vokal, bei dem auch der lateinische Wortton bezeichnet sein kann, die Präposition *on* gewöhnlich, und vereinzelt die Vorsilben *on-* und *un-* mit dem Apex versehen. Unsere Handschrift ist etwas freigebiger damit und setzt ihn auch auf vier andere kurze Einsilbler und 3 Flexionsformen von solchen.

Ähnlich liegen die Dinge bei König Alfred. In Kapitel V bis X (11 Seiten bei Sweet) des Hatton-Manuskripts der Cura Pastoralis tragen den Apex 41 lange Einsilbler — darunter ist 11mal das einsilbige Wort der zweite Bestandteil eines Kompositums — 9mal die Vorsilbe *á-*, 9 Flexionsformen langer Einsilbler und 7 Mehrsilbige mit langem Vokal. Dazu kommen dann die Wörter *ón* 5, Vorsilbe *ón-* 3, *ís* ('ist') 3, *lóf*, *wél*, *wég* und die Präposition *ófer*: d. h. einige kleine Wörter. Auch das Wort *árodnesse* wird so geschrieben und infolgedessen von Sweet in seinem Student's Dictionary of Anglo-Saxon samt der ganzen Sippe *arod*, 'flink', *arodlic*, *arodscipe* lang angesetzt. Schon

bei Bosworth-Toller ist es indes richtig mit aisl. *órðigr* zusammengestellt. Daß es an dieser einen Stelle den Apex trägt erklärt sich daraus, daß der Korrektor das seltene Wort bei der flüchtigen Durchsicht mit *á-*, oder mit *árod*, 'geehrt', zusammenbrachte. Es ist jedenfalls verfehlt aus einem einzigen solchen Apex Schlüsse auf die Quantität des Wortes zu ziehen.

Im ersten Kapitel des Orosius hat das Lauderdale-Manuskript — bei Sweet wieder auf 11 Seiten — 93 Apices auf langen Einsilblern, 3 auf Flexionsformen von solchen, ferner mit kurzem Vokal *úp, scíp* (als erster Teil eines Kompositums) 2, die Vorsilbe *ún-*, die auch sonst öfters apiziert wird, und endlich *séglode, médo, geárneð*. Das erste dieser drei Wörter hat in der Form *sélode*, die vielleicht in der Vorlage stand, langen Vokal; bei *medo* dachte der Schreiber oder Korrektor vielleicht an *méd*, bei *ge-árneð* vielleicht an *ár* oder *áren*.

Auch im altenglischen Beda (hsg. v. J. Schipper in der Bibl. d. ags. Prosa, IV, 1899) sind dieselben Prinzipien angewendet. Doch scheinen hier öfter kurze Vokale den Apex zu tragen. Ich habe vom MS. B (nach Schipper circa 1050) 100, von den MSS. O (circa 1000) und Ca (circa 1070) je 50 Spalten durchgesehen. Auf S. 50—100 hat O 41 Apices auf langen Vokalen mit der bekannten Bevorzugung der Einsilbler; 11mal trifft der Apex einen Einsilbler mit kurzem Vokal: *ís* 4, *óf* 4, *fór* (Adverb, vielleicht Versehen des Korrektors, der an *fór* 'fuhr' dachte), *cwáð, ðés*; 3mal die Vorsilbe *on-*, und endlich die 3 Wörter *bréde* 'Brett' — der Apex stand wohl schon in der Vorlage, denn auch Ca hat ihn, vielleicht war er vom Nachbarwort abgesprungen —, *sýndon* — hier weist Ca mit *níwe syndon* deutlich auf das Abspringen — und *mónegum*. Bei diesem letzten Wort könnte man an eine Assozia-

tion mit *móna* 'Mond' denken, aber näher liegt bei diesem dreisilbigen Wort eine andere Deutung, auf die, wie ich sehe, auch Schipper in der Einleitung zu seiner Ausgabe S. XIV hingewiesen hat. Der Akzent wird hier den Wortton bezeichnen, wie in den oben angeführten Fällen. Schipper gibt als Beispiele dafür aus unserem MS. ein paar Fremdwörter und *ándfengra*, *ínlicum* an. Die Hs. Ca zeigt auf S. 1—50 ungefähr dasselbe Verhältnis: 41 langen Vokalen stehen 6 ursprünglich kurze mit dem Apexzeichen gegenüber. Von diesen kann wohl *séldon* als gedehnt ausscheiden. Dann bleiben *wér, mán* — 'Mann', vom Korrektor als *mán* 'Frevel' aufgefaßt, oder aus *mā* mit Abkürzungsstrich verlesen —, *fornóm* — von Sweet als lang angesetzt wie *cóm* —, *fórwyrd* — wie Ca zeigt stand der Apex in der Vorlage auf dem *y*, das vor *rd* gedehnt war. Es bleibt *cómpedon* übrig, das vielleicht ebenso aufzufassen ist wie das oben besprochene *mónegum*; Ca hat auch *cámphades* und C *cómpade*. Das Wort ist kein gewöhnliches, so mag sich die Akzentuierung erklären. Auf S. 1—100 von B stehen den 384 Apizes auf langen Vokalen 69 auf ursprünglich kurzen gegenüber. Von diesen bieten die in Einsilblern nichts Neues: *ís* 3, *hís* 3, *hím* 2, *ón* 2, *wið*, *míd* 2, *óf* 2, *úpp* 3, *dǽg*, *þás*, verwundern uns nicht mehr; *hánd* und *wórd* sind wohl gedehnt, ebenso *búrnan* und *forwýrd*; *ýrman* scheint mit *yrnan* mit gedehnten *y* verwechselt zu sein; daß die Vorsilben *ún-* 24, *ón-* und *úpp-* den Apex nach Analogie der Vorsilben mit langem Vokal tragen, haben wir auch schon gefunden; *mána* für *manna* ist sicher aus *māna* mit Abkürzungsstrich enstanden. Mit den Einsilblern gehen zusammen *onwég, ongánn, bebód* und die kurzen Formen *geóce* und *wrácu*. Abgesprungen oder aus dem Kürzungszeichen verlesen ist der Apex in *comón, bután, forlætón, úntrúme, ánúm* — in diesen beiden Fällen vom Korrektor gebessert — und vielleicht

in *áweg*, doch liegt hier eher Verwechslung mit der Vorsilbe *á-* vor. Auch bei *síðfǽt* dürfte, da das Wort zweimal hintereinander so vorkommt, eher eine falsche Auffassung des Korrektors Schuld sein.

Schließlich möchte ich noch an einem Beispiel zeigen, daß auch der Satzton von Einfluß auf die Ausstattung der Wörter mit dem Apex war. Das MS. C von Werfriths Übersetzung der Dialoge Gregors (hsg. von Hecht, Bibl. der angelsächs. Prosa V, 1900), Corpus Christi College, Cambridge 322, stammt aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Um herauszufinden, nach welchem Prinzip der Schreiber die Apices verteilt, habe ich die langen Vocale in je etwas über 600 Halbzeilen zusammengestellt: es kommen im wesentlichen nur *ā*, *ō*, *ū*, *ǣ*, *ēa* in Betracht. Damit habe ich dann die Apices der ganzen Handschrift, die von Hecht im Anhang gesammelt sind, verglichen. So ergibt sich nicht nur welche Wörter der Schreiber gerne, sondern auch welche er nicht gerne mit dem Apex versieht. In 604 Halbzeilen stehen *þa* 117, *þam* 59, *swa* 38, *a-* 30, *lareow*, 11, *halig* 9, *na* 8, *þara* 8, *acsian* 7, *ar-* als erster Kompositionsteil 7, flektierte Formen von *agen* 6. Ganz anders ist das Bild der mit dem Apex versehenen Wörter: *án* 61, dazu *án-* im Compositum 9, *gán* in einsilbigen Formen 59, *má* 25, *nán* 23, *á (áá)* 23, *ná* 18, *lác* 12, *arás* 11; aber *þá*, das gewöhnlichste Wort, nur 5, *á-* 3, *ágen* flektierte Formen 2, *ár-* 1, *swá* 1. Das heißt also: es werden gerne apiziert *án, gán, má, nán, á, arás, lác;* nicht gerne dagegen *þá, swá, þám, þára, á-, láreow, hálig, ácsian, ágen* flekt. Oder: gerne tragen den Apex die einsilbigen betonten, nicht gerne die unbetonten und die mehrsilbigen Wörter. — In 622 Halbzeilen stehen *to* 51, *stowe* 8, *sona* 7, *soðlice* 7, *oðer* 6, *gedon* 5, *don* 1; in der ganzen Handschrift sind apiziert: *dón* und *gedón* 45, *mód* 24, *gód* 14, *dóm* und *-dóm* 12, *fór* und *gefór* 6,

-fón 10, *tó* 3. Die dreimal, wo *tó* den Apex trägt, ist es betont, zweimal als Adverb und einmal vor dem Personalpronomen *(tó him)*; *sóna, soðlice, oðer* haben nie den Apex. Also wieder dasselbe Bild wie bei *á*. — Und eine Vergleichung der *ū* von 644 Halbzeilen ergibt, daß gerne apiziert werden *út, ús, hús* und *úpp* mit kurzem Vokal, also die Einsilbler; dagegen nicht gerne *þú, nú, útan (bútan)*, also die Unbetonten und die Zweisilbler. Die Vorsilbe *ún-* ist öfters mit dem Apex versehen, aber nicht der Regel nach. Auch *ǣ* und *ēa* geben kein anderes Resultat: gerne werden apiziert *sǽ, ǽr, ǽ, éa*, nicht gerne *þǽre, þǽr, wǽre* und *wǽron, éac* und die flektierten Formen von *déað, éage, scéawian*, d. h. wieder die Unbetonten und die Mehrsilbigen. Das zeigt sich auch wieder, wenn wir Hechts freilich etwas mangelhafte Zusammenstellung der Akzente auf kurzen Vokalen, S. 354 f. seiner Ausgabe, überblicken. Da sehen wir die Einsilbler *ác, wél, úpp*, die betonten Formen *þáne* (Demonstrativ, nicht Artikel), *gít* (Personalpronomen, nachgestellt), *hís* (im Gegensatz). — Freilich auch einmal unbetontes *ís* und *íc* — die betonten Silben *ánsund, ánsyne, ándgite, ándgyt, ándlifne, ándlyfna* — hier ist das *and* stets durch die tironische Note vertreten — *ándfengu, fǽrærninge, éfestinge, éfnette, gegérelan, régoles, wréþiende, agrímette, bemíþene, síncopin, ónfengre, atógen, cýnlice, rýnelan, géonode*. Hier steht somit das Zeichen in der Funktion des Wortakzents.

Es kann nicht meine Aufgabe sein alle dafür zugänglichen altenglischen Denkmäler hier durchzunehmen. Das vorgeführte Material genügt wohl um zu zeigen, worauf es ankommt. Die Akzente in den angelsächsischen Handschriften sind zunächst nichts anderes als eine Fortführung der römischen Apices. Deshalb ist der Streit, ob man sie in modernen Ausgaben durch den Akut oder durch den Zirkumflex

wiederzugeben habe, hinfällig: der Zirkumflex kommt gar nicht mehr in Frage. Und es ist auch eine unnötige Mühe, die Formunterschiede der Handschriften durch Akut und Zirkumflex nachzubilden, wie dies z. B. Schipper in seiner Beda-Ausgabe getan hat. Das Häkchen, das dem Akut manchmal das Aussehen eines Zirkumflexes gibt, ist nichts anderes als der Federabstrich. Aber der Apex hat seine ursprüngliche Bedeutung erweitert: er dient nicht mehr nur zur Markierung der langen Vokale, sondern auch der kleinen Wörter überhaupt. Bei solchen kleinen Wörtern beweist er also nichts für die Quantität: die §§ 122, 123 von Sievers' Angelsächsischer Grammatik, die die Neigung zur Dehnung einsilbiger Wörter auf einfachen Konsonanten, und dann auch auf ursprüngliche Gemminata, behandeln, sind daher ebenso wie die entsprechenden in Bülbrings Altenglischem Elementarbuch, §§ 284, 286, soweit sie sich nur auf den Apex stützen, wohl nicht genügend fundiert. Auf die paar Doppelschreibungen in den Corpusglossen — darunter *þaat* für *þæð, waar* für *wearr* — wird man aber nicht so großes Gewicht legen dürfen.

Dazu kommt weiter, daß man in England seit dem 8. Jahrhundert in griechischen und lateinischen Wörtern, und dann auch in englischen, den Wortton durch den Akut anzeigen konnte. Akzent und Apex werden nun durch dasselbe Zeichen ausgedrückt, was auch bei mehrsilbigen Wörtern grammatische Folgerungen aus der Schreibung nur bei Anwendung aller Kritik gestattet. Es will mir scheinen als ob damit in neuerer Zeit manchmal allzurasch verfahren würde. So hat z. B. Krawutschke in seiner Untersuchung der Sprache der Boethius-Übersetzung (Berliner Dissertation 1902) die mittelenglische Dehnung in offener Silbe auf Grund eines Akzents vor die Zeit König Alfreds, also fast vier Jahrhunderte, zurückdatiert.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist die Prinzipien, nach denen die Akzente in den angelsächsischen Handschriften aufzufassen sind, klarzulegen: Aufgabe der Kritik ist es aber in jedem Falle zu entscheiden, welches Prinzip zur Erklärung herangezogen werden muß.

ZUR SYNTAX DES KONJUNKTIVS IM BEÓWULF.

Von

V. E. MOUREK.

Wohl die merkwürdigste Regel, die in der germanischen Syntax herumspukt, ist die, daß ein negativer oder imperativischer oder konjunktivischer Hauptsatz notwendig, oder doch ordnungsmäßig einen Konjunktiv (Optativ) im Nebensatze erfordert. Sie ist das gemeinsame Produkt der um die deutsche Syntax hochverdienten Forscher Bernhardt und Erdmann, beruht aber gleichwohl auf einem Irrtume.

Für das Gotische habe ich handgreiflich nachgewiesen,[1]) daß nichts dergleichen der Fall ist, daß der Nebensatz ebenso wie der Hauptsatz denjenigen Modus hat, den seine eigenen Verhältnisse erheischen, und daß man höchstens eine assimilierende Kraft des Konjunktivs des Hauptsatzes zugeben kann, aber auch das nicht muß.

Auch für den Beówulf macht Nader den Hauptsatz für einzelne Konjunktive des Nebensatzes verantwortlich.[2])

---

[1]) In der Abhandlung: Über den Einfluß des Hauptsatzes auf den Modus des Nebensatzes im Gotischen. Sitz.-Ber. d. kgl. Böhm. Ges. d. Wiss. 1892. Nr. XII. — Dortselbst führe ich auch die Stellen der Schriften Bernhardts und Erdmanns an, auf denen die Regel beruht. Vgl. ferner S. B. d. kgl. Böhm. Ges. d. Wiss. 1895, Nr. XVII.

[2]) E. Nader, Tempus und Modus im Beówulf. Anglia 11, 444.

Ich will hier abermals handgreiflich nachweisen, daß auch dies ohne jeden Schein eines Grundes behauptet ist.

Es ergibt sich dies klar aus drei Umständen: erstens daraus, daß in jeder Kategorie von Nebensätzen Indikative stehen, wenn im Hauptsatze die oben genannten Bedingungen vorhanden sind;

zweitens daraus, daß Konjunktive in Nebensätzen vorkommen, wenn im Hauptsatze keine von den genannten Bedingungen vorliegt;

drittens daraus, daß alle die scheinbar durch Negation, Imperativ, Konjunktiv des Hauptsatzes hervorgerufenen Fälle des Konjunktivs im Nebensatze — die übrigens in verschwindend kleiner Anzahl auftreten — ungezwungen eine ebenso plausible Erklärung zulassen, wenn man nur von der Tatsache ausgeht, daß in Haupt- und Nebensätzen vollkommen gleich der Indikativ der Modus der kühl, ohne besonderes Interesse des redenden Subjektes referierten Tatsächlichkeit, der Konjunktiv jedoch der Modus des vom Subjekte betonten besonderen Interesses an der Aussage ist, sei es daß dieselbe als erwünscht (Euktivus, Adhortativus, Finalis, auch Konzessivus) oder unsicher (Dubitativus im weiteren Sinne des Wortes) oder als möglich (oder auch unmöglich: Potentialis, Irrealis) ausgesprochen werden soll.

A. Indikative in Nebensätzen trotz vorangehenden vermeintlichen Anlässen zum Konjunktiv.

I. Indikativische Nebensätze nach negativen Hauptsätzen.

Die Negation im Hauptsatze soll nach der vermeintlichen Regel im Nebensatze den Konjunktiv ver-

anlassen. Merkwürdig ist hier schon, daß es niemandem aufgefallen ist, daß allgemein eine der obigen Annahme diametral entgegenstehende Regel anerkannt wird, nämlich in Sätzen nach einem Komparativ, wo gerade einem negativen Hauptsatze regelmäßig der Indikativ folgt,[1]) (so auch in Temporalsätzen nach *aer*, die eigentlich auch Komparativsätze sind) und ebenso regelmäßig einem positiven Hauptsatze der Konjunktiv! Wie lassen sich diese zwei Regeln vereinbaren? Offenbar muß eine davon unrichtig sein, oder — wie ich behaupte — beide. Die Qualität des Hauptsatzes hat mit dem Modus des Nebensatzes nichts zu schaffen!

Ausnahmen von der vermeintlichen Regel sind so zahlreich, daß man sie nicht einfach übersehen kann. Aber man behilft sich mit der Ausrede, daß in solchen Fällen sich der Einfluß der Negation des Hauptsatzes nicht auf den Nebensatz erstreckt. Sicher mit Unrecht, denn wäre er überhaupt vorhanden, so müßte sich seine Wirkung immer zeigen. Übrigens ist die Behauptung, daß die Negation nur dann im Nebensatze den Konjunktiv veranlaßt, wenn sie sich auch auf den Inhalt des Nebensatzes erstreckt, eigentlich nichts anderes, als was ich behaupte, daß der Nebensatz nur den Modus hat, den seine eigenen Verhältniße erfordern. Denn erstreckt sich die Negation auf den Inhalt des Nebensatzes, so gehört sie eben auch dem Nebensatze an, und hilft vermöge dieser Zugehörigkeit die Moduswahl für denselben zu treffen.[2])

Im Beówulf finde ich nach negativen Hauptsätzen folgende unzweifelhaften [3]) Indikative in Nebensätzen:

---

[1]) Vgl. für d. As. Behaghel, Modi § 28; f. d. Ahd. und Mhd. Erdmanns Grundzüge, § 190 u. Paul Mhd. Gr. § 350; für Beów. Nader, Temp. u. Mod. Anglia 11, 458.

[2]) Vgl. S. B. 1892. S. 280.

[3]) Das Belegemateriale schrumpft leider dadurch sehr zusammen, daß sehr viele Zeitformen im Ags. Indik. u. Konj.

(Subjektsatz): 2898. *lŷt swîgode nîwra spella sê þe näs g e r â d.*[1])

(Objektsätze): 2601. *sibb aefre ne mäg wiht onwendan þâm þe wel þ e n c e ð.* — 1466. *ne gemunde . . . þät hê aer g e s þ r ä c.* — 50. *men ne cunnon secgan . . . hwâ þaem hläste o n f ê n g.* — 1332. *ic ne wât hwäðer atol aese wlanc eftsîðas t e á h.* — 1356. *nô hîe fäder cunnon, hwäðer him aenig w ä s âcenned dyrnra gâsta.* — 162. *men ne cunnon, hwyder helrûnan hwyrftum s c r î ð a ð.*

(Attributivsätze): 2009. *swâ nê gylþan þearf . . . aenig . . . sê þe lengest leófað.* — 2224. *nealles mid gewealdum wyrmhorda cräft sôhte sylfes willum sê þe him sâre g e s c e ô d.* — 1363. *nis þät feor heonon . . þät se mere standeð, ofer þaem h o n g i a ð hrinde bearwas.* — 1456. *näs þät þonne maetost mägenfultuma, þät him on þearfe l â h þyle Hrôðgâres.* — 1461. *naefre hit ät hilde ne swâc manna aengum þâra þe hit mid mundum b e w a n d.* — 1077/1080. *nalles hôlinga Hôces dohtor meotodsceaft bemearn syððan morgen côm, þâ heó . . . geseón meahte morðorbealo mâga, þaer heó aer maeste h e ó l d worolde wynne.*

(Lokalsätze): 692. *naenig heora þôhte, þät hê þanon scolde eft eardlufan aefre gesêcean . . . þaer hê âfêded wäs.* — 2355. *nô þät laesest wäs hondgemôta, þaer mon Hygelâc s l ô h.*

(Modalsätze): 1234. *wyrd ne cûðon . . . swâ hit âgangen w e a r ð eorla manegum.* — 247. *naefre ic mâran geseah eorla . . . þonne i s eówer sum.* — 1362. *nis þät feor heonon . . . þät se mere s t a n d e ð.* — 562. *näs hîe þaere fylle gefeán häfdon . . . þät hîe mê þ ê g o n, symbel y m b s a e t o n.* — 1521. *hond swenge ne ofteáh, þät hire on hafelan hringmael âgôl.*

---

nicht mehr sicher unterscheiden. Die Belege sind nach Heyne-Socins Ausgabe des Beówulf (1903) zitiert.

[1]) Die Umschreibung *lŷt swîgode nîwra spella* nehme ich direkt als negativen Ausdruck, was sie logisch sicher ist.

(Temporalsätze): 510. *nê inc aenig mon . . . beleán mihte sorhfullne sîð, þâ git on sund r e ó n.* — 799. *hîe þät ne wiston, þâ hîe gewin d r u g o n.* — 1466. *ne gemunde mago Ecglâfes eafoðes cräftig . . . þâ hê þäs waepnes o n l â h sêlran sweordfrecan.* — 2373. *bearne ne trûwode, þät hê . . . eðelstôlas healdan cûde, þâ w ä s Hygelâc deád.* — 2873. *þâ hine wîg b e g e t, nealles folccyning gylpan þorfte.* — 933. *ic aenigra mê wedna ne wênde tô wîdan feóre bôte gebîdan, þonne blôde fâh hûsa sêlest heorodreórig s t ó d.* — 1043. *naefre on ôre läg wîdcûðes wîg, þonne walu f e ó l l o n.* — 2452. *ôðres ne gŷmeð tô gebîdanne . . . yrfeweardas, þonne se ân h a f a ð . . . daeda gefondad.* — 2743. *mê wîtan ne þearf waldend . . . morðorbealo mâga, þonne mîn s c e a c e ð lîf of lîce.* — 1078. *nalles hôlinga Hôces dohtor meotodsceaft bemearn, syððan morgen c ô m.* — 1199. *naenigne ic . . . sêlran hŷrde hordmâdmum häleða, syððan Hâma ä t w ä g . . . Brôsinga mene.* 1740. *hê þät wyrse ne con, oð þät him on innan oferhygda dael w e a x e ð ond w r î d a ð, þonne se weard swefeð.* — 2125. *nôðer hŷ hine ne môston, syððan mergen cwôm . . . bronde forbärnan, nê on bael hladan leófne mannan.* — 2355. *nô þät laesest wäs hondgemôta, . . . syððan Geáta cyning . . . s w e a l t.* — 2996. *ne þorfte him þâ leán oðwîtan mon . . . syððan hîe þâ maerða g e s l ô g o n.* — 3128. *näs þâ on hlytme hwâ þät hord strude, syððan orwearde . . . secgas g e s ê g o n on sele wunian.*

(Kausalsätze): 426. *ic þê nû þâ . . . biddan wille . . . ânre bêne: þät þû mê ne forwyrne . . . nû ic þus feorran côm.* — 1104. *Fin Hengeste âðum benemde . . . þät þaer aenig mon wordum nê worcum waere ne braece . . . þâ him swâ geþearfod w ä s.* (In diesen beiden Belegen stehen die Indikative nicht nur trotz der vorangehenden Negation, sondern auch trotz der übergeordneten Konjunktive, und obendrein in indirekter Rede.)

(Hypothetischer Satz): 661. *ne bið þê wilna gâd, gif þû þät ellenweorc aldre gedîgest.*

(Konzessivsätze) haben den Konjunktiv als Regel, und doch folgt nach einer Negation der Indikativ an zwei Stellen: 1614. *ne nôm hê in þaem wîcum ... mâðmaehta mâ, þêh hê þaer monige gescah.* — 2468. *nô þŷ aer hê þone heaðorinc hatian ne meahte lâðum daedum, þeáh him leóf ne wäs.*

Überall entscheidet in diesen Belegen nur die Tatsächlichkeit des im Nebensatze Ausgesprochenen, ohne jegliche Rücksicht auf die Negation des Hauptsatzes.

Nach der Tatsächlichkeit des Inhalts sind (für mich wenigstens) unzweifelhaft auch folgende Belege indikativisch zu fassen, wenn auch die Verbalformen auch als Konjunktive angesehen werden könnten:

(Subjektsätze): 43. — 717. — 1464. — 755. — 933.
(Objektsätze): 3055. — 3060. — 1934. — 692. — 3068.
(Attributivsätze): 950. — 2364. — 2846. — 1049. — 842.
(Modalsätze): 757. — 2459. — 2592. — 2846. — 43. — 83. — 1305.
(Temporalsätze): 1077. — 655. — 1472.

II. Indikativische Nebensätze nach Imperativen im Hauptsatze.

Auch nach vorangehendem Imperativ finden sich unzweifelhafte Indikative in Nebensätzen, obzwar sie natürlich weniger zahlreich sind, da der Imperativ überhaupt spärlicher auftritt:

(Objektsätze): 388. *gesaga him eác wordum, þät hîe sint wilcuman.* — 1475. *geþenc nû ... hwät wit geô spraecon.*

(Attributivsätze): 452. *onsend Higelâce, gif mec hild nime, beaduscruda betst, þät mîne breóst wereð.* — 1483. *swylce þû þâ mâdmas, þê þû mê sealdest, Higelâce onsend.*

(Modalsätze): 1232. *dôð swâ ic bidde.* — 2664. *laest eall tela, swâ þû on geoguðfeóre gecwaede.* —

(Temporalsätze): 2744. *Nû þû lungre geong hord sceáwian . . . nû se wyrm ligeð.* — 2800. *nû ic on máðma hord mîne bebohte frôde feorhlege, fremmað gê nû leóda þearfe.* — 2248. *heald þû nû hrûse, nû häleð ne môston, eorla aehte.* — 1475. *geþenc nû . . . nû ic eom siðes fûs . . . hwät wit geô spraecon.* (In allen diesen Belegen hat das temporale *nû* eine kausale Nebenbedeutung.)

In zwei Belegen ist der Imperativ nur umschrieben: 293. *swylce ic maguþegnas mîne hâte . . . nacan on sande ârum healdan, oð þät eft byreð ofer lagustreámas leófne mannan wudu wundenhals tô Wedermearce.* — 3019. *sceal . . . elland tredan, nû se herewîsa hleahtor âlegde.*

III. Indikativische Nebensätze nach Konjunktiven im übergeordneten Satze.

Wohl die meiste beweisende Kraft haben die ziemlich zahlreichen Fälle, in denen selbst in der Abhängigkeit von einem Konjunktiv der Nebensatz doch seinen Indikativ behauptet, um die Tatsächlichkeit seines Inhaltes aufs bestimmteste hervorzuheben (wo also der übergeordnete Konjunktiv selbst auch seine assimilierende Kraft nicht betätigen kann!).

(Objektsätze): 1779. *þäs sig metode þanc, þäs þe ic on aldre gebâd, þät ic on þone hafelan . . . eágum starige.* — 2070. *ic sceal forð sprecan . . . þät þû geare cunne . . . tô hwan syððan wearð hondraes häleða.*

(Attributivsätze): 2865. *þät lâ mäg secgan, sê þe wyle sôð specan, þät se mondryhten, sê eów þâ mâðmas geaf eóredgeatwe, þâ gê þaer on standað . . . þät hê gênunga gûðgewaedu wrâðe forwurpe.* — 2635. *wê gehêton ûssum hlâforde . . . þê ûs þâs beágas geaf, þät wê him þâ gûðgetâwa gyldan woldon, gif him þyslîcu þearf gelumpe . . . þê hê ûsic on herge geceás . . . ond*

mê þâs mâðmas g e a f. — 452. *onsend Higelâce, gif mec hild* n i m e, *beaduscrûda betst, þät mîne breóst* w e r e ð. In der Nachbarschaft finaler Konjunktive behalten folgende Attributivsätze ihren Indikativ der Tatsächlichkeit: 2748. *bið nû on ofoste, þät ic . . . goldaeht* o n g i t e, *gearo* s c e á w i g e *swegle searogimmas, þät ic þŷ sêft* m ä g e . . . *mîn âlaetan lîf ond leódscipe, þone ic longe* h e ó l d. — 3008. *nû is ofost betost, þät wê þeódcyning þaer* s c e á w i a n, *ond þone* g e b r i n g a n, *þê ûs beágas* g e a f, *on âdfäre.*

(Lokalsätze): Inmitten konjunktivischer Sätze behauptet sich der Indikativ der Tatsächlichkeit: 1831. *ic on Higelâce wât . . . þeáh þe hê geong sŷ . . . þät hê mec fremman wile . . . þät ic þê wel* h e r i g e *ond þê tô geóce gârholt bere . . . þaer þê* b i ð *manna þearf.* — 3080. *ne meahton wê gelaeran leófne þeóden . . . raed aenigne, þät hê ne* g r ê t t e *goldweard þone,* l ê t e *hyne licgean, þaer hê longe* w ä s. — 3109. *sîe sió baer gearo . . . þonne wê ût* c y m e n *ond þonne* g e f e r i a n *freán ûserne . . . þaer hê longe* s c e a l *on þäs waldendes waere geþolian.*

(Modalsätze): Von einer irrealen hypothetischen Periode abhängig ist der Indikativ: 591. *secge ic þê tô sôðe . . . þät naefre Grendel swâ fela gryra* g e f r e m e d e . . . *gif þîn hige* w a e r e, *sefa swâ searogrim, swâ þû self talast.* (Von einem finalen Konj.): 3099. *bäd þät gê geworhton . . . beorh þone heán, micelne ond maerne, swâ hê manna* w ä s *wîgend weorðfullest.* (Nach einem Euktiv): 956. *alwalda þec gôde* f o r g y l d e *swâ hê nû gyt* d y d e.

(Temporalsätze): 411. *secgað saelîðend, þät þes sele stande . . . îdel ond unnyt, siððan aefenleóht . . . beholen* w e o r ð e ð. — 2865. *þät lâ mäg secgan, sê þe wyle sôð specan, þät se mondryhten . . . þonne hê on ealubence oft* g e s e a l d e *healsittendum helm ond byrnan . . . þät hê gênunga gûðgewaedu wrâðe* f o r w u r p e. — Nach auffordernden Konj.: 2447. *þonne hê gyd* w r e c e, *sârigne*

sang, þonne his sunu hangað ... ond hê him helpan ne mäg. — 3097. *bäd þät gê geworhton ... beorh þone heán ... swâ hê manna wäs wîgend weorðfullost ... þenden hê burhwelan brûcan môste.*

(Kausalsätze): 732. (nach dem Konj. der fremden Meinung) *myntc þät hê gedaelde, aer þon däg cwôme ... ânra gehwylces lîf wið lîce, þâ him âlumpen wäs wistfylle wên.*

Die Belege 426. und 1104., in denen die vermeintlichen Anlässe sogar gehäuft sind, ohne die erwarteten Konjunktive herbeizuführen, sind schon oben nachgewiesen.

(Hypothetischer Satz): Die Protasis behält ihre Indikative der Tatsächlichkeit, trotzdem die Apodosis einen (potentialen) Konjunktiv der unmaßgeblichen Behauptung beinhaltet: 1847. *wên ic talige, gif þät gegangeð, þät þe gâr nymeð ... Hrêðles eaferan ... ond þû þîn feorh hafast, þät þê Sae-Geátas sêlran näbben tô geceósenne cyning aenigne.*

B. Konjunktive in Nebensätzen ohne jeden von den vermeintlichen äusseren Anlässen im Hauptsatze.

Der Konjunktiv tritt im Nebensatze ein, wenn es seine eigenen Verhältnisse erfordern, ohne daß im regierenden Satze irgend einer von den vermeintlichen äußeren Anläßen (Negation!, Imperativ, Konjunktiv) vorhanden wäre.

(Subjektsätze): 1386. *sêlre bið aeghwaem, þät hê his freónd wrece þonne hê fela murne* (der Konj. ist final. So auch): 2445. *swâ bið geômorlîc gomelum ceorle tô gebîdanne, þät his byre rîde giong on galgan.* — 3007. *nû is ofost betost, þät wê þeódcyning þaer sceáwian ond þone gebringan ... on âdfäre.* — 3176. *swâ hit gedêfe bið, þät mon his winedryhten wordum herge, ferhðum freóge.* — 2651. *god wât on mec,*

þät mê is micle leófre, þät mînne lîchaman glêd fäð-mie. — (Dagegen liegt der Konjunktiv der fremden unverbürgten Aussage vor in) 1695. *swâ wäs on þaem scennum . . . rihte gemearcod . . . hwâm þät sweord geworht . , . aerest waere.*

(Objektsätze): Nach verbis dicendi tritt der Konj. der unverbürgten (bezweifelten) Aussage auf: 858. *monig oft gecwäð, þätte . . . ôðer naenig sêlra naere.* — 3182. *cwaedon þät hê waere manna mildust.* — 2664. *laest eall tela, swâ þû . ... geâra gècwaede, þät þû ne âlaete . . . dôm gedreósan.* — 1703. *þät lâ mäg secgan (sê þe . . .) þät þes eorl waere geboren betera.* — 2865. *þät lâ mäg secgan (sê þe . . .) þät hê gênunga gûðgewaedu wrâðe forwurþe,* — 943—6. *þät secgan mäg swâ hwylc mägða . . . þät hyre ealdmetod êste waere.* — 377. *(sägdon) þät hê þrîtiges manna mägencräft on his mundgripe . . . häbbe.* — 411. *secgað saelîðend, þät þes sele stande . . . îdel.* — F. 44. *saede þät his byrne âbrocen waere.* — 1097. *Fin Hengeste . , . âðum benemde, þät hê þâ weálâfe . . . ârum heolde, þät þaer aenig mon . . . waere ne braeçe, nê þurh inwitsearo aefre gemaenden.* — 3070. *swâ hit oð dômes däg diópe benemdon þeódnas maere . . ., þät se secg waere synnum scildig . . . sê þone wong strude.*

Nach verbis sentiendi ist ebenfalls der Konj. dubitativ (potential): 2188. *swŷðe wêndon, þät hê sleac waere.* — 2330. *wênde se wîsa, þät hê wealdende . . . bitre gebulge,* — 442. *wên' ic, þät hê wille . . . etan unforhte.* — 1846. *wên ic talige . . . þät þê Sae-Geátas sêlran näbben tô geceósenne cyning aenigne.* —

Eher finaler Konj. (beabsichtigter Handlung) liegt vor: 732. *mynte, þät hê gedaelde . . . lîf wið lîce.* — 633. *ic þät hogode . . . þät ic . . . geworhte oððe on wäl crunge.* — 435/7. *ic þät þonne forhicge . . . þät ic sweord bere.*

Finaler Natur ist auch der Konj. nach verbis desiderandi: 426. *ic þê nû þâ biddan wille ânre bêne, þät þû mê ne forwyrne . . . þät ic môte âna . . . Heorot faelsian.* — 1995. *ic þê lange bäd, þät þu þone wälgaest wihte ne grêtte.* — 3097. *bäd þät gê geworhton . . . beorh þone heán.*

Ebenso nach verbis efficiendi: F. 19. *Gârulf Gûðere styrode, þät hîe swâ freólîc feorh . . . ne baeran.* — 1141. *gif hê torngemôt þurhteón mihte, þät hê Eotena bearn inne gemunde.*

Objektsätze in Form abhängiger Frage enthalten selbstredend den dubitativen Potential: F. 22. *ac hê frägn, hwâ þâ duru heolde.* — 232. *hine fyrwyt bräc . . . hwät þâ men waeron.* — 1320. *frägn, gif him waere äfter neódlaðu niht getaese.* — 1140. *swîðor þôhte . . . gif hê torngemôt þurhteón mihte.*

(Attributivsätze): In einem Belege tritt potentialer Konj. auf: 2130. *þät wäs Hrôðgâre hreówa tornost þâra þe leódfruman lange begeâte*; in einem anderen liegt dem Sinne nach eine hypothetische Periode der Nichtwirklichkeit vor: 3070. *swâ hit . . . diópe benemdon þeódnas maere, þâ þät þaer dydon, þät se secg waere synnum scildig . . . sê þone wong strude.*

(Modalsätze): 435. *ic þät þonne forhicge, swâ mê Higelâc sîe mîn mondrihten môdes blîðe, þät ic sweord bere.* (Der Modalsatz ist hier nur scheinbar abhängig, in Wirklichkeit ist es eine Beteuerungsformel mit euktivem Modus: so wahr mir Higelâc, mein Mannherr, im Gemüte freundlich sei!)

F. 36 *swurdleóma stôd, swylce eal Finnsburuh fŷrenu waere* (Konj. der Irrealität).

(Temporalsätze): Regelmäßig haben die durch *aer* eingeleiteten Sätze den Konj., der ganz deutlich finaler Natur ist. 252. *nû ic eówer sceal frumcyn witan, aer gê . . . furður fêran.* — 264. *gebâd wintra worn, aer hê on weg hwurfe.* — 676. *gespräc þâ se gôda gylpworda*

sum . . . aer hê on bed stige. — 732. *mynte þät hê gedaelde, aer þon däg cwôme, . . . ânra gehwylces lîf wið lîce.* — 2819. *þät wäs þâm gomelan gingeste word . . . aer hê bael cure.*

Wie sehr der Nebensatz allein über seinen Modus entscheidet, beweist ein Beleg für *aer*: 1369. *þeáh þe haeðstapa . . . heorot . . . holtwudu sêce, feorran geflŷmed, aer hê feorh seleð, aldor on ôfre, aer hê in wille, hafelan hŷdan, nis þät heóru stôw.* (Nach dem konzessiven Konjunktiv steht bei dem ersten *aer* ganz gegen die Gewohnheit der Indikativ *seleð,* weil die Tatsächlichkeit des Inhaltes hervorgehoben werden soll!) Der Indikativ steht nach *aer* übrigens auch noch 2020. *oft hió beáhwriðan secge sealde, aer hió tô setle geóng.*

In zwei weiteren Temporalsätzen tritt (ohne äussere Veranlassung) der potentiale Konj. auf (Annahme eines möglichen Falles): 2887. *londrihtes môt þaere maegburge monna aeghwylc îdel hweorfan, syððan äðelingas feorran gefricgean fleám eówerne.* — 3063. *wundur hwâr, þonne eorl ellenrôf ende gefêre lîfgesceafta.* In diesem letzteren Falle geht jedoch der Erzähler sofort wieder zur gesetzten Tatsächlichkeit über und vollendet indikativisch: *þonne leng ne mäg mon mid his mâgum meduseld bûan.*

Finalsätze sind wie überall so auch im Beówulf sämtlich konjunktivisch; der Modus ist als Ausdruck des Verlangens nach der Erfüllung der Absicht anzusehen, also im Grunde als euktiv. Die Belege sind nicht besonders zahlreich und nur in einem einzigen derselben liegt zufällig auch ein äusserer Grund für den Konj. vor (s. w. u.).

In einem Falle möchte man sicher den finalen Konjunktiv erwarten, während dafür im Texte der objektive Indikativ gegeben ist: 3104. *ic eów wîsige, þät gê genôge neán sceáwiað beágas.*

(Konzessivsätze) haben ebenfalls den Konj. als ihren natürlichen Modus, ohne Rücksicht auf die Qualität des Hauptsatzes. Tatsächlich steht von 16 unzweifelhaften Belegen in 6 Fällen der konzessive Konjunktiv ohne jeden äußeren (vermeintlichen) Anlaß im Hauptsatze: 203. *þone sīðfät him snotere ceorlas lŷthwôn lôgon, þeáh hê him leóf waere.* Vgl. noch 590. 1168. 1831. 2032. 2345. 2839. Nebstdem haben indifferente Hauptsäzte noch weitere fünf Stellen, deren konzessive Protases unsichere Konjunktive enthalten: 525. *þonne wêne ic tô þê wyrsan geþingea, þeáh þû heaðoraesa gehwaer dohte.* Vgl. noch 1131. 1717. 2482. 2643. Und um die Ironie vollständig zu machen, steht in zwei Konzessivsätzen ausnahmsweise der Indik., wie oben bereits erwähnt, jedesmal trotz einer Negation im Hauptsatze (1613. und 2467.).

C. Der Konjunktiv überall, wo er scheinbar durch äussere Umstände des Hauptsatzes veranlasst ist, aus den Umständen des Nebensatzes ganz natürlich erklärbar.

Schon die verschwindend kleine Anzahl von Stellen, an denen man den Konjunktiv aus den bewußten äußerlichen Anläßen erklären zu müssen vermeint, ist ein deutlicher Fingerzeig, daß dies Beginnen ganz ungerechtfertigt ist; und es ist immer und überall auch ganz überflüssig.

(Subjektsätze): Die in Form von Relativsätzen auftretenden hieher gehörigen Belege: 1338. *wyrce sê þe môte dômes aer deáðe.* — 1004. *fremme sê þe wille.* — 2767. *hŷde sê þe wylle* — enthalten sowohl in den Hauptsätzen als auch in den Nebensätzen ganz gleiche konzessive Konjunktive. Wie dies logisch sehr gut möglich ist, beweisen z. B. die böhmischen Analogien: 'dělej co dělej, stůj co stůj.'

Von den konjunktionalen Sätzen haben fünf (1386. 2445. 2651. 3007. 3176., die oben bereits wört-

lich angeführt sind) ohne jede vom Hauptsatze ausgehende Veranlassung den conj. finalis. In weiteren fünf Sätzen steht genau derselbe Konjunktiv nach einer vorangehenden Negation, müßte aber nach der Natur der Sätze ebensogut stehen, wenn keine Negation vorangienge: 2494. *näs him aenig þearf, þät hê . . . sêcean þurfe wyrsan wîgfrecan, weorðe gecŷpan.* — 2533. *nis þät eówer sîð nê gemet mannes nefne mîn ânes, þät hê wið âglaecan eofoðo daele, eorlscype efne.* — 2587. *ne wäs þät êðe sîð, þät se maera maga Ecgþeówes grundwong þone ofgyfan wolde.* — 2654. *ne þynced mê gerysne, þät wê rondas beren eft tô earde.* — 2657. *ic wât geare, þät naeron ealdgewyrht, þät hê âna scyle . . . gnorn þrôwian.*

Von den abhängigen Fragen ist in 1695. ohne jeden äußeren Anlaß der Konj. der unverbürgten Aussage; in 3127. *näs þâ on hlytme, hwâ þät hord strude* liegt zweifelnder Konj. vor.

(Objektsätze): Von sechsunddreißig konjunktivischen Objektsätzen ist es nur in sieben Fällen möglich, für den Modus die Negation im Hauptsatze verantwortlich zu machen, wiederum ist jedoch diese Annahme ganz unnötig: 1597. *ne wêndon, þät hê sigehrêðig sêcean côme maerne þeóden* hat den Konj. der unverbürgten Aussage, gerade so wie 858. 3182. 2664. 1703. 2865. 943/6. 377. 411. 1597. F. 44. (s. oben S. 130). — 2374. *nô þŷ aer . . . findan meahton, . . . þät hê Heardrêde hlâford waere, oððe þone cynedôm ciósan wolde* denselben Konj. der unverbürgten Meinung (wie auch noch 751. 2188. 2330. 442. 1846). Dagegen ist der Konj. final in 682. *nât hê þâra gôda, þät hê mê ongeán sleá, rand geheáwe.* — 2371. *bearne ne trûwode þät hê . . . eðelstôlas healdan cûðe.* — 3080. *ne meahton wê gelaeran leófne þeóden . . . raed aenigne, þät hê ne grêtte goldweard þone, lête hyne licgean.* — 503. *hê ne ûðe, þät aenig ôðer man aefre maerða þon mâ ge-*

hêdde, u. zw. nach der Negation ganz gleich wie ohne jede Negation in 435/7. 633. 732. F. 19. 1141. 426. 1995. 3097 1097. 3072. (s. o. S. 134).

In der abhängigen Frage: 2254. *nâh hwâ sweord w e g e oððe f e o r m i e fæted waege,* ist nach der Negation der Konj. ebenso zweifelnd, wie ohne Negation in 232. 2536. 1320. und 1140.; und nach dem Imperativ: 2530. *gebîde gê on beorge byrnum werede . . . hwäðer sêl m ä g e äfter wälraese wunde gedŷgan uncer twêga.*

A t t r i b u t i v s ä t z e sind nur vier konjunktivisch, davon stehen zwei nach negativen Hauptsätzen: 1941. *ne bið swylc cwênlîc þeáw idese tô efnanne . . . þätte freoðuwebbe feóres onsäce . . . leófn e mannan.* — 1367. *nô þäs frôd leofað gumena bearna, þät þone grund wite.* Der Modus ist in beiden Sätzen final und müßte auch stehen, wenn keine Negation voranginge.

Auch von Modalsätzen sind nur vier konjunktivisch und nur in zweien davon liegt einer von den bewußten äußeren Anläßen vor: der Imperativ in 489. *site nû tô symle ond onsael meoto, sigehrêð secgum, swâ þîn sefa h w e t t e;* der adhort. Konj. 687. *on swâ hwäðere hond hâlig dryhten maerðo dême, swâ him gemet þ i n c e.* Beide abhängigen Modi sind potentiale Konjunktive der unentschiedenen Annahme.

Von sämtlichen (16 bezw. 17) konjunktivischen T e m p o r a l s ä t z e n liegen nur in sechs Fällen die bewußten äußeren Anläße des Konj. vor, zweimal übergeordnete finale Konjunktive, viermal Aufforderungen (Imper., Hortativ und hortatives Adverb.): 20. *swâ sceal geong guma gôde gewyrcean . . . þät hine on ylde eft g e w u n i g e n wilgesîðas, þonne wîg c u m e.* — 3178. *swâ hit gedêfe bið, þät mon his winedryhten wordum h e r g e ferhðum f r e ó g e, þonne hê forð s c i l e of lîchaman laene weorðan.* Die Konj. der Temporalsätze *cume* und *scile* setzen ganz selbständig die m ö g l i-

chen eintretenden Fälle und müßten auch ohne die übergeordneten finalen Modi stehen.

Ganz gleiche potentiale Konjunktive liegen auch in den weiteren vier Belegen (nach Aufforderungen) vor: 1178. *brûc, þenden þû m ô t e, manigra mêda ond þînum mâgum l a e f folc ond rîce, þonne þû forð s c y l e metodsceaft seón.* — 1225. *wes, þenden þû l i f i g e, äðeling eádig.* — 3106. *sîe sió baer gearo aedre geäfned, þonne wê ût c y m e n ond þonne g e f e r i a n freán ûserne.* — 2649. *wutun gangan tô helpan hildfruman, þenden hyt s ŷ.* In den ersten zwei Belegen (1178. und 1225.) ist auch hypothetische Nebenbedeutung zu fühlen.

Von den Finalsätzen ist, wie oben erwähnt, in einem einzigen Falle ein scheinbarer äußerer Anlaß (nämlich der Imperativ) für den Konjunktiv vorhanden, gegenüber von 10 resp. 12 Fällen, wo der Konjunktiv eben nur als finalis vorliegt: 2748. *b i ó nû on ofostc, þät ic aerwelan, goldaeht o n g i t e, gearo s c e á w i g e swegle searogimmas, þät ic þŷ sêft m ä g e . . . mîn âlaetan lîf ond leódscipe.* Warum man gerade in dem einen Falle den Imperativ für den folgenden Konj. verantwortlich machen sollte, ist einfach unbegreiflich.

(Hypothetische Perioden): In drei Fällen ist nach imperativen Hauptsätzen sicher, in einem Falle wahrscheinlich der Konjunktiv in der Protasis vorhanden: 452. *onsend Higelâce, gif mec hild n i m e, beaduscrûda betst.* — 1481. *wes þû mundbora mînum magoþegnum, gif mec hild n i m e.* — 1380. *sêc, gif þû d y r r e.* — 1475. *geþenc nû . . . hwät wit geô spraecon, gif ic ät þearfe þînre s c o l d e (?) aldre linnan, þät þû mê â w a e r e . . . on fäder stäle.*

In den drei ersten Belegen liegt klar der potentiale Konjunktiv der gesetzten Annahme vor. Der letzte Satz enthält eine nicht zu mißverstehende irreale Periode. Ganz überflüssig ist es, dem übergeordneten

Imperativ einen Einfluß auf die Moduswahl zuzuschreiben.

Nach negativem Hauptsatze ist der Konj. in zwei Fällen exzeptiver Periode abermals potential: 249. *nis þät seldguma waepnum geweorðad, näfne him his wlite leóge.* — 2654. *ne þynceð mê gerysne þät wê rondas beren eft tô earde, nemne wê aeror mägen fâne gefyllan;* in zwei weiteren Fällen, von denen einer exzeptiv, der andere rein hypothetisch ist, irreal: 779. *ne wêndon aer witan Scyldinga, þät hit . . . manna aenig . . . tôbrecan meahte . . . nymðe lîges fäðm swulge on swaðule.* — 2519. *nolde ic sweord beran, gif ic wiste . . .* Auch hier ist es ganz unnötig, der Negation des Hauptsatzes einen Einfluß beizumessen.

Von den Konzessivsätzen, denen der Konj. als natürlicher Modus angehört, steht zufällig eine etwas größere Anzahl neben negativen Hauptsätzen (13 gegen 11!), aber daß der Negation kein mitentscheidender Einfluß zukommt, ergibt sich handgreiflich daraus, daß die einzigen zwei mit dem Indikativ belegten Konzessivsätze (1614. u. 2468.) gerade nach negativen Hauptsätzen folgen.

Das Ergebnis der voranstehenden Untersuchung ist klar: die Regel, daß Negation, Imperativ, Konj. des Hauptsatzes einen Konj. im Nebensatze herbeiführen, hat für den Beówulf absolut keine Geltung.

ZUR ALTHOCHDEUTSCHEN DEKLINATION UND WORTBILDUNG.

Von

W. WILMANNS.

Die *i̯ā*-Stämme gehen in den ältesten hochdeutschen Denkmälern im N., G., A. Sg. und im N. und A. Pl. auf *-e*, erst später auf *-ea* oder *-ia*, schließlich auf *-a* aus: *sunte* > *suntea, -ia* > *sunta,* mhd. *sünde.* Diese Umformung ist aus dem Einfluß der zahlreichen *ā*-Stämme leicht zu begreifen; nach dem Muster von *gëba* wurde *sunte* zu *suntea, -ia* umgebildet, dann durch Schwund des postkonsonantischen *e̯, i̯* zu *sunta.* Auffallender ist die älteste Form auf *-e.* Zwar im A. und N. Sg. erscheint diese Endung gerechtfertigt. Wie im Infinitiv der sw V. 1 zu einer Zeit, da die st V. noch die Endung *-an* behielten, *-i̯an* zu *-en* geworden war, so war auch in diesen Substantiven *-i̯a* zu *-e* geworden. Aber für den G. Sg., den N. und A. Pl. sollte man *-i̯â* als Endung erwarten; denn diese Kasus gehen auf idg. *-ās* zurück, und bei den *ā*-Stämmen wird von Notker die Länge des Vokals wenigstens für den Plural bezeugt; er unterscheidet den Singular *gëba* von dem Plural *gëbâ.* Es müßte also *-e* nicht nur aus *-i̯a,* sondern auch aus *-i̯ā* entstanden sein, was sonst nicht bezeugt und an sich wenig wahrscheinlich ist. Einen Versuch, diese Schwierigkeit zu heben, werde ich nachher machen.

2. Neben den *i̯ā*-Stämmen gab es *ī*-Stämme. Beide müssen in ihrer Flexion sich vielfach berührt haben; denn zu den meisten *i̯ā*-Stämmen, die in ihrer Flexion sich den *ā*-Stämmen anschließen, gibt es Nebenformen auf *-î*, so neben *gerta, minna, redia, wunna* u. a. In andern Wörten gilt die *ī*-Form ausschließlich und unter diesen treten namentlich zwei Gruppen hervor, Adjektivabstrakta und Verbalabstrakta zu sw.V 1. Gewöhnlich gehen diese Wörter im Ahd. im ganzen Singular und im N. und A. Pl. auf *-î* aus; ausgeprägtere Endungen haben nur der G. und D. Pl.; also *hôhî*, aber *hôhînô, hôhîm*. Die Flexion zeigt große Ähnlichkeit mit der Flexion der *ā*-Stämme, und muß, wenn sie alt ist, ihr früher noch näher gestanden haben. Denn wie hier in allen Kasus der Vokal *î* gilt, so hatte dort einst in allen Kasus *ô* gegolten. Erst durch die Auslautgesetze, die in der *ô*-Deklination auch Formen auf *-a* und *-u* bewirkten, wurde die volle Konformität gestört. Ob man aber die ahd. Flexionsweise der *ī*-Stämme als einen so alten Typus anzusehen hat, ist fraglich.

3. Im Gotischen zeigen nämlich die Wörter wesentlich andere Formen. Die meisten, und unter ihnen die Adjektivabstrakta, folgen der *n*-Deklination: *hauhei, -eins, -ein* usw. Man pflegt diese Formen als die älteren anzusehen und würde es müssen, wenn das Lautgesetz, das Kluge (Beitr. 12, 380 f.) nachzuweisen versucht hat, richtig wäre. Kluge nahm an, daß im Ahd. auslautendes *n* hinter *î* lautgesetzlich geschwunden sei, und wußte daraus nicht nur die Flexion der Adjektivabstrakta, sondern auch manche andere auffallende Erscheinung im Ahd. auf leichte und ansprechende Weise zu erklären. Aber neuerdings sind seine Ausführungen wohl mit Recht in Zweifel gezogen (Walde, Auslautgesetze S. 172 A. 2. Franck, Anz. 28, 54). Sind diese Zweifel begründet, so treten die ahd. Formen wieder als gleichberechtigte Zeugen neben die gotischen, und man darf

die Frage stellen, ob sie nicht etwa die älteren sind. Jedenfalls lassen die gotischen sich leicht aus ihnen herleiten. Der Übertritt der vokalischen Stämme zur schwachen Deklination bekundet dieselbe Neigung der Sprache, die bei den substantivischen *ā*-Stämmen zahlreiche Nebenformen nach der schwachen Deklination und namentlich schon früher die doppelte Flexionsweise der germanischen Adjektiva hervorrief. Die Umwandlung der *ī*-Stämme in *īn*-Stämme ergab das Paradigma, das im Gotischen vorliegt, von *tuggô, tuggôns* usw. nur durch den Vokal unterschieden. Zwischen den got. *ōn*- und *īn*-Stämmen besteht also genau dasselbe Verhältnis, wie es einst zwischen den *ā*- und *ī*-Stämmen bestanden haben muß.

Daß auch auf hd. Gebiet die Umbildung der *ī*-Stämme nicht fremd war, zeigen namentlich einige alte rheinfränkische Denkmäler, Is. M. Ic. (Kögel, Beitr. 9, 319 f.), in denen wir statt der üblichen Formen auf *-î* überall *-în* finden. Vom Gotischen unterscheiden sie sich nur insofern, als das *n* aus den übrigen Kasus auch auf den N. Sg. übertragen ist. Die geringe Verbreitung der *īn*-Formen aber hängt augenscheinlich damit zusammen, daß das Hochdeutsche auch im Adjektivum die *īn*-Formen eingebüßt hat, während sie im Gotischen bei den Gradus auf *-za* und *-uma* und den Part. Präs. sich behaupten.

4. Die Verbalabstrakta wie *welî* 'Wahl', *toufî* 'Taufe' zeigen im Ahd. ganz dieselbe Flexion wie die Adjektivabstrakta. Im Gotischen dagegen erscheinen sie in den meisten Kasus als *ni*-Stämme, folgen also der *i*-Deklination: Sg. *naiteins, -einais, -einai, -ein*; Pl. —, —, *naiteinim, -einins*; nur der N. und G. Pl. zeigen eine sehr merkwürdige, abweichende Bildung; sie gehen nicht auf *-eis, -ê* aus, sondern auf *-ôs*, *-ô*: *naiteinôs, naiteinô,* nur einmal findet sich auch ein D. Pl. auf *-ôm (unkaureinôm)*. Daß diese Formen sich nicht aus

ni-Stämmen haben entwickeln können, ist ebenso klar, wie daß die hochdeutschen Formen auf *-î* sich aus den gotischen nicht herleiten lassen. Wohl aber läßt sich umgekehrt begreifen, daß die gotischen aus dem Grunde der hochdeutschen erwachsen sind. Im Gotischen haben Verbalabstrakta auf *-ni*, von denen im Hd. nur wenig Spuren wahrzunehmen sind, weite Verbreitung gewonnen. Die Bildung erscheint dort bei schwachen Verben als ein ebenso geläufiges Mittel der Abstraktbildung wie im Hd. *-unga*, und so begreift man, daß durch diese *ni*-Stämme die älteren *ī*-Stämme verdrängt wurden. Aber doch nicht ganz. In den Pluralformen auf *-einôs*, *-einô*, *(-einôm)*, die sich aus der *i*-Deklination nicht erklären lassen, muß sich eine Spur der alten Flexionsweise erhalten haben, obschon das inlautende *n* verhindert, sie ohne weiteres als Formen der *ī*-Stämme anzusehen. Man kann verschiedene Konstruktionen versuchen. Im Hinblick auf die Adjektivabstrakta könnte man annehmen, daß auch die Verbalabstrakta zu *n*-Stämmen umgebildet wurden, so daß sich zunächst also ein Plural *naiteins*, *naiteinô*, *naiteim* ergeben hätte. Die Form des G. Pl. wäre damit gewonnen; aber daß nach diesem seltnen Kasus der Nominativ (und Dativ) auf *-ôs* (und *-ôm*) gebildet wären, da doch die Wörter im ganzen sich der *i*-Deklination anschlossen, ist nicht glaublich. Viel wahrscheinlicher dünkt mich, daß zu den *ī*-Stämmen in Übereinstimmung mit den *i̯ā*-Stämmen Formen auf *-ī̆-ōs*, *-ī̆-ō*, *(-ī̆-ōm)* existierten, die von den *ni*-Stämmen nur das inlautende *n* empfingen, wenn es sich nicht etwa spontan in ihnen eingestellt hatte. Eine Bestätigung findet diese Annahme, wie mir scheint, in den bekannten Namen der niederrheinischen Matronensteine (Zs. 35, 315). Wie hätte man dazu kommen sollen den germanischen Dativen *Aflims*, *Vatvims*, *Saitchamims* lateinische *Afliabus*, *Vatviabus*, *Saithamiabus* gegenüberzustellen, wenn nicht neben dem Dativ auf *-īms*

ein Nominativ auf *-iōs* auf die weiblichen *ā*-Stämme gewiesen hätte.

5. Ganz ähnliche Endungen, wie sie im Gotischen der Nominativ und Genitiv der Verbalabstrakta zeigt, finden wir bei Notker im Plural der Adjektivabstrakta. Der Singular lautet bei ihm in allen Kasus *hôhi* oder *hôhî*[1]), der Plural *hôhinâ, hôhinôn, hôhinôn, hôhinâ.* Also genau wie im Gotischen erscheinen hinter der Silbe *in* die Endungen der *ā*-Stämme, abweichend vom Gotischen ist jedoch die erweiterte Form auch im Dativ zu allgemeiner Geltung gekommen und im Akkusativ, der im Hd. ja schon überall mit dem Nominativ zusammengefallen ist. Als ältere Formen hätten wir *-înâ, -înôno, -înôm, -înâ* anzusetzen. Unbedenklich wird man das *i* als lang ansehen dürfen, obschon Notker es nicht zirkumflektiert; in der unbetonten Mittelsilbe ist Verkürzung eingetreten, wie im Präteritum der sw.V. 2 und 3.[2])

Hält man sich in der Erklärung dieser Formen allein an das Ahd., so könnte man annehmen, die in Is. M. Ic. belegte Singularform *hôhîn* sei im Plural nach dem Muster der *ā*-Stämme erweitert. Wenn man aber das Gotische mit in Betracht zieht, so wird man mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch den Notkerschen Formen ältere Bildungen auf *-ĭ-ōs (-ĭ-ōm)* zu Grunde liegen, zumal Notker die Singularformen auf *-în* nicht braucht.

---

[1]) Der Zirkumflex erscheint nur selten über dem *i*; s. Kelle, Wiener Sitzungsberichte, Bd. 109, S. 294. Merkwürdig ist, daß neben zahlreichen Adjektivabstraktis auf *i* von *wërt* stets *wirde* (< *wirdî*) gebildet ist (Kelle, a. a. O. S. 295; Zs. 30, 334), eine Form, die sich nur als neutraler *jo*-Stamm verstehen läßt. Berührung dieser *jo*- und der weiblichen *ī*-Stämme, zeigt sich auch sonst, besonders bei den Wörtern auf *-nissi*, deren Flexion Sievers (Beitr. 5, 140 f.) erklärt hat.

[2]) Kelle, Wiener Sitzungsb. S. 258 f.

Die merkwürdigste Form der Adjektivabstrakta ist der D. Pl. auf *-înum*, der in alemannischen Quellen, besonders in den Hymnen begegnet. Denn die Endung *-um* kommt zwar bei *ā*-Stämmen vor, aber ganz selten; im allgemeinen gehört sie dem Maskulinum und Neutrum. Im G. Pl. sieht Braune (§ 212 A. 3) jedenfalls mit Recht den Ausgangspunkt für diese Bildung. Sie kann aber nur in einer Mundart vorgenommen sein, in der die *ī*-Stämme sich von den Endungen der *ā*-Stämme ganz frei hielten.

6. Hier komme ich auf die Pluralformen *gebâ* und *sunte* zurück. Wenn die *ī*-Stämme im N. Pl. die Endung der *ā*-Stämme annahmen und dadurch eine Unterscheidung der Numeri gewannen, so liegt die Frage nahe, ob nicht in entsprechender Weise auch bei den *ā*-Stämmen eine eigentümliche Pluralform geschaffen wurde, neben dem Singular *gëba* ein Plural *gëbaa* = *gëbâ*. Ich weiß wohl, daß die Länge des *â* aus dem Schleifton des idg. *-ā̃s* erklärt wird und will durch meinen Einfall diese Erklärung auch nicht verworfen haben. Aber ich hege Zweifel. Es ist doch auffallend, daß der lange Vokal nur für den Plural der *ā*-Stämme nachweisbar ist, nicht für den G. Sg., der dieselbe Endung *-ā̃s* voraussetzt, und nicht für den N. Pl. der männlichen *o*-Stämme, wo der Schleifton der Endung *-ō̃s* gleichfalls *â* erwarten ließe.[1]) Das Hauptbedenken gegen ein altererbtes *gëbâ*, aber bleibt die Form *sunte*, die kurzes *a* auch für den Plural zu verlangen scheint.

7. Neben den Fem. auf *-ī(n)* stehen Neutra auf *-ī(n)*, Wörter wie *fingirî(n)*, *magatî(n)*, *eimberî(n)*, Deminutiva auf *ilî(n)* wie *kindilî(n)* und einige Fremdwörter wie *kussî(n)*, *becchî(n)*. Im Fränkischen gehen

[1]) Einigemal findet sich *â* auch beim Mask., aber im ganzen so selten, daß Kelle (Wiener Sitzungsb. S. 280) den Zirkumflex als Irrtum des Schreibers ansieht.

sie wie im Gotischen (*qinein* γυναικάριον, *gaitein* ἔριφος) auf *-în* aus, im Oberdeutschen findet sich *-în* in der Regel nur im G. und D.; N. und A. Sg. gehen gewöhnlich auf *-î* aus, ebenso N. und A. Pl, im Hochalemannischen meist auf *-iu*; also Sg. *eimberî, -înes, -îne, -î*; Pl. *eimberiu, -îno, -înum, -iu* (Kögel, a. a. O. S. 321). Dieselbe Mischung zeigt der Is., indem zu dem N. *andi* 'Stirn', der D. Sg. *andine* und der D. Pl. *andinum* erscheinen. Wenn die Form auf *-în* die ursprüngliche und einst allgemein gültige wäre, so würde man in den Wörtern Bildungen mit dem Suffix *-îno-* zu sehen haben, mit dem zahlreiche Adjektiva gebildet sind. Die Dative und Genitive würden dem entsprechen; Nom. und Ak. Sg. jedoch nur, wenn man Kluges Regel über den Schwund des ausl. *n* anerkennt, und unverständlich bleiben auch dann der N. und A. Pl. auf *-iu*. Um sie auf die *în*-Form zurückzuführen, müßte man annehmen, daß zunächst die Endung des Kasus (germ. *-ō*) abgefallen, dann *n* geschwunden und schließlich durch Analogiebildung die Kasusendung wieder angetreten sei, was um so weniger glaublich ist, als diese Kasusendung sonst fast überall schon fehlt. Man wird also auch hier die Selbständigkeit der vokalischen Formen anerkennen müssen. Vermutlich lagen verschiedene Stammbildungen vor: vokalische Stämme auf *-ī*, die nur auf dem Grunde von *i-* oder *i̯o*-Stämmen erwachsen sein können, und Ableitungen mit dem Suffix *-īno-*. Daß nun aber das hochdeutsche Paradigma so entstanden sei, daß ein Teil der Kasus von den Stämmen auf *-ī*, ein anderer von denen auf *-īn* genommen wäre, ist mir nicht wahrscheinlich. Ich nehme an, daß es auf einheitlicher Grundlage erwuchs und daß ebenso wie bei den Femininis auf *ī* g. *-einôs*, ahd. *-înâ* durch Einschub eines *n* entstanden, so auch bei den Neutris die Endungen der Genitive und Dative erweitert wurden, vermutlich unter dem Einfluß der

în-Stämme. Nahe Berührung der *i̯o*-Stämme und der Ableitungen auf *în*, die diese Annahme voraussetzt, zeigt sich darin, daß Wörter auf *-ilîn* ebenso wie die neutralen *io*-Stämme in kollektivem Sinne gebraucht werden konnten. *holz* 'nemus', *holzilîn* 'nemora' (vgl. mhd. *gehülze*); *walth* 'silva', *walthlîn* 'silvae' (vgl. mhd. *gewelde*, auch ahd. *wuostwaldi* 'desertum') (Anz. 29, 176).

8. Eine Schwierigkeit, die ich bisher unberücksichtigt gelassen habe, die Länge des *î*, betrifft sowohl die Neutra als die Feminina; denn auch in diesen sollte man im absoluten Auslaut *i* erwarten. Ich weiß sie nicht zu erklären. Aber auch in andern unbetonten oder minderbetonten Silben erscheinen nicht minder befremdliche Dehnungen oder Längen. So wenn Notker in der 1. und 3. P. Sg. Opt. Prät. der starken Verba *e* (< *i*) schreibt, z. B. *bâte, funde*, in denselben Formen der schwachen Verba aber *i* oder auch *î* (< *î*), z. B. *gesâligoti, êreti, wândi, mahti*; oder wenn *în* neben *in*, *künegîn* neben *künegin* aufkommt. Daß eine befriedigende Erklärung aller Auslauterscheinungen noch nicht gelungen ist, werden wenige nicht zugeben. Vielleicht wird sie nie gelingen. Denn abgesehen davon, daß schwer kontrollierbare Formübertragungen die Einsicht erschweren, auch die Geschichte der Tonverhältnisse, in denen ja die eigentliche Ursache der Lautschwächung liegt, entzieht sich gar zu sehr unserer Kenntnis. Da die Festlegung des Haupttones auf der ersten Silbe sicherlich nicht in allen Bildungen zu gleicher Zeit erfolgte und nicht alle Endungen dem gleichen Grad von Unbetontheit verfielen, konnte derselbe Laut verschiedene Gestalt annehmen, so daß man gar nicht darauf rechnen darf, die Entwickelung eines Lautes in allen Bildungen zu demselben Ziele geführt zu sehen.

ISIDOR UND FRAGMENTA THEOTISCA.

Von

ELIAS STEINMEYER.

Während Seedorf S. 87 f. seiner Schrift 'Über syntaktische Mittel des Ausdrucks im ahd. Isidor und den verwandten Stücken' nur zu dem Ergebnis gelangt war, Isidor und Matthaeus könnten von einem einzigen Autor nicht in einem Guß gefertigt sein, hat unser verehrter Jubilar in seiner Literaturgeschichte 1, 93 die Matthaeus-Übersetzung und die Version des Isidorischen Traktats für Werke verschiedener Verfasser erklärt und zur Stütze dieser Ansicht 1, 337 f. eine Reihe formaler Kriterien geltend gemacht. Dadurch sah sich Kögel zur Aufgabe seiner früheren Meinung von der Identität beider Übersetzer veranlaßt: Literaturgeschichte 1, 2, 480 und Grundriß 2², 152 schreibt er den Matthaeus einem begabten Schüler des Isidorverdeutschers zu. Die Beweiskraft der vorgebrachten Argumente hat er indessen nicht nachgeprüft. Ich hole das Punkt für Punkt hier nach.

1. 'Der Übersetzer des I(sidors) hat den lateinischen Text, so schwierig er stellenweise auch ist, durchweg richtig wiedergegeben; der Übersetzer des M(atthaeus) hat seine Vorlage selbst da, wo sie gar keine Schwierigkeit bot, mitunter fehlerhaft übertragen. Er über-

setzt 15, 10[1]) *altilia* mit *daz hohista,* 23, 26 *Pontio Pilato presidi* mit *demo pontischin herizohin pilate,* 14, 10 *ne forte dignior* (*clarior* Hench) *te superveniat et accedens ... dicat* (*dicet* Hench) *tibi* mit *ni odohuuila ander hluttriro dir queme enti gengit ... quidit dir;* s. 14, 14 usw.' Daß *Pontius* als Länder-, nicht als Geschlechtsname gefaßt wurde, war ein verbreiteter Irrtum im Mittelalter, s. MSD 2[3], 338, Kögel 1, 2, 455. Die Wiedergabe des lateinischen Ablativs der Vergleichung mit dem deutschen Dativ statt mit *danne* begegnet auch im I und in der Homilie De vocatione, s. Seedorf S. 26. *Altilia* freilich wurde mit *altissima* verwechselt. Ist es aber etwas erheblich anderes, wenn I 26, 1 der Danielstelle *septuaginta ebdomadae adbreuiatę sunt* entspricht *sibunzo uuehhono sindun chibreuido,* also *breuiare, adbreuiare* 'verkürzen' für mlat. *breuiare, adbreuiare* 'aufzeichnen', abgeleitet von *breue* (vgl. Gll. 4, 133, 34 *Breuio bricuo*), genommen ist? Überhaupt mangelt es an Fehlern im I durchaus nicht: Versehen des Übersetzers rügten Holtzmann S. 5 f., Kögel 1, 2, 494, Rannow, Der Satzbau des ahd. Isidor S. 83 A. 32 und namentlich S. 98 A. 34; ich füge hinzu, daß 31, 5 *quidam,* weil mit *quidem* konfundiert, durch *chiuuisso* übertragen wurde.[2])

2. 'Der Satz: *Ecce puer meus, quem elegi, dilectus meus, in quo bene conplacuit animae meae, ponam spiritum meum super eum* ist M 5, 6 mit: *See miin sunu den ih gachos minan leoban in imo galihheta mineru seulu. Seczu ih minan gheist ubar inan* übersetzt. I 18, 17 aber ist der fast gleichlautende Satz: *Ecce,*

[1]) Alle Zitate beziehen sich auf Henchs Ausgaben.

[2]) Nur ein bisher nicht bemerkter Fehler des Parisinus liegt I 30, 14 vor, wenn der Satz *cuius passionem et mortem in suo loco scripturarum testimoniis adprobabimus* umschrieben wird mit *dhes martyrunga endi dodh uuir findemes mit urchundin dhes heilegin chiscribes dhanne uuir in andreidim dhurahfaremes dhass hear aer dhiu si sagenne ist.* Statt des unverständlichen *aer* ist *after* zu lesen.

inquit, puer meus, suscipiam eum; dilectus meus, conplacuit sibi in illo anima mea; dedi spiritum meum super eum durch: *quhad got see miin chneht ih inan infahu chiminni mir chiliihheda iru in imu mineru seulu Ih. gab ubar inan minan gheist* ausgedrückt.' Doch auch innerhalb des I begegnet die gleiche Bibelstelle zweimal mit beträchtlichen Unterschieden in der Verdeutschung. Reg. 2, 23, 1. 2 *dixit uir, cui constitutum est, de christo dei iacob egregius psalta israhel: spiritus domini locutus est per me et sermo eius per linguam meam* lautet 10, 5 ff.: *Sus quhad dher gomo dhemu izs firgheban uuard adhalsangheri israhelo umbi christan iacobes got. Druhtines gheist ist sprehhendi dhurah mih endi siin uuort dhurah mine zungun,* dagegen 14, 6 ff.: *quhad gomman dhemu izs chibodan uuard umbi christan iacobes gotes dher erchno sangheri israhelo Gotes gheist ist sprehhendi dhurah mih endi siin uuort ferit dhurah mina zungun.* Solche Divergenzen sind auch völlig begreiflich, da den Übersetzern eine deutsche Bibelversion, in welche sie hätten Einsicht nehmen können, nicht vorlag.

3. 'Im M ist 14, 4. 5. 21, 8 *seruire* mit *ambahten* übersetzt, im I 11, 3. 24, 21 mit *dheonon. Dubitare* heißt M 25, 11 *ni foltruen,* I 9, 5 *bluchison. Scandalizari* wird im M 9, 15 mit *suuichan,* im I 30, 4 mit *lastron* verdeutscht. I kennt für *gaudere: mendan* 20, 20 und *freuuuan* 11, 20, für *habitare: ardon* 12, 1. 5. 39, 11. 40, 12. 20 und *uuonen* 41, 10, M nur *mendan* 10, 11, sowie *arton* 7, 17. 17, 13.' Dawider ist einzuwenden: nicht *seruire,* sondern *ministrare* wird durch *ambahten* im M, nicht *habitare,* sondern *morari* durch *uuonen* im I, und ebenda nicht *gaudere,* sondern *lactari* und *persultare* durch *freuuuan, mendan* ausgedrückt. Diese beiden Verba verwendet zur Übersetzung von *gaudere* neben einander nur die Homilie De vocatione. Ferner hätte sich an den beiden Stellen des I weder *ni foltruen*

noch *suuichan* anwenden lassen; die Verba *lastron* und *blugison* kennt aber auch der M, als Aequivalente für *blasphemare* und *titubare,* und das Substantiv *blucnissa* = *dubitatio* die Predigt des Augustinus. Es zeugt gerade für den Takt und Geschmack unserer Übersetzer, daß sie nicht mit mechanischer Regelmäßigkeit sich immer des gleichen deutschen Wortes zum Ersatz eines bestimmten lateinischen bedienen, sondern seine Wahl dem Zusammenhang anpassen und nach Variation des Ausdrucks streben, vgl. auch Rannow S. 15 A. 6. So gebraucht M 1, 8. 20 für *lectus bara* und *betti,* 6, 19. 20. 10, 27 für *profert augit, frambringit, framtregit,* 4, 1. 12. 18. 24 für *sabbatum restitag,* 4, 5. 22. 27 aber *feratag, firatag,* 4, 11 sogar *uuehhatag;* 10, 12. 16 für *simile galihsam* und *galiih,* 17, 2. 20 für das mißverstandene *duces caeci leidita blintes, leitente blintan,* 20, 2. 3. 10 für *fatuae unuuiso* und *ghimeitun,* 20, 3. 4. 12 für *prudentes snottro* und *uuisorun.*

4. '*Dhar* ist im M ausschließlich lokal gebraucht, im I erscheint es daneben 5, 7; 7, 14 u. ö. auch temporal. *Untazs* verwendet I nur als Adverbium und Präposition, im M steht es 12, 14. 22 aber auch als Konjunktion.' Allerdings treten im I *dhar ir quhad* und *dhuo ir quhad* ziemlich gleichwertig neben einander auf (2, 4. 7, 14. 12, 22. 14, 16. 18. 21, 11. 24, 2 — 14, 12. 19, 3. 7. 20, 2. 23, 20. M 33, 4), immer zur Einführung von Zitaten, meist einer Form von *dicere* entsprechend; an vier von den Stellen, wo *dhuo ir quhad* Verwendung findet, geht *dhar after* oder *in andreru stedi* vorher, während an dreien, wo *dhar ir quhad* gesetzt wird, auf ein Buch verwiesen ist. Solche Zitate mit *dicere* kommen im M nur zweimal (5, 5. 8, 26 — denn 24, 11 fehlt der deutsche Text) vor und sind dort durch *quuedantan, quuedantes* ausgedrückt, ganz wie der I 17, 12 *quhedhendi* gebraucht. [1]) Man darf sich

[1]) Wenn Seedorf S. 54 A. es als einen Unterschied zwischen I und M hervorhebt, daß im M regelmäßig, im I nur

aber durch die lateinischen Konjunktionen *dum, cum* nicht täuschen lassen: *dhar* bleibt trotzdem Lokalpartikel. Das beweist 14, 16. 18 der Zusammenhang und die Wiederaufnahme des *dhar* Z. 17. 20. Darum hat man auch 5, 6. 7 die Partikel lokal zu fassen. *Untazs* als Konjunktion im Sinne von 'bis' anzuwenden, wäre dem Übersetzer des I nur 34, 15 möglich gewesen (denn 23, 12. 41, 3. 42, 2 bedeutet *dum* 'während, so lange als'): dort setzt er *innan dhiu*, dessen sich in analogem Fall der M 5, 12 bedient.

5. 'In 7 Fällen sind für das lateinische Partizipium substantivische oder adjektivische Wendungen gesetzt, was dem M völlig fremd ist.' Aber eine der beiden substantivischen Vertretungen — I 22, 6 *incarnatus in fleisches lihhe* — wurde durch das Z. 3 vorangehende *carne in lihhe* veranlasst, die zweite — I 24, 11 *dominus numerauit scribens populos druhtin saghida dhazs chiscrip dhero folcho* — war ein Notbehelf des um das Verständnis seines Textes verlegenen Übersetzers. Und was Rannow S. 102 über Ersatz von Partizipien im I durch Adjektiva sagt, kann schwerlich überzeugen. Denn *desideratus* und *dilectus* haben entschieden adjektivischen Charakter, während gerade *futurus*, das er ausschließt, den verbalen treuer wahrt: vgl. 33, 1 *futurus esset uuardh quhoman*, 36, 14 *futurus esse quhoman uuerdhan*. Gibt doch auch M 15, 10. 18. 20, 16 *paratus* mit *garo*, 10, 18 *impletus* mit *fol*, 21, 6. 7 *esuriens, si-*

---

zweimal ein singularisches Partizipium praes. der Quelle nebst Verbum finitum durch das Asyndeton zweier Verba finita (*respondens ait* = *antuuurta quad*) ausgedrückt wird, so berücksichtigt er nicht, daß die wenigen Partizipien des I fast nur der Einleitung von Zitaten dienen, während die häufigen des M durchweg einen begleitenden Umstand des Verbum finitum, welches die Handlung weiterführt, enthalten. In der Weise des M hätte von den I-Stellen höchstens 23, 14 f. *sed semetipsum exinaniuit formam serui accipiens* wiedergegeben werden können mit *oh*

tiens mit *hungrag, durstag*, 5, 6 *dilectus* mit *leob*, 7, 14 *uacans* mit *ital* wieder; ebenso wird in der Homilie De vocatione 26, 23 *cognitus* duroh *chund*, 30, 13 *aduersans* durch *uuidarzuomi*, 31, 10 *repletus* durch *fol*, in der Predigt des Augustinus 40, 30 *infirmatus* durch *unfesti*, 39, 29 *regentis* durch *gauualtes* übersetzt.

6. 'Finalsätze sind im I immer durch *dhazs* eingeleitet; im M fehlt mitunter 14, 21. 16, 4 die Konjunktion, vgl. 15, 2.' An den beiden zuerst genannten Stellen handelt es sich indessen nur um Ergänzungen Maßmanns, und auch an der dritten arg zerstörten kann zu Beginn der Zeile sehr leicht noch ein *daz* gestanden haben.

7. 'Der I kennt den accusativus cum infinitivo 11, 9. 36, 6, der M nicht.' Während I von den sehr zahlreichen Fällen dieser Konstruktion in seiner Vorlage nur die zwei genannten beibehält, konnte M Akkusative cum infinitivo darum überhaupt nicht bringen, weil diejenigen Abschnitte des Evangeliums, welche wir übersetzt besitzen, ihrer gänzlich entraten.

8. Aus dem Umstand, daß *pro* = 'um willen' in M einmal mit *umbi*, in M und der Augustinischen Predigt zweimal mit *furi*, im I einmal mit *dhurah* verdeutscht wird, läßt sich angesichts der oben hervorgehobenen Neigung der Übersetzer zur Variation nichts schließen. Ebensowenig vermag ich folgender Tatsache Wert beizumessen: Verba wie *dico, aio, loquor* werden, wenn mit dem Dativ verbunden, in IM durch *quhedan* cum dat. übersetzt, wenn mit *ad* cum acc. konstruiert, im I durch *quhedan zi* ausgedrückt (M weist keine Verbindung mit *ad* auf). Aber zweimal erscheint auch in M *quuedan za* zur Vertretung eines lateinischen Dativs. Da liegt

---

ir sih selbun aridalida, scalches chiliihnissa infenc, wie das ähnlich auch 11, 16 geschah. Bei Zitaten wirkt das Asyndeton, das nur einmal in den Monseer Bruchstücken des I vorkommt (32, 14 *protestatur dicens chundita quad*), geradezu plump.

wohl Einfluß von Seiten des regelmäßig mit der Präposition *zi* verbundenen Verbs *sprehhan* vor. Ganz problematisch bedünkt mich die von Seedorf an M, nicht an I wahrgenommene Vorliebe für Ersatz eines lateinischen Ablativ absolutus durch deutschen Dativ, wenn das Verbum aktivisch, durch Auflösung in einen Satz, wenn das Verbum passivisch ist. Denn dieser Regel widersprechen drei Belege, welche seinen Sammlungen fehlen: M 7, 20 *adhuc eo loquente Innan diu aer daz sprah,* 20, 5 *moram autem faciente sponso katuualota . . . der brutigomo,* 22, 15 *et hymno dicto enti kaquetan . . .* Die von I durch *zi* mit flektiertem Infinitiv übersetzten 6 praesentia passivi (Seedorf S. 79) haben sämtlich den Sinn eines Gerundiums; M hätte höchstens 6, 15 *cognoscitur* auf diese Weise wiedergeben können. Auch die wenigen passivischen praesentia, welche M mit *uuerdan* verbindet (Seedorf S. 86), zeigen durchaus futurische Bedeutung, während eine solche den von I mit *uuesan* ausgedrückten nicht innewohnt; lateinisches Futurum umschreiben aber sowohl I als M häufig durch *uuerdan.* I 30, 15 ist überliefert: *nu auur folghemes dhera bigunnenun redha;* weil der reguläre Dativ *dheru . . . redhu* lauten sollte, nahm Hench einen Genetiv an, während Weinhold einen Akkusativ *dhea* vermutete. Von dieser Konjektur ausgehend erklärte Seedorf S. 50, er würde die Konstruktion des Verbs *folghen* mit Akkusativ anstatt sonstigen Dativs geradezu für einen Beweis der verschiedenen Autorschaft von I und M ansehen, wenn nicht ein leiser Bedeutungsunterschied bestände. Da jedoch hin und wieder die Dativ- und Genetivformen der starken Feminina schwanken, I 24, 4 die Hs. *ira* statt *iru,* 36, 22 *minera* statt *mineru,* M 17, 1 *qualu* statt *quala* aufweist und merowingisches *a* mit *u* leicht verwechselt werden konnte, so scheint mir ein Dativ *dhera . . . redha* nicht ernstlich zu beanstanden.

9. Während die bisher erörterten Argumente meines Erachtens gänzlich hinfällig sind, können die zwei folgenden auch nur sehr eingeschränkte Geltung beanspruchen. Es heißt: '*quod* und *quia* der Substantivsätze übersetzt der M stets mit *daz,* der I aber auch mit *umbi dhaz, huueo, bihuuiu.*' Mit *bihuuiu, umbi dhaz* wiedergegeben erscheinen *quia, quod* (4, 1. 34, 8) ausschließlich, mit *huueo* (21, 15. 32, 22. 36, 8. M 33, 25) vorwiegend in Überschriften; solche fehlen dem M und finden einzig in der Predigt des Augustinus 37, 14 eine zutreffende Parallele. Sonst dient *huueo* nur 22, 4. 24, 9. 42, 15 zur Übersetzung eines *quia,* an Stellen, welche sämtlich einem Akkusativ cum infinitivo gleichstehen; in der Tat ersetzt I 13, 18 den Akkusativ cum infinitivo mit einer *huueo*-Verbindung. Der Unterschied zwischen M und I läuft also darauf hinaus, daß letzterer in größerem Umfang als ersterer (der nur 12, 15 einen Relativsatz in einen solchen mit *huueo* verwandelt) Einführung von Sätzen durch *huueo* liebt. Ferner: 'im M sind 53 Partizipien in Sätze aufgelöst: 50 davon sind Hauptsätze. Im I sind 27 Partizipien in Sätze umgewandelt: 12 davon sind Nebensätze und nur 8 Hauptsätze.' Ich finde, wenn ich von den ablativis absolutis absehe, 50 Partizipien des M zu Hauptsätzen gestaltet, 6 in Relativsätze gewandelt, eins in einen Temporalsatz (4, 20. 5, 14. 7, 24. 10, 13. 20, 14. 23. 25, 10). Der I löst nach Rannow S. 99 ff. 17 Partizipien zu Hauptsätzen, 10 zu Nebensätzen auf. Überwältigend ist die Differenz gerade nicht, wenn man erwägt, daß von den 50 Fällen, in denen M ein Partizip mit einen Hauptsatz wiedergibt, nicht weniger als 21 auf *dicens, dicentes, respondens* entfallen. So weit aber sie wirklich zu Recht besteht, unterliegt sie derselben Erklärung wie die beiden nächsten zugunsten einer Verschiedenheit der Verfasser vorgebrachten Argumente.

10. 'Der M-Übersetzer liebt parataktische Verbindungen, der I-Übersetzer hypotaktische', und 'bei Wiedergabe der lateinischen Nebensätze weicht der Übersetzer des M vielfach von dem des I ab. Im M sind sämtliche Temporalsätze und mit Ausnahme von 17, 16. 18, 7 auch alle Kausalsätze der Vorlage wieder durch Temporal- und Kausalsätze ausgedrückt. Im I werden 15, 22. 23, 15 ff. Temporalsätze auch als Hauptsätze gefaßt und Kausalsätze vielfach umgestaltet. Sie erscheinen als Hauptsatz: 6, 12 ff. 10, 22 f., als Konsekutivsatz: 25, 2, als Relativsatz 6, 10 usw.' Diese Differenzen sind ebenso wie die geringere Freiheit des M im Ausdruck bedingt durch den total verschiedenen Charakter der lateinischen Originale. Während im Evangelium schlichtester Erzählungsstil und parataktischer Satzbau vorherrscht, ist der Traktat eine Streitschrift, welche mittels streng logischer Beweisführung den Einwänden der Juden begegnen will und, soweit sie nicht Bibelstellen einflicht, ihre Deduktionen in schwerfällige, mit Konjunktionen überladene Sätze kleidet (man vergleiche z. B. 24, 20 ff.: *Uerum quotiens inimici christi omnem hanc prophetiam natiuitatis eius audiunt, conclusi dum non habeant quod proponant, argumentantur dicentes necdum uenisse christum, de quo hec omnia ore prophetarum presaga cecinerunt*). Wie hätte der Verdeutscher bei seinen Landsleuten auf irgendwelches Verständnis rechnen können, wenn er nicht bemüht gewesen wäre, durch Umschreibungen, durch erläuternde Beigaben, durch Modifikation der Gedanken, durch Zerlegung langatmiger Perioden ihrem Fassungsvermögen entgegenzukommen? Bleibt doch für jeden, der nicht den lateinischen Text zu Hilfe zieht, auch so noch der Zusammenhang der Sätze des öftern dunkel genug.

Die zwischen M und I wahrgenommenen Unterschiede schrumpfen demnach auf folgende zwei zusam-

men: 1. I ersetzt viermal einen lat. Ablativ absolutus durch präpositionelle Konstruktion: das Fehlen einer Parallele dafür in M erklärt Seedorf selbst S. 49 für möglicherweise zufällig; 2. I gibt ein deponentisches Perfekt regelmäßig mit *uuesan* und Particip praes. wieder, während sich M meist einfacher Präterita bedient. Aus ihnen und andern ähnlicher Natur (z. B. daß I *zi ernusti*, M *in ernust* gebraucht) auf Verschiedenheit der Übersetzer schließen zu wollen, wäre mehr als kühn. Wahrscheinlichkeit aber darf Seedorfs These beanspruchen, daß I als das schwierigere Stück erst später, nach längerer Pause, bearbeitet wurde.

Für einheitliche Verfasserschaft des I und der nur in bayrischer Umschrift erhaltenen Denkmäler (F) sprechen hingegen Eigentümlichkeiten der Wortwahl und Wortbedeutung. I wie F vermeiden die Simplicia *sehan, horan* (nur einmal F 7, 9), *scaffan, sterban,* gebrauchen vielmehr *chisehan, chihoran, chiscaffan, arsterban;* aus perfektivischer Aktionsart läßt sich dieser Usus, der, was *sehan* anbelangt, nur noch in den St. Pauler Lukasgll. und den niederfränkischen Psalmen herrscht, seiner Ausschließlichkeit halber kaum erklären. Beide verwenden zur Übersetzung von *quidam, unus* das außerdem bloß im Heliand auftretende *einhuuelih,* zur Wiedergabe von *sacer, sanctus* stets *heilag* (denn F 21, 24 *in uuihin tage* bedeutet *in die festo*), von *spiritus* nur *gheist* (*adum* I 12, 16 und in der daher entnommenen Stelle von Ic. Gll. 4, 20, 66 verdeutscht *spiraculum*), von *sacrificium ghelstar,* das anderwärts *vectigal, tributum* bezeichnet. Sie bedienen sich regelmäßig des adverbialen Genetivs *simbles,* welcher im Weißenburger Katechismus und einmal im Tatian wiederkehrt, gegenüber dem häufigeren Dativ *simblum,* sowie der Form *mittigart, mittingart* (ags. *middangeard*), während sonst ahd. *mittilagart* gilt. Daß *sed* immer mit *oh* resp. *nibu* übersetzt wird, merkte schon Holtzmann Germ. 1, 466

an. Ausnahmslos findet sich *psalm, psalmo* (und zwar stets im Plural, auch wenn das Latein den Singular bietet), *psalmscof*, nicht *salm* usw.; *apostolus* wird im Nominativ und Akkusativ lateinisch, in den übrigen Kasus deutsch, stark oder schwach, flektiert: vergleichen läßt sich aus der gesamten ahd. und alts. Literatur nur der Tatianische *postul*. IF stimmen ferner im Gebrauch des seltenen Adjektivs *manacsam*, des Substantivs *uurza* (= *radix*), des Adjektivs und Adverbs *erlih, erlihho* mit der Bedeutung *gloriosus*, in der Wiedergabe von *corda* durch *muotuuillun* (I 42, 7. F 29, 8). Beiden fehlen, gleich dem Tatian, alle Bildungen auf *-isal*. Auffallen muß auch die geringe Zahl der Abstrakta mit *-heit* (I *bisscofheit, christinheit*, F *snelheit*) — vielleicht, weil das Wort noch als selbständiges Substantiv existierte — sowie mit *-scaf* (*lantscaf, botascaf*), wogegen die Feminina mit den Ausgängen *-nissa, -în, -ida* und die kollektiven Neutra sich großer Beliebtheit erfreuen. Nicht minder befremdet der Mangel an Adjektiven, die mit *-haft* zusammengesetzt sind und in manchen ahd. Quellen den *-lîh*-Kompositen an Häufigkeit kaum nachstehen: nur *sigihaft* und *samahafti* kommen F 28, 27. 29, 11 vor.

I wie F attrahieren gern Relativsätze, vgl. Holtzmann S. 151, Rannow S. 48 f.: F 7, 24. 9, 24. 10, 13. 13, 28. 17, 8. 11. 13. 14. 18, 12. 20, 14. 23, 10. 29, 28. 41, 1 f.? I 8, 7. 10, 19. 11, 2. 34, 4; von beiden werden nicht nur Deponentien (s. oben) und Partizipialkonstruktionen, sondern auch aktive Verba durch *uuesan* mit Part. praes. umschrieben: F 23, 24 *traderent sellenti uuarin*, 29, 29 *ardenter satagit ist brinnanti ira za zilenne*, 33, 28 *quaerunt sint sohhenti*, I 24, 21 *deseruiunt sindun dheonondiu*, 35, 7 *expectabant bidande uuarun* (vgl. auch F 5, 17 *stupebant uuntrentiu uuurtun* [1]): für

[1]) Auch F 14, 12 *confundaris* dürfte mit *bist scamenti*, nicht mit *bist scamalih* übersetzt gewesen sein.

dies Verfahren weiß Rick, Das prädikative Part. im ahd. S. 16 f. (Bonner Diss. 1905) nur noch zwei Beispiele zu nennen. Den substantivierten Infinitiven als Vertretern von lat. Substantiven I 3, 4 *intellegentiam firstandan*, 41, 13 *conditio uuesan* steht zur Seite F 16, 27 *in resurrectione in arstantanne*, 29, 22 *successibus habennes*, vielleicht auch 40, 11 *Sciens hoc se a se habere non posse Uuissa daz er solih magan fona imo haben ni mahta:* denn bis auf F 30, 21 *maganu* lautet in IF das Hauptwort *megin*.

Dazu treten die zahlreichen ἅπαξ εἰρημένα, von denen einige bereits Kögel 1, 2, 485 angeführt hat. Der behaupteten Einheitlichkeit des Verfassers können sie freilich nur zur Stütze dienen, nicht sie beweisen: ich nenne sie deshalb, weil sie großenteils aus dem ags. sich belegen lassen. Gemeinsam sind IF: *blugison, elidiotig* (ags. *elþeódig;* die beiden Stellen, an denen Ic. dies Wort bringt, werden F entstammen), *foraspel* (denn Gll. 2, 377, 34 *aspello foraspello* ist lat. = *foras pello*), *gotnissa, galaubin* und *galaupnissa, maniscnissa* (ags. *menniscness*), *rehtuuisig* (*iustus*, vgl. ags. *rihtwîs*), *unmeini* (ags. *unmæne*), *uuerodheoda* (ags. *werþeód*). Aus F gehört hierher: *blucnissa, euuascaffin, festnissa* (ags. *fæstness*), *frumasam, grapehus* (ags. *græfhûs*), *gagrim, gungida, ferloran,*[1]) *gimang* (nach meiner Vermutung MSD 2[3], 346, ags. *gimong*, alts. *gimang*), *nandung, oftlihho, garehtsamon, snottar, snottarlihho* (ags. *snotor, snotorlîce*), *tiubilsioh* (ags. *deófolseóc*), *tomtag* (ags. *dôm-*

[1]) Ich rechne *bilidan* dieser Gruppe nicht zu. Denn in dem Satz F 19, 18 *uerba uero mea non praeteribunt miniu uuort auuar ni bilibant* ist Wackernagels von Hench und Braune gebilligte Konjektur *bilidant* unnötig: aus I 31, 15 f. *legali praecepto cessante dhem aldom gotes chibodum bilibenem*, 35, 4 *defecit dux bileiph dhuo leididhduom* geht für *biliban* die Bedeutung von 'unterbleiben, aufhören' neben der gewöhnlicheren von 'übrig bleiben, zurückbleiben' (I 34, 19 f. 35, 17. 19) hervor. Vgl. auch *incessabilis unbilibanlih* u. ä.

dæg). Aus I: das Adj. *abgrundi, ablit* (= *obitus*), *blidnissa* (ags. *blīðness*), *erdhuuaso, bifangolon, bighin, hantgrif* (ags. *handgripe*), *hartnissa* (ags. *heardness*), *heidhanlih, chihlothzsso, hruomag* (ags. *hrêmig*, alts. *hrômag*), *huolan* (ags. *hôlian*), *leohtsamo, martyrunga* (ags. *martyrung*), *chirado, scheff idh, firstand, tradung, ubarhlaupnissi, unuuerdnissa* (vgl. ags. *weorþness*), *uualaeht* (vgl. ags. *æhtwela*, doch auch ahd. *uuelaehtig*), *chiuuizs* (ags. *gewit*), *uuotnissa* (ags. *wôdness;* der Beleg aus Ic. Gll. 4, 6, 57 ist dem I entnommen, s. Beitr. 9, 330), *uureh* (ags. *wrec*), *zuuiuuo* (nicht *zuuifo*, s. Kögel 1, 2, 485). *Chnuosal* F (ags. *cnôsl*) kommt sonst nur im Hildebrandslied und im Heliand vor. *Prophetare forabodon* I (ags. *forebodian*) begegnet außerdem in der Fulder Gl. *praeconantibus forabotanten* Gll. 2, 47, 40, *procul buuzssan* I (ags. alts. *bûtan*) in dem Bruchstück der Lex Salica 31, *idalnissa* I (ags. *îdelness*) als *idilnussi* in den niederfränkischen Psalmen, dort auch *dom* I = Haus, Tempel, *infleiscnissa* I (ags. *onflæscness*) im Weißenburger Katechismus 82 *infleiscnissi*, *gadago* F ebenda 19 und im Tatian, *berahtnissi* I (ags. *beorhtness*) im Tatian,[1]) also lauter fränkischen Denkmälern. Auch *gotspel* (ags. *godspell*) teilt F mit Tatian und Heliand: *euangelizo cuatspellon* der Lukasgll. (Kögel 1, 2, 457) ist nach dem Latein ebenso neugebildet wie *eucharis cuatenstigiu* Gll. 1, 586, 24. Ähnlich steht es mit *pax sipbea* I; die dem ags. *sibb* geläufige Bedeutung von 'Friede' kennt ahd. nur noch der Tatian und in *unsipberon* die Lorscher Beichte 19 sowie das ihr nächstverwandte bayrische Bruchstück Z. 11. Auch *fundamentum stedil* I steht dem Begriff des ags. *staþol* näher als dem des ahd. *stadal*.

Obschon weit entfernt von Kögels Anglophobie, bin ich trotzdem nicht gemeint, den Urheber der Ver-

[1]) Außer Betracht bleiben muß *gafehun* F 9, 13, ein dem Tatian 75, 2 entnommenes Füllsel Maßmanns. Das bis auf das schließende *n* zerstörte Wort war vermutlich *mendin*.

sionen für einen Angelsachsen auszugeben. Sowohl die Tatsache, daß in anderen fränkischen Quellen verschiedene der aufgezählten Ausdrücke wiederkehren, manche Bestandteile des Wortvorrats hingegen dem ags. gänzlich fremd sind, z. B. *antuuurtan, auur, bigiht, bref, fethdhah, fragen, furban, himil, hauanari, spatin,* als auch der Umstand, daß von lateinischem Einfluß auf die Wortbildung, welcher in den ältern alemannischen und bayrischen Arbeiten stark hervortritt, sich nur geringe Spuren [1]) zeigen, bestimmen mich, nach

[1]) Ich nehme solchen Einfluß wahr 1. bei *interdicere undarquhedan* I 29, 4, zumal sonst kein Verbalkompositum mit *undar-* vorkommt (das einzige Substantivkompositum ist *undarscheit*); 2. bei *congaudet frauuuit sih ebano* F 30, 14; 3. bei den Wendungen *reconciliaretur auur aruuegodi* I 29, 23 f., *reparari possit sih auur mahti chigarauuan* 29, 10 f., *non reuocaretur auur ni uuas huuerfandi* 29, 12; alle genannten I-Stellen stehen auf einer und derselben Seite. Nach Ausweis des Gotischen gab es von altersher Nominalkomposita mit *eban-*. Da sie zuweilen lat. Zusammensetzungen mit *con-* entsprachen, z. B. *coaeternus ebaneuuig*, so stellte man diesem Muster gemäß für lat. Komposita mit *con-* Neubildungen her, welche z. T. sonderbar anmuten: *conclauis ebansloz* Gll. 2, 738, 18, *conuallis ebantal* Gll. 1, 312, 32. 316, 29. Dahin gehört auch *cooperatio ebanuuerch* I 19, 18. Ähnlich wurde dann bei lat. Verben mit *con-* verfahren (vgl. Behaghel, Wissenschaftliche Beihefte des deutschen Sprachvereins XIV/XV S. 146), aber nur in Glossen und der von ihnen abhängigen Übersetzungsliteratur. Entweder — und das scheint der ältere, bald wieder aufgegebene Brauch — fügte man dem Zeitwort das Adverb *ebano* hinzu: Gll. 1, 311, 31 *contulisse ebono bringan,* 1, 522, 42 *confige epano kipilidi,* 1, 732, 45 *conferens ebano keitraganti,* 1, 805, 59 *consepulti epano pisoufta,* 1, 816, 66 *coagitatam epano giuuactaz,* 2, 166, 52 *condescenditur epano arparmet uuirdit,* 2, 222, 32 *consenior epano kiheteter,* 2, 269, 31 *conpatiendo epano irparamente,* 2, 314, 22 *conpaciuntur ebano sint dultanti.* Oder es trat, ausgehend von Ableitungen aus Nominalkompositen, Zusammensetzung mit *eban-* ein: 1, 92, 14. 93, 14 *conpatior epantholem, epandolem,* 1, 577, 3 *non coequaui ni giepanmezota,* 1, 694, 24 *conparemus giebinmazzon,* 1, 772, 19 *configuratus ebenbilidot,* 1, 772, 24 *configuratum kebenbilidot,* 2, 38, 40 *conuixere ebenlebitun,* 2, 130, 71 *conplantati epanpilidota,* 2, 153, 1 *conplicent ebinualten,* 2,

Müllenhoffs Vorgang in dem Idiom des Übersetzers einen Niederschlag der Sprache zu sehen, welcher die

---

164, 26 *temperare epanmeszon*, 2, 182, 28 *temperare giepanmezon*, 2, 203, 1. 210, 13 *componi kiebinmezzot werden*, 2, 753, 44 *conferendam si giepanmezunna*, 3, 232, 50 *consonus ebenlutenter*, 3, 419, 60 *concreta ebengewahsen*, 4, 6, 10 *congratulamini ebanfreuuet*, 4, 6, 11 *consistere ebanstantan*, Benediktinerregel S. 73 der Hs. *consistens ebanstantanti*, 78 *conpassus ebandolenti*, 119 *conloquatur aban* (sic) *si kesprohchan*, 124 *conferre ebanprinke*, 129 *conferat ebanprinke*, 140 *consedere ebankesizzan*, 141 *concors ebankeherzida*, im Tatian *couti ebanbruhhan*, *cooperari ebanuuirkan*, noch bei Notker Ps. 30, 10 Wiener Text *compati ebendolen*, Ps. 88, 7 *aequare ebenmazzon*, Boethius 35, 23 *ebenmezon*. Isoliert steht, Gll. 2, 757, 19 *coemisset innepanchoufta*. — Ahd. *uuidar* hatte gleich gotischem *vipra* ursprünglich nur die Bedeutung 'contra': das geht schon daraus hervor, daß seinen Ableitungen *uuidaron*, *uuidarunga* niemals der Begriff der Wiederholung innewohnt. In Zusammensetzungen entsprach es daher vielfach lat. Kompositen mit *re-*, z. B. *resistere uuidarstantan*. Aber lat. *re-* diente daneben zum Ausdruck von 'rursus, denuo'. Nun existierten Nominalkomposita mit *auur*: Gll. 2, 248, 62 *iteratione auurfragungu*, 1, 102, 37 *iteratio doctrine afarlera*, 4, 6, 54 *deuteronomium auarspracha*, 1, 580, 20. 583, 19 *traiectione auaruuanti*. Einigen derselben standen lat. Zusammensetzungen mit *re-* zur Seite, z. B. 1, 715, 52 *regeneratione aburborini*, Tatian 106, 5 *regeneratio aburburt* und noch bei Notker *abirburt*, 2, 48, 18 *relatio aburbrungisal*, 2, 168, 25. 187, 41. 303, 57 *recidiua febris auarsturz*. Nach dieser Analogie wurde sogar 1, 290, 8 *recaluaster auurchalauuer* gewagt. Die Bildungsart übertrug man dann auf lat. Verbalkomposita, deren *re-* Wiederholung anzeigte, vgl. Hrabanisches Glossar 1, 238, 24 *reportata afur catraganiu*, 1, 239, 37 *renascens afar gaperanti*, 1, 241, 13 *remeat afur huiruit uel ferit*, Keronisches 1, 241, 14 *recreditur afar kat*, Lucasgll. 1, 736, 42 *requirentes auar suachante*, Ib. Rd. 1, 289, 56 *reciderunt auur kifazzun*, Ic. 4, 17, 34 *rediuiuum auur erquhichit*, 4, 17, 36 *refectus auur erhaban*, 4, 17, 69 *relatam auar kitragan*, Clm. 14747 2, 333, 57 *regetere auar za saganne*, sehr alte Randgll. des Clm. 19440 2, 301, 24 *renascamur avar gaporan vuerdan*, Frankfurter Canonesgll. 2, 145, 47 *repeterent abur gehalont*, Hymnen 4, 3, 4 *reuectans auuar traganti*, 5, 3, 2 *relatus auur pruganer*, 10, 2, 4 *reduxit auur prahta*, 25, 6, 2 *refunditur auur kicoz(zan ist)*, Benediktinerregel S. 33 *reconsignata auur kezeihhantiv*, S. 50 *representari auur kekakanuuarti*, S. 56 *residentibus auar sizantem*, S. 84 *recolligenda auur zi kilesanne*. Auf dieser Stufe der Entwicklung steht somit auch I (die vier nominalen

vornehmen Kreise des Frankenreichs bei Beginn der Karolingerzeit sich bedienten: diese kann sehr wohl Formen bevorzugt, Bedeutungsnuanzen gekannt haben, welche wir jetzt nur im ags. oder alts. antreffen. Wenigstens auf ein Zeugnis dafür will ich, mit aller nötigen Reserve, hinweisen. Maßmann (Glossar zur zweiten Ausgabe der F S. 40b und Index zum Sprachschatz S. 140c) hat bemerkt, daß *locutione medili* F 26, 16 zu *mahal* gehört, daß hier also der ursprüngliche, sonst ahd. nur in Eigennamenkompositis erhaltene Dental (got. *maþl,* ags. *mæðel*) bewahrt ist. Aber daneben findet sich F 29, 25 *bonis otmahlum.* Diese Doppelheit

Komposita von IF mit *uuidar-* und die drei verbalen von F: *repellere uuidaruuerfan, contemnere uuidarfahan, contendere uuidarstritan* sind im Sinn von 'contra' verwendet). Aber um das Jahr 800 begann ein anderes Verfahren. Weil lat. *re-* beide Bedeutungen vereinigte, die von 'contra' wie die von 'denuo', 'iterum', übertrug man diese Fähigkeit auch auf ahd. *uuidar* und gebrauchte, wenn es die Wiederholung einer Handlung bezeichnen sollte, zunächst adverbiales *uuidari, uuidarort,* das sich auch später noch gelegentlich erhielt, dann ging man zur trennbaren Komposition (vgl. Lachmann, Kl. Schriften 1, 370) über. Darum wird schon in der Benediktinerregel neben sonstigen *auur*-Verbindungen S. 78 *reportare* mit *uuidaret tragan* verdeutscht, Hymnus 4, 3, 4 dem *reuectans auuar traganti* am Rande beigeschrieben: *uuidar fuarinti,* in Ib. Rd. 1, 289, 62. 290, 1 *remiserat* und *respectantes* durch *uuidri santa, uuidari sehante* übersetzt. Auch die Nominalkomposita mit *auur-* scheinen befehdet zu werden: 1, 580, 20 ist *De traiectione vonna auarvuanti* mit *fona vuidervuer(fenne)* (vgl. 562, 12), 1, 715, 52 *aburborini* mit *vuidarboreni* ergänzt, 2, 227, 23 *recidiua febris* wiedergegeben durch *uuidarert uuerfantaz.* Die frühesten zusammenhängenden Denkmäler, in denen ich Komposita mit *uuidar* = 'iterum' nachweisen kann, sind der Tatian (*referre uuidarbringan, regredi uuidarfaran* und *uuidargangan, reinuitare uuidarladon, remittere uuidarsentan, retro aspicere uuidarscouuon, reuerti uuidaruuerban*) und die alts. Genesis 305 *uuurubun eft uuider* (nicht Heliand, s. Behaghel, Der Heliand und die alts. Genesis S. 18). Ganz jung sind Adjektivkomposita mit *uuidar-* zum Ausdruck des Begriffs der Wiederholung, z. B. Gll. 2, 537, 47 *remeabilis widirfarlichiz,* 2, 646, 54 *reduces uvidarfartiga.*

scheint indessen schon die Lex Salica vorauszusetzen, wenn dort mit differenzierter Bedeutung *machalum* und *mallum* (letzteres hervorgegangen aus *maðlum*, s. Sievers, Idg. Forschungen 4, 336 f.) begegnen.[1])

---

[1]) Gegenüber v. Heltens phantastischen Einfällen Beitr. 25, 351 f. muß ich um so mehr auf Müllenhoffs Erklärung dieser Worte (bei Waitz, Das alte Recht der salischen Franken S. 289) zurückgreifen, als mir ein Adjektiv *diues olmahali* Gll. 1, 101, 35 höchst verdächtig vorkommt; meines Dafürhaltens haben Gl. K. und Ra. nur das von Pa vermeintlich übersehene *opum* zur Geltung bringen wollen.

ZUR SPRACHE DER WESSOBRUNNER DENKMÄLER.

Von

JOSEF SCHATZ.

Daß die Wiener Notkerhandschrift (herausgegeben von R. Heinzel und W. Scherer, Straßburg 1876, von P. Piper, die Schriften Notkers, Band 3, Freiburg 1883) ebenso wie die in den Denkmälern Nr. 86, 90, 95 veröffentlichten Predigten, Glaube und Beichte im westbairischen Kloster Wessobrunn entstandene Arbeiten sind, kann man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, s. MSD.[3] 2, 418 ff., Heinzel a. a. O. S. XLVIII, J. Kelle, Geschichte der deutschen Literatur 2, 45. Der Zeit nach fallen diese Denkmäler um die Wende des 11. und 12. Jahrhunderts. Der sprachliche Charakter des Wiener Notker kann insofern als Original gelten, als die Schreiber eine Vorlage mit alemannischer, in den Hauptzügen von Notker nicht abweichender Sprachform vor sich hatten; das bairische Gepräge ist jedoch nicht gleichmäßig durchgeführt und die einzelnen Hände zeigen sehr verschiedene Lautgebung, Heinzel S. XLI.

Der Übergang der vollen Endsilbenvokale *u, o, a* zu gleichförmigem *e,* der in der Mitte des 11. Jhs. im Bairischen sich vollzieht (Schatz, Altbair. Gramm. § 1), hat in der Schreibung zunächst nur ungleich-

mäßige und teilweise willkürliche Bezeichnung gefunden. Von der ebenmäßigen Schreibung der Endsilben, die bei Notker (s. J. Kelle, Untersuchungen zur Überlieferung, Übersetzung, Grammatik der Psalmen Notkers, Berlin 1889) zu finden ist, stehen die Wessobrunner Denkmäler ebenso wie die andern gleichzeitigen aus bair. Gebiet recht weit ab. Über die Sprachformen des Wiener Notker orientieren die Zusammenstellungen von R. Heinzel, Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift, Wiener Sitzungsberichte Bd. 80, 679—744 (Wortschatz), 81, 203—350 (Vokale der Ableitungen und Flexionen), 82, 523—540 (Orthographie). Für die Vokale der Nebensilben hat Heinzel eine Auswahl aus der Lautgebung zweier Schreiber benützt, Psalm 1—9, 26 und 126—138, 22, dazu einige wichtigere Formen aus den übrigen Teilen der Handschrift verzeichnet; das reicht hin, um ein Bild des sprachlichen Bestandes und des Schreibgebrauchs zu geben.

Von den vollen Vokalen *o, a, i* kommen bei Notker die Kürzen und Längen vor, W. Braune, Beitr. 2, 125 ff. Daß das Altbair. im 11. Jh. noch lange Flexionsvokale besessen hat, ist nicht erweislich und wird durch die Entwicklung der Flexionsendungen unwahrscheinlich gemacht (Altbair. Gramm. § 50).

u kommt bei N(otker) nur als Länge vor: Bei den obliquen Kasus der *ān*-Stämme, Gen. Dat. Akk. Sing. Nom. Akk. Plur. *zungūn;* hier zeigt WN (Wiener Notker) noch zahlreiche *-un,* Heinzels Auswahl verzeichnet 40 Fälle, aber es kommen daneben *-on, -an,* und überwiegend *-en,* vereinzelt *-in* vor. Im Gen. Dat. Plur. der *ān*-Stämme (und der *on*-Stämme) hat N *-ōn, gebōn, zungōn (botōn)*; in WN wird hier im Dat. Plur. neben *-on* ebenso oft *-un* (und häufig *-en*) verwendet, (*-un* ist die bair. Form des Dat., Altbair. Gramm. § 97 c) und im Gen. neben *-on, -en* auch öfters die bair. zwei-

silbige Endung *-ono* (*-eno, -ona, -oni, -ene;* Heinzel hat 26 Belege). Diese Form wirkt auch in den Pred(igten MSD. 86), im Wess. Gl(auben MSD. 90) I nach und findet sich auch sonst in spätbair. Denkm., im Benedictbeurer Gl. I MSD. 87 (*suntono* 1, *suntene* 4), Wiener Genesis, s. Dollmayr, Die Sprache der WGen. S. 27; noch in den Windberger Psalmen kommen solche Gen. Plur. vor, *suntene* Psalm 40 oratio, *weisene* Psalm 67, 5. Dieselbe Buntheit der Formen zeigen die männlichen und sächlichen *n*-Stämme; neben gewöhnlichem *-en,* das bei N ausschließlich für den Gen. Dat. Sing. Nom. Akk. Plur. gebraucht ist, kommt *-un, -on, -an* vor. Es ist möglich, daß die Schreiber des WN für die Endung *-un* noch den *u*-Vokal gehört haben. *un* begegnet auch in den Pred. AB (in C nur *-an, -in, -en*), im Wess. Gl. I, II, im Benedictbeurer Gl. I, II (MSD. 94). Aber das Durcheinander bei den Mask. Neutr., wo die einfachen Verhältnisse bei N in WN nicht beibehalten wurden, zeigt, daß die bair. Schreibung um das Jahr 1100 sich noch immer nicht von der vor 1050 üblichen Orthographie frei gemacht hatte; die alte Endung *-un* wirkte nach, das erste *o* in *-ono* und Nebensilben mit altem *o* (*-ot, -ost, -or*) haben *-on* hervorgerufen. Kennzeichnend ist, daß diese archaistischen und archaiisierenden Schreibungen auch für den Gen. Dat. Sing. in Anwendung kommen, wo N regelmäßig *-en,* das Altbair. *-in* hat *(potin, herzin).*

Im Dat. Plur. der *o*-Stämme hat N nur *-en (tagen, worten),* WN überwiegend *-en,* einigemal *-in,* vereinzelt *-an,* etwa 10mal *-un* und *-on,* entsprechendes die Pred. (z. B. A *unerchun, unorton, unerchen, dingen*). Im Ind. Prät. Plur. der starken und schwachen Verba hat das Altbair. die Endung *-un (hulfun, zaltun, chosōtun, hapētun);* bei N haben die st. V. *-en,* die schw. *-tōn.* Hier zeigt WN beim st. V. 2 *-un,* 4 *-on,* 3 *-an* und zahlreiche *-en,* beim schw. V. 2 *-tun,* 30 *-ton,* 4 *-tan,*

dann *-tin* und häufig *-ten,* die große Zahl der *-ton* ist durch die alem. Vorlage, die ausschließlich *-ton* hatte, hervorgerufen, ein deutlicher Beweis dafür, daß es den Schreibern von WN gleichgiltig war, welchen Vokal sie setzten und daß sie deshalb das *-ton* der Vorlage öfters beließen.[1])

Von alem. Denkm. hat das Glossar Ra 6mal *-um, -un*, daneben kein *-on*, s. R. Kögel, Über das Keron. Glossar S. 189 u. Die Sprachformen von Ra haben auch sonst manches vom Alem. abweichend mit dem Bair. gemeinsam, s. Kögel a. a. O. S. XLI ff. Vielleicht darf man, da die Sprache von Ra doch zu sehr vom Bair. verschieden ist, als daß man sie für bair. nehmen könnte, an Ostschwaben als Heimat denken; die alten Eigennamen aus Kempten und Ottobeuren verraten ja auch Eigenheiten, welche dem Bair. eher entsprechen als dem Alem. aus Reichenau und S. Gallen, s. Zs. 43, 13 f. Ostschwäbischer Sprachcharakter dürfte auch in den Prudentiusglossen (Ahd. Gl. 2, 382 ff.) zu finden sein, die sich vom Bair. in erheblichen Dingen unterscheiden, s. Altbair. Gramm. § 2.

Die schw. V. der II. Kl. haben ihr *ō* gut erhalten, wo ein Konsonant darauffolgte *(chosōs, chosōt, chosōn).* N hat nur *ō,* in WN kommt 4 mal so oft *o* vor, als die Ersatzvokale *e, i.* Hier ist die Einwirkung von N umsomehr anzunehmen, als die im Bair. sonst übliche Entwicklung dieses *ō* zu *u* vor *n* in WN gar nicht vertreten zu sein scheint. Auch in den Pred. ist das *o* öfters gewahrt (etwa 20 *o* gegen 12 *e, a, u, i*).

In der 2. Pers. Sing. Ind. Prät. der schw. V. ist in WN *-tost*, weit weniger fest, weit häufiger steht *i, e* statt *o;* in den Pred. hat A 5 *-tost,* 1 *kedahtastu* 1, 9. Bei N kommt nur *-tōst* vor.

---

[1]) Im Altbair. ist *-ton* ganz vereinzelt und nur in Pa, dessen Sprache nicht rein bairisch ist, fehlt *-tun* (Altbair. Gramm. § 169).

Auslautendes *o* im Nom. Sing. Mask. der *n*-Stämme (*poto*) und in der 1. Sing. der st. V. und schw. V. I (*hilfo, zello*) hält sich gut und überwiegt wie das *-o* der Adverbia nach Heinzels Auswahl bedeutend über *-e, -i, -a*. In Gen. Plur. aber ist das *-o* (*tago, worto, gesto*) erheblich seltener als *-e, -i, -a*; hier war ja auch die Einwirkung durch vokalisch auslautende Kasus vorhanden, Dat. Sing. *tage*, Nom. Akk. Plur. *taga, tage*. Diese Einwirkung anderer Kasus zeigt sich bei den nominalen *ā*-Stämmen, die bei N im Gen. Dat. auf *-o* ausgehen, aber in WN mit wenigen Ausnahmen (bei Heinzel 16 *o*) *-a* haben wie der Nom. Akk. Sing. Plur. s. unten, im Gegensatz zum Altbair., das von 900 ab für den Gen. und Dat. *-o* hat wie N. In der pronominalen Flexion hat sich *-ero* in WN in größerm Umfang gehalten (bei Heinzel gegen 75 *-ero*); hier kann man daran denken, daß der Gen. Plur. der pronominalen Flexion zugleich mit den Singularformen *-ero* länger erhielt. Durchwegs gewahrt blieb die isolierte Dativform des Mask. *-emo*.

Auslautendes *-a* ist in WN gleich N Regel für die 1. und 3. Ind. Prät. der schw. V. *-ta* (*zalta, chosōta, hapēta*); daneben kommt auch *-e, -o* vor, letzteres vielleicht durch das *o* der 2. Pers. *-tost* veranlaßt. Man kann also ansetzen, daß den Schreibern noch eine Flexionsart *zalta*, *zaltost* geläufig war. Die Pred. haben: A 5 *-e*, B 20 *-e, -i*, C 1 *-a*, 3 *-e*, 1 *-i*.

Im Nom. Plur. der *o*-Stämme ist *-a* bei N fest, in WN nur selten erhalten (Heinzel erwähnt gegen 20 Fälle); etwas öfter steht dafür *-i*, in der Regel *-e*. Das ist die jüngere bair. Sprachform nach 1050. Beim Adjektiv, das bei N nur *-e* aufweist, dringt die bair. Eigenart noch durch, den Nom. Akk. Plur. gleich dem Subst. auf *-a* zu bilden, es kommen über 20 *-a* vor. Auch hier war also dem Schreibgebrauch das bair. *-a*

noch geläufig, der Aussprache freilich nicht mehr, wie die zahlreichen *-e* und die *-i* erweisen.

Bei den *ā*-Stämmen kommt dem Nom. Akk. Sing. Plur. *-a* zu und dies ist in der Regel erhalten; dazu kommen die aus *-o* umgebildeten *-a* im Gen. Dat. Sing., s. oben, also 6 Kasus auf *-a* neben denen keiner mit *-e* überkommen war. Im Sing. Fem. des Adjektivs ist *-a* bei N fest, in WN überwiegend, bei Heinzel sind 44 Belege verzeichnet; daneben kommen einige *-e, -i, -o* vor. Im Nom. Akk. Plur. Fem. der Adjektiva ist bei N die Form *-e* des Mask. eingeführt, in WN entsprechend wie beim Mask. neben *-e* auch einige *-i, -a*. Das *-a* der *n*-Stämme, Neutr. Nom. Akk., Fem. Nom. Sing., das bei N fest ist, überwiegt auch in WN; daneben einige *-e, -i, -o*.

Im Konj. Prät. hat Notker mit Ausnahme der 1. 3. Sing. der st. V. *ī (-īst, -īn, -īnt, -īt)*. In WN finden sich nach Heinzels Auswahl ebenso viele *-e, -a, -o* wie *-i*, dies kommt aber auch bei st. V. auslautend vor *(sculi, uuari, vernami)*. Die *i* der Fem. auf *-ī* sind erhalten und bilden eine Deklinationsklasse gegenüber den *ā*-Stämmen; diese haben 6 Kasus mit *-a*, die *i* Fem. 6 Kasus mit *i* (der Gen. Plur. fehlt, der Dat. liegt vor in *lugen, gedingen* Heinzel S. 216, *finsteron, holin, leitsamin* S. 336). Aber die Schreiber vermögen beide Klassen nicht mehr reinlich abzusondern wie Schreibungen von der Art *festinungi, ahtungi* und *guotlicha, meniga* bezeugen, vgl. die Belege bei Heinzel S. 333 ff.

Von den Deminutiven auf *-līn* sei erwähnt WN *fugeli, bergfugeli* = N, *uurmelīn* 24, 2 = N *uurmeli* und der aus N entnommene Plur. *iungiu*.

Für die *-i* der *jo-* und *i*-Stämme *(hirti, chunni, chrefti, gesti)* hat N allgemein *-e*, WN daneben einige *-i*, die aber kaum ein Nachwirken der bair. *i*-Formen darstellen. Die 2 *-a* (*gesta* 49, 5, *tisga* 127, 3 vgl. *kesta*



Pred. A 1, 3) können durch Anlehnung an die *o*-Stämme erklärt werden.

Mit diesem Durcheinander der vollen Flexionsvokale stehen die Wessobrunner Denkmäler nicht allein. Otloh und Merigarto weisen es auf und daß auch die Wiener Genesis es hatte, ist aus der Überlieferung deutlich zu ersehen, s. Dollmayr S. 26 ff. Auch die Urkunden lassen es erkennen, die Belege sind hier allerdings nur spärlich zu gewinnen (Altbair. Gramm. § 97 d). Hier seien aus einigen jungen Glossensammlungen, die in diese Zeit weisen, Formen angeführt, welche den Wessobrunner Sprachbestand bestätigen, ihn nicht als lediglich durch die alem. Vorlage verursacht erscheinen lassen und seine Verbreitung fürs gesamte bairische Gebiet erweisen. Ich führe die Hss. unter Buchstaben an, auf die ahd. Glossen Band 4 sei im allgemeinen verwiesen. e = Göttweiger Hs. 103 (12. Jh.). f = Clm 13002 (12. Jh. Regensburg). g = Clm 14689 (11./12. Jh. Regensburg – S. Emmeram). h = Clm 4606 (12. Jh. Benedictbeueren). i = Clm 6217 (13. 14. Jh. Freising; mit h in Beziehung). o = Clm 22201 (12. Jh. Windberg). p = Clm 14584 (14. Jh. Regensburg S. Emmeram). q = Clm 22258 (12. Jh. Windberg). r = Clm 17403 (13. Jh. Scheiern; mit f verwandt). s = Clm 12625 (11. Jh. Ranshofen).

u steht: Akk. Sing. Mask. Adj. *gisuasun* = *-en* g Ahd. Gl. 1, 595, 20. Dat. Plur. Adj. *uchun* = *vehēn* s 1, 531, 17, *langun* e 1, 583, 9, *iungun* e 1, 379, 41, *uuriquemanun* g 2, 125, 34. Gen. Dat. Sing. Mask. *spizun* = *-in* e 1, 550, 23, *garrun* g 1, 578, 71 *stecchun* g 2, 250, 33. Inf. st. V. schw. V. I *pistumplun* = *-an* eg 1, 657, 45, *irlentun* e 1, 564, 2, *uzprestun* e 1, 698, 13, *uiruuartun* e 1, 492, 56. 3. Plur. Ind. st. V. schw. V I *plasunt* ego 1, 360, 15, *scuntunt* h 1, 528, 38, *atomunt* g 2, 257, 35 (Altbair. Gramm. § 152), *rofzunt* o 1, 569,

35. Part. Präs. st. V. schw. V. I *zistorunter* o 1, 607, 10, *niozunta* e 1, 752, 69, *sciozunta* e 1, 582, 25, *triufuntiu* e 1, 535, 69. Konj. Präs. 1. Plur. st. V. *infarun* s 1, 529, 42, *furslintun* s 1, 528, 49. Schw. V. II vor *n*: 1. Sing. *chutun* e 1, 610, 20. 1. Plur. Konj. *uzuurzilun* g 1, 629, 10. 3. Plur. *uuehiunt* = *weiōnt* g 1, 605, 44, *epanunt* e 1, 634, 24. Inf. *eiscun* eo 1, 369, 5. Part. Präs. *redinunter* eg 1, 558, 44. 1. Sing. Präs. Ind. st. V. *sprichu* e 1, 750, 36. 2. Sing. Prät. Ind. *fursaztust* s 1, 530, 21. Ferner *lutu* (für *hiutu* = *hiuto* heute) g 1, 812, 28, *pinuz* (= spätbair. *pinoz, pinaz* Binse) o 1, 609, 26, *morigun* (= *morgane*) e 1, 479, 5.

o steht: Prät. Plur. Ind. *-on*, *-ton* (für altes *-un*, *tun*) o I, 505, 53. 626, 33. 396, 42. 404, 6. 563, 20. 629, 15. 690, 74. 691, 1. g 1, 416, 64. 693, 9. 805, 71. h 1, 504, 43. 743, 6. Dat. Plur. *-on* (für spätbair. *-un*) ho 1, 518, 44. h 1, 417, 39. o 1, 499, 54. 604, 52. p 1, 395, 3. e 1, 703, 47. Nom. Plur. *herron* ofr 1, 742, 69. — Akk. Sing. *gistirno* (= Neutr. *gistirni*) o 1, 454, 58. Dat. Sing. *dem gerwo* (zum Neutr. *garwi*) o 1, 403, 12, ferner o 1, 395, 17. 467, 58. 477, 4. 513, 53. 595, 33. 662, 35. 687, 22. 698, 8. eo 1, 747, 29. e 1, 701, 66. g 1, 575, 18. 2, 252, 65. h 1, 306, 65. 330, 19. 613, 14. Fem. auf *-ī tǒfo* für Dat. Sing. *tiufi* Tiefe o 1, 385, 39, *huldo* o 1, 700, 62, *zi antwrtō* o 1, 599. 11, *ueizto* eo 1, 503, 11. — Die 1. 3. Sing. Ind. Prät. der schw. V. endigt auf *to*: *ginoto* (= *ginōta* gähnte) h 1, 451, 29, *zistorto* h 1, 398, 10, *machoto* go 1, 517, 23, in o über 20 Belege. Nom. Plur. *chnehto* eo 1, 403, 24, *sangaro* o 1, 462, 42. Nom. Sing. Fem. *pihepido* e 1, 574, 68, *inzuntido* e 1, 573, 9, *puozo* e 1, 421, 53. Nom. Plur. Fem. *merminno* o 1, 602, 23 (= *-minna* g). Adj. Nom. Plur. Mask. *gisazto* e 1, 611, 45, *sculdigo* g 2, 109, 64. Gen. Sing. *dinos (dīnes)* g 1, 818, 8. Dat. Sing. Mask. *herron* eo 1, 565, 49. Inf. *chison* (= *gichiosan*) g 2, 133, 46, 1. Plur. Konj. *zuoloson* attendamus o 1, 630, 32, *geirron* o 1, 528, 8,

werdon (= *werdent*) e 1, 659, 29. Adj. Neutr. *giliditoz* g 1, 347, 33, h 1, 513, 24. 539, 63. *alsuaro* (= *-wara*) e 1, 546, 11. Dat. Sing. *luiterom* (= *luteremo*) o 1, 601, 55. Nom. Sing. Mask. *gizalor* e 1, 626, 48. 2. Sing. Konj. Präs. *irpitos* (= *irpiotes*) g 1, 567, 23. Part. Präs. *gihengonter* (= *gihengenter*) o 1, 744, 38. Imp. *purgo dich* o 1, 332, 35 (= *purge dich* o 1, 384, 35, d. i. *puri dih*).

Die *o* der schw. V. II sind häufig erhalten, sie zeigen sich öfters auch bei schw. V. I, so daß eine Neigung bestanden haben muß das Präs. schw. V. mit *-ot* zu bilden, vgl. *zeinote* (= *zeinta*) fr 1, 333, 23, *ilotin* (= *īltun*) fr 1, 704, 15, *piscirmote* (= *piscirmta*) fr 1, 685, 14, *rihtotin* (= *rihtun*) er 1, 397, 55, in o 30 Belege dafür. Dies bestätigen die Prät. schw. V. III, die oft mit *-ot-* statt *-et-* auftreten, *girastote* fr 1, 705, 20 *gimietote* f 1, 452, 27, efr 1, 668, 4, *giunmagota* g 1, 663, 22, hp 1, 385, 4. *meldota* g 2, 250, 25. 1, 699, 14, *uuichota* g 1, 635, 13, *irplodotin* efr 1, 378, 17, *irmunterota* fgr 1, 390, 29, *gitruotot* eg 1, 607, 43, *pinahtot* e 1, 580, 16, *volgota* efr 1, 399, 24, *hahsinote* fhp 1, 418, 3, efp 1, 418, 58, *gezwirnot* i 1, 329, 68, in o an 20 Fälle.

a steht: für altes *-ūn* der Fem. *trhuhan* (= *truhūn*) o 1, 398, 43, *zothan* (= *zatūn*) o 1, 635, 11, *muccan* (= *muckūn*) pq 1, 721, 11, p 1, 484, 16. Dat. Plur. der *o-* und *ā*-Stämme *puohuellan* gh 1, 499, 74, *sceltan* efr 1, 396, 38, *chouffan* i q 1, 516, 39, *vindungan* q 1, 520, 31, *dahan* o 1, 528, 19. Prät. Plur. Ind. *spornotan* for 1, 306, 23, *rastotan* p 1, 504, 45, *uuntotan* e 1, 485, 34, *hantolotan* e 1, 743, 64, 582, 61, *stuontan* e 1, 698, 71, *zaltan* o 1, 613, 60, *intsazzan* o 1, 661, 64, *sagatan* o 1, 664, 39. 750, 72. – Prät. 2. Ind. Sing. *kihontast* p 1, 369, 42. Schw. V. II Imp. *dancha* hp 1, 421, 12, 3. Sing. *la lat* ef 1, 742, 13 2. Plur. *virat* q 1, 516, 62, *twalat* r 1, 583, 37, Inf. *kipluotigan* p 1, 581, 55, Part. *huoranta* e 1, 439, 57, *wadalantiu* Clm 5248, 2 Gl. 2, 254, 67,

mahhantero g 2, 182, 53. 3. Plur. *offinant* g 1, 808, 1, *spilanthun* o 1, 673, 29, Inf. *hazzan* (*pilidan*) q 1, 515, 65. Gen. Plur. *lagara* g 2, 121, 41, *spilisteta* g 2, 120, 32, *ampahta* h 1, 741, 80, *-wipa* hq 1, 519, 1. Nom. Sing. Mask. *-pizida* gh 1, 578, 45, g 2, 257, 16, *loufa* e 1, 626, 49, *manlicha* h 1, 659, 46, *hostapha* o 1, 611, 42. 1. Sing. Ind. Präs. *firtraga* e 1, 613, 31, *prinna* g 1, 809, 55, *ziuha* g 1, 520, 24. Adverbia *midenta* g 2, 177, 9, *ubila* g 1, 808, 52, *ebina* g 1, 805, 61. *ze uila* (= *filo*) r 1, 641, 14.

Dat. Plur. Fem. *grauuan* (= *grāwīn*) e 1, 567, 3, *huffan* (= *huffin*) p 1, 332, 3. Konj. Prät. *gitructan* (= *ētīn*) e 1, 699, 26, *antfristota* (= *-ōti*) e 1, 461, 2. Imp. *ila du* (= *īli*) g 1, 812, 4. Part. Prät. *gipuozat* (= *-it*) e 1, 397, 47. Plur. *ertprusta* (= *-i*) e 1, 594, 52, *gidulta* g 1, 564, 44. Neutr. *gesteina* (= *-i*) h 1, 549, 7, *tilla* h 1, 721, 1, *peingaraba* (= *peingarwi*) o 1, 661, 4, *orwenga* efr 1, 644, 19, *phulauua* e 1, 644, 13, *gimahta* ef 1, 629, 35, *awircha* fo 1, 594, 19, *-penta* eh 1, 596, 12, *gisouma* h 1, 401, 46. Dat. Sing. der *o*-Stämme *zi leitanna* e 1, 752, 3, *zi scenchenna* efr 1, 545, 14, *mit leida* ef 1, 466, 16, *mit chalcha* h 1, 370, 56, *geheia* h 1, 505, 60, *santa* p 1, 326, 34, *ci demo orta* eg 1, 465, 55, in g noch ein Dutzend Belege (*rugga* 1, 610, 36, *strita* 2, 115, 39, *gota* 2, 182, 23, *eigana* 2, 256, 49 u. a.). Adj. Dat. Plur. *vehan* g 1, 531, 17, *langan* o 1, 583, 10, *firtanan* g 2, 253, 37, Akk. Sing. Mask. *einan* g 1, 809, 41, *maran* h 1, 438, 33, Nom. Sing. Mask. *gizalar* o 1, 626, 49, *ungazzar* o 1, 662, 39, *wildar* e 1, 608, 34, *zornigar* e 1, 441, 49, *dahinar* efr 1, 384, 14, *slafar* r 1, 569, 11, *gimeldatar* g 1, 706, 4.

Konj. Präs. Sing. *werda* g 1, 661, 30. 2. Pers. *piuelhast* e 1, 569, 63; die Form *nerigat* e 1, 440, 11 steht für *neriga* = *nerje*. Man vgl. noch *egestra* g 1, 397, 59, *andar* g 1, 635, 4, *uuoachar* (= *uuocher, uuoacher* älterer Hss.) e 1, 684, 23, *unziemmar* h, *unzmar*

i *(= unzin iomēr)* 1, 745, 73, *gozophar* g 1, 810, 36, *zihant (= ziohent)* g 1, 498, 9, *pisprechant* e *(= pisprachant* p*)* 1, 396, 2, *scunttant (= scuntent)* s 1, 528, 36, *chronanter* h 1, 796, 16, *ruonazit (= rūnezit)* g 1, 607, 4, *uuaraztun (= uuāreztun)* g 1, 818, 29, *fohanz (= fohenzun)* o 1, 347, 7. Schwache Verba III *irplodata* e 1, 405, 6, *hantslagaten* o 1, 627, 62. Part. *gimeldat* eg 1, 706, 4, 3. Sing. *sagat* o 1, 546, 6. Imp. *gisaga* o 1. 517, 51 (das Prät. *sagata* o 1, 438, 45. 592, 30, g 1, 805, 52, *sagatun* g *-atan* o 1, 664, 39, *sagaten* o 1, 745, 51 hat schon früher *a* für *e*, Altbair. Gramm. § 150). Fem. auf *-ī* haben öfters *-a* (s. oben für WN) *uzginomina* e 1, 489, 39, *heila* e 1, 742, 33, *irquemana* e 1, 742, 58, *nidanentiga* no 1, 467, 38, *fornentiga* eg 1, 465, 44, *wazzirleita* fg 1, 416, 7, *meniga* g 1, 609, 32, *reita* g 1, 604, 57, *-uaruuanta* g 1, 580, 23, *selpuuahtiga (= waltigī)* g 2, 119, 7, *chalawa* for 1, 597, 12, *chlenlistiga* o 1, 658, 3, *inuuertiga* o 1, 794, 29, *hulda* o 1, 743, 17, *nega (= neigi)* o 1, 519, 6, *urtaila* h 1, 751, 8, *azlosa (= azalōsī)* hip 1, 503, 55. Umgekehrt einmal *santungi (= santunga)* g 1, 400, 55. — Gen. Plur. der *n*-Deklination: *chraona (= chraiono,* in o *chraion)* g 1, 461, 9, *gilegineno (= gileganono)* g 2, 130, 21, *uuilona (= willono; willin* fr*)* g 1, 534, 4, *lattône (= lattono; latton* o, *lattin* fr*)* h 1, 577, 63, *magazogina (= -zogono; zogon* h, *-zogen* i*)* o 1, 762, 14, *herrone (= herrono)* h, *herroni* g 1, 537, 60, *herron* o 1, 574, 47, for 1, 658, 43, er 1, 537, 61 *antheizon* e 1, 539, 37, *spizzon* e *(spizzo* g*)* 1, 645, 44, *grabon* o 1, 645, 45; vgl. *waz scadon ist (= scadono)* e 1, 420, 58.

Vereinzelt sind volle Vokale in Fällen wie *pouchon* fr *(= pauhhan)* o 1, 702, 56, *-scuuola (= scūvala)* g 1, 818, 56, *wehsolunga* o 1, 785, 22, *wirsorunga* o 1, 691, 49, *fridolun (= friudilun)* ef 1, 626, 60, *scintulun* g 2, 258, 24, *pisigoloth* o 1, 662, 33, *zoranta* (Präfix *zi-*)

g 1, 664, 66. Angeführt sei auch die Bewahrung des *o* in *nachoter* o 1, 477, 46.

Außer Acht gelassen ist die Vertretung voller Vokale durch *e, i* sowie die Beibehaltung voller Vokale in Übereinstimmung mit älteren Handschriften, z. B. für den Dat. Plur. Fem. *gazun* 1, 568, 27, *gazin* for, *gazzun* g; Adverb. *harto* 1, 571, 61, *harte* o, *harto* efgr; Inf. *anacherran* 1, 563, 44, *-en* r, *-in* f, *-an* e.

Das sind im Wesentlichen dieselben Verhältnisse wie in den Wessobrunner Denkmälern, nur daß in diesen eine Anzahl von vollen Formen direkt durch die alem. Vorlage zu erklären ist.

Die in der Schreibung erscheinenden Vokalarten können unmöglich alle in der Aussprache vorhanden gewesen sein, es ist ausgeschlossen, daß etwa das Adverb. *harto* mit *-o,* dagegen das Adverb. *fasto* mit *-e* gesprochen wurde. Die schwachtonigen vollen Vokale *u, o, a* sind im Laufe des 11. Jhs. im Bair. zu *e*, *ə* geworden, nur dieser Schluß kann aus der Mannigfaltigkeit der Schreibung, wie sie oben skizziert wurde, gezogen werden. Dies bestätigen die Reime der Wiener Genesis (Dollmayer S. 82 ff) und des Merigarto vollauf. Sicherlich haben sich nicht alle Gebiete gleichzeitig und gleichmäßig an dieser Neuerung beteiligt, auch werden sich isolierte Formen wie etwa *-o* im pronominalen Dativ *imo, demo, hōhemo* oder im Nom. Sing. Mask. der *n*-Stämme *poto* unter bestimmten Bedingungen länger gehalten haben; bei den schw. V. II kann *ō* unter stärkerm Nebenton seine volle Qualität behalten. Die Schreibenden haben teils unbewußt, teils bewußt alte Formen beibehalten (wie schon der erste Schreiber des Salzburger Verbrüderungsbuches im Jahre 784, s. Zs. 43, 2) und volle Vokale auch dort eingesetzt, wo sie nie hingehörten. Der Schreibgebrauch blieb also

erheblich hinter der sprachlichen Entwicklung zurück und hat sich erst im 12. Jh. den geänderten Verhältnissen angepaßt; die Sprache der Windberger Psalmen, welche nur mehr Spuren älterer Schreibart enthalten, erweist die ebenmäßige Weiterbildung der bairischen Sprachformen vollauf.

ZUR ÄLTEREN JUDITH.

Von

EDUARD SIEVERS.

Vor etwa zwölf Jahren wurde meine Aufmerksamkeit durch einen Zufall auf das Auftreten gewisser musikalischer Konstanten in der literarisch geformten menschlichen Rede gelenkt, in denen ich dann bald einen wie ich glaube nicht unwichtigen Faktor auch für die philologische Kritik erkennen lernte.[1] Seitdem habe ich den Gegenstand nicht aus den Augen verloren, und mich einerseits bemüht, meinen Gesichtskreis nach verschiedenen Richtungen hin zu erweitern, andrerseits ein möglichst reichhaltiges und einwandfreies Beobachtungsmaterial zu sammeln, das ohne Bedenken einer schon frühe ins Auge gefaßten eingehenderen Behandlung der ganzen Frage zu Grunde gelegt werden könnte. In letzterer Beziehung haben

[1]) Einen ersten vorläufigen Bericht über das neue Problem enthält meine Rede 'Über Sprachmelodisches in der deutschen Dichtung' (Leipziger Rektoratsprogramm 1901, wieder abgedruckt in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie 1, 76 ff. und in Ilberg-Richters Neuen Jahrbüchern 1902, Abt. I, Bd. 9, 53 ff. Einiges Weitere (namentlich auch über das Auftreten analoger Erscheinungen in der Prosa) habe ich in einem (ungedruckt gebliebenen) Vortrag auf der Hallischen Philologenversammlung vom Jahre 1903 hinzugefügt (s. Verhandlungen der 47. Phil.-Vers., Leipzig 1904, S. 33 f.).

mir insbesondere auch die Übungen unseres Leipziger Proseminars und Seminars willkommene Gelegenheit geboten, in denen, mochte es sich nun um gemeinschaftliche kritische Lektüre oder um die Besprechung speziellerer Arbeiten handeln, regelmäßig, wo es die Sache an die Hand gab, auf die innigen Beziehungen zwischen der durch gegenseitige Beobachtung und Ausgleichung festzustellenden Vortragsform und der Textgestaltung eingegangen wurde.

Die gemeinsame Wanderung durch verschiedenartige Gebiete deutscher Dichtung des Mittelalters hat uns auch, wie ich glaube, manchen gesicherten Erwerb im Einzelnen eingetragen, jedenfalls aber im Kreise der Teilnehmer die Überzeugung gefestigt, daß sich jene im lebendigen Vortrag hervortretenden Formkonstanten bei sorgsamer Arbeit mit aller nur wünschenswerten Sicherheit wirklich erkennen lassen, und daß sie in der Tat ein Hilfsmittel der Kritik darbieten, das oft auch da noch Resultate abwirft, wo andere Hilfsmittel versagen.

Wie man mit diesem Hilfsmittel in praxi arbeiten kann, möchte ich, da bis zum Abschluß der geplanten umfassenderen Darstellung immerhin noch geraume Zeit vergehen wird, heute an einem beliebig herausgegriffenen Beispiel, dem Text der Älteren Judith, in Kürze illustrieren, den wir im Sommer 1907 der gemeinsamen Kontrolle unterzogen haben (eine ähnliche Untersuchung über das Gedicht vom Rechte wird demnächst A. Hanisch vorlegen).

Vorausgeschickt sei dabei die allgemeine Bemerkung, daß für jedes zu untersuchende Gebilde (einerlei ob Prosa oder Poesie) zunächst sozusagen sein besonderer Vortragsschlüssel zu suchen ist, und zwar durch scharfe und vergleichende Beobachtung der unwillkürlichen Reaktionen, die beim unbefangenen Lesen des Textes eintreten. Über die dabei anzuwendenden

Methoden und besondern Vorsichtsmaßregeln im Einzelnen zu reden, ist hier nicht der Ort: es muß einstweilen genügen, darauf hinzuweisen, daß die Resultate um so sicherer werden, je allseitiger man bei der Untersuchung verfährt. In erster Linie kommen dabei einerseits in Betracht das Rhythmische (einschließlich des Tempo und der Zeitaufteilung), andrerseits Stimmlage, Stimmqualität und Melodieführung. Für das Folgende wird, denke ich, eine Hervorhebung des Sinnfälligsten von dem genügen, was ich als den 'Vortragsschlüssel' des Judithtextes betrachte.[1])

1. Am leichtesten ist im allgemeinen die Stimmlage festzustellen. Man weiß ja, daß jeder unbefangene Leser einen jeden Text unwillkürlich in einer bestimmten Tonlage vorträgt, und diese gilt es festzulegen: nicht nach einem Schema absoluter Tonhöhe, sondern relativ. Denn es handelt sich immer nur darum, ob der Leser das zu prüfende Stück innerhalb des ihm geläufigen Stimmumfangs z. B. relativ hoch, mittel oder tief usw. wiedergibt (wobei gelegentlich sehr feine Abstufungen auftreten). Wenden wir das

[1]) Um einen solchen Schlüssel richtig fassen und beurteilen zu können, muß man freilich das vorgeschlagene Experiment auch wirklich durchführen, und dazu soviel guten Willen mitbringen, daß man sich erst einmal das Ganze nach den gegebenen Vorschriften laut vorträgt (und womöglich öfter als nur einmal), ehe man mit der (wie ich aus vielfältiger Erfahrung im mündlichen Verkehr weiß) sehr beliebten Negativformel: 'Es geht auch anders' einsetzt. Gewiß kann man die einzelne Zeile oder Stelle, namentlich wenn man sie aus ihrem Zusammenhang loslöst, oft anders lesen, als ich es unten vorschlage: entscheiden kann aber nur der Gesamtbefund. Überdies erfordert das Beobachten, sowohl was das (nicht mit kunstvoller oder gar pathetischer Deklamation zu verwechselnde) analysierende Lesen als was das Hören angeht, immerhin eine gewisse Technik, die nie ohne Geduld und Übung, manchmal auch nicht ohne eine ziemliche Dosis von Selbstüberwindung zu erlernen ist.

auf die Judith an, so ergibt die Probe, daß unter normalen Umständen der niederdeutsche Leser etwa die Verse

> Ein herzogi hiz Holoferni,
> der streit widir goti gerni

mit ziemlich tiefer Stimme spricht, tiefer z. B. als die Verse

> Inclita lux mundi,
> du dir habis in dinir kundi
> erdin undi lufti
> undę alle himilkrefti

im Lob Salomonis, und daß sich diese Angaben beim hochdeutschen Leser in ihr Gegenteil verkehren, nach dem allgemeinen Gegensatz zwischen nieder- und hochdeutscher Intonation, auf den ich bereits wiederholt hingewiesen habe.[1]. Wir können danach die Judith, soweit aus den Eingangsversen ein Schluß zu ziehen ist, schon vorläufig im Groben als für den Niederdeutschen tiefstimmig, für den Hochdeutschen hochstimmig bezeichnen.

2. Bezüglich der Melodieführung fallen sodann in jenen Versen zunächst die charakteristischen Schlußkadenzen kräftig in's Ohr. Für den Niederdeutschen enthalten sie Fallschritte, für den Hochdeutschen Steigschritte von Hebung zu Hebung, und zwar einmal von *híz* zu *(Olo)fẽr(ni)* und von *gó(ti)* zu *gẽr(ni)*,

[1]) Zuerst in den Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für R. Hildebrand, Leipzig 1894, S. 12 Fußnote, dann auch in der oben erwähnten Rede S. 23 ff. Dort ist noch von einem Gegensatz zwischen nord-, mittel- und süddeutschem System der Intonation die Rede: ich glaube jetzt sagen zu können, daß es sich ursprünglich um den Gegensatz nur zweier Systeme handelt, die sich a potiori als das niederdeutsche und das hochdeutsche bezeichnen lassen. — Ich habe übrigens im folgenden die Angaben über die niederdeutsche Weise nur deswegen vorangestellt, weil ich selbst ihr folge und daher zuerst nach ihr analysiere.

sodann aber auch innerhalb des 'klingenden Ausgangs' selbst, den der Niederdeutsche als *-fé·r-nì.* usw., der Hochdeutsche als *-fé.r-nì·* usw. spricht (wobei die verschiedene Stellung der Punkte die relative Tonlage der beiden Silben andeuten möge, wie die Akzente den Abfall des Nachdrucks). Ebenso bei stumpfem Ausgang, z. B. 3, 1 (nach Strophen und Zeilen des unten folgenden Textes) *Do sazzer drumbi, da·z is wa.r,* | *mer danni ei·n ja.r* (bez. umgekehrt), usw.

3. Verfolgt man diese Tonschritte auch nach dem Eingang der Verse zu, so ergibt sich, daß die erste Hebung für den Niederdeutschen etwas tiefer liegt als die zweite, und daß von dieser wieder ein Abstieg zur dritten und vierten beginnt: das allgemeine Schema ist also für den Niederdeutschen etwa durch . · . . auszudrücken, für den Hochdeutschen durch · . · · (abgesehen natürlich von der Verschiedenheit der Tonlage, die sich hier nicht gut graphisch ausdrücken läßt).

4. Nach einem weitreichenden, wenn nicht geradezu allgemein gültigen Kontrastprinzip liegt ferner der etwa vorhandene Auftakt für den Niederdeutschen höher als die tiefe (für den Hochdeutschen tiefer als die hohe) erste Hebung.

5. Sämtliche Tonschritte sind übrigens relativ klein (vgl. etwa die viel größeren Intervalle beim Ludwigslied), und die Tonreihe der vier Hebungen (klingenden Ausgang als zweihebig gerechnet) wird als einheitliche Folge empfunden, nicht als eine gespaltene Gruppe von 2 + 2 Tönen, in deren Unterabteilungen die beiden auf je eine Hälfte entfallenden Töne enger mit einander gebunden wären. Die Verse sind also bezüglich der Melodieführung als podisch (oder monopodisch) zu bezeichnen, nicht als dipodisch gegliedert (vgl. dazu Metr. St. [Nr. 7, Fußn.] 1, 56 ff.).

6. Ganz Ähnliches gilt in dynamischer Beziehung. Der eigentliche Schwerpunkt des Verses liegt regelmäßig auf der letzten vollen Hebung, d. h. der letzten Hebung, die die Stammsilbe eines einfachen Wortes trifft. Diese Regel wird allerdings, äußerlich betrachtet, ein paarmal durch Ausgänge wie *burgari* 4, 5 (s. unten Nr. 28 zur Stelle), *kamirari* 7, 5 durchbrochen. Aber da ist sicherlich mit dynamischer Verschiebung (schwebend) *bùrgári, kàmirári* zu betonen, denn eine Betonung wie *búrgàri, kámiràri* würde jeweilen die erste Hebung aus den sonst eingehaltenen Tonhöhengrenzen weit hinausdrücken (für den Niederdeutschen nach oben, für den Hochdeutschen nach unten), also Tonschritte von einer Größe ergeben, die sonst in dem Gedichte nicht vorkommt (s. oben Nr. 5). Bei Annahme der schwebenden Betonung kommt dagegen auch die Versmelodie alsbald in Ordnung.

7. Die übrigen Hebungen sind unter sich und im Verhältnis zu der eben erwähnten schweren Hebung gegen den Schluß des Verses hin auch dynamisch etwas abgestuft, aber doch nur wenig. Man nivelliert unwillkürlich soweit es angeht, auch wo eine Hebung auf eine sprachlich mindertonige Silbe fällt (vgl. etwa des Kontrastes halber wieder den Vers *Ein hérzogi hîz Holoférni* mit dem lebhaft abgestuften *èinan kúninc uuéiz ìh* des Ludwigsliedes). Dazu fehlt wieder jede deutliche Spur dipodischer Bindung. Das läßt sich leicht auch durch einen Blick auf die sprachliche bez. psychologische Gliederung des Textes erhärten. Das 'dipodisch' (bez. nach den fünf Typen) abgestufte Ludwigslied hat in jeder Zeile einen psychischen Bruch[1]), der an der betreffenden Stelle

[1]) Über diesen Begriff s. meine Metr. Studien (= Abh. der k. Sächs. Ges. d. Wiss. XXIII, 1), S. 49, § 33 (ähnlich vorher Phonetik[4] § 599 = [5] § 635); über genau analoge Erscheinungen in der Musik H. Riemann, Die Elemente der musika-

innerhalb gewisser Grenzen ein (rhetorisches) Pausieren gestattet; vgl. z. B. (‿ sei ein Bindungszeichen für den Vortrag):

Einan‿kuning | uueiz‿ih,	Heizsit her | Hluduig,
Ther gerno | gode‿thionot:	Ih uueiz | her imos lonot:

eine Dreiteilung an Stelle der bezeichneten Zweiteilung würde da geradezu absurd wirken. Umgekehrt zeigen die meisten klingend ausgehenden Verse der Judith, ähnlich betrachtet, ohne weiteres eine klare Dreiteilung, also zwei 'Brüche'. Vgl. z. B.

Ein‿herzogi | hiz | Holoferni
der‿streit | widir‿goti | gerni

(man versuche es zur Gegenprobe etwa einmal mit *Ein‿herzogi* | *hiz‿Holoferni,* ‖ *der‿streit‿widir‿goti* | *gerni* ‖ oder einer beliebigen andern zweiteiligen Kombination: jede wäre sinnwidrig, und würde überdies den oben beschriebenen Melodietypus gründlichst ruinieren). Ähnlich bei vierhebig stumpfen Versen mit letztem Iktus auf einer sprachlich schwächer betonten Silbe, wie *ein heri* | *michil undi* | *vreissam* 1, 2, *ich gisihi* | *ein wib* | *lussam* 7, 3, oder *da bisazzir* | *eini burc du heizzit* | *Bathania:* ‖ *da slugin* | *du sconi* | *Juditha* 2, 7 f. Bei stumpfem Ausgang und letzter Hebung auf volltoniger Silbe steigert sich die Zahl der Brüche sogar gewöhnlich auf drei, vgl. z. B. *er hiz* | *di alliri* | *wirsistin* | *man* 1, 3, *do sazzer* | *drumbi,* | *daz is* | *war* ‖ *mer* | *danni* | *ein* | *jär* 3, 1 ff., *nu* | *giwinnit uns* | *eini* | *vrist,* ‖ *so lanc* | *so undir* | *drin tagin* | *ist* 5, 3 f. usw.[1]) Hat man

lischen Ästhetik, Berlin und Stuttgart [1900] S. 41 f. System der musikalischen Rhythmik und Metrik, Leipzig 1903, S. VIII f. 13 ff.

[1]) Daß diese Brüche mit den schematischen Fußgrenzen nichts zu tun haben, ist wohl selbstverständlich: sie können mit ihnen zusammenfallen, brauchen es aber nicht. Vgl. dazu meine Phonetik[5] § 621. 623. 633—635.

einmal diese Mehrzahl der Brüche (zwei oder drei) an den vielen eindeutigen Versen als ein wesentliches Element des Versbaues der Judith empfinden gelernt, so wird sie einem sehr bald auch aus den Versen entgegenspringen, wo man sonst schematisch allenfalls an eine bloße Zweiteilung denken könnte (dafern man nämlich wiederum die bei dieser Aufteilung unvermeidlichen Störungen der Melodie ignorieren wollte). Man wird dann also z. B. 2, 1 im Zusammenhange nicht dipodisch-zweiteilig *Òloférni* | *dò giwán* zu lesen geneigt sein, sondern (getragener, feierlicher) als *Ólo-* | *férni* | *dó* | *giwán*, ebenso 2, 4 *der héidin* | *mánic* | *túsùnt*, 2, 6 *dúrch dù* | *gótis* | *lástìr*, 11, 3 *do* ‖ *gí su* | *vállin* | *án diz* | *grás*, ‖ *su bétti* | *áls<e>* | *ir<i>* | *was* usw.

8. Sieht man etwas schärfer zu, so wird man leicht noch einen weiteren wesentlichen Unterschied zwischen den 'Brüchen' im Ludwigslied und in der Judith herausfinden. Beim Ludwigslied kann man an den bezeichneten Stellen eine rhetorische ('tote') Pause machen, ohne den Sinn zu stören, aber man wird es doch im zusammenhängenden Vortrag tatsächlich nicht leicht tun, weil man unwillkürlich auch über die Bruchstellen hinweg weitergerissen wird: man wird vor der Bruchstelle vielleicht etwas aushalten oder überdehnen, um den Einschnitt zu markieren, aber jedenfalls die ganze Fußzeit lautend ausfüllen, gewissermaßen also die ganze Halbzeile legato sprechen. Dem gegenüber sind die 'Brüche' in der Judith so deutlich, daß man, wenn auch nicht überall, so doch an sehr vielen Stellen mit der Stimme bezw. der Exspiration wirklich absetzen, also wirklich pausieren muß, will man den Vers nicht ganz verzerren und doch einigermaßen im Rhythmus bleiben.[1]) In der zweiten Zeile steht z. B. dem

---

[1]) Ein deutliches äußeres Anzeichen dafür ist, beiläufig bemerkt, daß man an den Bruchstellen den Hiatus nicht durch Elision beseitigen darf; vgl. *mer* | *danni* | *ein* | *jar* 3, 2, *daz*

zweiten Fuß *streit widir* als dritter Fuß bloßes *goti* gegenüber, und das kann man, ohne der Sprache Gewalt anzutun, sicherlich nicht auf das Zeitmaß jenes *streit widir* überdehnen: die fehlende Zeit aber wird eben durch jene (nicht mehr 'toten', sondern nun 'rhythmischen') Pausen [2]) eingebracht. Der Vortragstypus hat also ausgesprochenen Staccatocharakter.

9. Das hängt nun abermals mit einem neuen und wieder sehr wesentlichen Merkmal der Verse unseres Gedichtes zusammen, die man etwa als spondaisierende Verse bezeichnen kann. Um diesen Begriff klarzulegen, muß ich etwas weiter ausholen.

So lange der deutsche Reimvers noch gesungen wird, entfallen auf den einfachen Fuß bei dem vorauszusetzenden graden ($^4/_4$-)Takt vier Moren oder *χρόνοι πρῶτοι*, auf die Einzelsilbe des zweisilbigen Fußes also im Gesang im Durchschnitt zwei Moren. Das ist aber ohne Zweifel mehr an Zeit, als bei gewöhnlichem Sprechtempo der einzelnen Silbe oder dem Silbenpaar zugemessen zu werden pflegt. Man muß also schon beim zweisilbigen, noch mehr aber bei dem nur einsilbigen Fuß im Gesang dem Sprechvortrag gegenüber etwas dehnen. Der Sprechgewohnheit aber ist eine solche Überdehnung zuwider, und darum geht die Entwicklung des vom Gesang abgelösten Sprechverses darauf hinaus, durch eine andere Art von Versfüllung wieder mehr die natürlichen Quantitäten der Sprechsilben (bez. der Gruppen von solchen) zur Geltung zu bringen. Wo dies Ziel erreicht ist, hat also der zweisilbige

---

habitich | *gerni* | *irvundin* 4, 4, *losi* | *uzzi<r>dirri* | *noti* 5, 6, *ich gisihi* | *ein wib* | *lussam* 7, 3, *su betti* | *als<e>* | *ir<i>* | *was* 11, 4, *dáz ich dis<i>* | *ármin* | *gilóubigin* 11, 7 gegen *habiter* | 4, 2. 7, 2. 10, 6, *habitich* | 4, 4, *ni loser* | 5, 7, *santer* | 12, 1 (*kuntiz* 12, 2 s. unten Nr. 28 zur Stelle)

[2]) Über diesen Unterschied von toten und rhythmischen Pausen s. F. Saran, Deutsche Verslehre, München 1907, S. 176.

Normalfuß nicht mehr das gesteigerte Zeitmaß von | ⏒ — | (= | ♩ ♩ |, den *χρόνος πρῶτος* als ♪ gerechnet), sondern nur noch das Durchschnittsmaß von | x́ x |, dh. der Zeit, die man, kurz und lang in eins gerechnet, bei normalem Redetempo durchschnittlich für zwei gewöhnliche Sprechsilben braucht. Kommen in einem Gedicht dieser Art einmal Füße von mehr als zwei Silben vor, so muß das Sprechtempo an dieser Stelle beschleunigt werden, damit die drei Silben (um mehr handelt es sich ja nur ausnahmsweise) nicht mehr Zeit verbrauchen als sonst im Durchschnitt auf zwei Silben entfällt (vgl. dazu Metr. Studien 1, S. 47).

10. Die Gangart der hier beschriebenen Gattung von Versen kann als leicht bezeichnet werden, weil sie an die natürlichen Zeitverhältnisse der gesprochenen Rede anknüpft, und jedenfalls nirgends gegen den Sinn geschleppt wird. Leicht in diesem Sinne sind z. B. Verse wie

Ein ritter so geleret was
daz er an den buochen las
swaz er daran geschriben vant.

Nach solchen Mustern kann man aber die Verse der Judith nicht lesen, ohne ins Groteske zu verfallen. Für sie muß man vielmehr, wenn man sie überhaupt deklamieren will, eine viel schwerere Gangart wählen, dh. die Fußzeit von vorn herein größer nehmen als beim gewöhnlichen Redetempo, und sie so dem spondeischen (viermorigen) Gesangsmaß | ⏒ — | [1]) mindestens annähern. Verse dieser Art sind aber sicherlich unter dem Einfluß einer vorgestellten gesteigerten Fußzeit des Maßes | ⏒ — | entstanden (ob sie für den Gesang oder den Sprechvortrag bestimmt

---

[1]) Man wolle beachten, daß es sich hier nur um die Fußzeit als Ganzes, nicht etwa um ihre Aufteilung auf Hebung und Senkung handelt: die letztere ist frei, nicht an das Schema 2 : 2 oder 1 : 1 usw. gebunden.

waren, ist für unsern Zweck gleichgültig), und darum kann man bei ihnen cum grano salis auch wohl direkt von 'spondaisierenden' Versen reden.

11. Für diese Versgattung ist nun zweierlei charakteristisch. Einmal können bei dem größeren Ausmaß der Fußzeit mehrsilbige Füße viel leichter im Rahmen des Verses untergebracht werden als in den Versen der leichteren Gangart. Selbst bei viersilbigen Füßen entfällt ja nach dem Gesagten auf jede Einzelsilbe immer noch annähernd die Zeit eines χρόνος πρῶτος. Es liegt also von dieser Seite her bei unserem Gedicht auch gar kein Anlaß vor, an Versen wie 2, 2 *ein* ‖ *heri* | *michil undi* | *vreis-* | *sam,* 2, 7 *da bi-* ‖ *sazzir eine* | *burch du heizzit* | *Bathani-* | *a,* 5, 6 *losi* | *uzzir dirri* | *no-* | *ti,* 6, 8 *undir di* | *heidinischi* | *meni-* | *gi,* 9, 4 *daz du,* ‖ *kuninc, mich zi* | *wibi* | *nemin* | *solt* usw. (1, 5. 6. 2, 5. 7, 8. 8, 1. 12, 1. 2. 8) irgendwie herumzukorrigieren[1]): im Gegenteil, jede Verkürzung der viersilbigen Füße würde wieder die Versmelodie stören.

12. Auf der andern Seite leuchtet es von selbst ein, daß es unnatürlich wäre, beim Sprechvortrag solcher Verse, die nur mit Silben oder Wörtern geringen sprachlichen Zeitausmaßes besetzten Füße mittelst Überdehnung an dieser oder jener Stelle wirklich lautend auszufüllen, also etwa in 1, 4 *sinin* | *siti* | *ler-* | *nan*, 2, 4 *der* ‖ *heidin* | *manic* | *tu-* | *sunt,* 2, 6 *durch du* | *gotis* |

---

[1]) Daß im Gegenteil in 6, 7 zu *ussir der*<*i*>, in 11, 7 *das ich dis*<*i*> zu ergänzen ist, ist unten in Nr. 28 zu 1, 8 und 11, 7 ausgeführt. — Man beachte bei der ganzen Frage, daß alle die viersilbigen Füße unseres Gedichtes die natürliche Akzentstellung x́ x x̀ x haben, die dem rhythmischen Schema des 4/4-Taktes (mit rhythmischem Nebenton auf dem dritten Viertel) genau entspricht. — Fünfsilbige Füße sind allerdings bei einem noch so scharf am Takt hangenden Text praktisch ausgeschlossen, daher war in 1, 8 *iri,* in 3, 4 *deri* zu *ir* und *der* zu reduzieren. Das Nähere darüber s. in Nr. 28 zu 1, 8; ebenda auch über den zu korrigierenden Vers 5, 8.

las- | *tir* u. ä. die Wörter *siti, manic, gotis* usw. auf das volle Zeitmaß schwerbesetzter Füße zu bringen. Statt dessen läßt man eben zur Zeitausfüllung unwillkürlich die erwähnten rhythmischen Pausen eintreten, und diese sind es wieder, die auch den Versen der Judith beim Vortrag den Staccatocharakter aufprägen. Bemerkt sei übrigens, daß solche rhythmischen Pausen nicht nur bei Füßen der sprachlichen Form ⏑́ x oder –́, sondern auch bei solchen der Form –́ x auftreten können, und selbst bei solchen der Form –́ x x. Zum letzteren Fall vgl. z. B. gleich wieder 1, 2 *der* ‖ *streit* ⁞ *widir* | *gote* | *ger-* | *ni*: hier wird *widir* proklitisch zum Folgenden gezogen und dadurch so stark verkürzt, daß nach *streit* für die (hier durch ⁞ bezeichnete) rhythmische Pause Raum wird. Hinter einem viersilbigen Fuß kann dagegen nur eine tote Pause eintreten.

13. Die im Vorstehenden beschriebene Art der Versbildung geht nun aber — und hier kann endlich die Kritik einsetzen — nicht durch den ganzen überlieferten Text der Judith durch. Zwar begegnen in jeder Strophe (außer 4[a]) Zeilengruppen dieser Bildungsart, in vielen Strophen stehen aber daneben Zeilengruppen, die einen ganz andern Typus aufweisen. Rein sind (bei geringfügiger Nachhilfe an wenigen Stellen, worüber unten Genaueres) nur die vier 8-zeiligen Strophen 2—4 und 11, sowie die nur 4-zeilige Strophe 8, hinter der augenscheinlich ein Textverlust eingetreten ist. Wo aber die Zeilenzahl einer Strophe über 8 hinausgeht, da macht sich jedesmal auch ein fremder Typus bemerkbar, ebenso in der ganzen achtzeiligen Strophe 4[a], die ihrerseits inhaltlich untrennbar mit dem Eingang der in der Überlieferung 10-zeiligen Strophe 5 zusammenhängt. In den meisten Fällen läßt sich außerdem das in rhythmisch-melodischer Beziehung Fremdartige ohne alle Störung des Zusammenhangs derart glatt ausscheiden, daß wieder 8-zeilige Strophen übrig

bleiben. Ich schließe daraus, daß unser Gedicht ursprünglich in regelmäßigen achtzeiligen Strophen abgefaßt war, und daß die wiederholten Sprengungen dieses Rahmens auf nachträglicher Interpolation beruhen.

14. Um dies Urteil im Einzelnen rechtfertigen zu können, schließe ich zunächst einen Restitutionsversuch des Textes an, in den von vorn herein neben den anerkannt notwendigen Verbesserungen (deren Urheber ich also nicht jedesmal aufführe) gleich einige weitere kleine Korrekturen aufgenommen sind, welche die Rücksicht auf den besondern Charakter der Verse verlangt. Diese habe ich im Apparat durch einen Stern hinter der verworfenen handschriftlichen Lesart ausgezeichnet (auch wo sie etwa schon von dem Standpunkt eines andern metrischen Systems aus von anderer Seite vorgeschlagen worden waren). — Gleichgültige Orthographica, wie *th* für *t, duv* für *du* udgl. sind nicht angemerkt.

1.

Ein herzogi hiz Holofern<i>,
der streit widir goti gerni.
er hiz di alliri wirsistin man
sinin siti lernan,
a [*dáz si wàrin nidic* A
b *undi nímìnni gnádich.*] A
daz niman uzzir iri mundi
nichéini gûti‿rédi vúndi,
noch †gûti antwurti,
<ni>wari mit ir scarphin swerti.
c [*wázzir ùndi vúr<i>* A
d *máchin vìli tíuri.* A
α [*undi sich swer dir ebreschin icht kan,* —
β *daz iri nibilibi lebindic niman.*] —
e *daz wàs dir árgìsti líb:* B
f *sit slùg in Júdìth ein wíb.*] B

1, 4 lernin 5 daz niman] noch 6 nicheini] niman ruch heini 7 noch] niheini; *lies* noch einic antwurti? 8 wari mid iri* *c* uñ *d* diuri* *β* inbilibin

2.

Oloferni do giwan
ein heri michil undi vreissam.
<er giwan> an der selbin stunt
der heidin manic tusunt.
er réit vérri hini‿wéstir
durch du gotis lastir.
da bisázzir eine búrch du heizzit Báthaniá:
da slugin du schoni Juditha.

3.

Do sazzer drumbi, daz is war,
mer danni ein jar,
daz ér mit sínin knéchtin
alli tági zi der búrc gi véchtin.
di d<a>rinni warin,
des hungiris nach irchamin:
di darvori sazzin,
di spisi gari gazzin.

4.

Do sprach Olofern<i>
(di burc habit er gerni):
'nu hat mich michil wundir
(daz habitich gerni irvundin),
an wen disi burgari
sich helphi virsahin,
odir wer in helphi dingi:
si sínt nách an dem éndi.'

[**4**[a]**.**]

a	[*Do spràch der búrcgràvi:*	C
b	'*swígint, Òloférni:*	A
c	*wír gilòubin àn den Críst,*	E
d	*der [dir] gischúf állis dàz dir ìst,*	(D)
e	*dèr dir his wérdin*	(C)
f	*den hímil jòch di érdin.*	A

2, 1 Do gi wan oloferni 4 thuisint 7 bi sazzit ‖ hezzit.
3, 3 mid ‖ gnechtin 4 alli dagi gi zideri burc 5 drinni* 6 ir chomen 7 dir | uori*
4, 5 f. burgeri iehin odir ani wen si sich h. uir | sehin
4[a], *d* dir *fehlt Drei Jüngl.* 6, 4

g *sín ist àl der értrìnc:* A
h *dinu ábgot sìnt ein trúgidìnc!'* A

5.

a *Dó sprach àbir éinir* A
b *der sèlben búrgàri:* C
c *'nu giwín uns eini vrìst, biscof‿Bébilīn,* (A)
d *ob iz ùwiri gnádi mègin sín:*] (B)
. . . .
. . . .
'nú giwínnit uns éini vríst,
so lanc so undir drin tagin ist,
ob uns gót dúrch sini gúti
lósi úzzi<r> dirri nóti.
ni lóser uns nícht dánni,
hi díngi swér so dir wélli!'

6.

Do gitet du guti Judith<i>,
du zi góti wól<i> dígiti.
a [*su hiszir máchìn ein bát:* B
b *ziwári sàg<in> ìch u dáz.*] E
su was diz allir<i> schonis<ti> wib:
<su zírti wóli> den ír<i> líb.
c [*su ùnd <ir wib Ávi* C
d *di gíngin wòl> zi wári*] A
. . . .
. . . .
<undi gínc> úzzir der<i> búrgi
úndir di héidinischi ménigi.

7.

Do sprach Oloferni
(di burc habit er gerni):
'ich gisihi ein wib lussam
dort ingegin mir gan:
a [*mìr ni wérdi daz schòni wib,* B
b *ìch virlúsì den líb.*] B

4^{a}, *h davor* kuninc nabuchodonosor || drugi dinc

5, 3 nu] ir; *vgl. c* 5 unsich* 7 nu || unsich* 8 hi] in dirri burc

6, 1 gi ded 2 wol* *b* sagichuv* 3 so || dizallic schonis; *vgl.* 1, 3 4 ir* *c* undi 7 der*

<nu dar>, kamirarí:
ir machit mirz bi<gahin>,
daz ich giniti minis libis
insamint demo sconin wibi!'

8.

<Do> di kámirari dáz gihórtin,
wi schíri si dár<i> kértin!
di vróuwin si úf húbin,
ín daz gezélt si si trúgin.
. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

9.

Do sprach du guti Judith<i>,
du zi góti wóli dígiti:
'nu daz also wesin sol
daz du, kúninc, mich zi wíbi némin sólt,
a [*wìrt du brútlòuft gitán,* B
b *iz vrèiskint wíb ùndi mán.*] B
nú heiz trágin zisámini
di spisi also manigi.'
dó sprach Ólofémi:
'vrouwi, daz tun ich gerni.'

10.

Do hiz min tragin zisamini
di spisi also manigi.
a [† *mit alli di spisi* ¦ *dú in dèmo héro wàs:* —
b *si wári sàgin ìch u dáz.*] E
do schancti du gûti Judith<i>,
du zi góti wóli dígiti,
c [*su ùndį irį wíb Ávi,* C
d *di schánctin wòl si wári:* A
e *der zènti sàz ùffin der bánc,* (E)
f *der hètti den wín àn dir hánt.*] B

7, 5. 6 *in der Hs. vor* 3: *die Umstellung und Ergänzung nach Scherer*
8, 1 Di* 2 dar 4 drugin*
9 *b* uñ 5 dragin zasamini* 8 urouy ‖ dun
10, 1 dragin* *c* ava *f* wm

do tranc Holoferni
(di burc [di] habit er gerni):
durch des wibis ⏑x
er wart des winis mudi.

11.

Den kuni<n>c truc min slaffin.
Judith du stalim daz waffin.
do gi su vallin an diz graz,
su bétti áls<e> ír<i> wás:
'nu hílf mir, álwàltíntir gót,
der mir zi lebini gibot,
dáz ich dis<i> ármin gilóubigin
irlosi von den heidinin!'

12.

a [*Dò irbármòtiz dóch* B
b *den alwáltintin gót.*] B
Do santer ein engil voni himili,
† der *kuntis* deri vrouwin hi nidini:
'nu stant uf, du gûti Judith<i>,
du zi góti wóli dígiti,
unde géinc dir zi démo gizélti,
c [*da daz swért sì gibórgin.* A
d *du hèiz din wíb Ávin* C
e *vùr daz bétti gáhin,* C
f *òb er úf wélli,* C
g *daz su in éttewàz † avélli.*
h *du zúhiz wíglichi* D
i *und slá vrábillichi*] D
undi sla Holoferni
daz houbit von dem buchi
k [*dù la ligin den sàtin búch:* B
l *daz hóubit stòz in dìnin slúch*] E
undi génc wídir zi der búrgi!'
m [*dir gibútit gòt von himili* A
n *daz du irlosis di israhelischin menigi.'*] —

10, 5 dranc 7 *Hofmann ergänzt* vrudi, *Steinmeyer denkt zweifelnd an* guti *nach j. Jud.* 169, 22 *Diemer*

11, 1 kunic druc* 4 alsir* 5 *davor* su sprah 7 dis*

12, 1 eingil 2 *lies* der gibot? *g* daz su meddewaz *h* wiblichi *i* uñ slabranihichi 6 du sla *l* ginin stuchin 8 in der hurgi *m* voni

15. Zur Fassung dieses Textes zunächst noch einige Zwischenbemerkungen.

a) Da ich die Heimat des Gedichtes nicht näher zu bestimmen vermag, habe ich dem Text im Ganzen das überlieferte orthographische Gewand belassen, insonderheit auch die *i* für geschwächtes *e* beibehalten. Diese *i* mögen ja im allgemeinen bei den Texten unserer Zeit auch nur orthographische Bedeutung haben: hier bei der Judith können sie aber dem Leser doch auch einen orthoepischen Wink geben. Wollte man nämlich die geschwächten Vokale mit dem dumpfen (stark gemurmelten) Klang unserer nhd. unbetonten *e* sprechen, wie er in Mittel- und Norddeutschland üblich ist, so würden die Melodiekurven vielfach in ihrer Reinheit gestört. Man muß vielmehr einen helleren (ungemurmelten) Vokal sprechen, etwa gleich dem oberdeutschen geschlossenen *e* gewisser Endsilben, wenn man nicht geradezu bei dem *i* bleiben will.

b) In einem Punkte aber war sicherlich zu korrigieren. Die Hs. setzt bekanntlich für germ. *d* ziemlich regellos *d* und *t* durch einander, und es fragt sich, welche Form dem Dichter zukommt. Diese Frage kann mit Hülfe einer Beobachtung beantwortet werden, die mir F. Saran gelegentlich einer Besprechung über Metrik und Mundart des Annoliedes mitgeteilt hat und auf die ich mit seiner Erlaubnis hier Bezug nehmen darf: der Beobachtung nämlich, daß nachfolgende stimmhafte Media die Tonhöhe des vorhergehenden Vokals drückt, während nachfolgende Tenuis sie hebt. Das Gleiche gilt aber, wie ich ergänzend hinzufügen kann, auch von der Einwirkung vorausgehender Laute, und ebenso für beide Stellungen von der Einwirkung aller stimmhaften Laute im Gegensatz zu der der stimmlosen.[1]) Dieser Einfluß ist so stark, daß die Glätte der Versmelodien überall empfindlich gestört wird, wenn man statt der von einem Dichter gewollten Media eine Tenuis spricht, und umgekehrt (bez. ähnlich in den übrigen Fällen). Für deutsche Texte des Mittelalters kommt dabei aus naheliegenden Gründen fast nur die Frage nach ihrer Stellung

---

[1]) Über die Einwirkung von Konsonanten auf die Tonhöhe überhaupt vgl. meine Phonetik[5] § 665; der oben angezogene Fall gehört unter das, was ich ebenda § 254 über Verallgemeinerung von Spannungsverhältnissen ausgeführt habe, nur daß es sich hier speziell um Übertragung bei Lautkontakten handelt.

zur Verschiebung des germ. *d* in Betracht:[1]) aber gerade diese ist ja für Lokalisierungsfragen auch von besonderer Wichtigkeit.[2]) Speziell in unserem Falle kann es nun keinem Zweifel unterliegen, daß der Dichter der Judith im Anlaut sowie nach Vokalen und *r* überall *t* gesprochen hat. Darum habe ich 1, 8. 3, 3 *mit*, 3, 4 *tagi*, 6, 1 *gitet*, 8, 4 *trugin*, 9, 5. 10, 1 *tragin*, 9, 8 *tun*, 10, 5 *tranc*, 11, 1 *truc* geschrieben (desgl. in interpolierten Stellen 1, d *tiuri*, 4[a], h *trugidinc*, 12, g *ettewaz*) entsprechend dem hsl. überlieferten 1, 2 *streit*, 1, 2. 6, 1. 9, 2. 12, 4 *goti*, 1, 4 *siti*, 1, 6. 7. 9, 1. 10, 3. 12, 3 *gûti*, 1, 7 *antwrti*, 1, 8 *suerti* usw. Denn unzweifelhaft wird die Tonhöhe der betreffenden Wörter oder Silben bei einer Aussprache mit stimmhafter Media viel zu sehr nach unten gedrückt.[3]) — Rheinfränkische Herkunft ist damit für die Judith wohl ausgeschlossen. —

c) In anderer Beziehung habe ich mich viel enger an die Hs. anschließen müssen, als das z. B. in Müllenhoff und Scherers Denkmälern geschehen ist. Dort ist der Text durch Scherer ziemlich stark zusammengeschnitten, um ihn einigermaßen unter die Regeln der mhd. Metrik klassischer Zeit bringen zu können. Ich muß dem gegenüber ausdrücklich betonen, daß die Rücksicht auf die Melodie und die übrigen oben behandelten Charakteristika des Verses alle diese Änderungen Scherers bis auf verschwindende kleine Ausnahmen direkt verbietet. — Auch bezüglich der Betonung muß ich öfter von den Denkmälern abweichen: Ansätze wie *dèr streit* ‖ *wídir gôti gérni* 1, 2, *èr reit* ‖ *vérri híni wéstir* 2, 5, (*mìr ni* ‖ *wérdì daz schóni wib* 7, a),

---

[1]) Die auslautenden *b* in *lib*, *wib* usw. habe ich belassen, weil man sie beim lauten Lesen doch unwillkürlich stimmlos spricht, sodaß sie nicht weiter stören.

[2]) Da es sich hier um sog. mechanische Beeinflussungen der Tonhöhe handelt, gehen hier nieder- und hochdeutsche Intonation zusammen: die sonst übliche Umlegung findet also nicht statt (vgl. Phonetik[5] § 665).

[3]) Umsetzung von *d* in *t* und umgekehrt (gegen den Gebrauch des Autors) gibt beim Lesen oft sehr drastische Resultate. Man lese sich z. B. einmal eine beliebige Heliandpartie mit hochdeutschem Konsonantismus (oder eventuell auch nur mit *t* für *d*) vor: man wird da finden, daß die gesamte Melodie in die Brüche geht. Ebenso verlangt aber z. B. auch das Hildebrandslied gebieterisch die überlieferten hochdeutschen *t*: ein neuer Beweis für dessen ursprünglich hochdeutsche Form.

dò sant ‖ *ér ein éingil voni hímili* 12, 1, (*dèr kunt* ‖ *iz der vrówin hi nídini* 12, 2) mit zweisilbigem Auftakt (und z. T. schwebender Betonung) sind z. B. aus den angeführten Gründen ganz unmöglich. Um keinen Zweifel zu lassen, habe ich daher an Stellen, die an sich vielleicht eine verschiedene Auffassung gestatten, durch Akzente angedeutet, wie meiner Ansicht nach zu betonen ist.

Über den Wortlaut einzelner Stellen s. unten Nr. 26 und 28.

16. Vergleicht man nun die oben im Text eingerückten und mit Buchstaben statt mit Zahlen bezeichneten Versgruppen (ich fasse sie im Folgenden unter der Sigle B zusammen) mit denen, die das Material zu der Nr. 1 ff. gegebenen Schilderung geliefert haben (Sigle A), so ergibt sich, wie schon Nr. 13 angedeutet wurde, ein in einer ganzen Reihe von Punkten abweichendes Bild.

17. Schon die T o n l a g e (vgl. Nr. 1) ist ein wenig verschieden, d. h. B liegt für den niederdeutschen Leser etwas höher, für den hochdeutschen etwas tiefer als A. Zur Kontrolle für die Tonsprünge von A zu B und umgekehrt empfiehlt es sich besonders, die Strophen 4, 4[a] und 5 nach einander zu lesen, da es sich dort auf beiden Seiten um größere und geschlossenere Textmassen handelt.

18. Vielleicht noch deutlicher ist der Gegensatz bezüglich der S c h l u ß k a d e n z e n (Nr. 2). Sie sind in B für den Niederdeutschen steigend, für den Hochdeutschen fallend. Vgl. z. B. für stumpfen Ausgang (nach niederdeutscher Intonation) *wi.rt du bru·tlou.ft gita·n,* | *iz vrei.skint wi·b u.ndi ma·n* 8, ab, oder *si·n ist a.l der c.rtri·nc,* ‖ *dinu a·bgot si.nt cin tru.gidi·nc* 4[a], gh, oder für klingenden *da·z si˜wa.rin ni.di·c* ‖ *u.ndi ni·mi.nne gna.di·ch* 1, ab. Ohne Rücksicht auf die Kadenz kann man auch sagen: bei A liegen (immer nach dem niederdeutschen System gerechnet) die S c h l u ß s i l b e n der Verse regelmäßig u n t e r, bei B regelmäßig ü b e r dem

allgemeinen Niveau ihrer Zeilen. — Über die Tonverhältnisse des Verseingangs s. nachher Nr. 22. — Die Tonschritte sind im allgemeinen bei B größer als bei A (Nr. 5).

19. Was das Dynamische anlangt (vgl. Nr. 6), so liegt der Schwerpunkt des Verses nicht mehr wie bei A ausschließlich im letzten Fuß, sondern sehr oft auch an einer andern Stelle; vgl. beispielsweise *daz was dir árgisti lib* 1, e, *swígint, Olóferni* 4ª, b, *sín ist al der ertrinc* 4ª, g, *do irbármotiz doch* 12, a, *ob er úf welli* 12, f usw.

Im einzelnen hängt diese Verschiedenheit in der Lagerung des Schwerpunktes mit der psychologischen und rhythmischen Gliederung der Verse zusammen, und diese steht wieder in diametralem Gegensatz zu der in A eingehaltenen.

20. An Stelle der für A so charakteristischen Dreiteilung des Verses (Nr. 7) herrscht in B ebenso ausgesprochene Zweiteilung, vgl. etwa *daz si warin* | *nidic* ‖ *undi niminni* | *gnadich* 1, ab, *wazzir* | *undi vuri* ‖ *machin* | *vili tiuri* 1, cd, *der dir hiz* | *werdin* ‖ *den himil* | *joch di erdin* 4ª, ef, usw. Selbst bei den stärker gefüllten Versen *sit slug in Judith* | *ein wib* 1, f, *der gischuf* | *alliz daz dir ist* 4ª, d, *nu giwin uns eini vrist,* | *biscof Bebilin,* ‖ *ob iz uwiri gnadi* | *megin sin* 5, cd, *du la ligin* | *den satin buch,* ‖ *daz houbit stoz* | *in dinin sluch* 12, kl kann man ohne Sinnesstörung nicht zweimal brechen. Nur éine Ausnahme scheint im eigentlichen Text B vorzukommen, nämlich die Schlußzeile *daz du irlosis* | *di israhelischen* | *menigi* 12, n, und da wird man (falls die Überlieferung korrekt ist) eben deren Eigenschaft als 'erweiterte' Schlußzeile in Anschlag bringen dürfen (ähnlich z. B. auch am Schluß der Drei Jünglinge im Feuerofen: dort geht ebenfalls eine dipodisch abgestufte Versreihe mit dem adipodischen dreiteiligen Vers *du dru kint* | *also sampfti* | *irlosti* 8,10 aus; s. dazu

noch unten Nr. 27); wegen ganz anomaler Füllung sind sodann zwei weitere Ausnahmsverse, nämlich 1, *αβ*, einer dritten Hand zuzuweisen: sie sind formell ganz stümperhaft gebildet, inhaltlich sonderbar, und stören an ihrer Stelle den Zusammenhang. — V. 10, a ist augenscheinlich verderbt.

21. Die Schärfe, mit der diese Zweiteilung durchgeführt ist, läßt auf Zusammenhang mit der althergebrachten dipodischen Dichtungsform schließen (während A monopodisch war, s. Nr. 5). Tatsächlich zeigen denn auch die Verse von B (abzüglich der paar eben erwähnten Ausnahmen) regelmäßige rhythmisch-melodische Abstufung nach dem Fünftypenschema: das habe ich gleich im Text durch die übergesetzten Akzente und durch die Typenzeichen A, B, C, D, E am Rande zum Ausdruck gebracht. Allerdings sind die alten Typenformen nicht mehr überall ganz rein erhalten (ich habe in diesem Falle das Typenzeichen eingeklammert). Aber das kann nicht befremden, denn es handelt sich dabei nur um gewisse Umbildungen der ältesten Grundformen, die auch sonst in der jüngeren Literatur begegnen. Das näher auszuführen, ist freilich hier nicht der Ort.

22. Mit den dynamischen Typenformen hängen aber weiterhin wieder die Melodieformen im einzelnen zusammen, namentlich was den Verseingang betrifft. Hier beginnen B (Grundform x ⏗ x ⏗́ | x ⏗ x ⏗́) und C (Grundform x ⏗ x ⏗́ | ⏗́ ẋ) mit einem dynamisch ansteigenden Ast, und dem geht (nach der niederdeutschen Intonation) ein Aufsteigen der Tonhöhe von erster zu zweiter Hebung parallel; vgl. etwa für B *dò. irbá·r- | mòtiz dóch ‖ dè.n alwá·l- | tintin got* 12, ab, für C *dè.r dir hí·z | werdin* 4[a], e. Hier liegt also, wie in A (oben Nr. 3) die erste Hebung relativ tief (doch bleibt auch hier der Unterschied des allgemeinen Tonniveaus, oben Nr. 17, bestehen, und das drückt durch den Kon-

trast (oben Nr. 4) den etwaigen Auftakt in die Höhe (vgl. etwa für B *da·z* ‖ *.wà.s der ær-* | *gisti lib* 1, e, für C *do·* ‖ *sprà.ch der bu·rc-* | *gravi* 4^a, a). Aber bei A (Grundform ´ x ̀ x | ´ ẋ) und E (Grundform ´ x ̏ x ̀ x | ´) kehrt sich, wie die Dynamik, so auch die Tonführung völlig um, d. h. hier liegt die erste Hebung hoch, die zweite tiefer, und der Auftakt tiefer als die erste Hebung. Vgl. z. B. für A *wá·zzir ù.ndi* | *vuri* ‖ *má·chin vì.li* | *tiuri* 1, cd, *swí·gint. Ò.lo-* | *ferni* 4^a, b, mit Auftakt *de.n* ‖ *hí·mil jò.ch di* | *érdin* 4^a, f; für E *wí·r gilòu.bin a.n den* | *Cri·st* 4^a, c, mit Auftakt *zi.-* ‖ *wá·ri sà.gin ìch u* | *da·z* 6, b. 10, b. Diesem letzteren Typus schließt sich dann auch D ´ x | ´ x ̏ x ̀ an, vgl. *du.* ‖ *zú·hiz* | *wí·glìchi* | *u.nd* ‖ *slá·* | *vrá·billìchi* 12, hi.

23. In meinen Metr. Studien 1, 58 f. (§ 40, 3) habe ich ferner gezeigt, daß und warum dipodisch gegliederte Verse ceteris paribus ein schnelleres Tempo verlangen als monopodische, und daß sie deshalb bei künstlicher Verlangsamung des Tempos leicht ganz auseinander fallen. Das bestätigt sich auch hier. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man eine beliebige längere Mischstelle durchskandiert und dabei Takt schlägt. Behält man dabei das für A natürliche (langsame, vgl. Nr. 10) Tempo auch für B, so zerfallen dessen Verse; führt man das schnellere Tempo der B-Verse durch, so kommt man bei A auf Schritt und Tritt ins Stolpern. Man kann daher auch die für A so charakteristischen rhythmischen Pausen (s. Nr. 10) bei B durchaus nicht anbringen: dessen Verse müssen vielmehr in glattem Zusammenhang (also legato) gesprochen, oder lautend ausgefüllt werden.

24. Man kann dies Verhältnis auch noch auf eine andere Weise illustrieren. Dipodische Verse, die noch im Takt gehen (ich schließe also die Alliterationsverse aus) sind, eben wegen ihres schnelleren Tempos, em-

pfindlicher gegen starke Fußfüllung als monopodische Verse. Man darf also erwarten, daß drei- und viersilbige Füße bei B relativ seltener sein werden als bei A, und das trifft wiederum zu.

In A zähle ich auf 88 Verszeilen 26mal die Fußform ⏑́xx (1, 1 [2]. 2. 3 [2]. 2, 8. 3, 6. 4, 1. 5. 5, 3. 4. 5. 8. 6, 3 [2]. 8. 8, 2. 3. 4 [2]. 9, 8. 10, 3. 11, 7. 12, 1. 2. 5), 12mal die Fußform ⏑́xx (2, 7. 4, 2. 4. 6, 4. 7, 2. 3. 9, 5. 10, 1. 6. 11, 2 [2]. 12, 5), ferner (ohne 12, 2) 11mal ⏑́xxx (1, 5. 6. 8. 2, 2. 5. 7 [2]. 5, 6. 6, 8. 11, 7. 12, 1) und 5mal ⏑́xxx (3, 4. 7, 8. 8, 1. 9, 4. 12, 8), zusammen also 38 dreisilbige und 16 viersilbige (im ganzen 54 mehr als zweisilbige) Füße, und die Belege ziehen sich gleichmäßig durch den ganzen Text hindurch. In B sind dagegen auch längere Strecken ganz frei davon, und anderes ist mindestens zweifelhaft. In 10, c verlangt die Melodie die Kürzung *su und[i] ir[i] wib Avi*, und auch *der senti sas uffin der banc* 10, e entspricht nicht der sonstigen Glätte des Rhythmus von B (lies *uf?*). Dann bleiben: a) aus dem Bereich der sonst normal (dh. hier nach dem Typenschema gebildeten) Verse drei ganz leichte Fälle zweisilbiger Senkung: *mir ni wérdi daz schoni wib* 7, a, *der hetti den win an dir hant* 10, f und *du la ligin den satin buch* 12, k; — b) drei überhaupt stark abweichend gebaute Verse: *nu giwin uns eini vrist, biscof* ⏑ *Bébilín*, ‖ *ob iz iuwiri gnádi mègin sin* 5, cd (die Typenform ist undeutlich) und der schon oben Nr. 20 besprochene Schlußvers *daz du irlosis* | *di israhelischen* | *menigi* 12, n, der uns sogar einen fünfsilbigen Fuß beschert (dazu vgl. Nr. 11, Fußnote), aber eben als Schlußvers vielleicht einer besonderen Beurteilung unterliegt (Nr. 20). Das legt dann wieder die Vermutung nahe, daß wenigstens die Verse 5, cd nicht von zweiter, sondern (wie 1 *αβ*, s. oben Nr. 20) erst von dritter Hand stammen oder doch überarbeitet sind. Rechnet man aber selbst alles zusammen (doch ohne 10, c [s. unten Nr. 28 zur Stelle] und 1, *αβ*, die man sicher nicht einbeziehen darf), so kommen für B auf 45 Verszeilen doch nur 8 Belege für mehr als einsilbige Senkung heraus. Auf je 100 Verszeilen würden also bei A ca. 65—66 solcher Senkungen zu erwarten sein, für B höchstens ca. 18, für die sonst glatten Typenverse von B aber, die man allein mit Sicherheit der zweiten Hand zuschreiben kann, gar nur ca. 7. Hier tritt also ein Häufigkeitsverhältnis von annähernd 9:1 zu Tage.

25. Mir scheint nach allem dem der Gegensatz zwischen der Versbildung der Gruppen A und B so

stark ausgeprägt zu sein, wie man es nach den Umständen nur erwarten kann, und damit entfällt meines Bedünkens auch die Möglichkeit, die beiden Gruppen auf ein und denselben Dichter zurückzuführen. B ist vielmehr erst sekundär in A eingetragen, und das Ganze hat dann noch von dritter Hand wenigstens éinen sicheren Nachtrag erhalten (1, *α β*), möglicherweise aber noch mehr (vgl. oben Nr. 24 über 5, cd). Es dürfte sich also jetzt nur noch um die Frage handeln, welchen weiteren Einfluß die Einarbeitung der jüngeren Partien etwa auf den ursprünglichen Text ausgeübt hat.

26. Ganz glatt vollzieht sich die Ausscheidung der B-Zeilen bei Strophe 7, 9 und 10 (hier hat also der Bearbeiter nur eingeschoben, nicht getilgt oder geändert). Die Zahl der vollständigen achtzeiligen Strophen wächst danach auf 7 an (vgl. Nr. 13). In zwei weiteren Fällen, Str. 1 und 12, ist die Achtzahl der Zeilen des alten Textes auch gewahrt, aber der Bearbeiter hat zugleich, um seine Einschübe besser anzuschließen, sichtlich auch den Wortlaut der (folgenden) Nachbarzeilen etwas umgestaltet. Zweimal endlich, bei Str. 5 und 6, sind ihm auch je 2 Zeilen des alten Textes zum Opfer gefallen. Der Verlust der zweiten Hälfte von Str. 8 wird dagegen bloß mangelhafter Überlieferung zur Last zu legen sein.

a) Bei Str. 12 kann sich ja das *kuntis* ,von Z. 2 nur auf den Inhalt der beiden vorgeschobenen Zeilen zurückbeziehen, also ist mindestens das Pronomen zu tilgen. Aber auch das Verbum *kunden* ist an dieser Stelle verdächtig: dem Sinne nach, und weil es melodisch falsch liegt. Möglicherweise verrät sich der Interpolator noch durch 12, m, insofern ihm das *gibutit* durch ein ursprünglich in Z. 2 stehenden *gibot* suggeriert worden sein könnte. Rhythmisch-melodisch kämen mit einem solchen *gibot* die beiden Zeilen 1 und 2 in Ordnung. Daß damit aber zugleich schon die Intaktheit ihres ganzen Textes gewährleistet würde, kann man natürlich nicht behaupten. Das einfache *er* statt *got* in 12, 1 bleibt immer auffallend. Ich halte

es also für wahrscheinlich, daß der Überarbeiter noch mehr geändert hat.

b) Ganz übel ist der Text von 1, 5—7 verderbt: wie weit durch die Schuld des Bearbeiters, kann man nicht wissen, und was ich in den Text gesetzt habe, will auch nur ein Notbehelf sein. Sicher scheint mir, daß das *noch* von Z. 5 dem Bearbeiter angehört, der es für ursprüngliches *das* einsetzte, um seine Zeilen 1, ab mit 3 zu verbinden. Des weiteren halte ich die in den Denkmälern gegebene Fassung des Textes für unrichtig, denn 'daß aus ihrem Munde keine Rede eine gute Antwort bekäme, außer mit ihrem scharfen Schwerte' ist ein ganz schiefer Gedanke: eine 'Schwertantwort' auf eine Anrede ist weder eine 'gute' Antwort, noch geht sie aus dem 'Munde' hervor. Man wird also doch das gestrichene *niman* als Subjekt beizubehalten, aber nach Z. 1 hinaufzuschieben haben. Der Sinn wäre dann 'daß niemand aus ihrem Munde ein gutes Wort zu hören bekäme'.[1]) Dabei wären die Leute vermutlich als selbstredend gedacht, und die Fortsetzung könnte dann gewesen sein 'und daß niemand (sc. wenn er sie anredete) eine andere Antwort erhielte als mit dem Schwerte.' Dann wäre wenigstens der Zusammenhang von Z. 8 mit den Worten *uzzir iri mundi* 5 etwas gelockert. Aber *gûti antwurti* 7 bliebe auch dann wohl unmöglich. Ich habe daher daran gedacht, *gûti* könnte aus Z. 6 irrig wiederholt, und das voranstehende *nihcini* aus *noch einic* verderbt sein.

c) Bei Str. 4 a. 5 gehe ich insofern noch weiter als Scherer, als ich auch 4 a, a (= Denkm. 6, 1) und 5, a—d schon aus metrischen Gründen zu B rechnen muß. Die Dublette 5, c : 5, 3 wird man nach wie vor gern entbehren. Sie scheint übrigens direkt auf die Interpolation hinzudeuten, und deshalb schon empfiehlt es sich nicht, die Schwierigkeit der Stelle mit Scherer durch Streichung der Worte *nu giwin uns eini vrist* zu umgehen. Daß von Burggraf und Bischof schon im alten Text die Rede gewesen sein könne, leugne ich nicht: aber der Wortlaut der beiden ersten Zeilen von Str. 1 ist nicht mehr herzustellen.

d) Bei Str. 6 hat den Bearbeiter sichtlich das Bestreben geleitet, das *wib Avi* (stets so, 6, c. 10, c. 12, d) anzubringen, das ihm wohl besonders am Herzen lag. Auch in Str. 10, cd muß sie ihm wieder den Wein schenken helfen, und in Str. 12, d ff. die Judith bei dem Mordakt unterstützen. A weiß oder sagt

[1]) Vgl. *iren vindet nu decheinen wis decheine geinrede an mir* Parz. 255, 28 (Mhd. Wb. 3, 318 b). Das etwas befremdliche *uzzir* ist immerhin zu verstehen.

dagegen von ihr nichts. — Man beachte übrigens die wörtliche Übereinstimmung von 6, b mit 10, b und von 6, c mit 10, c, und daß die beiden Zeilen innerhalb B jedesmal zusammenstehen.

27. Stofflich hat B außer dem beregten *wib Avi* nichts Wesentliches zu A hinzugebracht. Auf Kenntnis der biblischen Erzählung weist außerdem auch noch 6, ab hin (*et lavit corpus suum* Jud. 10, 3), desgleichen 1, cd (vgl. Jud. 7, 9 ff.), und vielleicht 1, b (vgl. Jud. 2, 6: Steinmeyer, Denkm. 2^3, 237). Dass auch die Einfügung von Str. 4^a etwa durch die Erinnerung an *unum deum coeli coluerunt* Jud. 5, 9 bez. *deus coeli defensor eorum est* 6, 13 (vgl. auch 6, 2) veranlaßt sei, wird sich dagegen nicht so bestimmt sagen lassen. Möglich ist es immerhin, ja vielleicht nicht einmal unwahrscheinlich. Der Entscheid wird wesentlich davon abhängen, wie man das Verhältnis der Str. 4^a zu den entsprechenden Versen der Drei Jünglinge im Feuerofen (Denkm. 6, 3—8) beurteilt. Denn diese Verse gehören meines Erachtens auch nicht zum ursprünglichen Bestand des letzteren Gedichtes. Auch dieses ist nämlich, gleich der Judith, stark überarbeitet, und unter den Zusätzen, die ich ausscheide, begegnet genau derselbe dipodisch abstufende Typus wie in der Judith (vgl. dazu außerdem noch was Nr. 20 über den Schlußvers bemerkt ist). Ich halte es also für möglich, daß sich ein und derselbe Interpolator an beiden Gedichten versucht hat (wie z. B. das auch bei Recht und Hochzeit meiner Meinung nach der Fall ist), ich bin aber noch nicht zum Abschluß der Untersuchung gekommen. Die Ausscheidung des Unechten ist bei den Drei Jünglingen viel schwieriger. Nur das scheint mir auch aus den melodischen Verhältnissen hervorzugehen, daß der Grundstock des Textes der Drei Jünglinge nicht vom Dichter der Judith herrührt. Das Rhythmische ist zwar ähnlich (wie denn dieser rhythmische Typus überhaupt ziemlich verbreitet ist), aber die

Versmelodie ist eine ganz andere. Während in der Judith die Melodiekurve (nach niederdeutscher Intonation) in der zweiten Hebung ihren Höhepunkt erreicht, und von da nach dem Ende zu stetig absinkt, fällt die Melodie in den Drei Jünglingen von der ersten zur zweiten Hebung und steigt dann wieder in die Höhe.

28. Zum Schlusse füge ich noch einige Bemerkungen über die Textkonstitution einzelner Stellen an.

1, 1. Nur *herzogi,* nicht das dafür vorgeschlagene *kuninc,* paßt in die Melodie (*kuninc* liegt für den Niederdeutschen zu hoch). — In **3** darf weder *wirsistin* mit Scherer zu *wirstin* gekürzt, noch *man* mit Kraus, Zs. f. d. öst. Gymn. 1894, 139 gestrichen werden. — Über **5** ff. s. oben Nr. 26, c. — Der Vers **6** *ni- | cheini gûti | redi | vundi* ist wohl etwas hart, sieht aber auf dem Papier schlimmer aus als er beim Vortrag ist. Das Adjektivum steht proklitisch zu seinem Substantiv, mit dem es gewissermaßen einen Begriff bildet (auch wir betonen ja noch *einem kein gutes‿Wórt gönnen*). Dadurch wird der Tonwert des Adjektivums so herabgedrückt, daß es ganz gut in die zweite Hälfte eines viersilbigen Fußes treten kann (vgl. Nr. 11, Fußnote). — In **8** ist mit Waag gegen Kraus, Anz. f. d. Alt. 17, 32 doch <*ni*> zu *wari* zu ergänzen, denn einfaches *wari* würde die Melodie stören; in noch höherem Maß gilt das von Hofmanns *wan.* — Ebenda verlangen Metrum und Melodie die Kurzform (*mit*) *ir,* während sonst *iri* beizubehalten oder herzustellen ist: *úzzir iri múndi* 1, 5, *den ír<i> líb* 6, 4, *áls<e> ír<i> wás* 11, 4. Es scheint nach diesen Beispielen, als habe der Dichter die Form *ir* nach einsilbiger Präposition gebraucht, sonst aber *iri,* und ähnlich liegt es bei *der* — *deri* u. ä. Es heißt 12, 2 *der kúntiz deri vróuwin,* und 6, 7 ist der Melodie wegen *úzzir der<i> burgi* herzustellen; dagegen vgl. *án der sélbin stúnt* 2, 3, *wídir zi der búrgi* 12, 8, und (gegen die Hs.) *alli tági zi der búrc* 3, 4, desgl. *si sint nách an dem endi* 4, 8, *daz hóubit vón dem búchi* 12, 7 (vgl. auch *stálim daz wáffin* 11, 2) gegen *insámint demo scónin wíbe* 7, 8 und, mit betontem Pronomen, *géinc dir zi démo gizélli* 12, 5. Ebenso verlangt die Melodie *darvori* 3, 7, *gari* 3, 8, *dar<i>* 8, 2 und *wol<i>* 6, 2 (desgl. 6, 4), wie denn *woli* 9, 2. 10, 4. 12, 4 überliefert ist, und *allir<i>* 6, 3 (vgl. *alliri* 1, 3, *hungiris* 3, 6). Analoge Schwankungen nach *n* finden sich bei *vérri hini wéstir* 2, 5, *éngil voni himili* 12, 1 gegen *vón den heidinin* 11, 8, *vón dem buchi* 12, 7, *án der*

2, 3, *an dem* 4, 8, *an wén* 4, 5 (das folgende *ani* ist mit dem Übrigen zu tilgen, s. unten zur Stelle) und bei *der heidin* 2, 4 gegen *heidinin* 11, 8 (beides ist in der handschriftlichen Form beizubehalten).

2, 3. Die Ergänzung eines Verbums verlangen Sinn, Stil, Metrum und Melodie. Ob gerade die Wiederholung des *giwan* das Richtige trifft, lasse ich dahingestellt sein: bei dem formelhaften Charakter des Gedichtes liegt sie jedenfalls nahe. — V. 1. 2 beziehen sich übrigens auf Jud. 2, 7, V. 3. 4 auf Jud. 3, 8. — In **7** ist nur *bisazzit* mit Hofmann in *bisazzir* zu bessern, aber nichts zu streichen. Scherers *bisázzit èini búrch dà:* ¦ *du hézzìt Bathánià* ergibt einen dipodischen Rhythmus, der dem Text A, und eine Melodieform, die dem Überarbeiter B fremd ist (fallende statt steigender Kadenz am Schlusse nach niederdeutschem System). — Die Form *Bàthania* wird übrigens durch die Melodie für den Dichter gewährleistet: sowohl ein *Béthanià* wie ein *Bétulìa* (mit *ĕ* oder *ē*) würden durch ihr *e* den Ton zu sehr in die Höhe treiben. — **8.** Man beachte, daß der Dichter von A stets *Jŭditha, -i* (und 11, 2 *Jŭdith*) spricht (Scherer, Denkm. 2³, 235, bestätigt durch die Melodie), dagegen der von B 1, f *Jūdith* (hier wäre ein *Jŭditha, -i* rhythmisch-melodisch unzulässig).

3, 1 ist die Kurzform *drumbi* beizubehalten, dagegen ist in **5** *d<a>rinni* zu ergänzen und in **6** *darvori* für *dir* | *vori* zu schreiben, weil sonst der erste Fuß zu dünn und dadurch melodisch verschoben wird. — **4.** Ohne die im Text vorgeschlagene Umstellung fällt die Zeile völlig aus dem Typus von A heraus.

4, 5. 6. Der überlieferte Text *an wen disi burgeri jehin* ‖ *odir an[i] wen si sich helphi virsehin* paßt rhythmisch und melodisch weder zu A noch zu B. Außerdem kommt mir der Gedanke, Holofernes habe sich gewundert, wer der Gott der Belagerten sei (denn das müßte V. 5 doch besagen), etwas befremdlich vor, zumal nach 2, 6, wo er ausdrücklich *durch du gotis lastir* ausgezogen ist. Da nun auf unsere Strophe im Text sofort das interpolierte Glaubensbekenntnis 4ª folgt, so liegt es, meine ich, sehr nahe, anzunehmen, daß der Interpolator sich dafür den Weg durch einen Zusatz in 4, 5 f. gebahnt habe. Danach habe ich an letzterer Stelle geändert. An dem Tempuswechsel *virsahin*: *dinge* wird man keinen Anstoß zu nehmen brauchen.

5, 5. 7. Das *unsich* der Hs. geht auch nach meiner Auffassung der Rhythmik des Gedichtes nicht in den Vers. — In **5** wird die Betonung *gót* | *dúrch sini* | *gúti* durch Rhythmus und Melodie erfordert: *ob uns gót durch sini gúti* gäbe eine glatt aufstei-

gende Tonreihe, und der Vers verlöre seine Dreiteiligkeit. — **8.** Zweisilbiger Auftakt ist in A 11mal überliefert (2, 7. 3, 4. 4, 7. 5, 5 [s. oben]. 6, 1. 2. 7, 3. 9, 2. 4. 10, 4. 12, 3), dreisilbiger nur hier und (viel leichter) in *das ich giniti* 7, 7 (s. unten zur Stelle). Überdies ergibt *in dirri* ‖ *búrc* | *dingi swer so dir* | *wélli* eine falsche Tonkurve, und eine für A ausgeschlossene viersilbige Senkung (vgl. Nr. 11 Fußnote). Darum habe ich einfaches *hi* für *in dirri burc* gesetzt.

6, 2. Über *wol*<*i*> hier und ähnliches im Folgenden s. oben zu 1, 8. — **b.** *sag*<*in*> nach 10, b. — **d.** Einfaches <*di gìngìn*> *si wâri* fälscht die Melodiekurve (fallende Schlußkadenz); darum habe ich noch *wòl* hinzugesetzt, nach dem Muster von 10, d, wo ebenfalls *wol si wari* zusammenzunehmen, nicht *wol* mit *schanctin* zu verbinden ist.

7, 7. Auf keinen Fall ist mit Scherer *das ich gniti minis libis* zu lesen, denn dadurch geht die Melodie und die Dreiteiligkeit der Zeile in die Brüche. Etwas besser wäre *deich giniti:* das würde ja den dreisilbigen Auftakt (s. oben zu 5, 8) ebenso gut beseitigen. Der zu erwartende Bruch hinter *giniti* (und dann ebenso hinter *minis*) wird aber nur deutlich, wenn man bei der Lesart der Hs. bleibt.

8, 1. *Di kamirari das gihortin* hat falsche Melodie und ist inhaltlich kaum bedeutsam genug, um hier gut als selbständiger Satz fungieren zu können. Die Ergänzung von <*Do*> beseitigt beide Übelstände. — **2.** Über *dar*<*i*> s. oben zu 1, 8.

10, 1 ff. Die Wiederholung der beiden ersten Zeilen der Strophe aus Str. 9 ist gewiß nicht gerade kunstvoll, mag aber beabsichtigt sein. Zu B gehört auf alle Fälle das Folgende von *du* an. Aber *mit alli di spisi* paßt melodisch auch nicht ganz zu B (zu A gar nicht, auch nicht rhythmisch und der Gliederung nach). Die Worte mögen also tertiär sein. Jedenfalls ist aber Scherers Vorschlag *Do his min tragin si musi* abzulehnen, sofern es sich dabei um Restitution eines Verses aus A handeln soll, denn auch diese Worte fügen sich dem Typus von A nicht ein. — **7.** Hofmanns Ergänzung *vrudi* paßt nicht in die Melodie, auch wenn man dafür mit Steinmeyer die korrektere (Nr. 15, b) Form *vruti* setzt. Das *r* drückt nämlich die Tonhöhe des Wortes zu sehr herunter (vgl. Phonetik[5] § 478. 665). Ich bin also geneigt zu glauben, daß Steinmeyer mit *guti* das Richtige getroffen hat.

11, 1. *kuninc* statt *kunic* verlangen Rhythmus und Melodie; desgl. ist aus denselben Gründen in **4** *als*<*e*> *ir*<*i*> (vgl.

zu 1, 8) und in 7 *dás ich dis<i>* | *armin* usw. zu lesen. Über den Hiatus in letzterer Zeile und in 4 s. Nr. 8 Fußnote 1.

12, 1. Vgl. Nr. 26, a. — **1.** Scherers *vrabillichi* entspricht meines Bedünkens allen zu stellenden Anforderungen. Der Vorschlag von Wallner (Zs. f. d. Alt. 41, 76) *du suhis, wi blicki* | *undi slabraui nicki* ist, wie bereits E. Schröder a. a. O. in einer Fußnote angemerkt hat, schon wegen des *wi* unmöglich. Ich glaube auch nicht einmal mit Schröder, daß wir damit überhaupt auf dem rechten Wege sind: es kommt zu vieles zusammen, was gegen ihn spricht. Anstößig sind an sich schon die angenommenen Plurale *blicki* und *nicki*. Sodann ist mir nicht bekannt, daß das Wort *blic* in der älteren mhd. Literatur je zu anderen als Helligkeitsvergleichen gebraucht würde: *blitzschnell* u. ä. dürften erst nhd. sein. Weiterhin ist mir die Form *slabra* bedenklich. Zu dem *i*-Stamm *slag* bildet das Ahd. nach bekannter Regel nur Komposita mit *slegi-*, z. B. *slegibrawa, -rind, -fedara* Graff 6, 773 (Graffs Belege für *slegi-brawa* und ähnliche Formen dieses Wortes stehen bei Notker Ps. 10, 5 und Ahd. Gll. 2, 225, 23. 233, 31. 393, 24. 498, 2. 3, 18, 33. 438, 12; dazu noch *slegibraua* 2, 241, 16). Der einzige Beleg, den Lexer für *slagebra* beibringt (aus Dief. 407), steht Ahd. Gll. 3, 661, 9 und entstammt der Innsbrucker Hs. 711 aus dem 14. Jahrhundert. Bei den übrigen Kompositis von *slac* ziehen sich die Formen mit *slege-* als solche (wenn sie auch natürlich nicht bei jedem Worte zu belegen sind, namentlich nicht bei den vielen späten Bildungen) auch noch durch die ganze mhd. Zeit hindurch. Wenn aber daneben in buntem Wechsel auch solche mit *slage-, slac-, slah-* auftreten, so liegen da klärlich erst sekundäre Anlehnungen an das isolierte Subst. *slac* bez. an das Verbum *slahen* vor. Aus der klassischen Zeit verzeichnet Lexer nur *slegerint* Helmbr. und *slegetor* Iw. usw. neben *slagebrücke* Parz. 247, 22. Diese letztere Form ist aber in keiner der beiden alten Hss. überliefert, sondern G liest *slege bruke*, D aber *slagbruken*, und diese (von dem fertigen *slac* gebildete) Form ist nach Ausweis der Melodie in den Text aufzunehmen. Die für die Judith angesetzte Form **sla-bra* aus **slage-bra* müßte nun aber schon in die Zeit vor dem etwaigen Ausfall des *g* gehören: das ist aber nach dem Gesagten ganz unwahrscheinlich. Die *slegibrawa* hat überdies ihren Namen vom Schlagen, es ist also nicht glaublich, man habe statt dessen schon altmhd. auch sagen können, sie nicke: ich finde wenigstens kein Anzeichen dafür, daß das allein hier in Betracht kommende intransitive *nicken* im Mittelalter je etwas anderes bedeutet habe,

als was wir heute darunter verstehen (daher es denn auch zweifelhaft sein mag, ob dieses *nicken* richtig zu *hnigan* gestellt wird, und nicht vielmehr samt *genicke* mit ags. *hnëcca*, weiterhin mit altn. *hnakkr*, *hnakki*, ahd. *hnac*, *hnacco* und den dazu wieder korrekt ablautenden mhd. *nuc*, *nücken*, *entnücken* zu verbinden ist). — 6. *undi* für *du* ergibt sich als Konsequenz der Ausschaltung von V. c—i. — 1. Was 'jener Schlauch' hier sein soll, verstehe ich nicht recht. Sinn und Melodie sprechen in gleicher Weise dafür, daß Diemer, Anm. S. 48 mit *dinin* für *ginin* das Richtige getroffen hat.

DIE URSPRÜNGLICHE SPRACHFORM VON VELDEKES ENEIDE.

Von

CARL VON KRAUS.

Das Hauptergebnis, zu dem ich in meinem Buche über Heinrich von Veldeke[1]) gelangt war, bestand darin, daß dieser bei Maastricht geborene Dichter aus den Reimen der Eneide (und, wenn auch weniger geschickt, auch aus denen des Servatius) nach Möglichkeit alles fernegehalten habe, was in Deutschland als fremdartig empfunden werden musste; im deutlichen Gegensatz zu seinen Liedern, die soviel Limburgisches enthalten als man bei ihrem geringen Umfang zu erwarten berechtigt ist.

Dieses Ergebnis hat allgemeine Zustimmung gefunden, wenn auch in einzelnen Punkten viel Richtiges, Gleichberechtigtes und Falsches entgegengehalten wurde.

Die Sprache, bes. der Eneide, ist also in der Hauptsache neutral. Man kann das Gedicht somit in deutsche Sprachform kleiden, — so erscheint es in den auf uns gekommenen Handschriften und in der Ausgabe von Ettmüller[2]), — es läßt sich aber auch ins Limburgische übertragen, — was Behaghel[3]) mit großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt getan hat.

---

1) H. v. V. und die mhd. Dichtersprache, Halle 1899.

2) Dichtungen des deutschen Mittelalters 8, Leipzig 1852.

3) Heilbronn 1882.

In welcher dieser beiden Gestalten das Werk einst aus des Dichters Feder hervorgegangen ist, darüber habe ich mich in meinem Buche nicht ausgesprochen, weil ich nichts Entscheidendes zu sagen wußte. Die Idiotismen, die Heinrich trotz allem entschlüpft sind, mochten für die Übertragung ins Limburgische sprechen, aber ihnen stehen ausgesprochene Germanismen gegenüber, die nach der anderen Richtung zu weisen scheinen. Und daß diese geringer an Zahl sind, beweist an sich nichts, denn für den Dichter waren die limburgischen Formen die natürlichen.

Entscheidend könnte also nur eine eindeutige Erscheinung werden, die häufig ist, in allen Teilen der Eneide gleichmäßig auftritt und mit dem Gebrauch des Dichters in den Liedern, die ausgesprochen limburgischen Charakter tragen, übereinstimmt oder in Widerspruch steht.

Eine solche Erscheinung tritt nun in der metrischen Behandlung des Wortmateriales deutlich zutage. Damit ist das gesuchte Kriterium, wie ich glaube, gefunden.

Heinrich von Veldeke scheidet im allgemeinen, wie längst bekannt ist, die Verse mit stumpfem Ausgang von denen mit klingendem. Zwar kommen Verse mit klingendem Ausgang und der vierten Hebung auf der Stammsilbe des Reimwortes in nicht geringer Zahl vor[1]), aber die Hauptmasse der klingenden Verse zeigt die vierte Hebung auf der Endsilbe des Reimwortes, und vor allem: stumpfe Verse mit éiner Reimsilbe haben stets 4, niemals bloß 3 Hebungen.

Der normale Vers zeigt also bei stumpfem Ausgang die folgende rhythmische Form:

wánd wir wấren tíen jấr
alsó beséten, dát es wấr (941 f.),

[1]) Lachmann zu Iw. 772; Behaghel Einl. CXIV f.

und bei klingendem Ausgang:

> te jóngest váren dánnèn
> mét den sînen mánnèn (2233 f.).

Es fragt sich nun, wie der Dichter die Reimworte behandelt, die zwar zweisilbig sind, deren Stammsilbe jedoch etymologisch offene Kürze zeigt. Für die Lieder ist diese Frage S. 87 ff. meines Buches bereits beantwortet: die Wörter der Lautgestalt ◡́ x sind denen der Form –́ x vollständig gleichgesetzt: die *wale, vale, wile, vile, are, geware, ware, vare, tage, klage, verzage, trage* gehen also metrisch in einer Reihe mit den *mâre, jâre, wâre, frouwe, rôsen, lôsen, blîden, lîden* usw.[1])

Auch in der Eneide sind dem Dichter ein paar Reime entschlüpft, die die Längung der Stammsilbe beweisen: *wâren* wird einmal mit *entbaren* gebunden und *lancsame* mit *quâme* (wenn wir uns auf das Überlieferte beschränken).[2]) Aber normalerweise behandelt er solche Wörter nach deutschem Gebrauch, also als ob sie Kürze

---

1) Die Beispiele für Verschleifung, die Behaghel Einl. S. XLI aus den Liedern anführt, sind wohl kaum beweisend: für *ovele* ist beidemale *quâde* zu lesen (vgl. Veldeke usw. § 24); für *dugende, koninges, dreget* l. *dochte, koninx, dregt*; in *nement ir ende* ist *ir* wohl zu streichen, und 62, 22 wird die Betonung *nemènt* deshalb wahrscheinlich, weil auch Z. 15 Auftakt hat. Ähnlich erledigen sich einige von B. übergangene Fälle scheinbarer Verschleifung.

2) s. Veldeke S. 84 ff. Doch bleiben Bedenken: *entbaren* kann von *offenbâr* beeinflußt sein, und *lancsame* könnte die Längung auch auf deutschem Boden erfahren haben, unter Einfluß des Tieftons, also so wie Sievers (bei Dollmayr, Wiener Genesis QF. 94, 89) die Reime der Genesis *chaltsmide* (: *lîbe*), *lîpnare* (: *wâre*) usw. und das durch Zwierzina Zs. 45, 97 f. allgemein bekannte *lîchnâme* erklärt; s. auch Brachmann, Zum Reimgebrauch Herborts, Halle 1907, S. 16 f. Auch die *Erwîn, Gunthêren, Sîvrîden, Kuonrâden, briutegâme* werden ihre unetymologischen Längen wohl dem Tiefton verdanken.

der Stammsilbe hätten, vgl. die folgenden den ersten 100 Versen entnommenen Beispiele:

de hem sîn wîf hade genomen.
niet enwolde er dannen komen (7 f.)

et moeste doe alsô wesen.
dâ enmohte genesen (25 f.)

end gâbens Menelâô weder
end brâken Troie dar neder (31 f.)

van den goden vernomen,
dat he dannen solde komen (55 f.)

ende den lîf bewaren
end over mere solde varen (57 f.)

ende wat hem was ontboden
end gewìssaget van den goden (75 f.)

dat he sich niet enmohte erweren
end sînen lîf sold generen (77 f.)

nâ dû end ir hât vernomen
of wir wellen levende hinnen komen (89 f.),

usw. gleichmäßig durch das ganze Gedicht.

Man könnte nun diese Behandlung damit erklären, daß Veldeke wiederum nach beiden Seiten hin bedacht nähme: für den niederländischen Hörer wären diese Verse 4hebig mit überschiessender Endsilbe, für den deutschen dagegen 4hebig stumpfe. Immerhin fiele dabei schon der Umstand auf, daß die Verse mit überschiessender Silbe relativ selten auf Worte mit langem Stamm endigen, während die zahlreichen Reimwörter mit kurzem Stamm überhaupt nur so gebraucht werden.

Das bisher Beobachtete läßt sich also kurz zusammenfassen: in den Liedern verwendet der Dichter *vile, tage* usw. nur mit langer Stammsilbe, in der Eneide sind diese Wörter nach deutscher Weise unbedingt kurz anzusetzen, nach niederländischem Gebrauch mögen sie gelängt sein, aber es fällt dann auf, daß die letzte Silbe regelmäßig überschießt, was bei

Worten wie *vrouwe*, *ende* usw. nur ein Ausnahmsfall ist.

Damit ist der Unterschied zwischen Liedern und Eneide jedoch nicht erschöpft und ebensowenig der zwischen der Behandlung von Worten des Typus *tage* und des Typus *vrouwe*.

Es gibt nämlich eine weitere Kategorie von Worten: solche mit ursprünglicher Kürze + einfacher Tenuis im Stamm, die jedoch durch die zweite, speziell hochdeutsche Lautverschiebung Positionslänge erhalten haben, also Wörter wie got. *brikan*, *wrikan* = mhd. *brechen*, *rechen* oder got. *mitan*, *sitans* = mhd. *mezzen*, *gesezzen*.

Da im Limburgischen die Dehnung offener Kürzen zu Veldekes Zeit bereits eingetreten war, so zeigen die limburgischen Lieder des Dichters entsprechend den Längen in *tāge*, *trāge* usw. auch einen Reim *ongemāke: sprâke* (MF. 67, 3). In der Eneide dagegen behandelt er, wie wir schon wissen, die Worte *tage*, *trage* als Wörter mit kurzer Stammsilbe, also wie die einsilbigen *wīf*, *stont* usw.: man sollte also auch die Messung *ongemăke*, *sprĕken*, *rĕken*, *mĕten*, *gesĕten* usw. erwarten. Der Dichter mißt sie aber anders: sie stehen mit *vrouwen* usw. in einer Reihe, nicht mit den *wīf*, *stont* usw. Man sehe die folgenden vollständig gesammelten Beispiele, in denen die Stammsilbe stets den dritten Fuß füllt[1]):

end onse frunt reken
swat ir wellet spreken (93 f.)

dat Troie wart tebroken,
dâ mede wart dat geroken (163 f.)

harde an ons geroken (495)

---

[1]) Mehrere Verse führt schon Behaghel Einl. S. LXVII an: die übrigen scheint er für unsicher zu halten, worin ich ihm nicht zu folgen vermag.

noch niet gebreken
des ieman moge gespreken (629 f.)

vel harde vermeten (929)

her belede wart tebroken.
dat hât si wale geroken (1107 f.)

met soenlîken saken.
dat ros hietens maken (1113 f.)

bî hem sîn geseten,
sì hedde wale vergeten (1247 f.)

sî hiet et wale maken.
doe was dat deckelaken (1269 f.)

dat wert an mir geroken (1400)

vele gemeit maken.
ir sît geboren van draken (2217 f.)

an mir selven reken (2303)

met listlîken saken.
ich moet ein offer maken (2311 f.)

wonder van mir spreken.
ich moet dorchsteken (2405 f.)

die sî sêre beten.
dat fleisc sî hen tereten (2959 f.)

sint gîre geseten,
die hem sîn herte eten (3527 f.)

niemer vergeten.
al dat sî sin geten (3533 f.)

die helede vermeten,
dorch nôt solt ir eten (3711 f.)

doe sî wârn geseten
ende solden eten (3759 f.)

dorch den lîf geskoten.
dat hadde he's genoten (4691 f.)

t' Albâne beseten.
die helede vermeten (4817 f.)

ende skilde steken
ende spere breken (5217 f.)

dat es noch ongeroken (5403)

dat wolde er gerne reken.
die borch wând er tebreken (5529 f.)

niet enmocht gebreken,
dorchskieten noch dorchsteken (5695 f.)

die helede vermeten (6350)

freislîke sî skoten.
vel ovele es die genoten (6439 f.)

dat mach man wale spreken (6771)

de was ein helet vermeten
ende was geseten (7053 f.)

dar ûte wârn besloten (7203)

over die borch geroken.
doe he't hade gesproken (7259 f.)

(die) helede vermeten (7478. 7924)

enmochte er niet gespreken.
he wolde en gerne reken (7759 f.)

dat wele ich wale spreken.
ensal ich dich niet reken (8031 f.)

dat wele ich iemer spreken (8215)

ein graf heiten maken
met sierlîken saken (8265 f.)

ût iewederen vate (8323)[1]

alsô hôrde ich spreken (8418)

skapen sîne sake.
wir solen hem heiten maken (8513 f.)

sprac der helet vermeten (9595)

dat hâns an mir geroken.
hedd ich joch mê gesproken (10163 f.)

vasten ende waken
an andern ongemaken (10547 f.)

de hen hede tebroken (10885)

nu mach ich wale spreken (10926)

ich mach dat wale spreken (11066)

---

[1]) im Reim auf *satte*.

skiere kranc maken (11085)

hadde overwaket (11349)

end wir sî dorchbreken.
wir slân sî ende steken (11797 f.)

ermochte et niet tebreken,
dorchslân noch dorchsteken (12393 f.)

he hedde et gerne geroken,
wan dat et was gesproken (12463 f.)

Pallâse sal ich reken (12604)

dat merde ein sake (13442).

Ebenso sind sicherlich zu beurteilen mehrere Verse mit zweisilbigem Auftakt. Daß in den folgenden Beispielen die beiden ersten Silben nicht etwa als erster Fuß gefaßt werden dürfen, ergeben die analogen Eingänge in Versen, die ohne die Annahme zweisilbigen Auftaktes 5 Hebungen bei stumpfem einsilbigen Versschluß zeigen würden: ich gebe die Hinweise auf diese Verse in Klammern.

do wir worden beseten (929; s. 517. 742. 801. 1016)
onse skep sint ons tebroken (495)
onse borch hât he tebroken (5404, s. 4250)
ich enmach dat niet gespreken (2304)
ich enhân noch niet vergeten (9596)
ich enweit, wat si an mir reken (11065, s. 84. 142. 1582. 4965)
des enwele ich niet vergeten (3785, s. 96. 166)
dat wir onse skuteln eten (3786)
dat di minne hade gemaket (11350, s. 99. 314. 398. 1037. 2019)
sînen gesellen wolde er reken (6772, s. 133. 137)
dat si ûwer fleisc eten (7477, s. 81)[1]
die die borch haden beseten (7923)
di den frede an ons breken (10925, s. 1034)
et ensî, dat sî mich reken (8216)
et enworde an hem geroken (10886, s. 1090. 1539. 1546. 1994)
so enmocht man 't niet tebreken (8417)

[1]) l. wohl *dats*.

doe enmochte er niwet eten (11000, s. 127. 397)
doe he dar toe was geseten (10999)
sal ich vasten ende waken (11085)
die sich gerne an mir reken (11214).

In einigen anderen Versen liegen geringfügige, z. T. rein graphische Änderungen sehr nahe:

alsô wârn (*st.* wâren) beseten (6349)
enhede ers (*st.* er des) niet genoten (7203)[1]
end (*st.* ende) missewende spreken (11213)[2]
et wert alsô (*st.* aver sô) geroken (4880).[3]

Dieser beträchtlichen Anzahl von Versen mit der dritten Hebung auf der Stammsilbe stehen nur sehr wenige gegenüber, wo die Endsilbe überschiesst; zunächst einige Verspaare:

rouwe komet van ongemake.
dat es ein trôstlîch sake (9873 f.)

nu ich es sus hân genoten.
der hêre Amor hât mich geskoten (10109 f.)

des enhân ich niet genoten,
wan dat mich Amor hât geskoten (11197 f.)

end hedde mich dar ane geroken!
wê, wat hân ich nu gesproken (11219 f.).

Daß wir in diesen Versen bewußte Abweichungen vom Normalen erblicken müssen, lehrt gleich der erste Fall. Diese Verse stehen in dem Dialog zwischen Lavinia und ihrer Mutter über das Wesen der Liebe, und der wichtigste Teil dieser Partie (9852—9909) ist dadurch ausgezeichnet, daß sämtliche klingenden Verse mit überschüssiger Silbe gebaut sind (4855 f. 9861 f. 9865 f.[4]) 9867 f. 9871—78.[5]) 9881 f. 9885—88. 9893 f.

[1]) oder *hed er des.*

[2]) Einsilbiges *end* im Auftakt z. B. 126.

[3]) *aber also* H, *aber noch so* G, *noch so* w, *also* BM.

[4]) 9865 ist somit *tochter* mit GEH einzusetzen, wenn diese Hss. die verdeutlichende Anrede sonst auch öfter fälschlich überliefern.

[5]) 9877 f. ist zweifelhaft: l. *vân rôuwen* und im folgenden Vers *ende*?

9897 f.[1]) Ebenso stehen die beiden letzten Paare in dem wichtigen Monolog des Eneas dicht beisammen; und in den Versen 10109 f. spricht Lavinia die Erkenntnis aus, um die sie bisher vergeblich gerungen hat: Amor ist der Urheber ihrer Qualen.[2]) Es scheint mir also deutlich, daß Veldeke solche überschiessende Verse dort baut, wo er Wichtiges zu erzählen hat oder besonders eindringlich wirken will.[3])

---

[1]) das *tochter* sämtlicher Hss. gehört also in den Text.

[2]) ebenso vorher (10094): *ich weit wale, dat es van minnen.*

[3]) vgl. die Schilderung der Kamille 5137 ff.: wo der Dichter von den Details ihrer körperlichen Reize spricht (5156 ff.), hat er die längeren Verse, ihre Kleidung hingegen (5180 ff.) schildert er in normalen Versen. — Oder 5119 ff. stehen 4 Paare langer Verse nacheinander mit den Namen der Hilfsvölker des Turnus. — Wichtiges wird in langen Versen z. B. noch mitgeteilt 318. 953 f. 1212. 1469—77 (Minne!). 3295. 3297 usw. In anderen Fällen versagt die Erklärung: oft scheint mir Behaghels Text aber auch einer Änderung zu bedürfen: so hat die Negationspartikel *en* — offenbar öfter — zu fallen; und für *nehein* ist die einsilbige Form, die ja auch Behaghel anerkennt (S. C Anm.), gleichfalls öfter anzunehmen. — Als zweites Prinzip für die Einstreuung längerer Verse läßt sich unschwer das Streben nach rhythmischer Variation erkennen. So weiß Veldeke in dem schönen und berühmten Monolog der Lavinia das Wort *Minne* wie einen Edelstein in all seinen Facetten erglänzen zu lassen, indem er ihm im Eingang des Verses alle erdenklichen Betonungsweisen gibt: *Minnę ich* (10246), *Minnè* (48.53), *Minne* (49), *Minne* als zweisilbiger Auftakt (51); von 10256 an kommt nun ein weiterer Wechsel hinzu, indem das Wort vom Anfang der Verse an ihr Ende rückt: und damit auch hier Monotonie vermieden werde, betont er neben dem normalen *Minnè* (56. 58. 60. 64. 66. 68) auch nur die Stammsilbe: *nú gesáchtè mir, Mínne* (10262). Dieselbe Kunst bei demselben Wort zeigt sich in der Liebesklage des Eneas, die eben in jeder Hinsicht das Gegenstück zu der Lavinias ist: *Minnę ir* (11098), *Minnè* (100.102. 114. 116), *Minne* (104), dazu im Auftakt *Minne* (106), *Minnę* (108.110) und sogar *Minnę ich* (112). Nach einem Zwischenstück kommt dann das Wiederspiel am Ende der Zeilen; und wieder erscheint neben dem normalen *Minnè* (11149. 53. 55. 57. 59. 63) auch *Mínne* (51 und wohl auch, wegen des folgenden Ver-

Als isolierte Fälle verbleiben nur drei:

dar ombe Troie wart tebroken (1399)
noch niet mêre toe spreken (12603)
ê dan he't vol wolde maken (13441).

Die Gestalt des letzten Verses beruht jedoch nur auf einer Kontamination der Lesart EH mit G, ist also ganz unsicher, sodaß im ganzen Gedicht nur zwei isolierte Verse mit überschüssiger Silbe vorkommen: das sind nicht mehr, als sich relativ auch unter den Reimen mit sicherer Länge der Stammsilbe finden, und sie können neben der großen Zahl der andersgebauten Verse nicht in Betracht kommen.

Zusammenfassend läßt sich also bemerken: in den Liedern behandelt Veldeke sämtliche Wörter mit etymologischer Kürze der offenen Stammsilbe als lange, er stellt sie mit den alten Längen von *vrouwe* usw. ganz auf eine Stufe; in der Eneide teilt er sie in zwei Gruppen: die Wörter mit *t, p, k* werden als lang behandelt, wie im Hochdeutschen, wo sie infolge der zweiten Lautverschiebung durch Position gelängt wurden; diese Gruppe geht also parallel den Wörtern mit ursprünglicher Länge wie *vrouwe;* alle übrigen offenen Kürzen bleiben kurz, wieder wie im Hochdeutschen, wo die *are, trage, vride* usw. den einsilbigen Längen wie *lîp* gleichstehen.

Diese Scheidung in zwei Gruppen ist nur verständlich, wenn der Dichter sein Werk in deutschen Sprachformen niederschrieb. Und eine deutsche Eneide

---

ses, der überschüssiges *e* hat, 61). In diesen Einlagen verrät sich der kunstvolle Lyriker: und so drängt sich denn auch das lyrische Versmaß mit seinem regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung hervor: lange Streken dieser Liebesmonologe haben sogut wie keine beschwerten Hebungen, s. 10061—80. 10106—43. 10160—90. 11097—116. 11395—422. Wahrhaftig, die Verse des Dichters sind noch mehr als bloß *rehte rime:* sie wären einer eingehenden Untersuchung wohl würdig.

zu schaffen, die die kritischen Vorzüge von Behaghels Ausgabe mit den Lautformen der Ettmüllerschen (cum grano salis!) vereint, wäre daher eine wichtige Aufgabe unserer Philologie.

Der Servatius nimmt in sprachlicher Hinsicht bekanntlich eine Mittelstellung zwischen den Liedern und der Eneide ein.[1]) Daß die Rücksichtnahme auf das Deutsche bei dem Umstand, daß das Gedicht dem Lokalheiligen von Maastricht gewidmet und auf Anregung der Gräfin von Los verfaßt ist, verwunderlich ist, sollte uns gegen die Tatsache selbst nicht blind machen. Jene Mittelstellung zeigt sich nun auch in der Zahl der Reime zwischen offener etymologischer Kürze und ebensolcher Länge: im ganzen finden sich 7 oder 8 Reime wie *quâmen: samen, maken: sprâken* usw.[2]) gegenüber jenen zwei gesicherten der Eneide, die mehr als den doppelten Umfang hat.

Und ebenso zeigt sie sich im Versbau. Im ganzen ist zwar das Prinzip deutlich, den klingenden Versen drei, den stumpfen vier Hebungen zu geben, allein das Schwanken des Dichters ist hier viel größer als in der Eneide. Sowie überhaupt die klingenden Verse mit überschüssiger Endsilbe in der Legende viel zahlreicher sind, so fällt auch in Versen mit Reimwörtern des Typus *maken, geschoten* usw. die vierte Hebung viel öfter auf die Stammsilbe; man sehe die folgende Beispiele:

dat wolde got alsô maken.
ein iegelîc nâ sînre sprâken (I 677 f.)[3])

med godes ordel geschoten (I 1695)

die moeste werden gewroken (I 1189)

et es van gode vore sproken (I 1723)

---

[1]) Veldeke usw. SS. 40 A. 1; 141 ff.; 148 ff.; 158.
[2]) s. Behaghel Einl. S. XXXIX f.
[3]) Piper fälschlich *wold* und *jeglîc*.

want he hebbet beseten (I 203)

met drinken ende met wertskapen
met minnen ende met vruntskapen (II 1333 f.)

dat wir nâ den vleiske waken
end ons selben scade maken (I 59 f.).

end met dogenden te volmaken (I 326).

Das sind also 11 Verse, denen 19 gegenüberstehen, wô die entsprechenden Reimwörter mit ihrer Stammsilbe den dritten Fuß füllen.[2])

Ebenso haben die Verspaare, in denen für den deutschen Hörer ein stumpfes Reimwort mit einem klingenden zusammengespannt ist, die vierte Hebung auf der Stammsilbe des letzten Wortes:

dat sâgen doe alle tesamen
die dâ giengen ende quâmen (II 853 f.)

sô wâren si sô verre gevaren
dat si ût heren ougen wâren (II 1393 f.)

ich sach die dûvel met grôter scaren,
der vele end ontellîch wâren (II 2397 f.),

aber in einem anderen Fall scheint die letzte Hebung der Endsilbe zu gebühren (wenigstens lesen sich die Verse so besser):

dô si in den boumgart quâmen,
he beval hen al te samen (I 42 f.).

Ein wesentlicher Unterschied des Versbaus im Servatius von dem der Eneide ist ferner der, daß in der Legende auf lange Strecken ein kaum unterbrochener Wechsel von Hebung und Senkung herrscht, der ganz an das monotone Geleier der späteren niederländischen Normalverse erinnert. Dieser Umstand ver-

---

[1]) falls das Beispiel überhaupt hiehergehört: *-en* ist wohl in beiden Reimwörtern zu tilgen.

[2]) I 65 f.; 151 f.; 203; 325; 1190; 1343 f.; 1696; 1723; 2981 f.; II 1331 f.; 2413 f.; 2543 f.

hilft uns zur Erkenntnis, daß der Dichter auch bez. der für deutsche Ohren mit stumpfem zweisilbigen Reimwort endigenden Verse geschwankt hat. Die große Menge solcher Verse zeigen die vierte Hebung auf der Stammsilbe, sind also auch für den Deutschen korrekt gebaut. Bei anderen kann man an sich schwanken, ob ihnen 3 oder 4 Hebungen gebühren. So in dem Verspaar

die teiken, die got dede,
dorch Sent Servâs t' der stede (I 659 f.).

Wenn man aber in Betracht zieht, daß die Verse von 623—730 fast ausnahmslos ausgefüllte Senkungen zeigen[1]), und wenn man sich, was wichtiger ist, die Verse in größerem Zusammenhang laut vorliest, so wird man die Unmöglichkeit der Betonung

die téikén, die gót déde,
dórch Sént Servấs t' der stéde

bereitwillig zugestehen. Und dasselbe gilt von anderen Versen[2]). Liest man sie richtig, so werden sie undeutsch.[3])

Das Verhalten des Dichters ist also im Servatius noch nicht befestigt: darum wird man der Legende das Gewand, in dem sie in den Handschriften erscheint, gerne belassen. Die Eneide dagegen möge man uns in deutscher Sprachform schenken: auf diese führen alle Handschriften, so hat sie auf Hartmann, Wolfram und Gottfried gewirkt, und so hat sie, wenn meine Darlegungen richtig sind, Heinrich von Veldeke einst abgefaßt.

---

[1]) 691 l. *mekel*, das überhaupt sehr oft für *grôt* der Hs. gesetzt werden muß.

[2]) I 1150; 1179; 1470; 2359; 2929; 2989 f.; II 369 f.; 565; 887; 889; 1121; 1209 (oder l. *geleven*); 1743; 1819; 2299; 2323; 2566; 2887.

[3]) in der Eneide findet sich nur wenig Sicheres, s. Behaghel Einl. S. XL f.

ZUR RÍGSÞULA.

Von

RUDOLF MUCH.

Unter den altnord. Gedichten, die wir gemeinhin als Eddalieder bezeichnen, nimmt vom kultur-historischen Standpunkt in einem ganz besonderen Maße die Rígsþula, das Lied vom Rígr, unser Interesse in Anspruch durch scharf charakterisierende Schilderung der Lebensverhältnisse der drei Stände der Knechte, Freibauern und Adeligen.

Das Gedicht erzählt uns, wie Gott Heimdallr unter dem Namen Rígr auf Erden wandelt und nacheinander bei drei Ehepaaren — Ái und Edda 'Urgroßvater und Urgroßmutter', Afi und Amma 'Großvater und Großmutter', Fađir und Móđir 'Vater und Mutter' — zu Gast ist. Er verweilt überall drei Tage und teilt das Ehebett seiner Wirte zwischen den Ehegatten, was uns an phallische Natur des Gottes denken läßt. Neun Monate nach seinem Besuch tritt in allen drei Fällen ein Familienereignis ein; die Kinder erhalten die Namen Thræll, Karl und Jarl und sind die Ahnherrn der drei Stände. Der Schluß des Gedichtes, — das nicht vollständig erhalten ist, — hat ohne Zweifel berichtet, wie der Sohn Jarls, Konr, das Königtum begründet.

Außer von kultur-historischem ist unser Denkmal aber auch — ich möchte sagen — von anthropologi-

schem Interesse, sofern es an den Vertretern der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen, und zwar schon den ihnen angehörigen neugeborenen Kindern, Körpereigentümlichkeiten als für sie kennzeichnend hervorhebt.

Von den Stellen, an denen dies geschieht, ist aber eine mangelhaft überliefert, und es muß erst untersucht werden, ob und wie sie ergänzt werden kann.

Diese Lücke — es ist nicht die einzige des nur in éiner Handschrift erhaltenen Gedichtes — findet sich Str. 6 (B. 7), wo von der Geburt des Sohnes des Ái und der Edda die Rede ist, und es heißt:

Jóþ ól Edda,
iósu uatni
hǫrui suartan,
hétu Thrǽl.

Das wäre Wort für Wort übersetzt:

'Ein Kind gebar Edda;
sie begossen es mit Wasser,
mit Flachs den Schwarzen
hießen sie Thrǽll.'

Das paßt nicht zusammen. Aber was dahinter steckt, wird deutlich durch die Parallelstellen von der Geburt des jungen Karl und Jarl, mit denen wir uns daher zunächst beschäftigen müssen.

Von ersterem heißt es 15 (B. 21):

Jóþ ól Amma,
iósu uatni,
kǫlluþu Karl,
kona sueip ripti
rauþan ok rióþan,
riþuþu augu.

Und vom Jarl 23 (B. 34):

Sucin ól Móþir,
silki uafþi,

iósu uatni,
Iarl létu heita.
bleikt uar hár,
biartir uangar,
qtul uóru augu
sem yrmlingi.

Das ist:

'Ein Kind gebar Amma;
sie netzten es mit Wasser
und nannten es Karl.
Das Weib hüllte in Leinwand
den Roten und Rosigen,
lebhaft waren seine Augen.'

Und:

'Einen Knaben gebar Móđir,
hüllte ihn in Seide,
man begoß ihn mit Wasser
und gab ihm den Namen Jarl.
Licht war sein Haar,
hell seine Wangen,
schrecklich waren seine Augen
wie von einer Schlange.'

Worauf das *rauþan ok rióþan* in Str. 15 zu beziehen ist, kann nicht zweifelhaft sein. *Rióþr* wird im Nordischen nicht von der Farbe des Haares, sondern von der des Gesichtes — der Wangen besonders — verwendet, ein Gebrauch, in dem sich vielleicht schon eine altgermanische Spaltung der Bedeutungen der Ablautformen **raudaz* und **reudaz* fortsetzt. Man denke an got. *gariuþs* 'ehrbar', von Haus aus 'leicht errötend' und griech. ἐρεύθομαι 'erröte'. *Rauþan* muß sich dann notwendig auf die Haare beziehen. Aber es ist jedenfalls auffallend, daß dem Bauernkinde rotes Haar zugeschrieben wird. Allerdings haben die Germanen nach Tacitus und anderen *rutilae comae;* aber das kann nicht mehr als 'goldblond' ausdrücken. Wirklich rotes Haar

ist unter den Germanen und besonders auch unter den Nordgermanen nicht stark verbreitet. Bei den im Jahre 1897 und 1898 auf Kosten Retzius' veranstalteten anthropologischen Untersuchungen von über 44.000 schwedischen Soldaten ergab sich, daß rote Haare nur mit 1·7% vertreten sind. Aber allerdings vererbt sich diese Haarfarbe leicht, so daß man in Schweden ganze Geschlechter von Rotköpfen und sogar rote Gegenden beobachten kann. In Norwegen dürften die Dinge sich ähnlich verhalten. Meistens sind die roten Haare mit weißer Haut vereint, die sich aber in der Sonne leicht fleckig bräunt, wie ja jeder von uns aus Erfahrung weiß. Und wir besitzen eine Anzahl alter literarischer Zeugnisse für diese Neigung zu Sommersprossen auch bei den nordischen Roten.

Vielleicht trägt die Verbindung mit dieser auffallenden und unschönen Eigentümlichkeit mit dazu bei, das an sich auffällige und seltene rote Haar als etwas Abnormes erscheinen zu lassen. Damit mag dann weiter die Vorstellung von der sittlichen Minderwertigkeit, ja selbst der Perversität der Rothaarigen zusammenhängen, eine Vorstellung, die auch aus dem Norden bezeugt ist in dem Schimpf *rauðr ok ragr*. *Vissa ek eigi*, sagte nach Flat. I, 480[25] König Olaf Tryggvason zu seinem Stevenkämpfer und Bannerträger Ulfr hinn rauði, *at ek munda eiga stafnbúann báði rauðan ok ragan.* Damit braucht im besonderen Falle kein anderer Vorwurf als der der Feigheit ausgesprochen zu sein; aber *ragr* bezeichnet sonst als Schimpfwort besonders den passiven Teil bei homosexuellem Geschlechtsverkehr, und daß wir es bei *rauðr ok ragr* mit einem gangbaren Schimpfwort zu tun haben, bezeugt schon die Alliteration. Von einem gewissen Refr heißt es Krók. 16[17] mit nichts zu wünschen übrig lassender Deutlichkeit: *var hann kona hina níundu hverja nótt ok þurfti þá karlmanns, ok var hann*

því kallaðr Refr hinn ragi. Dabei beachte man, daß *refr* 'Fuchs' bedeutet, die üble Nachrede also sichtlich durch die Rothaarigkeit herbeigezogen ist.

Von dem eigentlichen Rothaarigen ist ein Vorurteil sogar auf den Rotbärtigen übertragen Fms. XI, 428[24]: *þat er mitt ráð, at þú trúir aldri lágum manni ok rauðskeggjaðum*, 'dies ist mein Rat, daß du nie trauen mögest einem kurz gewachsenen und rotbärtigen Manne'. Das Erzählungsmotiv, um das es sich hier handelt, ist übrigens im Norden nicht bodenständig und eine solche Verdächtigung Rotbärtiger schon deshalb recht ungeschickt, weil rote Bärte im Gegensatz zum roten Haar gar nicht selten sind; sie kommen oftmals in Verbindung mit goldblondem oder braunem Haare vor, wofür uns ebenfalls Belege bereits aus der altnordischen Literatur zur Verfügung stehen.

Bei der Häufigkeit roter Bärte auch bei Blond- und Braunhaarigen könnte es nicht auffallen, wenn ein typischer Vertreter erwachsener Bauern als rot, nämlich rotbärtig bezeichnet würde, und es ist ja gewiß kein Zufall, daß dem norwegischen Bauerngott Thorr ein roter Bart beigelegt wird. Aber man wird sich doch kaum zur Annahme verstehen, daß die Bezeichnung *rauþr* für den Bauernsohn nur die Übertragung eines Epithetons sei, das eigentlich für die Erwachsenen und in Bezug auf ihre Bärte gälte.

Eher könnte man auf den Gedanken kommen, dass *rauþr* an unserer Stelle eine weitere Bedeutung, etwa auch — wie lat. *rutilus* — die von goldblond hat. Tatsächlich hat das Gold in allen germanischen Sprachen das poetische Epitheton rot; auch im Nordischen heißt es *rautt gull* (oder *rauðagull*). Und gerade für das alte unlegierte Gold, um das es sich dabei handelt, erscheint uns die Bezeichnung 'rot' heute besonders unpassend. Man erinnert sich hierbei zunächst an andere Fälle, in denen Farbadjektiva in fester Ver-

bindung mit gewissen Substantiven abweichende Bedeutung zeigen. Im Cymrischen z. B. ist das einzige Wort für blau — wenn wir von Zusammensetzungen wie *nefliw, asurliw* 'himmelfarben, asurfarben' absehen — das Wort *glas;* grau heißt *llwyd,* grün *gwyrdd;* aber eine graue Stute heißt *caseg las,* ein grünes Feld *cae (maes) glas*! Als eine Neuprägung wäre der Ausdruck 'rotes Gold' jetzt jedenfalls nicht denkbar.

An und für sich wird auch in alter Zeit die Bezeichnung des Goldes als rot kaum je sehr passend gewesen sein; aufgekommen ist sie vermutlich, um bestimmt auszudrücken, daß es sich um reines Gold, nicht um eine Gold-Silbermischung, das sogenannte Elektron handelt: *rautt,* auch *tandrrautt, glóðrautt gull* sagte man also wohl ursprünglich im Gegensatz zu *bleikt gull, ljóst gull* oder *lýsigull* und gebrauchte also den Ausdruck 'rot' nur, um eine dem Rot näher stehende Schattierung von zwei Arten des Gelb zu kennzeichnen. An das rote Gold, *rautt gull,* wird man sich aber bei dem mit dem Epitheton *rauþr* belegten Bauernkinde umso eher erinnern dürfen, als auch hier *bleikt hár* des jungen Edlen — wie dort *bleikt gull* — das Gegenstück bildet. Es wird sich dabei also nur um verschiedene Abstufungen von Blond handeln.

In dem, was sonst über den jungen Adeligen ausgesagt wird, fällt der starke Ausdruck auf, mit dem angezeigt werden soll, daß sich in seinem Auge nicht nur der Keim von Intelligenz und Energie sondern geradezu ein Rassenmerkmal ausprägt. Aber auch der Bauernsohn hat wenigstens bewegliche Augen. Das Wort *atall,* das von denen des Adeligen gebraucht wird, bedeutet sonst wie auch das ags. *eatol* soviel wie 'atrox, schrecklich'. Vielleicht ist es etymologisch an die Sippe von *essen, ätzen* anzuknüpfen, sodaß von dem Begriff 'beißend' ausgegangen werden müßte; oder es besteht, wie man gewöhnlich annimmt, Verwandtschaft

mit lat. *ōdi, ŏdium,* griech. *ὀδύσσομαι*. Gewiß liegt auch an unserer Stelle die Bedeutung 'schreckenerregend' vor. Die Vergleichung besonders stechender Augen mit denen der Schlange begegnet uns öfter und wird wohl erst verständlich, wenn man voraussetzt, daß man der Schlange einen ihr Opfer hypnotisierenden Blick zuschrieb, wie sie denn im Griechischen offenbar aus diesem Grunde *δράκων* heißt, was zu *δέρκομαι* 'schaue' und *δράκος* 'Auge' gehört. Auch sonst noch wird die Schärfe der Augen als charakteristisch für den Edlen — und schon für den neugeborenen — hervorgehoben. *Huessir augo sem hildingar* 'seine Augen sind scharf, wie es bei Kriegsfürsten der Fall ist' heißt es von dem jungen Helgi, Helgakv. Hund. 1, 6. Nach Helgakv. Hund. 2, 2 wird der als Magd verkleidete Helgi von Blindr inn bǫluísi an der Schärfe seiner Augen erkannt:

Huǫss ero augo, äußert er sich,
í Hagals þýio.
era þat karls átt,
er á kuernom stendr.

'Scharf sind die Augen bei der Dirne des Hagal; das ist nicht Bauernblut, was bei der Mühle steht'.

Ebenso verraten sich Hrólfss. kr. c. III. Fas. I, 12 die beiden Königssöhne Helgi und Hróarr, die sich unter den Namen Hamr und Hrani vor den Nachstellungen ihres Oheims Fróði verborgen halten wollen. *Ǫtul eru augu Hams ok Hrana,* heißt es dabei von ihnen; der Ausdruck, der von ihren Augen gebraucht wird, ist also genau derselbe wie der, den die Rígsþula von denen des jungen Jarl verwendet. Man wird bei diesen Worten und Wendungen, *ǫtul augu* einerseits, *huǫss augo, huessir augo* anderseits, mit denen hier Kennzeichen edler, reinblütiger Abkunft angegeben werden, auch an die *truces oculi* und die *acies oculorum* erinnern dürfen, die nach Ta-

citus und Caesar für die Germanen im allgemeinen eigentümlich sind.

Kehren wir nun zu der Stelle über den jungen Knecht zurück, so ist sofort klar, daß *hǫrui* in *ripti* und in *silki* seine Gegenstücke hat, *suartan* aber in *rauþan ok rióþan* und in dem, was über das Äußere des jungen Jarl ausgesagt wird. Weder *hǫrui* noch *suartan* darf man danach beseitigen, also nicht etwa, um die Stelle lesbar zu machen, mit F. Jónsson *hǫrund-svartan* einsetzen, 'den Hautschwarzen', — abgesehen davon, daß der Ausdruck, da die Germanen keine Negersklaven hatten, viel zu stark wäre. *Suartan* ist, wie ich gleich — auch gegen Detter-Heinzel, Sæmundar Edda II, 594 — bemerken möchte, nur auf die Haarfarbe zu beziehen. Nach Analogie der anderen Stellen können wir aber allerdings auch eine Aussage über die Hautfarbe und ebenso eine über die Augen erwarten, wenn auch natürlich nicht mit voller Bestimmtheit; denn es ist wohl möglich, daß der Dichter Züge, die ihm schön dünkten, hervorhob, aber bei ihrem Gegensatz nicht so lange verweilte. Jedenfalls vermissen wir das Verbum zu *hǫrui*, und am nächsten liegt da wohl die Annahme, daß vorher ein Verspaar ausgefallen ist, das aber dann natürlich nicht allein dieses Verbum, sondern auch Elemente der Personsbeschreibung enthalten haben wird.

Wie bei F. Jónsson ist auch bei Gering in seiner Eddaübersetzung das *hǫrui* beseitigt, was, wie wir schon sahen, nicht angeht; er sagt: 'seine Haut war gelb, sein Haar war schwarz', und eine Anmerkung dazu klärt uns nicht etwa darüber auf, daß der Übersetzung eine Konjektur zu Grunde liegt, sondern lautet: 'Gelbe Hautfarbe und schwarzes Haar werden oft als Kennzeichen der Sklaven genannt'. Man wäre ihm dankbar, wenn er für diese gelbe Haut der Sklaven einen der angeblich vielen Belege beibrächte.

Grundtvig nahm, worin ihm später Bugge zustimmte, Anstoß daran, daß *hǫrr* ohne Epitheton, durch das es als grobes, schlechtes Linnen bezeichnet werde, als Gegensatz zu *ript* gebraucht sein soll, und las:

hǫrvi klúrum
kona vafði
hǫsvan ok svartan.

Das ist metrisch nicht ganz einwandfrei, was indes bei einem Denkmal mit so vielen Unregelmäßigkeiten weniger verschlägt. Auch daß *klúr* nur aus dem Neuisländischen bekannt ist, könnte höchstens gegen den Wortlaut des Besserungsversuches, nicht gegen seine Begründung im allgemeinen sprechen.

Aber man wird sich wohl damit abfinden können, wenn der Gegensatz zwischen dem jungen Thræll und dem jungen Karl nicht auch in der Art ihrer Windeln deutlich zum Ausdruck kommt. Und vielleicht wird man auch zu erwägen haben, ob *hǫrr* an unserer Stelle nicht 'unversponnener Flachs' bedeutet; denn für Linnen wird das Wort nur gelegentlich in Poesie gebraucht, sonst und auch in allen jüngeren skandinavischen Sprachen bezeichnet es die Leinpflanze, beziehungsweise das aus ihr bereitete Spinnmaterial; und gerade letzteres ist wohl die ursprüngliche Bedeutung, s. Falk-Torp, Et. Ob. I, 323.

Hǫsvan ok svartan nahm dann auch Bugge, Edda 402 (in den Tillæg og rettelser) auf. Aber *hǫs* 'grau', hier der Alliteration mit *hétu* wegen eingesetzt, paßt nicht gut für die Haut. Dann fehlt hier noch immer etwas über die Augen. Bugge verzichtet a. a. O. wie ich denke mit Unrecht auf eine Aussage über das Einhüllen des Kindes, vermutet aber, daß nach *Thræl* 4 Halbverse ausgefallen seien, in denen von den Augen die Rede war; daß das für die Beschreibung blöder, häßlicher Augen viel zu viel ist, da die des Jarl selbst nur in zweien geschildert sind, liegt auf der Hand.

Ich möchte jedenfalls für diese Beschreibung der Augen nicht mehr als éinen Halbvers in Anspruch nehmen, und da das gewöhnlichste Wort für 'stumpf, blöde' *slær*, im Neutr. Pl. *slió* ist, kann dieser sehr gut gelautet haben: *slió uóru augu.* Das wäre ein recht passendes Gegenstück zu *riþuþu augu,* wie es vom jungen Karl heißt.

Der nächste Halbvers, der mit diesem reimen müßte, hätte dann die Verbindung mit dem Erhaltenen herzustellen. Solchem Zwecke entspräche ein *sueiþ hón rifnum,* womit auch Grundtvigs Bedenken Rechnung getragen wäre.

An einen ähnlichen Ausdruck vor *hqrui suartan* haben wohl auch Detter-Heinzel gedacht, wenn sie a. a. O. 593 dazu bemerken: 'Wahrscheinlich fehlt vorher ein Verspaar, das den Begriff »einwickeln« enthielt'. An solchen Ergänzungen könnte man indes aus einem stilistischen Grunde Anstoß nehmen, weil das Verbum zu *hqrui* — abgesehen vom Adjektivum *rifnum,* auf das unter Umständen zu verzichten wäre, — einem vorausgehenden Verse angehört. Derartiges ist in westgermanischer Poesie das Gewöhnliche. Hier fällt in der Regel ein Satz- und Sinnabschnitt an den Schluß des ersten Halbverses. Aber im Nordischen ist das überhaupt selten, und auch unser Gedicht verrät sonst keine derartigen Neigungen. Bugge findet daher in seinen Tillæg og rettelser (S. 402): det vilde ikke være heldigt, at *hqrvi* stod i en anden vershalvdel end det Verbum hvoraf det er styret, und verwirft *hqrvi* ganz, trotz *ripti* und *silki.*

Dazu kommt nun noch etwas anderes. In den Parallelstellen zeigt sich eine feste Ordnung in der Erzählung, und zwar steht dort immer die Personsbeschreibung am Schluß. Vorher ist von Geburt, Taufe, Einhüllung, Namengebung die Rede. Man möchte daher am liebsten auch hier diese Reihenfolge

voraussetzen. Dann ist *suartan* um zwei Halbverse herabzurücken und in einen anderen — zu ergänzenden — Zusammenhang zu bringen. An seiner Stelle stand vielleicht ein Verbum fin. — *sueip hón* z. B., so anlautend wie *suartan* —, vielleicht auch ein Part. Perf. also *huldan, uafþan, sueipinn* oder *uarþan* von *ueria;* und gerade letzteres ließe es begreiflich erscheinen, warum eine Verschränkung mit einem Vers eintrat, in dem ein ähnliches Wortbild, *suartan,* an gleicher Stelle stand; doch möchte ich auf diese Möglichkeit weiter kein Gewicht legen.

Sind diese Erwägungen berechtigt, so erhebt sich die Frage, welches Wort in Verbindung mit *suartan* einen Halbvers gebildet haben kann, und das ist ja, — da das Vorbild *rauþan ok rioþan* vorliegt, — zugleich auch die Frage, wie neben der schwarzen Haarfarbe die der rosigen oder lichten der Freien und Adligen entgegengesetzte Hautfarbe bezeichnet worden sein mag.

Kaum empfiehlt sich da besser ein andres Wort als das Adj. *sámr* 'dunkel, mißfarbig', das auch im Norwegischen als *saam* teilweise in der Bedeutung 'matt, stumpf' fortlebt. Der Ausdruck *sámr* scheint mit Vorliebe von der Haut der Lappen verwendet worden zu sein, wenn es kein Zufall ist, daß der Sohn Oðins und der als Lappin gedachten Göttin Skaði *Sámingr* heißt. Müllenhof hat DA. 2, 56 sogar die Vermutung ausgesprochen, daß das Adjektiv von dem Wort *Sabme,* Pl. *Sameck* ausgehe, womit die Lappen sich selbst bezeichnen, und hält jenes *Sámingr* für eine patronymische Bildung. In der Tat ist es nur eine Substantivierung nach Art von *Svertingr, Hvítingr, Birtingr* neben *svartr, hvítr, biartr,* und das zu Grunde liegende *sámr* ist kein Lehnwort, sondern scheint mit aind. *çyâma* 'dunkel, schwarz' lit. *szẽmas* 'grau' zusammenzuhängen, s. Falk-Torp, Et. Ob. II, 149. Immerhin aber mögen die Norweger jenen Namen der Lappen aus ihrem *sámr* verstanden haben.

Von der Hautfarbe kann es jedenfalls gebraucht werden. Ja es fügt sich, daß in einer der Heiđreksgátur der Hervararsaga auch die Verbindung *svartr ok sámr,* auf Haar und Haut bezüglich, überliefert ist. Das Rätsel, dessen Lösung '*gláðr fǫlnaðar á arni*' ist, lautet:

Meyjar ek sá
moldu glíkar,
váru þeim at beðjum bjǫrg,
svartar ok sámar
í sólviðri,
enn þess at fegri, er fára of sér.

Ich möchte also an unserer Stelle ganz parallel zu *rauþan ok rióþan* ergänzen: *sáman ok svartan.* Es wird sich dabei um eine nicht erst für den besonderen Zweck erfundene alliterierende Verbindung handeln.

Im nächsten Halbvers stand dann notwendig etwas über die Augen. Und wenn wir hier das früher schon gefundene *slió uóru augu* einsetzen, so paßt es gleich vollständig, sofern der Halbvers mit dem vorigen alliteriert, und die Alliteration, den Hauptstab, an der richtigen Stelle trägt. Die ganze Aussage über den jungen Thrǽll würde danach gelautet haben:

Ióþ ól Edda,
iósu uatni
hǫrui uarþan
hétu Thrǽl,
sáman ok suartan,
slió uóru augu.

Ich möchte übrigens meinen ganzen Herstellungsversuch im Einzelnen als nichts wie eine Vermutung geben.

Ganz gesichert ist aber das schwarze Haar des Knechtes durch das erhaltene *suartan.*

Wenn der Knecht als schwarzhaarig und, wie ich vermute, auch als *sámr* 'dunkelhäutig, mißfarbig' geschildert wird, so ist aber deshalb bei ihm nicht, wie etwa bei dem *Suarthǫfþi,* von dem nach Vǫl. en sk. 5 die *seiþberendr* herstammen, an einen Lappen zu denken, was, um Mißverständnisse auszuschließen, ausdrücklich hervorgehoben sei. Von der Dirne Thír, der Braut des Thræll, heißt es im Gedichte nämlich späterhin unter anderem *niþrbiúgt er nef,* was freilich Gering übersetzt 'die Nase war platt' und auch andere auf eine 'eingedrückte' Nase gedeutet haben. Aber in Detter-Heinzels Kommentar ist mit Recht hervorgehoben, daß das Wort nur 'herabgebogen' bedeuten kann und eine gekrümmte Nase bezeichnen muß. In dem Dönsk Ordabók von Jónas Jónasson finde ich dänisch *en kroget næse* wiedergegeben durch *niðrbjúgt nef,* woraus erhellt, daß dies der gewöhnliche isländische Ausdruck für Hakennase ist. Auf Lappen paßt das gar nicht; und offenbar soll nur ein zufälliger, individueller Zug des Derben, Unschönen hervorgehoben werden. Geradeso hat Thír, die Dirne, im Gedicht ja auch das Epitheton *gengilbeina* 'die mit Beinen wie Wiegenkufen, die O-beinige'; auch das ist hier keine Rasseneigenschaft. Und unter ihren Töchtern heißt eine *Œkkuinkálfa* 'die mit geschwollenen, übermäßig dicken Waden', eine *Trǫnubeina* 'die mit Beinen wie ein Kranich', eine *árinnefia,* was ich als 'Kupfernase' verstehe. In der Zs. 36, 48 habe ich auf einen ähnlichen altgermanischen Frauennamen einer Liberta, also ehemaligen Sklavin, aufmerksam gemacht, den eine bei Wiener-Neustadt gefundene römische Inschrift uns überliefert, nämlich *Strubiloscalleo,* d. i. 'Strobelkopf', mit alt- und neunord. *skalle* 'Kopf' zusammengesetzt.

Mit all dem sollen nicht Rassenmerkmale angegeben werden, sondern, wie gesagt, nur individuelle Züge, die als nicht schön galten, und die insofern für

die Knechte charakteristisch sind, als diese eine Auslese des Häßlichen darstellen und zwar aus verschiedenen Gründen; wegen ihrer Herkunft allerdings auch zum Teil, daneben wegen der geringen Körperpflege, und vor allem, weil den schöneren unter ihnen, besonders weiblichen Geschlechts, beziehungsweise deren Nachkommen ein Aufsteigen in höhere soziale Schichten möglich war.

Es handelt sich ja übrigens in der Rígsþula um bei Acker- und Viehwirtschaft gebrauchte Knechte; als solche dürften Lappen kaum viel Verwendung gefunden haben, weil sie von Haus aus diese Arbeiten nicht verstanden; auch wohl, weil sie, an ein Jägerleben in der Wildnis gewöhnt, zu leicht entlaufen wären. Für ein Vorwiegen dunkler Komplexion sind auch, wenn die Zahl der Knechte aus den in der 'vestrvíking' Gefangenen ergänzt wurde, also unter andern aus Romanen, Iren, Cymren, die Bedingungen gegeben. Wenn der Thræll der Rígsþula schwarz ist, so besagt dies aber zunächst auch nur, dass diese Haarfarbe im nordischen Altertum weniger geschätzt war. Daß dies der Fall, daß sie auch moralisch schlecht bewertet war, — wie wir Ähnliches schon von der roten erfahren haben —, darüber kann es aber keinen Zweifel geben. Verbindungen wie *lítill ok svartr* 'klein und schwarz', *lágr ok svartr* 'kurzgewachsen und schwarz', *ljótr ok svartr* 'häßlich und schwarz', *illr ok svartr* 'böse und schwarz' beweisen das zur Genüge. Hierher gehört es z. B. auch, wenn es in der Njálss. 25 von Grímr, dem zweiten Sohne Njáls, heißt: *hann var svartr á hár ok þó fríðari sýnum enn Skarphéðinn,* 'er war schwarz von Haar und doch schöner von Aussehen, als Skarphedinn' — so hieß der ältere —, eine Stelle, die übrigens in ihrer Art nicht allein da steht.

Mittelbar hat diese Geringschätzung der schwarzen Haarfarbe allerdings darin ihren Grund, daß sie die-

jenige fremder, ungermanischer Bevölkerungselemente war, und ihr steht als ergänzendes Gegenstück die hohe Wertschätzung der blonden gegenüber, die kaum einen deutlicheren Ausdruck finden könnte, als darin, daß ags. *fæger,* engl. *fair,* das ursprünglich nur 'schön' bedeutet, später geradezu die Bedeutung 'blond' angenommen hat.

DER VOKALISMUS DER TONSILBEN IN DEN DEUTSCHEN NAMEN DER ÄLTESTEN KÄRNTNISCHEN URKUNDEN.

EIN BEITRAG ZUR ALTBAIR. GRAMMATIK.

Von

PRIMUS LESSIAK.

Das Kronland Kärnten darf sich rühmen eine vortreffliche Ausgabe seines ältesten historischen Quellenmaterials zu besitzen: es sind dies die Monumenta historica ducatus Carinthiae, die im Laufe der Jahre 1896 bis 1906 vom Landesarchivar Dr. A. v. Jaksch in 4 Bänden herausgegeben worden sind. Die in vollem Umfang gewahrte diplomatische Treue in der typographischen Wiedergabe der Texte — ich verweise auf die Einl. zu Bd. I, S. X ff. — die sorgfältige Unterscheidung zwischen Original, Kopie, Innovation und Fälschung, der auf gründlicher Durchforschung des Urkundenmaterials und auf inniger Vertrautheit mit der kärntnischen Geschichte beruhende kritische Apparat und die daraus sich ergebende Zuverlässigkeit in der Datierung, kurz die Gewähr einen vollgültigen und bequemen Ersatz für die Originaltexte in der Hand zu haben und an der führenden Hand eines gediegenen Sachkenners und Spezialisten trotz eigener großer Lücken in diplomatischer und historischer Schulung vor nichtfachmännischen Entgleisungen gefeit zu sein, legten mir den Gedanken

nahe, dieses Material, genauer: die darin enthaltenen 'Germanica' einer sprachgeschichtlichen Untersuchung zu würdigen.

Freilich ist der Versuch, so mannigfaltigen Elementen, wie sie eine Urkundensammlung darstellt, ein brauchbares Resultat abzugewinnen, gewagt und ich bin weit davon entfernt mich der Täuschung hinzugeben, als böten die sprachlichen oder besser orthographischen Wandlungen, wie sie in den Urkunden zu Tage treten, ein getreues Spiegelbild von der Entwicklung der 'höfischen'[1]) Umgangssprache in Kärnten. Daß diese und nicht die eigentlichen Volksmaa. in Betracht kommt, brauche ich wohl nicht näher zu begründen und die Existenz besonderer, landschaftlich natürlich verschieden gefärbter Hof- oder Herrensprachen, deren Träger die sozial höher stehenden Schichten waren und die sich von den eigentlichen Volksdialekten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur in Bezug auf Wortschatz und Ausdrucksweise unterschieden, sondern auch in der lautlichen Entwicklung z. T. ihren eigenen Weg gingen, wird man, wenn man sich die gesellschaftlichen Verhältnisse im Mittelalter vor Augen hält, wohl kaum ernstlich bestreiten können. Da die 'Herren' viel beweglicher und fremden Einflüssen weit stärker ausgesetzt waren als die an der Scholle klebende Landbevölkerung, von der sie sich absonderten, zudem über ein größeres Territorium verstreut lebten und doch in regem Verkehr miteinander standen, so mußte sich innerhalb dieser Kreise notwendig eine sprachliche Ausgleichung vollziehen, als deren Ergebnis jene Standes-*κοινή* zu betrachten ist.[2])

[1]) Der Ausdruck 'höfisch reden', dh. nach Art der Herren oder Städter sprechen, ist in Kärnten noch heute üblich; vgl. Beitr. 28, 2.

[2]) Die aber selbstredend nicht mit der Dichtersprache verwechselt werden darf, wenngleich sie die Vorbedingung zur Ausbildung einer solchen bildet.

Ob dieses Ergebnis nun im Verhältnis zum jeweiligen Entwicklungsstadium der Volksmaa. einen progressiven oder regressiven Charakter hatte, ist ein Problem, das nur unter Berücksichtigung der verschiedenen kulturellen und politischen Beziehungen der einzelnen Landschaften behandelt werden kann. Für Kärnten liegen die Kulturzentren in Norden, von hier ging auch im Mittelalter die Kulturbewegung vorzugsweise aus. Da die Maa. des bajuwarischen Südens im Gegensatz zum Donaugebiet bis heute ein sehr altertümliches Gepräge bewahrt haben, so dürfen wir wohl annehmen, daß die höfische Umgangssprache in Kärnten den Volksmundarten im allgemeinen in der Entwicklung voraus war, und in der Tat haben die Bauerndialekte in vielen Fällen die auslautenden Vokale noch erhalten, wo sie in der Herrensprache — wenn wir den schriftlichen Zeugnissen Vertrauen schenken dürfen — bereits im 13., ja z. T. schon im 12. Jh. geschwunden waren. — Mögen aber auch, um auf das eingangs Gesagte zurückzukommen, die geschriebenen Formen die gesprochenen vielfach nur undeutlich widerspiegeln, so bietet eine Untersuchung derselben immerhin einige Fingerzeige. Vor allem liefern Ortsnamen ein ziemlich brauchbares Material, da sie durchschnittlich von der Tradition weniger beeinflußt sind als die Personennamen. Sehen wir einen ON von verschiedenen, zu einander aller Wahrscheinlichkeit nach in keiner Beziehung stehenden Quellen in gleicher Weise wiedergegeben, so dürfen wir wohl daraus folgern, daß wir es mit der (in der vornehmen Gesellschaft) üblichen Lautform desselben zu tun haben, und von solchen Fällen ausgehend dürfen wir uns mit der nötigen Vorsicht auch allgemeinere Schlüsse erlauben. Übrigens ist eine Untersuchung der orthographischen Wandlungen, die ja im letzten Grunde doch zumeist auf lautliche zurückgehen, an sich wichtig und inter-

essant genug, um ein solches Unternehmen zu rechtfertigen.

Die in den Monumenta enthaltenen auf Kärnten bezüglichen Urkunden reichen vom Jahre 811 bis 1269.[1]) Zwar trägt die erste in Kärnten geschriebene U. das Datum 888, doch erst vom Beginn des 12. Jhs. können wir von einer heimischen Tradition reden, denn erst da entstehen eigentlich heimische Kanzleien. Darunter nimmt die Gurker (G) den ersten Rang ein, deren Quellen in Bd. I und II vereinigt sind und aus der wir in I 90 v. J. 1136 das älteste Original besitzen. Von den übrigen sind hervorzuheben: St. Georgen am Längsee (StG), Millstatt (M), Ossiach (O), St. Paul (P), Viktring (V). Die Urkunden der kärntnischen Herzoge bezeichne ich mit H. Von außerkärntnischen Provenienzen stammen die meisten aus Salzburg (S), das insbesondere im 12. Jh. einen merklichen Einfluß auf die kärntnischen Kanzleien zumal auf die Friesacher Filiale (FS) ausübt, eine Anzahl auch aus Freising (Fr), Brixen (Br), Bamberg (Ba) und Aquileja (A). Für die UU. der deutschen Kaiser und Könige gebrauche ich die Abkürzung R (Reich).[2]) Ohne Gefahr zu laufen ein einseitiges Bild von der Schreibtradition zu geben, konnte ich in dieser Untersuchung außerkärntnische Provenienzen nicht völlig ausschalten; und nicht selten sind es gerade

[1]) U. z. sind I 39 bzw. III 508 vor 1100, I 169 bzw. III 884 vor 1150, I 376 bzw. III 1488 vor 1200 geschrieben; selbstverständlich gilt dies nur von den Originalen, und diese habe ich ja auch hauptsächlich berücksichtigt.

[2]) Weitere Abkürzungen sind: O (Original), F (Fälschung), I (Innovation), K (Kopie). Die Daten sind in folgender Reihenfolge geordnet: 1. Band, 2. Nummer der U. 3. Charakter derselben, ob Original usw. 4. Ort bzw. Kanzlei. Bei Urkunden, deren Herkunft aus einer bestimmten Kanzlei nicht mit Sicherheit ermittelt werden kann, setze ich die betr. Abkürzung unter Anführungszeichen. In Klammern wird, wenn nötig, die urkundende Person hinzugefügt. Die besternten Jahreszahlen bei Kopien beziehen sich auf das Datum des Originals.

fremde Schreiber, die von der heimischen Überlieferung weniger beeinflußt zur Aufhellung der sprachl. Verhältnisse beitragen. Bemerkt muß werden, daß die Viktringer Kanzlei erst zu Beginn des 13. Jhs. ihr fremdartiges Gepräge abstreift (das Kloster, 1142 gegründet, wurde von französischen Mönchen besiedelt).

Ich habe nur die Urkunden bis 1200 einer gründlichen Untersuchung unterzogen, aber auch die des 13. Jhs. durchgeprüft und sie, soweit sie einen Ausblick auf die weitere Sprachentwicklung gestatten, zum Vergleich herangezogen. Leider erlaubt es mir der zur Verfügung stehende Raum nur den Vokalismus der Stammsilben zu besprechen und auch hier mußte ich auf manche Detailangabe verzichten und mich in der Anführung der Belege in den meisten Fällen auf das 12. Jh. beschränken. Die Vokale der Nebensilben und den Konsonantismus gedenke ich in späteren Aufsätzen zu behandeln.

1. Quantität der Vokale. Sie bleibt meist unbezeichnet, doch finden sich die Längen gelegentlich durch Zirkumflexe oder Doppelschreibung angedeutet, worauf ich bei Besprechung der einzelnen Vokale zurückkomme. Nur ein paar Fälle allgemeiner Art möchte ich hier zusammenfassen. *a*) Bemerkenswert ist eine Reihe von Beispielen, in denen kurzer Vokal vor *r* mit einem 'Dach' versehen wird:

Vuêriant (3mal), *Pêrnhardi* neben *Vueriandi, Pernhart, Kerhoh, Eparger* u. a., die weiteren Fälle siehe unter *â*; *ô* steht für *uo (Ôdal-), û* haben *Hûs* (ON) und *Tûto* (hier wohl = *uo*) III 89, K *927; *Gûrch* (Gurk, sonst mit *u*, vgl. slow. *Krka*) *de Pôrt* neben *Cholnâr* (PN) *Jûn* Jaun, ON, doch auch *Pûstirs* Pustritz III 1108 O 1167 FS; *Wârth* ('colliculum') *Vôr* ON (wohl = slow. *Bor*) III 1116 O 1168 Leibniz 'S', die weiteren Beispiele siehe unter 'Dehnung vor *l*'; *insula quod in vulgari wêrt vocatur* I 297 O 1176 G, *de Hârde* neben

Gêr(onis), *Hûninburg* Heunburg, *Maltîne* Maltein, *Îvn* (s. o.) III 1452 O 1195 StG, *Sûrberch* Sürberg (*uo?) III 1478 O 1198 S (beide UU. von demselben Schreiber), *de Ôrt* I 374 O[2] 1199 'G'; *Chârlsperch, Mêrhi* (Zuname) IV 1653 O 1211 M; *Pêrner* PN III 1131 Trad.-Cod. 2 P Anf. 13. Jh.; *ûrve* 'Urfehde' IV 2529 O 1252 Lieserhofen (2mal); vgl. auch *vrûchy* (!) IV 2320 O 1245 A, *Pêrchtold* IV 2728 K 14. Jh. Zu *Ôbrundôrf* III 380 und *Dôrnberhc* III 1512 s. u. '*o*.' Die angeführten Beispiele lassen vermuten, daß in einem Teil des bair.-österr. Sprachgebiets vor *r* frühzeitig eine Dehnung bzw. Brechung kurzer Vokale in gewissen Fällen eingetreten ist; vgl. unter 6. *ue*, *uo* für *u* vor *r*. *b*) Auch vor *l* ist kurzer Vokal zuweilen zirkumflektiert: *Mûlzpuhil* (3mal) Molzbichel, *Sûlca* neben *Sulca* (slow. *Zolkava*; die übrigen Beispiele — sie betreffen slaw. *ā* und *ĕ* — sind alle regelmäßig außer *Tîuina* Tiffen) III O 328 1060—1076 St. Lambr.; *Chûlm* (slow. *holm* *chlŭmŭ*), *Hôlnek* — *Lônsberg* hat wahrscheinlich slaw. *ǫ* (d. i. *ǭ*[n]) *Wârth, Vôr* s. o. *Pîber* Biber bildet eine Ausnahme — III 1116 s. o. Die Fälle sind indes zu vereinzelt, um daraus einen Schluß ziehen zu können. Dagegen scheint die Länge des *a* in *Kâlho* (für älteres *Kadalhoh*) I 430 O 1211 G — dieselbe U. bietet noch *Gerlôh* — in dem *Ceelsach* Zeltschach, *Ceelsachenses* der U. I 197 F 1195—1203 G eine Stütze zu finden. Der letztere Name lautet in älteren UU. *Zedelzach, Cedelscach, Sedeltsah* und entspricht einem slow. Lok. **Sedlĭčach(ŭ)* zu *sedlo*. Nun ist es eine bemerkenswerte Erscheinung, daß im Laufe des 12. Jhs. *Adal-(Adel-), Uodal-(Uodel-)* in PN zu *Al-, Uol-* wird außer vor anl. Vokal des 2. Bestandteils; ebenso verwandelt sich *Zedel(tsach)* in *Zel(tsach)*; die ältesten Belege [1]) hiefür sind *Zelsach*

---

[1]) *Zulssah* in I 4 O 898 R kann, wenn wirklich mit 'Zeltschach' identisch, auf Grund der übrigen Belege aus dem 10. und 11. Jh. nur als Schreibfehler angesehen werden.

III 616 O[1–2] 1137 FS (in ders. U. jedoch *Adlpero*); *Alker, Celsahc* neben *V̊delscalcus* I 214 O 1130 'G': *Õlricus* III 1042 O 1162 A und III 1099 O 1167–81 S; *Albero* neben *Ŏdalricus* III 1103 mod. K aus O 1167 FS; III 1108 O 1167 FS usw. In den achziger und neunziger Jahren des 12. Jhs. überwiegen schon durchweg die verkürzten Formen und im 13. erlangen sie fast die Alleinherschaft, während die UU. vor der Mitte des 12. Jhs. sonst ausnahmslos 2silbige Formen bieten. Bei der großen Masse solcher Zusammensetzungen vgl. *Adal-(Adel-)pero, -preht, -ger, -goz, -hart, -heit, -hoh, -man, -mar, -ram, -wart; Uodalrich, -scalch* usw., die alle dieser Umgestaltung unterliegen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir es hier mit einer lautgesetzlichen Entwicklung zu tun haben, und die oben angeführten Beispiele mit Längezeichen bzw. Doppelschreibung sprechen dafür, daß für den Silbenverlust Ersatzdehnung eingetreten ist.

In einigen Fällen erscheint 'gedehnter' Vokal auch vor *h*: *Rêhwin* PN III 892 Trad.-Cod. 2 P Anf. des 13. Jhs. neben *Wîhpot; Mêhtilt* III 1423 Trad.-Cod. 2 P; *Trûhs* Trixen ON III 1436 O 1194 H neben *Gêr* PN *Lêpîn* ON; *Flâhsperch* III 1738 O 1217—30 M (Meinhard III v. Görz) neben *Chrâzt* (slow. *Chrāst*), *Gêgendorf* (sonst *Gegin-*, *Geind.*), *Griuênperg* Greifenburg (für *Grîuen-*?), *Scêllenstein* ist wohl Schreibfehler; *Vûchsel* PN 'Füchsel' II 617 O 1254–57 G. Andere Beispiele mit Zirkumflex sind zweifelhaft, ich hebe hervor: *Chrâft* PN I 348 O[2] 1190 G gegen *Chraft, Craft* in O[1], O[3]; *Prûst* PN I 201 K 1173–91 G *Engelrâmus* II 555 O 1238 G (gegen *-rammus* in anderen UU.) spricht viell. für Längung des 'auslautenden' *-ram; de Hâge* III 1161 Trad.-Cod. 2 P; s. auch unter § 3 u. 5.

Von UU., die die Vokallänge in einer großen Zahl normaler Fälle bezeichnen, sind die St. Pauler hervorzuheben; vgl. bes. Trad.-Cod. 1 u. 2, von denen

der erste aus dem Anfang des 12., der zweite aus dem Anfang des 13. Jhs. stammt. Unter den Gurker Schreibern liebt es Gebeno 1203—26 Dehnungszeichen zu setzen, auch bei Konrad 1145—78 finden sie sich zuweilen [1]).

2. *a, â* u. *ä, æ*. *o* für *a* finde ich nur in Aquilejer Urk., vgl. *Wọlterperhtoldus* III 1349 O 1188—90. Häufiger kommt der umgekehrte Fall vor u. z. ebenfalls in Urk. ital. Provenienz und nur vor *l*, vgl. *Walferam* III 203 O 1001 Verona, *Regenaldus, Arnaldus* III 239 K 15. Jh. (*1027) Verona, *Bertaldus* III 495 K 1263 (*1090) 'A', *Liutaldus* III 475 O 1085 Padua.[2]) Von kärnt. UU. hat *a* für *o* nur IV 2975 in *Valchenmarcht*. Ausser der Papst-U. IV 1982 erscheint der Name sonst stets mit *o* oder *ǒ* (heute: Völkermarkt).

Was es mit dem *a* in *Sappffenberch*, Soffumbergo III 1381 O 1191 (geschr. v. Propst Ekkehard v. Maria Saal) für Bewandtnis hat, vermag ich nicht zu sagen; der Name erscheint sonst als *Sorben-, Sorphenberch* vgl. IV 1540, 1587. Sollte ein **Scharphenberch* dahinter stecken?

Die Länge wird öfter mit Zirkumflex bezeichnet; ich hebe nur *Pâpo*, *Frîesâh* III 89 K (*927) S hervor. *Pâpo* auch in III 91 aus demselben Codex. Das Beispiel *Frîesâh* lehrt, daß slaw. *a* auch in nebentoniger Silbe als Länge übernommen wurde.

Der sek. Umlaut des *ā, ă* wird mit *æ, e*, gelegentlich auch mit *ea, ê* wiedergegeben; zuweilen wird auch die Länge durch Zirkumflex oder Doppelschreibung angedeutet. Die UU., in welchen der Uml. am frühesten

[1]) Vokalkürze scheint die Doppelschreibung des Konsonanten in *Obbernburgensis* (3 mal) IV 2818 O 1263 H?; *Obbernburch* 2666 O 1257 'Oberburg, Krain'; *Collo* neben *Cholo* IV 2742 (Moggio) anzudeuten.

[2]) Es hängt dies offenbar damit zusammen, dass im Ital. *a* und *o* vor *l* um diese Zeit bereits zusammengefallen waren. Vgl. Meyer-Lübke Ital. Gram. § 85.

zum Ausdruck kommt, sind fremder, insbes. Salzburgischer Herkunft. Den 1. Beleg bietet III 751 O[1] 1142 S in dem ON *Kæzze* daneben *Kazhe* (Katsch, ma. *Khatš* mit hellem *a*); A[2] schreibt in beiden Fällen *Kæzsze;* III 786 O 1144 S hat dafür *Keske*. Vgl. ferner die vom Salzb. Notar Rupert geschriebenen Urk. III 777 (1144) *Buhelæren, Hertwicus*; I 138 (1145) *Hertwicus, Scaffære* PN; I 185 (1154) *Erbendorf* Arndorf mit hellem *a*, **Arbin-* zu *Arbo.*[1]) Das 1. Beispiel aus kärnt. Kanzleien bietet III 1008 O 1160 FS: *Kætse* Katsch, und kärnt. Aussprache spiegelt sich wieder in den an Gurk adressierten Papsturk. I 256 O 1169 und I 329 O 1184 mit *Drehsilpach* (Draschelbach mit hellem *a*) *Choherist, Choerist* (*h* steht für *s*) ma. *Gǫsārest*; die Gurker Kanzlei bezeichnet sek. Uml. erst seit Gerloh 1181—89; Konrad s. o. schreibt noch durchgehends *a*, Arnǫld 1185—1203 und Albert 1197—1216 in der Mehrzahl der Fälle; desgl. hat Gebeno s. o. mit ganz wenigen Ausnahmen *a*. Im 13. Jh. gewinnt der (geschriebene) Uml. immer mehr an Verbreitung, aber ganz durchzusetzen vermag er sich nicht. Sehr inkonsequent ist in der Regel die Wiedergabe desselben: vgl. z. B. I 526 O 1230 'G': *Havenærburch, Hærtwicus, Dræzeldorf, Prennêr, Zvetz* (zu diesem Namen vgl. I 384 *Zwatiz*, IV 2155 *Zuenz*, IV 2984 *Swætz*; er entspricht slaw. *Svętici*, *ę* = *ę* *). Bemerkenswert ist es, dass 'ital.' UU. für sek. Uml. regelmässig *e* schreiben.

Hervorzuheben wären einige Fälle, in denen sek. Uml. durch ein *i* des 2. Kompositionsteils hervorgerufen wurde. *Hærtfridus* I 340 O 1188 'S', *Hert- Hærtnit (-nidus)* I 336 O 1186 G, I 343 O 1189 G, I 344 O 1189 FS, III 1206 O 1176 Federaun 'Ba'; vgl. auch III 911, I 418 O[1] (dag. O[2]!) u. a. *Hert-, Hært-, Heart-*

[1]) Rupert scheint zwischen *e* = *ä* und *æ* = *ä* zu unterscheiden.

wic(us) s. o. Rupert, ferner: I 333 O 1186 G, I 343 O 1189 G, I 344 O 1197 G, III 1206 O 1176 'Ba', III 1358 O 1189 FS ua. *Hædrichsdorf* IV 2569 O 1254 H (Schreiber Berthold), ebenso IV 2984 O 1268 S, sonst erscheint der Name als *Hadriches-, Adrichesd.* — *Hænwicum* II 556 O 1226 G, bei Förstemann nicht belegt. Der 1. Teil scheint mit dem *Hanu- Han-* in Komp. wie *Hanubald, Hanswind, Hanulf* (s. Förstemann Sp. 746 f.) identisch zu sein. — *Meht-, Mêht-, Mæth-, Mæht-, Maechtilt (-ildis)* II 674 O 1266 G, III 624, 1073, 1423, 1428 sämtl. aus Trad.-Cod. 2 St. Paul, vgl. auch III 1148, 1408, IV 1573, 1729, 2099, 2466, 2582, 2775. — *Mæntwinus* I 369 O 1197 G, vgl. dag. *Mantwin* III 469 K (* ca. 1085—97) Br. — *Ræh-, Reh-, Rêhwin* (neben sonstigem *Rahwin*) III 1323 Trad.-Cod. Berchtesgaden 12. Jh.; III 591, 889, 891, 892 *Rêhwin* Trad.-Cod. 2 St. Paul u. a. *Gốtfrit* s. unter '*o*'. — Bemerkenswert ist *Grêvendorf* IV 2191 (ma. *Grāfndǫrf*), *Schærphen-, Scherphinberch* IV 1938, 2099, 2100 usw., *Phâphendorf* (!) IV 2317, *Raezendorf* IV 2466 (ma. *ratsn-*), *Greuenpach* IV 2803, *Rætem-, Reten-, Rætenberch* IV 2844, die wie die vielen *Lengen- (Lengin-)bach, -berg, -dorf, -holz, -se, -velt* — vgl. auch *Rốtenberch* IV 2820 — zeigen, daß das *i* der Flexionsendung Uml. bewirkte, u. z. auch bei langen, bzw. vor primärem Uml. geschützten Vokalen,[1]) was auf frühe Palatalisierung auch in diesen Fällen schließen läßt. Erwähnen möchte ich noch: *Emzo* III 1387 O 1192 'P' (Herzog Ulrich II) *Aemzo* IV 2018 O 1231 StG gegen sonstiges (älteres) *Amizo, Amzo. Patrierchesdorf* (sonst *Patriarches-, Patriarsd.*) IV 2894 O 1266 Lienz 'Admont' (gegenwärtig *Patriāštǫrf*), *Aerbo* III 911 Trad.-Cod. Berchtesgaden 12. Jh. für *Arbo*, die allenfalls als frühe Belege für den von mir Anz. 30,

1) Vgl. Schatz, Die tirol. Ma. S. 47 f. und *Rettenbach* ma. *Rẹatn-, Rẹtnpǫx* im Mölltal. Dagegen fehlt der Uml. bei den erst seit dem 12. Jh. bezeugten Burgnamen wie *Holnekke, Rotenstein* u. a.

49 erwähnten *r*-Uml. betrachtet werden können.[1]) Hierher ist viell. auch *Cherpho* PN IV 2591 zu stellen.

Anm. Auffällig ist es, daß slaw. *ę* (d. i. *ę*ⁿ), dem heute in deutschkärntnischen Dialekten *an* oder *a* (helles *a*!) entspricht, vgl. Carinthia I, 1906, S. 147, in einer Zeit, wo sek. *a*-Uml. durchweg unbezeichnet bleibt, mit *en*, *e* wiedergegeben wird: *Zuentibolch* I 4 O 898 R, *Zuentipolc* I 6 O 903 R, *Zuentibold* III 90 K (*927 Maria Saal) 'S', *-polh* III 91 K (*927 Karnburg) 'S', *Zwentusso* (wohl **Svę*ⁿ*tuša*) III 193 K (* ca. 1000) Br. Erst um die Mitte des 12. Jhs. erscheint dafür auch *a*, *an* (= *ä*, *än*): *Zwakach* ON modern slow. dial. *Su̯ęčach*, *ę* < *e*ⁿ, III 1111 Trad.-Cod. 2 St. Paul, *Zwantschei* PN (**Svę*ⁿ-*čej*?) III 894 K * ca. 1150 Admont, *Zwantin* (**Svę*ⁿ*tin*), *Zwanzlawi* (**Svę*ⁿ*toslav*) III 1291 K *1183—94 Admont, *Zwatomer* IV 2930 (1267); *Zwatiz*, *Swætz* s. o. Daneben besteht natürlich die Schreibung mit *e* weiter: *Zwetmer* I 229 (1162), *Zwetoch* III 2180 (1239), *Zwênca*, *Zwenkach*, *Zwekach* alle aus dem 13. Jh.; vgl. noch *Zwækach* in einer U. von 1272. Dieser Widerspruch zwischen der Orthographie der ältesten Belege und der späteren Entwicklung läßt sich wohl nur so erklären, daß es sich um keine lautgesetzliche Weiterentwicklung handelt — denn da würde man *en* (aus **ën*) erwarten — sondern, daß Entlehnungen zu verschiedener Zeit mit verschiedenem Ersatzlaut stattfanden und daß man erst zur Substitution durch *ä* griff, als in der Sprache sich eben aus palatalisiertem *a* ein solches entwickelt hatte.

3. *e*. Zu erwähnen ist *ai* für *e* in *Ainglebolstorf* IV 1696, *Eingelschalc* III 723. — *a* für *ë* in *Wardenburch* IV 1940 (Pabst-U.). *Wariendus* begegnet öfter in friaul. UU. vgl. IV 1524, 2041, 2042. Die Länge ist

[1]) Das *i* in der Nebenform *Aribo* ist jedenfalls nur Svarabhakti, weist aber auf palatale Färbung des *r*. Beachtenswert ist, daß dagegen ahd. *arbeo* 'Erbe' in den heutigen Maa. prim. Uml. aufweist.

selten angedeutet: *Gêr(onis)* III 1452, *Sêwes* III 376, *Gêr* III 1436. *Gêpa* III 176, *Gêppam* III 194, (Koseform zu *Gêrbirc* u. ähnl.) Auffällig ist *Kêcil* III 624 TC 2 P. Dazu kommen die Fälle in § 1 und slaw. Namen. — *-helm* erscheint in PN normalerweise als *-halm*.

4. *i*. Zuweilen wird dafür *y* geschrieben, zumal für *î* und besonders häufig in der Stellung vor *r*. *Styrberch* Steierberg I 258 O 1169 G, *Gyrioriowa* (für *Gyriowa* Geirach), *Pylstein* Peilenstein I 333 O 1186 G, *Gyriowa* neben *Syticensis* Sitticher I 377 O 1187 G, *Gyriov* I 377 O 1200 G, *Styerberch* III 1675 O 1213 V, *Yrinch* I 197 F 1195—1203 G[1]), vgl. auch *Yrnfridi* III 964 K (*vor 1157) Adm. *Ysingrimus* IV 2345, *Ysinrich* III 1278 (doch auch öfter *Tyven* Tiffen) u. a.

Die Länge wird häufig mit Zirkumflex bezeichnet; ich hebe folgende Fälle hervor: *Hînto* III 90 K (*927) 'S' Schreibfehler?, *Îzo* III 278 K (*1050—65) Br, *Fridarîh*[2]) III 126 K (*963) 'S', *Heinrîch* III 205 O 1002—1018 StG, *Frîtil* III 775 Trad.-Cod. 2 P; vgl. dazu *Freitlinus* IV 2844. Zu bemerken ist, daß auch das *-īk-* slawischer Namensformen als Länge übernommen wurde, vgl. *Sitîch, Biswîch* I 348 O 1190 G.[3])

Die Diphthongierung kommt zuerst zum Ausdruck um die Wende des 11. Jhs. *Seifridus* III 495 K 1263 (*1090) A, *Eîtwiggi* Eitweg III 525 O ca. 1106 P; der ON erscheint sonst als *Îtwik, -wic, Itwich* (vgl. III 889, 1294, 1410), *Reichersper(gensi)* III 673 O 1136 Villach 'S'. Außer dem fraglichen *Meirisdor* III 1082 sind dies die einzigen Belege für *ei* = *î* im 12. Jh. Sehr konservativ ist die Gurker Kanzlei. Das 1. Beispiel *(Peilstain)* findet sich in einer von Albert geschriebenen Ur-

1) Daß der Name langes *i* hat, geht aus dem ON Eiersdorf im 13. Jh. *Irins-*, *Frynges-* (!), *Eyringes-*, *Eiringesdorf* hervor.

2) S. Druckfehlerverzeichnis im 3. Bande.

3) Doppelschreibung hat *Wiizensteine* III 1455.

kunde von 1208; sonst schreibt Albert (ebenso Gebeno) stets *i*. In den sechziger und siebziger Jahren des 13. Jhs. überwiegt *i* noch immer bedeutend; nur in wenigen Urkunden wird *ei* konsequent durchgeführt. — Für *ei* erscheint zuweilen *e*, vgl. oben *Sefridus*, ferner *Reuenz* (Reifnitz slow. Ribnica) IV 1675, *Chrewich* neben *Metzeltich* II 545 (sonst *Chrîwich*, später *Chrîch* Kreig. Das *o* in *Chrowich* I 497 steht wohl für *e*). *Rêdenten* Radentein II 684. Manchmal auch *ie*: *Liebniz* (sonst *Lîbniz*, *Libniz* Leibniz) III 991 O? 1159 S, ebenso III 1047 O 1162 'S.' *Vrieberch* neben *Friberch* Freiberg III 1278 O 1181 Salzburger Schreiber, *Plieburch* IV 2233 O 1241 (Wilh. v. Heunburg). Das obengenannte *Styerberch* gehört entweder hierher oder es deutet 2 silbige Aussprache an; vgl. hierzu auch *Steyerberch* II 653 Aufzeichnung von ca. 1264, *Steigerberch* II 659 O 1264 Villach, *Stêierberch* I 512 K ca. 1300 G. — Die Beispiele mit *ei* für *î* beschränken sich im 12. und Anfang des 13. Jhs. auf ON; erst um die Mitte des 13. tritt es auch in PN auf; vgl. *Weichardus* II 587 O 1249 und II 6840 O 1267, *Seiuridus* II 639 O 1260, *Veidlinus* II 643 O 1261, *Reichza* II 648 O 1264 u. 679 O 1266, *Weigandus, Weitel* II 682 O 1267 alle aus G; *Weigmannum* IV 2083 O 1234—37 Admont, u. a. Zu beachten ist, daß *ei* = *î* mehrmals mit Zirkumflex versehen wird u. z. im Gegensatz zu *ei* = *ei* in der Regel auf dem *i*, vgl. *Vreîberch, Weîlern* II 540, *Meîzeltich* (Meiselding, ma. *Mæislte*) II 545, *Meŷzeltich* I 677; vgl. auch das oben angeführte *Eîtwiggi*. Ganz vereinzelt steht *æi* für *î* in *Wæilern* IV 2122 O 1236 S (viell. für *Weilærn*; oder zeigt sich hier schon die Wirkung des *l*?).

5. *o*. Mehrfach begegnet die Schreibung *ŏ, ou, v̊, ů*: *z ŏbinentiges sêwes* III 376 K (*1070—80) Br., *Eglŏfus* (!) I 271 O 1171 G, *Movseberch* Moosburg I 488 O 1220 'G' (vgl. auch *Ourtenburc* I 491), *Mŏsburch*

4 mal, *Mǒsburch* ebenfalls 4mal II 610 O 1253 Völkermarkt, *Mǒs* III 1426 Trad.-Cod. 2 St. Paul. (*Mǔse* II 584 und *Mǔsse* III 1279 gehören wohl eher zu ahd. *musse* Sumpf). Was es mit diesen '*ou*' für Bewandtnis hat, weiß ich nicht zu sagen. Sollte die Diphthongierung des *o* zu *o*ᵘ, wie sie in den modernen (kärnt.) Maa. so häufig ist, damit angedeutet werden? In einzelnen Fällen scheint hsl. *ǒ* ein *ö* oder *œ* zu vertreten: *Chlǒle* (PN Demin. zu *klô*) I 369, sonst *Chloli, Chlœl. Mǒtnitz* Metnitz slow. **Mętĭnica* I 128 O 1144 'S', *Scǒneperch* III 517 O 1103 St. Lambrecht, *Gǒtfrid-* (2mal) III 1082 O 1164 Otaker V v. Steiermark; vgl. dazu *Gǒtfridus* IV 1618, 2992, II 577, 684. Uml. wird *ǒ* in dem slow. Namen *Cǒnuwiz* III 806 bezeichnen, während es in *Lǒnch* III 1374 die Länge des *o* ausdrücken dürfte (slav. *lǫg[ŭ]*). Gelegentlich findet sich *ô* für langes *o*: vgl. III 271, 277, 278, 279 (PN *Scrôth*), I 187 u. a.; doch steht es zuweilen auch für *ǒ*: *Lisirahôvun* (neben *-hovvn*) III 379, *zǒ Ôbrundôrf ac Dôlach*[1]) III 380, *Glanahôuvn* III 382; alle diese Beispiele aus Cod. 515 Wien, Staatsarchiv, Ende des 11. Jhs., Br. — *vôtimutti* 'Vogtscheffel', *Dôrnberhc, Glôkeli* PN, *Môspurch*, daneben *Pûŗ* (PN), III 1512 O 1201 M, die weiteren Beispiele mit Zirkumflex betreffen rom. und slaw. Namen; *Môs* IV 2600 O 1255 V, *in dem Môse* IV 2854 O Ende d. 13. Jhs.; *in Hôfe, Hôf* neben *Trûtendorf* (Truttend.!), *Vrîberch, Pǒrôlich* (?) IV 3001 O 1269 H, vgl. dazu *de Liserhǒfe* III 1474 K 13. Jh. Neustift. Viell. haben diese *ô*, falls sie nicht rein graphisch sind, z. T. dieselbe Bedeutung wie oben *ǒ*. — Diphthongische Aussprache wird *ǒ* für *o, ô* in *Ǒrtenburch* IV 2587 O 1255 H und *Landestrǒst* IV 2618 O 1256 andeuten; *o* vor *r*

[1]) *Ôbrundôrf* ist Ebernd. (sonst *Dobren-*, *Obrend.*, slow. *Dobrlaves*) nicht Oberdorf wie v. Jaksch annimmt; *Dôlach* = slow. *Dolach*; beide Namen setzen, wie die weitere Entwicklung lehrt, in der Tonsilbe *oe* voraus; es kommt hier jedoch nur auf *ô* in *dôrf* an.

sowie *ô* erscheinen heute in den meisten südbair. (und kärnt.) Maa. als Zwielaute (*ǫə*, *ǫa*). Vgl. hierzu § 12 Anm.

Spuren des Uml. von *o* begegnen vereinzelt im 11. u. 12. Jh.: *Choisil* Göschel, wohl zu slow. *košelj* I 7 ca. 1068–88; *Soyrch* Sörg **Zorike, -če* zum slaw. PN *Zora* I 199 O 1157 G. Der nächste Beleg findet sich erst in der Gurker U. I 517 O 1228 *Chloel* (s. o.), ders. Name II 545. Die Belege mehren sich um die Mitte des 13. Jhs. Bemerkenswert ist *Veȍlchenmarchet* Völkermarkt II 659 O 1264 Villach; vgl. dazu das unter *eu* = *iu* Gesagte.

Anmerkung 1. Slaw. *ǫ* in *Ostrovica* 'Osterwitz' wird in einigen alten UU. durch *a* wiedergegeben: *ad Astaruuizam* III 27 O 860 R, III 62 F ca. 977 bis 982 'S', III 154 O 982 R (die 3 UU. hängen inhaltlich zusammen). Außer *Matenz* II 619 O 1254 G für *Motenz* (s. o.) habe ich sonst keinen Beleg für eine derartige Substitution gefunden und in Hinblick auf die beträchtliche Anzahl von Beispielen, die slaw. *ǫ* enthalten, dürfen wir daraus schließen, daß *a* dem urspr. Lautwert noch nahe stand. Auf die Wiedergabe gewisser slaw. *o* durch *u* komme ich in anderem Zusammenhang zu sprechen.

Anmerkung 2. Die Namen *Roten-* und *Ratenstein,* die v. Jaksch für identisch hält, sind sicher zu trennen. Das ergibt sich auch aus einer Vergleichung der damit verbunden PN: *Heinricus* heißt stets *de Rotenstein* (7 mal), dagegen die Brüder *Otto, Eberhart, Wernhart* (zus. 6 mal) stets *de Ratenstein,* ebenso *Liupoldus* (3 mal). *Ratenstein* haben auch die 4 Aquilejer UU., in denen der Name vorkommt; das kann sicher kein Zufall sein.

Anmerkung 3. In der Wiedergabe von slow. *ǫ* (*o*ⁿ) wechselt *o* mit *on,* selbst in Fällen, wo heute *ǫn* gesprochen wird. Vgl. z. B. Glantschach (ma. *Glǫnt-*

ša[x] slow. Lok. * *Glo*ⁿ*bočach*): *Globozat* III 501, *Globzach* I 7, *Globsach* II 574, *Globzach* II 578; dag. *Glomsach* I 61 c, *Glomscach* I 389, *Glomsach* I 526.

6. *ŭ* und *ü*, *ŭ*. *a*) *ŏ* für *u* erscheint in *Lŏngow* Lungau III 516 O 1103 H, *Lŏdŏwich* III 382 K (*1070—80) Br; vgl. hierzu *Longowe* III 887, *-ewe* IV 2552; *Gorch* für 'Gurk' II 565. — *ů* für *u*: *Lůdewicus* III 1196 O 1175—91 V neben *Cůnradus, Lůpoldus; Gůndelhohus* III 1298 O 1184—92 P neben *Lůpoldus, Ůlricus, Lůtinbahc (?); Lůdwico* I 150 O 1155 G. *ue*, *uo*: *Sebuerch* IV 3003 O 1269 V, *Chlagenfůrt* IV 2373 O 1248 V, IV 2600 O 1255 V; *-fůrt* IV 2627 K Ende d. 13. Jhs.; *Ortenpůrch* IV 2061 O 1232 'St. Lambrecht'; vgl. dazu die *û* vor *r* in § 1. — Spuren der Umlautsbezeichnung beginnen im 12. Jh., falls dem *ů* in nachstehenden Beispielen diese Bedeutung zukommt: *Bůhelaran* 'Pichlern' II 692 O 1138 M, daneben *Bůch; Můlpach* I 149 K 1173—91 G; vgl. auch *Trůhsen* Trixen III 771, *Můldorf* IV 1346, *Nůzli* PN IV 2155 u. a. Dazu kommt *Sachuis* (Tschachitsch ma. *tšahītš*, sonst *Zachuz, Zsachutsi* geschrieben) III 610 O 1125—1144 Os, *Scachuez* III 1306 K 12. Jh. (*1190) Os. Erst im 13. Jh. sind die Belege etwas reichlicher, vgl. *vůnfuirdungere* Pl. e. Münze, I 437 K ca. 1264 (*1212) *Stainbivhel* IV 1859 O 1224 H, *Pŏhelæren* IV 2444 O 1250 H, *Chvengesperch* I 662 O 1264 H und einige andere. In *Subenaich* IV 2966 liegt wie in den *suben* der Gen. und Kchr., s. Mhd. Wb. II 2, Sp. 257 b, 258 a Labialisierung von *i* > *ü* vor; von einem Zusammenfall von *u* mit *i* kann im 13. Jh. noch nicht die Rede sein [1]).

b) Die Länge wird häufig durch *û* ausgedrückt. Vgl. III 89, 189, 218, 276, 282, 285, 348, 359, 394, 412, 574,

[1]) Wenn der gotische (?) Name des Lienzer Richters *Mirgoto* — vgl. IV 2903 — in IV 2994 als *Mvrgoto* auftritt, so ist *v* wohl für *y* verschrieben. Vgl. auch *ey* in dem PN *Chneyzl* IV 2975 für sonstiges *u*, *eu*.

1068, 1242, 1512. I 229, 279 u. a. Der 1. Beleg für Diphthongierung stammt aus der Mitte des 12. Jhs.; sie wird mittels desselben Zeichens angedeutet, das auch für *uo* verwendet wird[1]): *Tůnesperge* s. unter *ü*. Vgl. ferner *Brůno, Walbrůn* I 200 O 1157 G neben *Růdegerus; de Jůne* Jaun ON I 351 K Ende des 12. Jhs. G neben *Růdgerus; Zůchen* Zauchen (slow. **Sucha*) ON III 1510 O[1] 1201 FS; *Jůne* neben *Jône* I 402 O 1204 G usw. Selten und erst im 13. Jh. begegnet die Schreibung *ŏ*: *Sŭrŏwe* Saurau II 632, *Çŏch* Zauchen II 641, *Sŭrow* II 645, *Wilthŏsen* II 647. – *uo* für *û*: *Juon* Jaun hat die Papst.-U. III 1147 O 1171. — Ebenfalls erst im 13. Jh. findet sich *ov, ou,* vgl. *Zouchen* III 1510 O[2] 1201 FS; ferner IV 1538, 1689, 2197; I 562, 585 usw. — *Trôvtmannus* I 616 vereinigt zweierlei Schreibungen.

Aus der Mitte des 13. Jhs. stammen die ersten Beispiele mit *au* für *û*: *Trautmannus* II 582 O 1247 'G'; *Aursperc* IV 2378 O 1248 A, auch IV 2629; *Bavmannus* IV 2647 O 1257 H; *Hausdorf* IV 2628 O 1256 H; *Jauntal* IV 2976 O 1268 H; vgl. auch *Trôvtmanni* II 684 O 1267 G (dazu Weinhold B. Gr. § 69).

Anmerkung. Daß bereits im 13. Jh. (infolge der Diphthongierung) vor *r* Silbenspaltung eingetreten ist, lassen Schreibungen wie *Owersperch* II 545 O 1234 'G'; *Mûer* ON Mauern III 1409 Trad.-Cod. 2 St. Paul; *Tower* 'Tauern' IV 2094; *Schûwerberch* IV 2426 vermuten; s. auch IV 2627, 2628, 2805. Vgl. hierzu *Styerberch* usw. unter *i* und *Fiwer* unter *iu*.

c) ü. Der Umlaut von *û* bleibt zunächst unbezeichnet; man schreibt dafür *u* oder *û, uw* vgl. *Tûnsperg* Deinsberg zum PN ahd. *Tuni* III 1046 O 1162 FS, III 1068 O 1163 FS, *Hûnenburch* I 229 O 1162 G;

[1]) Hinsichtlich der verschiedenartigen Verwendung des *ů*, vgl. IV 1846 O 1222 S: *ů = iu eu Lůtholdus*. *= ü Můldorf*, *= uo Růdperto*, = *ü* (eigtl. '*öü*') *Kastůn* Gastein, *Kůte* Reith.

Hûninburg III 1452 O 1195 (Salzb. Schreiber?), *Tuwinsperch* III 1108 O 1160 FS, *Huwenburch* I 54 F 1196—1200 G, *Huwenburch* IV 1682 O 1213 V. Wie bei *û* wird die Diphthongierung durch *ů*, *ŏ*, *ou* angedeutet: *de Tůnesperge* III 723 O 1140 FS, *Tŏnisperc* III 724 K ca. 1150 S, *Důnsberch* I 150 O 1155 G und I 187 O 1155, *Hůneburc* I 395 O 1205 G usw. *Hovnenburch* (2 mal) II 562 O 1241 G, *Schŏfliger* 'Scheiflinger'[1] II 645 O 1263 G, *Schŏfliger* neben *Sŏfliger* II 656 O 1264 G, *Hŏnenburch* IV 2150 O ca. 1238 P.

Von *Wuistriza* III 364 K *1065—77 Br abgesehen, das slaw. '*y*' wiedergibt[2]), finden sich die 1. Belege für Umlautsbezeichnung zu Beginn des 12. Jhs.: *Ruina* Reun (sonst *Runa, Riun, Revna*) III 517 O 1103 'St. Lambr.' (Herzog Heinr. III), vgl. auch *Rvina* III 1356 O 1189 Graz; *Tivnesperhc* I 90 O 1136 G; *Tiuens-*, *Tiwensperch* I 89 'Hand des beginnenden 12. Jhs.' Vgl. noch *Schûyr* (sonst *Shvr, Scuwer*) PN I 343 O O 1189 G. *v̊* haben *Hv̊nenburch* II 563 O 1242 H, *Fv̊chil* (sonst *Fuchel*, *Veuchel* slow. *Buhlja*) IV 2691 O 1258. Die Beispiele für diese Art der Wiedergabe sind demnach recht spärlich.

Auf einen Wandel in der Aussprache des *ü* zu Beginn des 13. Jhs. deutet die Schreibung *eu*: *Veustriz* IV 1643 O 1210 Papst-U.; *Hěnenburch* neben 3mal. *Hŏvnenburch* IV 1904 O 1226 Villach. Vgl. auch *Heun(en)burch* II 639, 662, IV 1838, 2222, 2238; *Devnsperch* IV 2542. Über den PN *Permeusîl* in den G. UU. II 573, *Permeusel* II 619, *Permv̊sel* II 604, *Permv̊isil* II 605,

---

1) Der ON Scheifling lautet urk. *Suphlich, Suflik, Schiuflich* und setzt ein slaw. *Skublike, -če* voraus; vgl. den slow. Schreibnamen *Skubeli*.

2) Sonst wird im 9.—11. Jh. für slaw. *y*, wenn es überhaupt von *i* geschieden wird, *u* geschrieben; es ist mit *ü* in der Entwicklung zusammengefallen In *bystr-* erscheint *y* stets als '*ü*', in *ryb(a)-* stets als '*i*'; *mysl-* schwankt.

Permûsel II 641, alle zwischen 1245–61, bin ich mir nicht klar geworden[1]). Die Beispiele für *eu* = *ǖ* werden in der 2. Hälfte des 13. Jhs. sehr zahlreich. Bemerkenswert ist *Vævstriz, Pævzl* PN (wohl zu mhd. *bûzen* aufschwellen) I 2996 O 1269 M; es sind dies die 1. Beispiele für die im 14., 15. Jh. übliche Bezeichnung des *ǖ* durch *åu, åw, ëu*: sie deutet auf offenen Charakter der ersten Komponente.

Anmerkung. Lehrreich ist die Wiedergabe des slow. Namens (Lokativ) *Chodišach*, deutsch Keutschach ma. *Khæitšaχ* (in UU. d. 14. 15. Jhs. *Chåwschach*): *Chodessach* III 897, *Coisach* IV 1520, *Chőyzach, Choyzach* IV 2355, *Chevsach* IV 2137, *Keuschach* IV 2167, 2328, *Chővhsscha* IV 2699 u. a. Ob nun slaw. *Chodi-* sich zu *Chőy-* entwickelt hat, ähnlich wie *redete* > *reite*, *badet* > *bait*, oder ein anderer Lautprozeß vorliegt, die Tatsache, daß der Laut bald als *oi*, *őy* und bald als *eu*, *őu* erscheint, sowie die gelegentliche Schreibung *őu* für *eu*, s. o., lassen vermuten, daß '*ǖ*' im 13. Jh. in Kärnten etwa wie *eü*, *öü* klang. Durch größere Offenheit wird sich dieser Diphthong von dem ähnlich artikulierten '*eu*, *ou*' = *iu* unterschieden haben. Diese Aussprache macht auch die häufige Verwendung von *ŏ, ov*, *ů* für '*ǖ*' begreiflich, vgl. dazu Zs. f. d. Maa. 1906, S. 313.

7. *ei* = germ. *ai*. In den UU. des 9.—10. Jhs. erscheint durchgehends *ei*; um die Wende des 11. Jhs., also zur Zeit, da *ei* für *î* auftritt, erhält es einen Konkurrenten in *ai*: *a Chainan* (Frauenname; vgl. *Kaeina* bei Förstemann unter *Gain-*) III 285, *Staine* III 286 beide K aus Cod. 515 Wien, Staatsarchiv (*1050–65) Br; *de Chraine*[2]) I 90 O 1136 G; *Hainricus* III 710 O 1139 A; vgl. auch *Ainode* I 58 O 1130 R. Seit Mitte des 12. Jhs. häufen sich die Belege. In den 14 von

[1]) Vielleicht steckt ein slow. *Premysl* dahinter.

[2]) Der Name 'Krain' lautet in den Maa., die *ei* > *ǫa* entwickelt haben, *Khrǫan*.

Konrad (1145—78) geschriebenen UU. begegnet fast ausschließlich *ai*; doch hat Gerloh nur *ei* od. *ey*, Arnold fast ausnahmslos *ai*, Albert schwankt, Gebeno bevorzugt mit wenigen Ausnahmen, darunter *Hainricus, ei.* Von den Späteren hat Richer *ei*, Walther *ai* neben häufigerem *ei*; und wie in der Gurker Kanzlei wechselt *ai* mit *ei* auch in den meisten übrigen UU. Eine Ausnahme, die sich aus der Schreibertradition erklärt, bildet vielfach der Name *Heinricus*, der auch in UU., wo sonst *ai* herrscht, mit *ei* geschrieben wird. Vgl. z. B. III 1026, 1047, 1068, 1108, 1116, 1299, 1374, 1429 u. a. Auch der umgekehrte Fall *Hainricus* gegen sonstiges *ei* findet sich, vgl. I 374, 538, II 568. Wie groß die Inkonsequenz gerade bei diesem Namen ist, zeigt II 674, wo neben sonstigem *ǽi, ei*: *Hæin-, Hain-, Hein-* und *Henricus* erscheint.

Nicht selten begegnet statt *ai* die Schreibung *æi, aei, ai, ǽi*. Den 1. Beleg hat III 776 Cod. trad. Berchtesgaden Mitte des 12. Jhs. *Præitenbrunnen, Chræiburc.* Ferner: *Hæinricus* (2mal) III 1008 O 1160 FS. Die Fälle mehren sich im 13. Jh., vgl. I 202, II 556, 610, 684 alle G; IV 1858, 2373 V, 1881, 2343, 2411, 2459, 2539, 2587 H; 2552 Leibniz; 2611, 2712 'S'; 2802 Os; 2502, 2507, 2542 FS, 2127 Br. Dieselbe Bedeutung hat wohl *ęi* in *Ęich* III 1196 O 1175—91 V. Spärlich ist *âi* belegt: *Wizzenstâin* IV 1729 O 1216 M, *Talmâister* IV 2266 O 1243; etwas häufiger ist *ǽi* (zuweilen *eì*) III 1512, IV 1738, 1846, 2182, 2238, 2240, 2265[1]).

Nur Schreibfehler dürften die *a* für *ai* in folgenden Fällen sein: *Hadinricus* III 1108 O 1167 FS, sonst *æi = ei, ei = egi*; *Hanrich* III 1278 O 1181 H neben *Hainricus*; *de Dietricstane* (2mal neben 1mal *-staine*) III 1384 O 1191 ital. Schreiber! *Hanricus* I 28 F 1172-77 neben *Hen-* und *Heinrici; de Wttenstane* I 498

[1]) Doch begegnet daneben auch *ei, ai* I 575, IV 2217, 2238, 2239, 2240, 2241, 2265, 2307, 2317, 2318, 2352, 2628, 2818.

O 1224 G neben sonstigem *ai; Hanricus* (2mal) II 558 O 1239 G, *Ahdorf* IV 1996 O 1232 Fr.

Anm. Eine besondere Bewandtnis hat es wohl mit dem *Hanricus* des Schreibers Konrad: *Hanrico (decano)* I 150, *Hanrico clerico* I 251, *Hanricus episcopus* I 279 u. I 282. Es scheint hier außer im 2. Fall die nämliche Person gemeint zu sein, und im Gegensatz dazu wird in allen 4 UU. *Hainricus* als Zeugenname mit *ai* geschrieben. Sollte der (spätere) Gurker Bischof aus einem Dialektgebiet gestammt haben, wo *ai* damals schon zu *a* geworden war? Doch nennen ihn andere Schreiber auch *Heinricus*.

e für *ei* erscheint öfters in *Heinricus*; vgl. außerdem *Hedinricus* neben sonstigem *ai, ei* III 1196 O 1175—91 V, III 1242 O 1172 P. v. Jaksch bemerkt: '*d* korr. aus *i*'.[1]) *Gravensten* neben *Topilstein* III 1412 O 1193—99 H. *Zwenchirchen* neben sonstigem *ai* (Zweikirchen, ma. *tswaŋkhirχn*) I 201 K Ende des 12. Jhs. Vgl. auch *Zwewenchirch* IV 2973 O 1268 (Cholo v. Finkenstein). *e* für *ei* haben ferner die auch sonst fremdartiges Gepräge aufweisenden UU. IV 1520, 1809, 1810, 1816, 1882, II 546.

æ für *ai*: *Stændorf* IV 1544 O 1203—5 M neben *ai, ei; Wæsenberch* I 588 O 1249 G neben 4mal. *Wæisen-*.

Wenn wir die Belege zusammenfassen, so ergibt sich, daß die beiden Komponenten des Diphthongs *ei* zu Beginn des 12. Jhs. im Süden des bair. Sprachgebiets sich differenziert hatten und zwar dürfte der neue Zwielaut, wenn wir die Schreibungen *æi* usw. in Betracht ziehen, mit einem sehr offenen *æ* eingesetzt haben, wenigstens in bestimmten Dialekten. Die Formen mit *âi, êi* scheinen darauf hinzuweisen, daß der 1. Bestandteil an Dauer überwog, was auch die weitere lautliche Entwicklung voraussetzt, bei der die 2. Komponente

[1]) Der PN erscheint sonst als *Heiden-*, *Haiden-*, *Hadinricus*.

schließlich schwindet (*ǫa* bezw. *ā̆*)[1]; vielleicht sind auch die Schreibungen mit *a* daraus zu erklären.

Anm. 1. In Maa. mit *ǫa* für *ei* erscheint *ei* in nebentoniger Silbe als *a*. Möglicherweise trat eine Differenzierung bereits im 12. Jh. ein: vgl. *Aicheim* (zweimal) III 1099, *Mosheim* neben *Paierdorf* III 1382, *Chircham* neben *Moshæim, -haim* IV 2529.

Anm. 2. Der PN '*Harnasch*', der sonst als *Arnas, -asse, Harnasch, -as, -ask, -ahs* auftritt, wird von Arnold stets mit *ai* geschrieben: *Harnaise* I 362, *-aisch* I 370, *-ais* I 383.

Anm. 3. Auffällig ist der Wechsel von *a, æ, e, ai* in den (slow.) ON Heimschuh und Schlattenau: *Amiscach* I 19 F ca. 1200 G; *Hemcach* I 256 O 1169 Papst-U., *Hæmsach* I 329 O 1184 Papst-U., *Hemeschach* I 409 O 1205 Reun, *Haemsach* I 421 O 1208, I 493 O 1222 Papst-U., *Haimzach* I 367 O 1196 G, *Hempsach* und *Haimitsach* I 112 Cod. trad Admont (*1160) — *Zlatowe* III 1009 K? *1160 Admont; *Slatow* III 1454 mod. K aus O 1195 'S'; *In der Zlaitåwe* IV 2712 ca. 1260 S (wohl zu slaw. *zlato*). Diese Beispiele und die oben genannten mit *æ* für *ai* deuten nur darauf hin, daß *ai* einen dem *æ, a* akustisch nahe verwandten Lautwert besaß. Zusammenfall von *ai* und *æ*, wie er heute im größeren Teil der kärnt. Maa. eingetreten ist, ist für eine so frühe Zeit nicht anzunehmen. Allerdings kann bei *Heimschuh* ma. *hǫamšuχ* auch Anlehnung an '*heim*' vorliegen, während für '*Harnasch*' Doppelformen angenommen werden können (afrz. *harnais*).

8. *ei* = *egi*. Im 9. — 11. Jh. herrschen durchweg die vollen Formen *Megin-*, *Regin-*; eine Ausnahme bildet der Zeugenname *Einhart* in III 60 O 889—907 'S', (in ders. U. auch *Eicistolf* neben *Heistolf, Meginhart)*, ebenso III 138 K (*975) Br neben *Megingoz;* ferner

[1]) Freilich steht daneben auch *ei, ai*; doch ist zu beachten, daß *ei* < *ī*, wenn zirkumflektiert, als *ei* nicht *êi* erscheint.

Mengoz III 346 K (*1065—75) Br. Die Belege fangen erst in den 30[er] Jahren des 12. Jhs. an, und da mit einem Schlage häufiger zu werden, so daß es fraglich erscheint, ob das *Ein-* in *Einhart* auf heimischer Entwicklung beruht und das *Men-* in *Mengoz* nicht vom Kopisten des 12. Jhs. herrührt.

Vgl.: *Reimpreht, Reinhart* III 673 O 1136 Villach neben *Meginhalmus*; *Meinardus* III 675 O 1136 A; *Meinardus* I 84 O 1136—37 A neben *Megenardo*; *Meingoz* I 90 O 1136 G (die Vorurk. I 89 hat noch *Megengoz*); *Meinhart* I 104 mod. K aus O 1139 FS, *Menhalm* I 109 I Anf. des 13. Jhs. (*1140) G; *Reinbolt, -halem, -preht* neben *Megengoz* I 89 K Anf. d. 12. Jhs. G. Im Verlaufe des 12. Jhs. verdrängen die kontrahierten Formen die vollen und im 13. sind von diesen nur noch wenige Spuren zu finden.

ei ist die gewöhnliche Wiedergabe des Diphthongen; daneben erscheint jedoch häufig auch *e* und *ai*. Beispiele für *e* aus Gurker UU.: *Mengotus* I 74 F Anf. des 13. Jhs.; *Rembertus* I 98 F 1204; *Mengoz* neben *Mein-* I 313 O[3] 1180 (daneben *Hainricus*); *Menhardus de Meinhartesdorf* I 354 O 1192 (daneben *Hainricus*); *Renheri, Remboto* neben *Reinherus, Heinricus* I 350, 355 beide O von demselben Schreiber 1191 bzw. 1192; *Rembertus* O[1], *Reinbertus* O[2] I 418 v. J. 1208 neben *ei, ai* für altes *ei*; *Mengotus* I 516 O 1228; *Menhardus* neben *Henricus* II 573 O 1245; *Mengotus* neben *Henricus* II 601 O 1251; vgl. ferner: *Mengoz* III 1206 O 1176 Federaun 'Ba' neben *Regenhard, -here, Heinricus*; *Mengozdorf* Magersdorf (mit hellem *a*) III 1242 O 1178 P neben *Meinhalmus* und *Hedenricus*; *Menhalmus* III 1413 O ca. 1193 P neben *Reimbertus, Heinricus*; *Menaldus* IV 1809 O 1220—24 V, hier auch *e* für *ei* (dagegen III 1414 *Meinhalmus* von demselben Schreiber); *Menhardi* IV 2190 O 1240 M neben *Haeinricus* usw.

Beispiele für *ai* aus Gurker UU.: *Meinhardus de Mainhartesdorf* I 54 F ca. 1196—1200; *Maingoz* I 59 F ca. 1201; *Rainbertus* I 60 I 1195 (*1131), derselbe Schreiber hat I 357 *Meinhalmus* neben zweimal. *Hainricus*; *Rainhalm* I 230 F 1192—1200 neben *Hainricus, Pilstain*; *Rainhalmus* I 243 F 1196—1200 daneben *ai* = *ei*; *Rainhalmus* I 293 O 1175; derselbe Schreiber *Rainherus* neben fünfmaligem *ai* = *ei* I 297 und *Reinbertus* I 111, hier neben *Witenstain, Ainode, Hainricus*; *Rainhalmo* I 305 O 1178 neben *Meinhalmi, Reinherus, Reginwardus,*[1]) *Hainricus*; *Rainboto* I 339 O 1187 neben *Hainricus, Regenwardi; Maingotus* neben *Meingotus, -hardo, Reinboto* und *Eber-, Graven-, Scellenstein, Adelheidis, Hainricus* I 413 O 1206; *Mainpertus* I 461 O[1] neben *Hainricus*, O[2] hat *Meinpertus*. I 413, 461 O[1] und O[2] sind von Albert geschrieben, der I 418 *Rembertus* hat; *Rainhalmus* I 525, 532 (beide von Heinrich), *Raimbertus* II 540, *Maingothus* II 570, *Rainherus* II 656; die letztgenannten 4 UU. schreiben auch *ai* für altes *ei*. Ferner: *Rainher* III 1513 Trad.-Cod. 2 P; *Raynerus* IV 2441 O 1250 A neben *ai* für *ei; Raynhero* IV O 1267—68 Rechberger Urbar; *Raimbertus, Mainardus* IV 1524 O 1202 A neben *Rei(mboto), Meinardo* und *Stein, Hen-, Heinricus*; *Rainhardi* neben *Mein-, Reinhardus* IV 1904 O 1226 (Graf v. Heunburg); *Maingotus* neben *-haim* (zweimal) IV 2155 O 1238 Völkermarkt; *Raimbertum* neben *ei, âi, ai* für altes *ei* IV 2266 O 1243 Br.; *Raimberti* neben öfterem *-heim, Paigerdorf* IV 2318 O 1245 S; *Rainperti* neben *-stâine* IV 2329 O 1246 S; *Mainhardo* neben *Meinhardus* und *ei, ai* für *ei* IV 2516 O 1252 M; *Raimpertus* IV 2966 O 1268 Völkermarkt neben *ai*=*ei*.[2]) Hierher gehört wohl auch *Maicin-, Meizensteine* Madstein III 621 K 1126 S, falls es den PN *Megizo* enthält.

[1]) Bei diesem Namen findet sich die volle Form neben sonstigem *ei* häufig, vgl. I 305, 339, 356, 396.

[2]) Vgl. ferner: *Ainmût* III 887 K 12. Jh. S, *Ainrichi* (Nom!) neben *Einwicus* III 1377 O[1] 1191—97 V; *Enwicus* IV 1729 O 1216 M.

Selten ist *æi* für *egi*: *Ræinherus* I 297 s. oben, *Ræimbertus* III 1297 O 1183 St. Lambr. neben *Hainricus, Hohenrain*; *Mǽinhardi* IV 2526 O 1256; *Mæinhardus* neben *Mein-*, aber auch *Hæinricus, -stæŷn* u. a. IV 2529 O 1152 'S'. Dasselbe in IV 2994 O 1269 'Admont'.

Auch *i* erscheint zuweilen: *Rinherus* IV 1882 O 1224 H neben *æi, ai* für *ei*, *i* für *î*; IV 2600 O 1255 V (2mal) neben *ai*, *ei* für *ei*, *i* für *î*; *Rinhardus* IV 2180 O 1239 V, dag. *ai* für *ei*; *Minhardus* (2 mal), *Rinberti* neben *Rainer* IV 2919 herzogl. Urbar 1267—68, die U. hat meist *ai* für *ei*, öfter auch *ei* für *î*; *Rin- Minhardus*, IV 2996 O 1269 M neben *Henricus*; vgl. auch *Mingozburch* (Mannsburg in Krain) neben *Henricus* IV 3007; der ON erscheint sonst als *Meingoz-, Mengozes-, Mengoz-, -gos-, -gespurc(h)*; *i* steht hier wohl für '*î*', d. h. den daraus hervorgegangenen Diphthong,[1]) vgl. Zwierzina Zs. 44, 375. Trotz dieser verschiedenen Wiedergabe des '*egi*' muß ein Unterschied von altem *ei* bestanden haben, wenigstens in einer Reihe von Dialekten, denn in einer beträchtlichen Anzahl von UU. sind die beiden Laute orthographisch geschieden u. z. steht *ei* für *egi*, *ai* für *ei*. Vgl. von Gurker UU. I 16 F, 78 F, 109 I, 150, 164, 187 *(de Reinherstaine!)*, 198, 199, 201, 202, 214, 216, 233, 251, 260, 277, 279, 282, 313, 351, 355, 357, 373, 389, 396, 463, 475, 480, II 585; vgl. noch 340 *(ei = egi, æi = ei)*, 355 *(e = egi, ei = ei)*, II 610 *(Reinherus* neben 2 mal *Hěinricus*, einmal *Heinricus)*. Außerdem: III 897, 1026, 1068, 1108, 1252, 1278, 1296, 1299, 1348, 1374, 1429, IV 1547, 1630, 1675, 1688, 1834, 2180, 2191, 2286, 2915.[2]) Dazu kommt eine Reihe

[1]) *æ* für *egi* fehlt dagegen ganz; *a* fand ich nur im *Rambertus* der U. IV 2991 O 1269; *ei* erscheint zuweilen gelängt: *Méinhalmus*' *Réinboto* neben 4maligem *Heinricus* III 1352; *ěi* für *egi* und *ei* hat III 1512.

[2]) Von '*Heinricus*' habe ich bei der Vergleichung dieser UU. abgesehen; der Grund ist unter Abschnitt 7 angegeben.

von solchen, in denen die Trennung nur teilweise durchgeführt ist, d. h. so, daß zwar stets *ei* für *egi* geschrieben wird, für *ei* jedoch *ei* und *ai;* hierher gehört z. B. Trad.-Cod. 2 P. Von den Gurker Schreibern setzen nur Konrad und Arnold konsequent *ai* für *ei* und *ei* für *egi;* Heinrich dagegen schreibt für beide Laute *ai* und Albert gebraucht promiscue *ai* und *ei* für *ei* und *egi.* Die übrigen schreiben entweder *ei* für beide Laute, oder verwenden *ei* und *ai* für altes *ei,* vgl. oben Absatz 7.

Diese Tatsachen entsprechen den Verhältnissen in den modernen südbair. Maa.: die meisten scheiden zwischen *ǫa* < *ei* und *a* < *egi;* in einem großen Teile Kärntens vor allem auch in der Stadtsprache, sind dagegen *ei* und *egi* in *a* zusammengefallen. Doch auch in *ǫa*-Gebieten hört man *ǫa* für *egi,* z. B. oberkärntnisch *ǫadn* < *egida,* lungauisch *ǫadaksl* Eidechse neben *ā(d)n* Egge, *mǫaⁿhvtšťǫrf* Meinhardsdorf im steir. Murtal; vgl. hiezu auch Zwierzina Zs. 44, 373. Daß *e* für '*egi*' überall nur *ä* bezeichnen soll, wie Zwierzina in dem zitierten Aufsatz S. 375 meint, möchte ich bezweifeln, vgl. Gendorf ma. *Gendearf* (!) IV 2182 O 1239 Villach: *Geindorf* (dag. IV 1729 *Gegindorf,* IV 1738 *Gêgendorf*). Bemerkenswert ist die slow. Form *Mengeš* für Mannsburg (s. o.).

Anmerkung. *-age-* erscheint als *âi* in *voitestâidinch* IV 2209 O 1240 FS. Kontraktion aus **Hade-* dürfte in dem PN *Haibarn* I 24 I ca. 1177 G vorliegen. — Der ON 'Ading' Gurktal wird in den UU. stets mit *ei* geschrieben, auch in solchen, die *ei* mit *ai* wiedergeben; vgl. *Zeidich* I 367, *Zeidic* I 478, *Zeidich* I 497, *Eydich* II 582, doch wird heute *ǫadiŋ* gesprochen. *Egdekke* I 409 ist wohl nur als mißlungener Rekonstruktionsversuch aufzufassen: ähnlich *urtâgleich* in Teichnerhss. für *urtailleich.*

9. *ou* wird mit *ő, ou, ov* (auch *ow*) bezeichnet; erst im 13. Jh. begegnen ein paar Fälle mit *âu, au, aw:*

hâvbtschasz I 521 'O' 1229 G (gleichzeitige Dorsualnotiz); *Frawenstæin* IV 2379 O 1248 V; *In der Zlaitâwe, Cantâwe* IV 2712; *Sekaŵe* IV 2819; *Savrav* IV 2820; *Pyrpavm* IV 2627, 2915; *Appenawe* IV 2962; *Vorawe* IV 2964; *saume, saumam, saumas* neben *soume*, *Cherspavm* IV 2919 O 1267—68 herzogl. Urbar. Von sonstigen Schreibungen wären anzumerken: *ů* im *Lungů* III 1278 O 1181 H; *ôv* in *Virôvge, Giriôv,* I 395 (Gebeno).

ỏu wird zuweilen von *ou* geschieden und mit *eu, ev, ỏw, oy, ui* wiedergegeben: *Ceur* Zaier III 1026 O 1161 P, *Zevra, Zewer* IV 2805 O 1263 'Krain', dag. *Zower* III 1377 O 1191—97 V; vgl. auch *Zỏure* III 1197 Viktr. Kopialbuch IV aus d. 15. Jh.; [1]) — *Trewen* Drann (gespr. *drān*) II 600 O 1261 'G', *Trỏwen* IV 2504 O 1252 'V', dag. *Trowne* III 1082. Zugrunde liegt slow. *Dravina* > *Drouna* (Zufluß der Drau); — *Seuna* Sann (gespr. *sān*) I 12 F 1170-71 G; daneben *Soune, Sowne* I 58, 128 u. a. Dazu *Sevneke, -ekke, -ecke,* II 663, 664, 670, IV 2905 'Sanneck'; *Saunec* hat I 500 K Ende des 13. Jhs. G. Die älteste Form des Namens ist *Sovvina* I 9 O 980; slow. *Savina* > *Souna* (Zufluß der Sau; dieser Name — slow. *Sava* — wird durchgehends mit '*ou*' geschrieben: *Souwa, Sỏvva* usw.) — *Stevnze* Stainz (gespr. *štants*) IV 2266 O 1243 'Br' slow. *Sčavnica*. — *Vreudenberch* Freudenb. IV 1865 Auszug aus O v. J. 1224; *Frėdenberch* IV 1959 O 1229 Marburg; vgl. dazu *Vroudenberch* IV 2380, *Vruideb(erch)* IV 1741. — *Swærhỏvbtel* IV 2582 O 1254 'S.' — *Pinzgoy* I 90 O 1136 G; *-gewe* erscheint in *Longewe* IV 2552. Aus diesen Beispielen geht hervor, daß ursprünglich ein Unterschied zwischen *ou* und *öu* in den bair.-österr. Maa. bestanden hat, obgleich beide Laute — von Analogiebildungen und Entlehnungen (*'fraid'*) abgesehen — heute in *a* zusammengefallen sind.

---

[1]) Der (Fluß)name entspricht slow. *Sōra* mit geschl. *ō*, das auf urspr. *Sou̯(i)ra* deutet und ist identisch mit *tsāre*, der ortsüblichen Benennung der Sprachinsel Zarz.

10. *iu.* Bis zum Ausgang des 11. Jhs. herrscht ausschließlich die Form *iu.* Hervorzuheben wären: *Ceizliup* III 59 F 12. Jh. (*888 R); *Liupa* III 121 K 10. Jh. Fr; *Lîvba* I 573 O 1245 G (vgl. dazu *Leuphero* IV 2944).[1] Als Koseformen zu mit *Liut-* zusammengesetzten Namen sind zu betrachten: *Liuzo* III 501, *Liutza, -za* III 121, 301, *Liuto* III 278, 284, 288, 297 usw. Neben *iu* erscheint in UU. des 13. Jhs. auch *iw*: *Liwtoldus* I 525, *Liwtherio* I 532. *Fiwer* PN I 601 deutet auf Zerdehnung der Silbe; s. unter *î, û.* Selten ist *ui* für *iu*: *Luitolt* III 171 K (*990) S, *Lvipolt* III 1176 O 1174 Dietrichstein (Bischof v. Bamberg!), *Lvipolt* III 1206 O 1176 Federaun (Bischof v. Bamberg!), *Luitfredus* III 239 K d. 15. Jhs. (*1027) Verona; die UU. rühren wohl alle von nicht einheimischen Schreibern her. Den 1. Beleg für *eu* bietet die Ossiacher U. III 501 O 1096: *Teuzo* neben *Liuzo;* doch scheint *eu* hier bloß orthographische Tradition zu sein. Gegen Ende des 12. Jhs. treten die Belege in größerer Zahl auf: *Leutoldi, Leupoldi* I 338 K 1173—91 G; *Leutoldus* III 1299 O 1184—95 StG; *Lewpoldus, Creuzenbach* (sonst *Chrebzen-*) III 1413 O ca. 1193 P; *Leupoldi* III 1503 O 1201 A. Im Laufe des 13. Jhs. gewinnt *eu* entschieden das Übergewicht über *eu.* Als Vorläufer des *eu* ist viell. das *eo* in *Leopoldus* der beiden Aquilejer UU. I 900 K Ende d. 12. Jhs. (*1150) und I 930 O 1154 zu betrachten.

Ein paarmal wird für *iu* auch *u (uw)* geschrieben: *Lupoldus* III 1248 O 1179 'Ba', *Nuwenburch* III 1377 O Ende des 12. Jhs. V; vgl. noch aus dem 13. Jh. *Lupoldus* IV 1556 (O[1]) V, IV 1812 V, *Nuwenhoven* IV 1740 V, *Luprandus* IV 1899, 1900 A, *Lutoldus* I 498 G,

---

[1]) Sonst erscheint in Zusammensetzungen mit '*lieb*' ausnahmslos *ie.* Register unter *Liebhart* [auch *Leobardus* III 1388 O 1192 'Ortenburg', *Lebardo* III 470 K *1085—97 Br (für *Leob-?*) setzen Brechung voraus], *Hart-, Her-, Ortlieb;* '*Liemberg*'; *Liebyrc; Liebmannus;* doch *Lubmannus* I 2591 2 K *1255 FS.

IV 1978 V, *Lupoldus* I 608 'G', es handelt sich hier wohl nur um ungenaue Wiedergabe statt *ů*. — *v̊* begegnet in *Lv̊poldus* III 1196 O 1175—91 V, *Lv̊poldus* III 1298 O 1184—92 P. *ov, ow* in *Lovvel* (Loibl slow. Ljubelj) IV 2461 Abdr. aus O *1251 V. *Lovpach* (älter *Leupach,* jetzt Loibach) IV 2984 O 1268 S, *Lowtoldus* I 587 O 1249 G. Vgl. noch; *Laupoldus* IV 1581 O 1206 Papst-U.; *Lopoldus* IV 1809 O 1220—24 V. Bemerkenswert ist auch die Schreibung *iů*: *Liv̊toldus* I 98 F 1204 G, *Niůburch* I 1474 K 13. Jh. Neustift; *Liv̊poldus, Liůpoldus, Liv̊benowe* IV 1835 O 1222 G, neben *Hv̊neburch* Heunb., *Tůta* PN.[1])

Wie der aus *ü* hervorgegangene Diphthong, so muß auch altes *iu* im Laufe des 12. Jhs. eine andere lautliche Färbung angenommen haben, und zwar muß dieser neue Laut sowohl dem *eu* wie dem *ou* nahe gestanden haben *(eü, öü?* s. unter *ü).* Daß einmal die Stufe *eu* passiert wurde, scheint sich aus der Tatsache zu ergeben, daß das *eu* des ON *Projern* (slow. **Prevara?*), der schon in den ältesten UU. als *Preuuara* erscheint (vgl. I 205 O 1002—18 StG) und im 11. und 12. Jh. — neben sonstigem *iu* — stets mit *eu, ew* geschrieben wird, sich schließlich zu *oi* entwickelt hat wie ahd. *iu.*

Anmerkung. Höchst auffallend ist die Wiedergabe des slow. *oi̯* in (Lok.) *Osojach* 'Ossiach' durch *ew*: *Oscewach* III 243^{a} bezw. III 876, beides K (*1028 bzw. 1149), *Oscewach* III 337 K *1060—64, *Osceuuah* III 501 O 1096 Os; in den späteren UU. erscheint das *oi̯* zu *i̯* geschwächt, vgl. *Osciacensem* III 644 O 1132 Papst-U., *Ozziacensis* III 673 O 1136 Os; entsprechend III 908, 1118, 1175, 1176 usw. Sonst wird slaw. *oi* vom 9. bis 13. Jh. stets mit *oi* bezeichnet; vgl. I 7, 36, 74, 243, II 545, 561, 582, 617, III 205, 564, 1297, IV 2286, 2291.

[1]) *Liv̊benowe* (sonst *Liub-*, *Lib-*) Lebenau in Bayern; *i* für *iu* hat auch IV 1808: *Lipoldus.*

An Beispielen für den Uml. des *iu* sind die UU. sehr karg. Vgl. *Fuîhta*, *Fuîta* Maria Feicht ('Fichte') neben *Liutpirc*, *Liuttolt* und dem ON *Munstiûre* ('Münster') III 328 O 1060—70 (St. Lambr.?); *ad Fuhte* I 90 O 1136 G, I 91 F ca 1216 G; *de Fûhte* I 215 O 1161 G (Konrad; dieser schreibt sonst *iu, iv* vgl. *Livtoldus, -winus, -poldo* I 150; ebenso I 187, 193, 260; doch auch *Tivfenbach* Teufenbach neben *Livpoldi* I 279[1]); *Tufinbach* I 460 O 1216 G; *Tivfenbach* I 461 2O 1216 G neben *Livpoldo*; ebenso II 632, I 418 O[1]; O[2] hat zwar *Tvphinbach* aber auch *Lvbinekke* Loibenegg (vgl. jedoch *Thwffenpach* neben *Leupoldus* I 390 inser. in eine U. v. 1356); *de Vuhten* III 1297 O 1183 (St. Lambr.); *apud Veuhte* neben *Vrewenzheim* (sonst *Vreundesheim*) *Luboldo, Livtoldo* IV 2542 O 1253 'S'. Nur III 328 und I 215 lassen auf Verschiedenheit in der Aussprache schließen, die übrigen sprechen wenigstens nicht für das Gegenteil.

11. *ie.* In den UU. des 9. Jhs. — die meisten sind fremder Herkunft — herrscht ausschließlich *eo,* vgl. *Theotmar, -rih* in III 41, 53, 60, 63, 64; dag. *Friesah* (Friesach, *ie* aus slaw. *ě*) III 27, *Frieso* PN III 60. *io* bebegegnet zuerst in III 90 K *927 Karnburg 'S': *Engildio, Diotmar, Uuolflioz* neben *Frîesâh, Wielant.* Vgl. noch: *Diotmar, -râm* neben *Wielant* III 90 K *927 Maria Saal 'S', *Diotmar* III 91 O 927 Karnburg 'S', *Gotideo* (*Engildio* III 94 *931 'S'). Von der zu Regensburg ausgestellten Kaiser-U. III 115 O 954 abgesehn, erscheint *ie* für *io* zuerst in III 121, 122 K 10. Jh. Fr: *Dietrih* neben *Timo*; III 125 O 951 R schwankt, III 160 K *985—995 Fr hat *ieo (Dieotrici),* die Kopien aus dem Brixer Cod. III 189, 195 (*995—1005) haben *io;* dagegen *ie* III 205 O 1002—18 StG: *Liezzo, Diethmar;* ebenso die folgenden, ausgenommen *Engildeo* III 411 K Ende des 11. Jhs. Br und I 17 F ca 1170 G

[1]) Der Name lautet ma. *taifmpǫx*.

(*1044 'S'), *Engeldcv* I 36 F Anf. des 13. Jhs. G (*1075 'S').

Gelegentlich findet sich *e* für *ie: Fresah* I 23, *Wetingin* ON (für *Wiet-*) I 98, *Dernsteine* I 39. Häufig ist dagegen *i: Virougo, -ouge* PN I 395, 412, 413, 438; *Dirnin-, Dir(e)nstein* I 367, 395, 434, II 629, III 1310 u. a. *Frisach* I 17, 59, 61[a], III 159, 564 u. ö.; ebenso begegnen vereinzelt *Libhart, Linhardus, Timo. î* für *ie: Dîrnsteine* I 282, *Vîrouge* I 498, *Tîmo* III 164; *ei* für *ie: Veirŏg(e)* II 555, 559, 562, 605; *Geil(o)* sonst *Giel* PN II 641, 679.

12. *uo.* Hierzu einige auf die Orthographie bezügliche Bemerkungen: in den Salzburger UU. des 12. Jhs. und den Brixner Cod. (Wien, Staatsarchiv) 460 und 515, überwiegt *ŏ* ganz bedeutend, daneben mehr vereinzelt *u, uo.* Auch 'Aquileja' schreibt mit Vorliebe *ŏ*, wenigstens in den älteren UU. Die Gurker Quellen bieten in der 1. Hälfte des 12. Jhs. in der Mehrzahl der Fälle *ŏ*; in der 2. dagegen kommen *u, v, ů, v̊* fast ausschließlich zur Geltung. Konrad hat zwar nur in einem guten Viertel der Beispiele *ů*, sonst *ŏ*. Dagegen verwenden Gerloh, Arnold, Albert, Gebeno, Walther normalerweise *ů, u*; *ŏ* behauptet sich vorzugsweise in einzelnen häufig vorkommenden PN wie *Ŏdal-, Ŏlricus, Cŏnradus.* St. Paul hat *ŏ* nur in wenigen Fällen, ebenso die übrigen kärntner Kanzleien, jedesfalls begegnet es bei weitem nicht so häufig wie in den (gleichzeitigen) Salzb. UU. In ON ist *ŏ* selten zu finden, öfter erscheint es in PN. Neben *ŏ* begegnet auch *ô* vgl. III 89, 90, 94, durchweg Kopien aus Orig. des 10. Jhs. Vereinzelt *û: Tûto* III 89; *ûo: Gûotenberg* III 1377; *ou: Movram* 'Mur' I 213.

Den Uml. von *uo* finde ich zuerst bezeichnet in *Lvegel* PN I 138 O 1145 'S'. Ob in *Pûetenberhc* I 90 O 1136 G '*üe*' vorliegt, weiß ich nicht zu sagen; vgl. hierzu *Trv̊ebær* PN IV 2688. Sonst sind die Beispiele

mit *ue, ů* spärlich und erst aus dem 13. Jh. zu belegen; vgl. II 570, 575, 630, 628, IV 2449, 2514, 2531, 2629, 2655, 2688.

Anmerkung. Daß der 2. Bestandteil des Diphthongen *uo* um die Mitte d. 13. Jhs. noch annähernd die Klangfarbe eines *o* hatte, scheinen Schreibungen in friaul. UU. zu bestätigen; vgl. z. B. *Quonç* 'Kunz' IV 2613 O 1256 Rosazzo, u. a. In der 2. Hälfte des 13. Jhs. hingegen taucht bereits gelegentlich *ue* auf; vgl. *Nazenfůz* 'Nassenfuß' ON IV 2627, *Guetenstain* IV 2897. Isoliert steht das *ô* für *uo* in *Naççen-, Nazzenvôz* der Aquilejer U. IV 2863 da. Vgl. dazu die Verwendung von *ô* für '*ǫə, oa*' § 5.

ZUR GESCHICHTE DER TIERSAGE IM MITTELALTER.

Von

ERNST MARTIN.

Indem ich überlege, wie ich Ihnen gegenüber, hochverehrter Herr Kollege, die Erinnerung an unser Zusammenleben und Zusammenwirken vor mehr als dreißig Jahren zum Ausdruck bringen soll, finde ich eine Verbindung von Böhmen und Elsaß, meiner damaligen und meiner jetzigen Heimat in dem Gedichte Heinrichs des Gleissners von Reinhart Fuchs. Nicht daß ich übrigens die beiden letzten Worte als den Titel des Gedichtes anerkennen möchte: dieser ist vielmehr, wie Wackernagel längst bemerkt hat, *Isengrînes nôt,* und so im alten Fragmente überliefert, findet er eine gewisse Bestätigung durch den Ausdruck *de infortunio lupi,* welcher sich, wenn auch nicht für dieselben Abenteuer, doch für eine Reihe von Erzählungen über die Erlebnisse des Wolfes vorfindet: s. Hervieux, Les fabulistes latins II (1884), p. 735.

Heinrich läßt nun Reinhart seine Freunde, als er durch die Heilung des Löwen in hohe Gunst emporgestiegen ist, mit stattlichen Ehren begaben, die freilich ihnen nicht zu dauerndem Heile ausschlagen. V. 2102 der Ausgabe von Reissenberger bestimmt der König über das Land, das dem Elefanten überwiesen

werden soll: *Bêheim sol er hân;* aber der neue Herzog wird bald wieder von dort vertrieben. Von den verschiedenen böhmischen Herzogen, die Friedrich der Rotbart einsetzte und bald wieder vertrieben sehen mußte, steht Sobieslav II. 1173—1179 der Zeit besonders nahe, in welcher die Dichtung anzusetzen ist, s. Reissenberger, S. 18. Freilich wurde Sobieslav dem Kaiser zuletzt mißliebig und mit dessen Zustimmung beseitigt. Aber dass, wie Reissenberger vermutet, mit dem Elefanten in Böhmen die ganze Reihe der von deutscher Seite eingesetzten und bald wieder vertriebenen Herrscher gemeint und also nur einer allgemeinen politischen Erfahrung hier Ausdruck gegeben sein soll, kann ich nicht annehmen, da ja auch die übrigen Anspielungen auf bestimmte Vorfälle und Persönlichkeiten hinaus laufen.

Von diesen Personen ist zwar auch nicht mit einem historischen Namen bezeichnet die *olbente von Tuschelân.* Nach V. 2123 sagt der König: *lât si zem Êrstein ebtissîn wesen.* Als sie aber vergnügt dort einziehn will, nehmen die Nonnen das übel auf, prügeln sie und jagen sie mit ihren Griffeln in den Rhein. Wie ich in meinen *Observations sur le roman de Renart,* Strassb. 1887, S. 108 gezeigt habe, ist hier wahrscheinlich auf einen Versuch angespielt, die reiche Abtei Erstein, welcher auch kaiserliche Prinzessinnen angehörten, einer Parteigängerin des Papstes Alexander III. zu unterwerfen Nachdem 1162 noch eine Bulle des von Friedrich I. eingesetzten Papstes Victor IV. sie in besonderen Schutz genommen hatte, wurde die Abtei von Heinrich VI. am 17. April 1191 an Bischof Konrad von Straßburg überwiesen. In denselben Tagen wurde Tusculum, das festeste Bollwerk der Kaiserpartei, dem unversöhnlichen Hasse der Römer preisgegeben. Danach wird auch die Übergabe der Abtei Erstein ein Opfer gewesen sein, mit welchem Kaiser Heinrich die Kaiserkrönung erkaufte. Die vor-

nehmen Nonnen in Erstein haben offenbar nach weiblicher Art an der Gegnerschaft gegen Alexander III. festgehalten, auch als Kaiser Friedrich I. mit diesem zu Venedig 1177 seinen Frieden geschlossen hatte. Auch nahm Heinrich VI. später noch einmal seine Verfügung über Erstein zurück. Nach 1177 aber wurde wohl dem Kloster Erstein eine Anhängerin Alexanders III. zur Äbtissin gegeben, von den Nonnen jedoch nicht anerkannt. Das Kameel deutet auf italienische Herkunft, wie J. Grimm zu RF CV Anm. sagt: 'Die *olbente* aus Toscana repräsentirt den welschen, des römischen Rechts Kundigen'. In der Tat heißt es im Roman de Renart V 444 *Li camels sist joste le roi. De Lombardie estoit venuz Par aporter mon segnor Noble Treü devers Constentinoble. La rape li avoit tramis, Ses legas est et ses amis: Molt fu sages et bons legistres;* und dies Kameel spricht denn auch italianisiertes Französisch.

Wir ersehen, daß der Spott des Gleissners zugleich die kaiserliche und die päpstliche Partei trifft, und somit die Versöhnung beider im J. 1177 voraussetzt. Etwas undeutlicher ist die dritte Anspielung, die jedoch sicher gleichfalls in das Elsaß führt. Als der Wolf aus dem Klosterbrunnen gezogen und jämmerlich durchgeprügelt worden ist, wird er wegen seiner großen, ihm durch Renart angebrühten Platte für einen heiligen Büßer gehalten und mit dem Gnadenstoße verschont. Darauf folgt 1024: *von Horburc her Walther zuo allen zîten alsus sprach, swaz im ze leide geschach, mit ellenthaftem muote 'ez komet mir lîhte ze guote, sô ez mir tuot dehein ungemach'*. So kann sich auch Isengrin trösten. Der Name Walthers von Horburg (bei Colmar) erscheint in den Urkunden Friedrichs I. 1153 und 1156. Horburg wurde 1162 von Graf Hugo von Dagsburg, Bischof Stephan von Metz und Herzog Berthold von Zäringen zerstört. Noch in demselben Jahre griff Kaiser Friedrich zu Gunsten Walthers ein, zerstörte

Girbaden, das Graf Hugo gehörte, und befreite die in Horburg Gefangenen, s. Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit V 346 f. Hat er zu dieser Zeit Walther entschädigt, so erhielt dieser damals besonderen Anlaß zu seinem Spruche.

Nach der Versöhnung von Kaiser und Papst sahen die bisherigen Verfechter der kaiserlichen Partei vor der öffentlichen Meinung sich vermutlich übel belohnt. Daraus erklären sich gut die Klagen des Gleissners über den Undank der Höfe 2069 ff. 2177 ff.

Diese Richtung gegen die päpstliche Herrschaft ist nun auch sonst in der Tiersage zu bemerken. Mit welcher Schärfe wendet sich Magister Nivardus im Isengrimus um 1150 gegen den Papst Eugen, der den zweiten Kreuzzug veranlaßt und dadurch unermeßliches Unglück über die Christenheit gebracht habe! Und wenn auch im Roman de Renart sowie im Reinaert die Satire allgemeiner ist, die bittersten Scherze richten sich doch gegen Rom, vor allem in Reinaert II.

Wir werden an die lateinischen Gedichte der Vaganten erinnert, die ebenfalls sich durchweg gegen Rom wenden. Und wenn die Vaganten zu den Mimen hinzu treten, die das Mittelalter vom klassischen Altertum ererbt hatte, so gilt überhaupt von den Mimen, dass sie im Kampfe zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft stets auf Seiten der letzteren stehn, s. Reich, Der Mimus S. 717. Natürlich; denn der kecke, oft die gute Sitte verletzende Scherz des Mimen würde zur Heiligkeit des geistlichen Amtes übel gepaßt haben.

Nun könnte man glauben, daß die bildlichen Denkmäler aus der Tiersage, die man an und in Kirchengebäuden jener Zeit findet, diesem Zuge widersprechen. Bei näherem Zusehen ist dieser Widerspruch wohl zu lösen. Ursprünglich rein dekorativ, gelegentlich symbolisch, obschon dies für uns nur selten mit Sicherheit festzustellen ist, dienen auch diese Tierbilder später

teilweise jener freieren Richtung, welche sich nicht gegen die Kirche und ihre Lehre, sondern gegen eingeschlichene Mißbräuche, insbesondere gegen die Übertreibungen der Frommen wendet.

Um dies zu erweisen muß ich etwas weiter ausholen. Daß die im engern Sinne sog. Tiersage d. h. die Art Erzählungen, welche ein menschenähnliches Reich der Tiere mit der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs als Mittelpunkt annehmen, aus der äsopischen Fabel hervorgegangen und daß sie in der Klosterschule dichterisch ausgebildet worden ist, hat Paulin Paris 1860 ausgesprochen, Müllenhoff in der Zs. 18, 1 m. E. bewiesen. Mystische Auslegung, wie sie Alcuin in seinen *Versus de gallo* (RF 420; Poetae Latini aevi Carolini 1, 262) beigemischt hatte, rechtfertigte diesen Gebrauch der Fabel auch vor Strengergesinnten. Dann ward die Fabel als pädagogisches Hilfsmittel für die Klosterschule unentbehrlich; in ihr konnte dem kindlichen Gemüte Klugheit und wohl auch Tugend anschaulich gemacht werden. Der Wolf als Schüler, der anstatt das ABC zu lernen, '*lamp*' schreit oder nach dem Lamme greift, ist ein Stück dieser Mönchspädagogik.

Der Ursprung der Tiersage aus altgermanischer Tierdichtung, den J. Grimm angenommen hatte, ist höchstens für Nebenschösslinge des Dickichts von Erzählungen dieser Art anzunehmen. Daß die Germanen auch ihre Fabeln hatten, braucht nicht geleugnet zu werden. Gut germanisch klingt die *rustica fabula* vom Wolf, der die Seinigen auf einem Berge versammelt und ihnen sagt, so weit ihr seht, ist euch alles feindlich: fahrt also nur fort wie bisher! Aber von dieser Fabel findet sich in der späteren Tiersage keine Spur. Selbst wenn man annehmen wollte, daß die äsopische Fabel schon in den Römerzeiten zu den Germanen gekommen oder daß byzantinische Überlieferungen über die Slaven hinüber den Deutschen oder über das Meer den Fran-

zosen erzählt und von ihnen aufgenommen worden wären, immer bleibt doch die äsopische Fabel der Ausgangspunkt der Tiersage. Die Griechen haben als das rechte Kunstvolk den gewiß vielfach von außen gekommenen wunderbaren oder wunderlichen Tiergeschichten erst die zutreffende lehrende Spitze gegeben, die dann diese Erzählungen hat haften lassen. In der Tiersage hat der dürre Stamm sogar neue Wurzeln geschlagen und Blüten getrieben.

Die äsopische Fabel vom kranken Löwen (Halm 255) ist durch Paulus Diaconus in Distichen gebracht worden: (P. l. aevi Carolini I S. 62). Auf dieselbe Quelle geht die Innenfabel der Ecbasis Captivi zurück. Die Geschichte wiederholt sich und nun zuerst (abgesehen von der nicht ganz klaren Erwähnung eines Isengrimus am Bischofshof zu Laon 1112: RF cxcv) mit den Eigennamen der Tiere im Isengrimus des Magister Nivardus, dann im Roman de Renart und in Isengrînes Nôt. Wenn dann an die Stelle der Ladung der Tiere um ärztlichen Rat zu erteilen der Gerichtstag des Löwen tritt, so ist dies nur eine Variante, und solche Varianten sind ja bei einiger dichterischen Begabung leicht herzustellen: riet doch später Lessing in den Schulen die Fabel heuristisch zu behandeln, aus alten Fabeln neue ableiten zu lassen. Im Reinaert-Reineke ist dann die Krankheit des Löwen als überflüssig weggeblieben.

Außer der äsopischen Fabel floß wohl gelegentlich noch eine andere Quelle in die Tiersage ein, zumal in deren bildliche Darstellungen. Aus Froumund von Tegernsee wissen wir, daß in der Klosterschule, vermutlich zur Ergötzung an Feiertagen, Vermummte in Tierfellen Bär, Fuchs und Wolf tanzend aufführten (Pez, Thesaurus anecdotorum 6, 1, 184). Das dürfte den römischen Mimen abgesehen sein: wenigstens haben wir schon bei den Griechen einen Tanz *ἀλώπηξ* u. a.

Eine eigentümliche Tanzprozession mit den Kopfmasken von Esel, Pferd, Bär, Widder; Schwein, Widder, Maulesel, Katze oder Hase, z. T. zitherschlagend, z. T. flötenspielend, zeigt das Gewand der Demeterstatue, deren Reste in Lykosura (Arkadien) gefunden worden sind, s. P. Cavvadias, Fouilles de Lycosoura, Athènes 1893, p. 11 t. IV; A. Dieterich, Pulcinella, Leipzig 1897, S. 32. Die musizierenden Tiere sind in die Tiersage übergegangen, auch das Sprichwort *ὄνος πρὸς λύραν*, *Brunelli chordas incitant* kennt das Mittelalter und gebraucht es um Stümperei in der Kunst zu bezeichnen.

Hier kommen wir nun auch auf die Geschichte der bildlichen Denkmäler aus der Tiersage zu sprechen. Die besonders in Oberitalien, in der Schweiz, in Südfrankreich, am Rhein und selbst in England und in Spanien vorhandenen Denkmäler mit solchen Darstellungen hat man vielfach nach dem Vorgang von A. Springer (Ikonographische Studien, Wien 1860, SA. aus Februar-, März-, Mai- und Novemberheft des V. Jahrganges der Mitteilungen der k. k. Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale) auf die Benutzung von Mustern aus orientalischen Teppichen zurückführen wollen. In der Hauptsache mit Unrecht. Die ältesten dieser Denkmäler zeigen uns eigentümliche Mischungen verschiedener Tier- und Menschenfiguren, die wir leicht aus altgriechischen Vorstellungen, wie sie z. T. schon bei Homer erscheinen, ableiten können; die Sirenen, Chimaeren, C ntauren, Sphinxe, Greife usw. Mögen einige davon aus altorientalischen Figuren stammen, dem Mittelalter kamen sie doch nur durch die Vermittelung der griechisch-römischen Kunstüberreste zu.

Solche Darstellungen bieten besonders Sarkophage der spätrömischen Zeit Ein von Dütschke, Antike Bildwerke in Turin usw., 1880, nicht bemerktes Bildwerk befindet sich im Umgang unter dem Amphi-

theater in Verona, links von Eingang: ein Block, etwa einen Meter lang, einen halben hoch, worauf ein Fries von etwa 20 *cm* Höhe drei Greifen darstellt; der eine links könnte auch eine Chimäre sein, da der Kopf nicht gut erhalten ist; in den Zwischenräumen stehen Vasen; die ganze Behandlung zeigt eine Sorgfalt des Reliefs, besonders an den Flügelfedern, die nur antik sein kann.

Auch der Kampf der Kraniche mit den Pygmäen, der ein beliebtes Motiv in der Bildhauerei des MA. ist, wird schon durch die Ilias bezeugt. Er findet sich am Dom zu Paderborn wie an oberitalienischen Kirchen; eine antike Amphora mit Pygmäen auf der Kranichjagd s. bei Gerhard, Auserlesene Vasenbilder 4. 318.

Aus dem slavischen Altertum läßt sich auch die bildliche Darstellung von äsopischen Fabeln nachweisen, s. Bormann und Benndorf, Äsopische Fabel auf einem römischen Grabstein (Jahreshefte des österreich. archäologischen Instituts in Wien, Bd. V, Wien 1902). Hier ist es die Fabel von Fuchs und Storch, die einander mit einer Einladung zur Mahlzeit verhöhnen: jener hat einen Teller, dieser einen Krug mit engem Halse aufgestellt. Diese Fabel findet sich auch in illustrierten Hss. der mittelalterlichen Fabelsammlungen nach antiken Vorlagen, s. G. Thiele, Der illustrierte lateinische Äsop in der Hs. des Ademar, Leiden 1905; ebenso auf den Skulpturen am Dom zu Paderborn und selbst in der Elisabethkirche zu Marburg.

Neben jenen Ungeheuern und den Darstellungen aus äsopischen Fabeln finden wir als ein drittes an mittelalterlichen Kirchen Jagdszenen und Kämpfe, so am Münster zu Basel, und so auch an der Martorana in Palermo. Auch hierfür werden antike Vorbilder anzunehmen sein.

Viertens begegnen auch entschieden symbolische Tiere, die aus der Bibel und in späterer Zeit auch aus

dem Physiologus stammen: der Pelikan, der seine Brust öffnet, um mit dem Blute seine Jungen zu säugen; der Fuchs, der sich tot stellt um Raben u. a. Raubvögel anzulocken. Auch die Gedichte aus der Tiersage benutzen diese Vorstellungen, aber der Roman de Renart nur in den späteren Branchen.

Zu diesen vier Arten von Bildwerken kommt nun als fünfte die Reihe derjenigen, welche inhaltlich auf die Tiersage im engeren Sinne hinweisen. Besonders zahlreich sind sie in der Krypta des Baseler Münsters: hier ist die Krankheit des Löwen und die Schindung des Wolfes deutlich abgebildet. Eine Anzahl derartiger Denkmäler hat Meissner verzeichnet im Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. 56. 58. 65. Aber ohne Abbildungen werden diese Denkmäler nicht ganz deutlich. Und es ist oft sehr schwer zu entscheiden, welcher von den genannten fünf Arten ein Bildwerk angehört.

Bemerkenswert scheint, daß diese Tierbilder an Kirchen des Mittelalters sich oft neben Darstellungen aus der weltlichen Sage finden. So ist in Freiburg i. B. am Chor des Münsters die Sage von Alexanders Greifenfahrt in die Lüfte neben der Fabel vom Schüler Wolf, in Basel dieselbe sowie Pyramus und Thisbe an demselben Münster dargestellt, das auch die Tierszenen darbietet. In Verona stehen an der Façade des Domes die Figuren von Roland und Olivier und an der Apsis unter mancherlei Jagdszenen auch Fuchs und Hahn.

Gegen alle diese weltlichen, insbesondere aber gegen die Tierbilder, die übrigens schon früh in Konstantinopel das Mißfallen des hl. Nilus erregt hatten, wendete sich mit Heftigkeit Bernhard von Clairvaux in Worten, die oft schon angeführt worden sind. Er gab damit seinen Zisterziensern und den ihnen zeitlich folgenden strengen Orden eine Losung von dauerndem

Gewicht. Bernhards Abscheu richtet sich besonders gegen die Monstra, die in der ältern Zeit so beliebt waren. Eben diese nennt auch ein lateinisch dichtender Engländer aus dem 13. Jahrhunderte. Aus seiner Prosavorrede hat Sir Thomas Phillips diesen Ausfall, den er in einer seiner Hss. fand, zuerst bekannt gemacht; dann hat ihn J. B. Pitra, Spicilegium Solesmense (Paris 1855) p. LXXIV wiederholt: *quidnam decentius est, quid fructuosius speculari circa Dei altarium, aquilas bicipites, unius eiusdemque capitis leones quatuor, centauros pharetratos, chimaeram ut fingunt logici, fabulosa vulpis et galli diludia, simias tibicines et onos liras Boetii, vel certe contemplari gesta patriarcharum . . . Sed haec fantasmatum ludibria paulatim introduxit pictorum nefanda praesumtio.* Von den hier erwähnten Kunststücken dürften die drei Hasen in Paderborn, die zusammen nur drei Ohren haben, besonders bekannt sein.

Ein fernerer Gegner dieser Tierbilder ist Gautier de Coinsi, der um 1233 seine Marienlegenden verfaßte. Er bezieht sich direkt auf den Roman de Renart und wirft den *provoires* vor:

En leurs moustiers ne font pas faire
Sitost l'image Nostre Dame
Com font Isangrin et sa fame
En leurs chambres où il reponnent.

Wenn nun in den Kirchen des 13. Jahrhunderts in der Tat die Tierbilder seltener werden und sich zuletzt eigentlich nur an den Miserikordien, den Sitzklappen für die oft gewiß altersschwachen Chorherren zeigen, so ist dies auch ein Sieg des strengeren kirchlichen Geistes, der durch Innozenz III. durchgeführt wurde. Die Albigenserkriege ließen auch, wie Viollet-le-Duc bemerkt, die Bildhauerschule Südfrankreichs verschwinden. Die Bettelorden vertraten natürlich in diesem Punkte die Anschauungen des gewaltigen Papstes.

An Dominikaner- und Franziskanerkirchen wird man kaum noch die Tierbilder wiederfinden. Und eben diesen Orden gegenüber mußte die Tiersage denjenigen als Waffe dienen, welche die alte freiere Richtung verfochten. Rutebuef u. a. Dichter aus der Mitte und dem Ende des Jahrhunderts, welche Guillaume de S. Amour und die Universität Paris gegen die Übergriffe der beiden Orden dichterisch verteidigen, fassen Renart als den Führer der *Jacopins* und *Cordeliers* auf.

Und als nun Philipp der Schöne, nachdem die Könige von Frankreich und die Päpste sich so lange gegenseitig gestützt hatten, sich mit Bonifaz VIII. überwarf, ließ er in Paris u. a. 1313 bei den großen Festen zu Ehren seines Gastes Eduard II. von England die *Procession Renart* aufführen, das Leichenbegängnis des Fuchses, der dann unvermutet herausspringt und mit dem Hahn davon läuft. Im Recueil des hist. des Gaules 22, 87 ff. sind die darauf bezüglichen Berichte des Geffroi de Paris zu finden. Renarts Abenteuer bilden ein spaßhaftes Intermezzo in einem Drama über Leben und Leiden Christi.

4955 *La vit on Dieu sa mere rire;*
Renart fisicien et mire;
Et si virent lors mains preudommes
Notre Seingnor mangier de pommes; . . .
4987 *Herode et Cayphas en mitre;*
Et Renart chanter une espitre
La fu véu et évangile;
Crois et floz (Abzeichen der Kreuzfahrer)
et Hersent qui file; . . .
4996 *Tout ce firent les tisseranz.*
Corroier aussi contrefirent,
Qui lor entente en ce bien mirent,
La vie de Renart sans faille
5000 *Qui menjoit et poucins et paille;*
Mestre Renart i fu evesque

Véu, et pape, et arcevesque;
Renart y fu en toute guise,
Si com sa vie le devise,
En bière, en crois et encencier.

Hier ist der Titel *la vie Renart* zu beachten. Auch das ist eine Parodie, indem auf die Legenden, die *vitae patrum* usw. angespielt wird. Daher heißt es auch im *Reinaert* V. 7 von Willem *dat hi die vite dede soeken.*

Und diesen Titel bezeugt auch der Roman de Renart. Branche XVII, welche zu den später hinzugefügten gehört und auf die XVI, das Werk des Pierre de S. Cloud folgt, schließt mit Worten, die zugleich das Ende des ganzen Romans sein sollen:

1636 *Ici luec de Renart vous les*
La vie et la procession,
Ci fine de Renart le non.

Diese Branche schildert das Leichenbegängnis des Fuchses. Sie ist auch in Komposition und Stil als später zu erkennen: die ursprüngliche komische Kraft soll durch übertreibende, zuweilen unsinnige Erfindung und Nachahmung ersetzt werden. Renart spielt am Hofe des Löwen Schach mit dem Wolf Isengrin; als er all sein Geld verspielt hat, haftet er mit seinem Körper für einen weiteren Einsatz. Er verliert nochmals und Isengrin bringt ihm eine Wunde bei, an der er dem Anscheine nach stirbt. Man beklagt und bestattet ihn. Der Bär Brun gräbt ihm mit seiner breiten Tatze das Grab, der Hahn Chantecler schwingt den Weihkessel, der Hirsch Brichemer und der Widder Belin tragen die Bahre, Isengrin das Kreuz, die Ziege trommelt, das Pferd spielt die Harfe, der Hase Coart, der Kater Tibert und der Habicht Hubert tragen die Kerzen, die Mäuse läuten die Glocken, der Affe soll Fratzen schneiden, endlich der Erzpriester Bernart das Begräbnis vornehmen. Aber als Renart im Grabe liegt,

schlägt er die Augen auf und springt heraus, indem er zugleich den Hahn im Rachen fortschleppt. Er wird jedoch eingeholt; im Zweikampfe besiegt ihn seltsamerweise der Hahn. Als er wieder scheintot da liegt, naht sich unvorsichtigerweise der Rabe; Renart reißt ihm ein Bein aus und entflieht nach Malpertuis. Von dort sollen ihn der Dachs Grimbert und der Weihe Hubert an den Hof zur Verantwortung wegen seines neuen Vergehens gegen den Raben holen. Aber Renart läßt ihnen von seiner Frau das Grab eines Bauern Renart zeigen. Die Boten kehren zurück; man glaubt Renart tot — natürlich nur irrtümlich; denn Renart und seine Falschheit ist ja unsterblich.

Der Inhalt dieser Branche bildet nun auch den Gegenstand einer Anzahl von Bildwerken; er erscheint auch in einer Miniatur der Hs. O des R. de Renart s. meine Obs. p. 8. Auf ein solches Bild deutet im R. de Renart die Branche XIII V. 191 hin, wonach in einem Rittersaal außer andern, nicht näher bezeichneten Tierbildern auch *la procession Renart* kunstvoll ausgehauen war. Ein ehemals wirklich vorhandenes Bild ist berühmt wegen der Polemik, welche sich hierüber an ein Gedicht Fischarts geknüpft hat. Dies Gedicht steht in einem Einzeldruck auf zwei Halbbogen, von denen der erste den Titel führt: *Abzeichnus etlicher wohlbebedenklicher Bilder vom Römischen Abgotsdienst* und einen Holzschnitt in zwei Abteilungen über einander zeigt, während der zweite nähere Angaben über das Denkmal bietet und die 224 Verse der Auslegung enthält. Der Druck scheint ohne Jahresangabe erschienen zu sein; im Gargantua, 2. Ausgabe von 1582 im Ein- und Vorritt hat ihn Fischart selbst erwähnt (Alsleben p. 20) als '*Die träum des schlaffenden Reinicken Fuchs*'. In der Auslegung heißt es richtiger '*Allweil der Fuchs sich schlaffend stellt*'. Auf die Auslegung gehe ich nicht weiter ein, ebensowenig auf die von Fischarts

Gegner, Johann Nas gegebene, welche in ganz gleicher Ausstattung, Ingolstat 1588, erschienen ist. Beide Gedichte sind in Scheibles Kloster Bd. X wiederholt.

Hier ist auch nach diesen Drucken der Holzschnitt wiedergegeben. Über das Denkmal handelt wohl zuletzt O. Winckelmann in der Zs. f. Gesch. d. Oberrheins 22, 272 ff. Im Straßburger Münster, am Kapitäl des Pfeilers am ersten südlichen Triforium von der Vierung aus gerechnet, der Kanzel gegenüber, waren Figürchen von etwa 20—25 *cm* Höhe angebracht, welche das Begräbnis des Fuchses darstellten. Aufrecht stehend schritten die Tiere hinter einander her: zuerst der Bär mit Weihwasserkessel und Wedel, dann der Wolf mit dem Kreuz, hierauf der Hase mit der brennenden Kerze; dann trugen der Eber und der Bock, ersterer sich umschauend, die Bahre, auf der der Fuchs lag; unter der Bahre saß der Affe; hinten am Pfeiler stand der Hirsch vor dem Altar, auf dem der Kelch sich befand, und las in einem Buche; dann der Esel, ebenfalls vor einem Buche, das die vor ihm stehende Katze auf dem Kopfe hielt.

Das Bildwerk selbst stammte aus Erwins Zeit, als die Stadt eben die Obergewalt des Bischofs abgewiesen hatte. Es ist nicht mehr vorhanden: als Ludwig XIV. das Münster dem katholischen Gottesdienst zurückgegeben hatte, wurde es weggemeißelt. Ein Buchhändler Tscherning, welcher 1728 einige Abzüge des Fischartschen Druckes gefunden und verkauft hatte, wurde schwer bestraft und verbannt: s. O. F. Tscherning, Tscherningisches Vergißmeinicht, Hirschhorn 1905.

Neben dem Begräbnis des Fuchses steht eine Anzahl ähnlicher Darstellungen: Renart von Hühnern zu Grabe getragen oder an den Galgen geführt usw. Verwandt sind die im 16. Jahrhundert und wohl noch heute verbreiteten Bilder von den Tieren, die den Jäger zu Grabe bringen.

Die Blütezeit der Dichtung über die Tiersage ebenso wie die ihrer bildlichen Darstellung ist das 12. Jahrhundert und die erste Hälfte des 13. Ihr Gipfel ist der niederländische Reinaert, der durch den niederdeutschen Reineke fortgepflanzt, durch Goethe wieder in die Kunstliteratur eingeführt worden ist. Luther, Herder, Claudius haben den poetischen Wert des Reineke anerkannt, Goethes Bearbeitung hat Schiller gepriesen. Vor allem aber war es Jacob Grimm, der die 'gelehrte Fuchsjagd' wieder eröffnete, auf der wohl noch jetzt nicht nur Vergnügen, sondern auch wissenschaftliche Beute zu gewinnen ist.

KERLING UND SPERVOGEL.

Von

ANTON WALLNER.

Von den unter Spervogels Namen überlieferten Strophen verschiedener Herkunft haben Lachmann und Haupt in Minnesangs Frühling zwei Töne als echt ausgehoben und éinem Verfasser zugeschrieben. Vgl. MF 241 zu 26, 21. Dem gegenüber meinte Pfeiffer (Germ. 2, 494; ebenso Bartsch, Germ. 3, 481), es sei mit Händen zu greifen, daß diese Strophen nicht einerlei Verfasser haben können, und Scherer (Deutsche Studien I, 1 ff.) hat später den Beweis angetreten, daß die Strophen des zweiten Tones einer beträchtlich ältern Kunstweise angehören als die des ersten. 'Aber,' fragte er, 'kann nicht ein und derselbe Dichter zu einer neuen Manier übergegangen sein, sich neu aufkommenden Gesetzen bequemt haben?' Scherer verneint diese Möglichkeit für den Fall Spervogel, aber seine Bemerkung scheint Garthaus zu dem Versuche angeregt zu haben, beide Sprüchegruppen wieder éinem Verfasser zuzuweisen (Germ. 28, 214 bis 251). Der Versuch mußte schon an dem Inhalt der Sprüche scheitern, der den zweiten Ton einem bejahrten Manne zuweist, während nach Garthaus' Hypothese dieser Ton wegen seiner ältern Kunstform in die Jugend des Dichters fallen müsste.

Der Dichter des jüngern Tons hieß *Spervogel*, wie aus 20, 17 hervorgeht: *Swer suochet rât und volget des der habe danc, alse mîn geselle Spervogel sanc.* Das ist ein Selbstzitat — so verstehe ich die Stelle mit W. Grimm (Über Freidank S 1), Müllenhoff (vgl. Strobl, Germ. 15, 240 Anm.), Paul (Beitr. 2, 430) und Garthaus (Germ. 28, 216) — das sich auf die vorhergehende Strophe bezieht. Den Verfasser der ältern Sprüche nannte Simrock *Hergêr*, nach MF 26, 21, und Paul u. a. stimmten ihm zu, während Scherer meinte, ebenso gut könnte man ihn *Gebehart* nennen; er brachte für ihn die Bezeichnung Anonymus in Schwang. Garthaus dachte, allerdings zweifelnd, an *Kerlinc den Spervogel* und R. Hildebrand (Zs. 39, 1 ff.) nahm alle drei Namen — *Hergêr, Spervogel* und *Kerlîne linc* — für den Dichter in Anspruch. *Hergêr* sei sein eigentlicher Name gewesen, *Spervogel* ein Übername, *Kerlinc* der Gattungsname für den Spielmann überhaupt. Da Hildebrand es nicht wagte, beide Töne éinem Verfasser zuzuschreiben, so hätte ihm die Annahme von zwei Spervogelgenerationen am nächsten gelegen. Daran hinderte ihn wieder seine Auffassung des Zitats *alse mîn geselle Spervogel sanc*, das er mit Scherer einem andern Dichter zuwies. Auf Vater und Sohn oder auf Brüder paßte nun der Ausdruck *mîn geselle* nicht recht, und so wollte Hildebrand in den beiden bloß Kunstjünger des alten Herger Spervogel sehen und deutete in diesem Sinne auch dessen Worte *ich sage iu lieben süne mîn* (25, 13). Eben dieser Spruch aber wirft die ganze Konstruktion um, denn die Worte *ich kan iu niht gezeigen diu lêhen noch diu eigen* können doch nur auf wirkliche Söhne gehen, die Erbansprüche haben. Was die Deutung des Namens *Kerlinc* als 'Spielmann' betrifft, so wird sie schon dadurch als unhaltbar erwiesen, daß der Dichter, der einmal sich selbst (26, 15), einmal einen andern (27, 1)

mit *Kerlinc* bezeichnen soll, an einer dritten Stelle, die Hildebrand beiseite ließ, eine ganz bestimmte Person namens Kerlinc zitiert: '*Ez mac der man sô vil vertragen*', *hôrt ich Kerlingen sagen* (27, 34). Das schließt die angenommene Bedeutung gänzlich aus. — Nach diesen einander widersprechenden Hypothesen über den Dichter des zweiten Tons hätte es den Anschein, als ob wir uns eben mit Scherers Anonymus bescheiden müßten. Sind wir tatsächlich zu diesem non liquet verurteilt?

Die Sprüche des zweiten Tones zerfallen nach ihrem Inhalt deutlich in fünf Reihen von je fünf Strophen, denen sich eine dreistrophige sechste Reihe anschließt. Diese Beobachtung wollte Scherer durch die Annahme erklären, der Schreiber des Archetypos habe je fünf Strophen verwandten Inhalts zusammengestellt, um auf jeder Seite dreißig Zeilen unterzubringen. Dagegen hat Paul (Beitr. 2, 431 ff.) mit Recht eingewendet, daß diese Originalhandschrift kaum mit abgesetzten Zeilen geschrieben war, und daß auch in diesem Falle Scherers Hypothese, die auch 10 Strophen des ersten Tones einbezieht, schon an dem Umstande scheitern müßte, daß die Strophen dieses Tones achtzeilig, die des zweiten aber siebenzeilig sind. Auch würden sich die drei Strophen am Schlusse der Sammlung seiner Erklärung nicht fügen. Es liegt in der Tat kein Grund vor, die nur in den Anonymusstrophen durchgeführte Anordnung in Reihen erst dem Sammler zuzuschreiben.

Paul wurde durch die Opposition gegen Scherers Aufstellungen so weit geführt, daß er keine der Fünferreihen gelten lassen, sondern nur ein paar kleinere Strophengruppen zugeben wollte, die er geradezu als Lieder bezeichnete. Wie soll man sich diese Lieder entstanden denken? In unserer ältesten Lyrik läßt sich das Prinzip der Einstrophigkeit bis zu Meinloh von Sevelingen nachweisen. Aber auch der voll entwickelte

Minnesang zeigt davon noch zahlreiche Spuren. Der Zusammenhang ist unter den Liedstrophen oft überaus lose und fehlt zuweilen ganz. Das verrät doch, daß in diesen Fällen die einzelnen Strophen unabhängig von einander entstanden sind und erst später vom Dichter oder auch vom Sammler zusammengefaßt wurden. Die nicht seltenen vereinzelten Strophen wird man als Lieder ansprechen können, die im ersten Stadium stecken geblieben sind. Ein lehrreiches Beispiel für diese Kompositionsweise ist Walther 8, 4. 8, 28. 9, 16. Schon die Anapher *Ich saz — Ich hôrte — Ich sach* deutet an, daß die Sprüche mit Beziehung auf einander, zu gemeinsamem Vortrag, also als 'Lied' gedichtet wurden, während der Inhalt den einen ins J. 1198, den andern ins J. 1201 verweist. So darf man sich auch die Spruchreihen des Anonymus erklären: als Gelegenheitsstrophen, die zu verschiedener Zeit, aber mit Beziehung auf einander verfaßt wurden, schon in der Absicht, sie zu einem gemeinsamen Vortrag von je fünf Strophen zusammenzustellen. Die letzte Reihe ist nicht mehr zum Abschluß gekommen, wenn anders die Sammlung uns das ganze Spruchrepertorium des alten Spielmanns aufbewahrt hat.

Die Ansprüche, die man bei dieser Entstehungsweise an den Zusammenhang in jeder Reihe stellen darf, werden nirgends enttäuscht, wenn man für die innigere oder losere Verbindung das jeweilige Thema mit in Anschlag bringt. Ich stelle die Reihen voran, denen das persönliche Element fehlt:

Tierfabeln (27, 13—28, 12). 1. Ein Wolf und ein *man alwære*. 2. Ein Wolf und ein *witzic man*. 3. Wolf und Hund *(des pfaffen rüede)*. 4. *Zwên hunde striten umbe ein bein*. 5. *Zwên hunde striten umbe ein bein* (variierende Fortsetzung von 4).

Himmel und Hölle (28, 13—19, 12). 1. Alle Wesen preisen Christus, nur der Teufel nicht, der

darum in die Hölle verstoßen ward. 2. Höllenschilderung. 3. Himmelsschilderung. 4. Wie man leben muß, um den Himmel zu verdienen. 5. Erlöse mich, heiliger Geist, aus der Knechtschaft des Teufels.

Parabeln (29, 13—30, 12). 1. Der vergebens geschüttelte Obstbaum. 2. Faules und gesundes Obst. 3. Der lautere Brunnen und der trübe Pfuhl. 4. Die Wegelagerer an der Himmelsstraße. 5. Der Sämann.

Lob Gottes (30, 13—30, 33). 1. Christus ließ sich für uns ins Grab legen. 2. Am Ostertage erstand er aus dem Grabe. 3. Gottes Allwissenheit und Allmacht.

Die beiden noch übrigen Reihen behandeln persönliche Verhältnisse des Dichters. Die eine (25, 13—26, 12) ist dem Lobe freigebiger Herren gewidmet: 1. Der Sänger beginnt mit dem Hinweis auf seine Armut und empfiehlt seine Söhne (in einer fingierten Anrede an sie) der Gunst freigebiger Herren, denen er Fruote von Dänemark als Vorbild hinstellt. 2. Fruote ist leider tot, desgleichen Walther von Husen, Heinrich von Gebechenstein und der Staufer. So möge Gott auch Wernhart auf Steinberg gnädig sein! 3. Wer soll nun den milden Wernhart auf Steinberg ersetzen? 4. Der war freigebig wie der berühmte Rüdiger von Bechelären. 5. Steinberg hat an dem edlen Öttinger einen würdigen Erben erhalten. Der Zusammenhang der vier letzten Strophen ist sehr enge; aber auch bezüglich der ersten kann ich Paul nicht zugeben, daß sie sich 'nur auf gewaltsame Weise' einfügen lasse.

Wie steht es nun um die noch übrige Reihe, auf die es uns hier eigentlich ankommt? 'Die zweite Reihe (26, 13—27, 12)', sagt Paul, 'soll den Stand behandeln, dem der Dichter angehört. Es ist denn aber doch eine schlechte Einheit, wenn in dem ersten Spruche ein Streit zweier Leute besprochen wird, die allerdings wohl Fahrende gewesen sein mögen, in den vier an-

deren Klagen über das Alter, die Versäumnis der Jugend und den Mangel eines eigenen Hauses ausgesprochen werden.' Das wäre freilich eine bunte Zusammenstellung, wenn Paul recht hätte. Wie aber schon seine stark hypothetisch gefärbte Inhaltsangabe zeigt, finden sich in dieser Reihe Strophen, die für sich allein betrachtet, mannigfacher Deutung fähig sind. Eine methodische Interpretation hat davon auszugehn, daß diese Spruchreihe, wie die fünf anderen, vermutlich ein gemeinsames Thema haben wird. Dieses Thema ist zunächst festzustellen und nach ihm sind die einzelnen Strophen zu beurteilen.

Ich hebe die Reihe aus:

I.

Wan seit ze hove mære,
wie gescheiden wære
Kerlinc und Gebehart.
si liegent, sem mir mîn bart:
zwên bruoder die gezürnent
und underziunent den hof,
si lânt iedoch die stigelen unverdürnet.

II.

Mich müet daz alter sêre,
wan ez Hergêre
alle sîne kraft benam.
ez sol der gransprunge man
bedenken sich enzîte,
swenne er ze hove werde leit,
daz er ze gwissen herbergen rîte.

III.

Wie sich der rîche betraget,
sô dem nôthaften waget
dur daz lant der stegereif!
daz ich ze bûwe niht engreif,
dô mir begonde entspringen
von alrêrste mîn bart,
des muoz ich nû mit arbeiten ringen.

IV.

Weistu wie der igel sprach?
'vil guot ist eigen gemach!'
zimber ein hûs, Kerlinc,
dar inne schaffe dîniu dinc.
die hêrren sint erarget.
swer dâ heime niht enhât,
wie maneger guoter dinge der darbet!

V.

Swie daz weter tuo,
der gast sol wesen fruo.
der wirt hât truckenen fuoz
vil dicke, sô der gast muoz
die herberge rûmen.
swer alter welle wesen wirt,
der sol sich in der jugende niht sûmen.[1])

Drei Sprüche klagen, daß der Sänger versäumt habe, in der Jugend sich ein Hauswesen zu gründen: *ez sol der gransprunge man bedenken sich enzîte, swenne er ze hove werde leit, daz er ze gwissen herbergen rîte* (II); *zimber ein hûs, Kerlinc ... swer dâ heime niht enhât, wie maneger guoter dinge der darbet!* (IV); *swer alter welle wesen wirt, der sol sich in der jugende niht sûmen* (V). Aber auch III hat dieses Motiv: *daz ich ze bûwe niht engreif, dô mir begonde entspringen von alrêrste mîn bart, des muoz ich nû mit arbeiten ringen.* Scherer (D. Stud. I 5; Quell und Forsch. 12, 107) hat aus der Stelle geschlossen, daß der Dichter ein Bauernsohn war, dem es in der Jugend freigestanden habe, zum Pfluge zu greifen, und Roethe (ADB. 35, 140—142) wollte die Spuren dieser bäuerlichen Herkunft noch in der konservativen Gesinnung und der Wahl der Bilder finden.[2]) Das beruht auf

---

[1]) So will auch Roethe (Zs. 48, 146) lesen für das überlieferte: *swer in dem alter welle wesen wirt der sol sich in der jugent niht sumen.*

[2]) Doch vgl. jetzt Zs. 48, 146.

einem Mißverständnis. *Ze bûwe grîfen* heißt nicht 'den Feldbau ergreifen', sondern 'einen Haus- oder Stadtbau unternehmen', wie zwei Stellen der Kaiserchronik lehren:

685 er (*Tiberius*) kom zeinem wazzer haizet Tuonouwe,
dâ greif er wol ze bouwe,
ain stat worht er dâ.
geheizen Tyburnîâ,
nû haizet si aver Ratispônâ.

10499 Dô wart Rômæren
diu rede vil swære.
under diu chômen in die frowen:
si griffen frôlîche ze bowe.
Der chaiser stifte dô Constantînobele
und ander stete manige.

Daz ich ze bûwe niht engreif ist also genaue Entsprechung zu 26, 25. 27, 2 ff. und 27, 11.[1])

Was den Sänger zu der Klage über die versäumte Gründung einer Heimstätte veranlaßt, ist die Kargheit der Herren. Das wird in drei Strophen deutlich gesagt: *wie sich der rîche betraget!* (III); *die hêrren sint erarget* (IV); *der wirt hât truckenen fuoz* usw. (V). Man darf also für die gleiche Klage in II auch den gleichen Anlaß voraussetzen. Die Motivierung durch Altersbeschwerden würde den Spruch von der Kette der übrigen Strophen losreißen. Mit *Hergêr* kann somit nicht der Sänger oder einer seiner Genossen gemeint sein. Ich sehe darin eine Parallele zu dem *rîchen*, den *erargeten hêrren* und dem *wirt* der drei andern Sprüche, also den Namen eines Herrn. Welcher Sinn bei dieser Auffassung dem Spruche zukommt, möge eine Episode aus der Warnung zeigen. Der Warner

---

[1]) Nahe steht unserm Spruch in Stimmung und Ausdruck eine Strophe in Villons Grant Testament (v. Wurzbach p. 65) XXVI: *Hé Dieu! se Jeusse estudié Ou temps de ma ieunesse folle, Et a bonnes meurs dedié, Jeusse maison et couche molle!*

erzählt seine Bekehrung. Eine Seuche und der Anblick eines toten Reichen brachte ihn zuerst auf ernste Gedanken. Er schlug sie aber wieder in den Wind und wollte die Buße ins Alter verschieben.

dô gehabte ich mich wol
als ein tumber man tuon sol.
und freut mich als ich ê tete.
von stete unde ze stete
ich fuor unt kom da ich was erkant.
einen mînen vriunt ich dâ vant,
der was wirt der selde:
dô enphiengen mich sîn helde.
der het mich alles ê gewenet
da ich mich dicke hân nâch gesenet,
guoter handelunge.
alsô lebt wir her von sprunge
mit freude unt wünneclîchem spil,
des hete wir zallen zîten vil.
dô wânde ich ze allem guote,
ich fünde in in sölhem muote
als ich in hie bevor lie,
dô unser schîbe ensamt gie.
schiere wart ich innen
daz er an sînen sinnen
sich gar het verwandelôt:
daz machte der tagemenge nôt.
er gebârte als ein kint
dem alle sinne fremde sint.
er sah mich wunderlîchen an
als ein gar tobende man.
dô frâgte ich man unde wîp,
wan er was mir liep sô der lîp,
wie ez umbe in wære komen,
daz het ich gerne vernomen.
dô sprâchens alle gelîche,
er wære der jâre rîche,
daz alter het in überkomen
unt het im sîne sinne benomen.

Das Geschick dieses edeln Ritters, der auch sorglos dahingelebt und die Buße ins Alter verschoben hatte, bis *sîn kraft dô verstoup* (3084), bewegt den Dichter zur Umkehr.

So läßt sich auch die Erwähnung Hergers verstehn: 'Das Alter (Personifikation!) setzt mir arg zu, denn es hat — meinen Gönner Herger ganz hinfällig (oder: unzurechnungsfähig) gemacht!' Der Dichter ist freilich auch selber alt, aber nicht über Gebrechen seines Alters klagt er, sondern darüber, daß er *ze hove leit* geworden ist, seit dort Herger nichts mehr zu sagen hat.

Wir haben also bei vier Strophen dieser Reihe als gemeinsames Thema die Klage über karge Herren gefunden. Darnach muß sich auch die Interpretation der noch verbleibenden Strophe (26, 13) richten, die von der Entfremdung zwischen *Kerlinc* und *Gebehart* redet. Man hält die beiden gewöhnlich für Fahrende und vergißt dabei, daß der Spielmann seine Sprüche stets für das Publikum berechnet, nie aber für seinesgleichen, daß er persönliche Verhältnisse nur berührt, um durch Lob oder Tadel oder Klage sich die Spendehand der Herren zu öffnen. Mit dem Zwist zweier Spielleute, der sich, wie der Sänger hofft, noch werde beilegen lassen, hätte er eine höfische Gesellschaft gewiß nicht behelligt. Wenn er die Zuversicht ausspricht, daß die Scheidung zwischen Kerlinc und Gebehart keine endgiltige, dauernde sein werde, so hat das nur einen Sinn, wenn er selbst Kerlinc ist, Gebehart aber ein Herr, der ihm seine Gunst entzogen hat. Der Vergleich mit den entzweiten Brüdern darf dabei nicht beirren, denn diesen vertraulichen Ton eines Gleichstehenden schlägt der Spielmann gerne an; man denke nur an Walther 32, 17. 35, 17. Und wie Walther bei einem Zwist gern die Schuld auf des Herrn Umgebung schiebt und diese angreift (28, 21. 32, 26), so tritt auch hier der abgewiesene Spielmann dem hämischen Hofgerede entgegen und wendet sich mit dreister Vertraulichkeit an den Herrn (vgl. Walth. 32, 26 *dirre zorn ist âne schult weizgot unser beider*). Von Erfolg war

diese Anbiederung nicht; das ersehen wir daraus, daß der Sänger den Spruch unter die Scheltstrophen einreiht, die das Gegenstück zu der ersten Gruppe, den Gönnerstrophen, bilden.

Der Dichter dieses Tones heißt Kerling. Bei dem bekannten Brotneide der Spielleute ist es fast undenkbar, daß einer sich für einen andern bemüht hätte, den unwilligen Herrn wieder gnädig zu stimmen. Man müßte allenfalls in Kerling einen jüngern Genossen sehen, für den der Alte hier Fürsprache einlegt und den er in IV väterlich mahnt: *Zimber ein hûs, Kerlinc!* Aber zu diesem Verhältnisse würde 27, 34 *Ez mac der man sô vil vertragen, hôrt ich Kerlingen sagen, daz man in deste wirs hât* schlecht passen; denn mit diesem Zitat könnte sich der Sänger doch nur auf einen lebenserfahrenen Mann berufen. Weit natürlicher ist die Annahme, daß er an allen drei Stellen sich selbst meint.

Diese Art von sich zu reden, ist uns heute befremdlich; sie begegnet aber in der mhd. Dichtung nicht selten. Wenn der Dichter des Armen Heinrich sich mit den Worten einführt: *Ein ritter sô gelêret was daz er an den buochen las swaz er dar an geschriben vant. der was Hartman genant* (vgl. Iw. 21 ff.), so beruht das auf derselben Objektivierung des Ich. Noch naiver mutet uns der Schluß (?) des Alexanderlieds an: *sus saget uns meister Albrîch unde der guote phaffe Lampreht* (Vor. Alex. 1520). Auch in lyrischen Stücken tritt der Verfasser so hervor, u. z. ohne die Absicht, sich als Autor zu nennen: *der tumbe man von Rugge hât gegeben disen wîsen rât* (MF 99, 21); *Her Walther singet swaz er wil, des kurzen und des langen vil* (18, 11); *sus lêret Herman der Damen* (HMS 3, 162); *Wizlav der junge singet diz liet; sîn vrouwe im bringet, daz sîn lîp durch sie ringet; swie sêre sie in twinget, daz wirt noch sîn vröuden tac* (HMS 3, 83 b); *Ich wil noch von bluomen singen, dunket ez gevuoge und*



alle reht, vrœlîchen sol der Kneht hiure aber reigen: ir iungen, dâ beseht! (Vriderich der Kneht HMS 2, 170 b). Das Selbstzitat *alse mîn geselle Spervogel sanc* stellte schon W. Grimm (Über Freidank S. 1) mit der Waltherstrophe *Hœrâ Walther, wiez mir stât, mîn trûtgeselle von der Vogelweide* (119, 11) zusammen. Auch Steinmar hat eine solche Selbstapostrophe: *Steinmâr, hœhe dînen muot: wirt dir diu vil hêre, Si ist sô hübesch und sô guot, du hâst ir iemer êre* (Bartsch Liederd. 242); vielleicht gehört auch *Wizlav, diz schrîp!* (HMS 3, 84 a) hieher.

Volksmäßigen Dichtern ist dies Hervortreten mit dem eigenen Namen zu jeder Zeit geläufig gewesen; ich verweise dafür auf zwei Poeten von echtem Spielmannscharakter, auf François Villon und Franz Stelzhamer. Wie sich Walther von der *Frau Welt* apostrophieren läßt, so legt Villon der *Fortune* eine Trostrede an sich in den Mund [1]) und Stelzhamer führt sich in Wechselrede mit dem *Schicksal* vor.[2]) Beide reden von sich zuweilen in der dritten Person (*Le lesserez là, le poure Villon?* v. Wurzbach p. 196; *Há, da is aft dá Fránzl Dá rárástö Mann* II 94); auch die Selbstanrede liebt Stelzhamer:

Drum Franz, liebá Franz,
Schau dárs wohl an dein Schanz,
Söchse söchse vobei,
Neune neune wirds glei. (Sechzgá-Tánz I 268).

---

1) Pour ce, Françoys, escoute que te dis:
Se riens peusse sans Dieu de Paradis,
A toi n'autre ne demouroit haillon,
Car, pour vng mal, lors i'en feroye dix:
Par mon conseil prens tout en gré, Villon.
(v. Wurzbach p. 172.)

2) 'Willst, dáß 's 'n Huet ruckt
Vo lauter dein'n Glanz,
Odá magst, dáß 's dá d' Händt druckt
Mit Godikam, Franz?' (Roseggers Ausg. I 197 ff.)

Eine so gemütliche Mahnung an die eigene Adresse ist auch das '*Zimber ein hûs, Kerlinc!*' während das Selbstzitat *hôrt ich Kerlingen sagen* natürlich den Schalk im Nacken hat. In 26, 13 aber spricht eigentlich der Dichter gar nicht selber, sondern gibt nur das Hofgerede über Kerling und Gebehart wieder.

LITERARHISTORISCHE MISZELLEN.

Von

S. SINGER.

1. Der Archetypus der Überlieferung der Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen zeigte nach Zeile 135 eine Lücke, deren Inhalt *A* mit einigen schlechten Versen nach 128, der Archetypus von *BC* mit einer etwa 1100 Verse betragenden Interpolation zu ergänzen suchten. Von den Fragmenten zeigt nur der gemeinsame Archetypus von *FG* Bekanntschaft mit *A*, insoferne er aus allen 3 Hss. *A*, *B* und *C* gemischt erscheint, mit jeder der 3 Hss. Fehler teilend. Von den übrigen *DEH* (letzteres Zs. 33, 373 ff.) ist *D* aus *B* und *C* gemischt, während *H* durch einige Fehler *B* sehr nahe steht. Alles was als gemeinsamer Fehler von *AC* angeführt wird, ist in den Text zu setzen, abgesehen von einigen zufälligen Überstimmungen (1334. 2756. 2852),[1]) die nicht mehr beweisen als die gelegentlichen von *AB*. Hingegen liegen 14. 60. 95 f. 104. 1461. 1648 f. 1659. 1975. 1980. 2592 2693 Fehler von *BC* vor, die kaum alle auf Zufall beruhen. Darüber hinaus wird dieses Resultat als richtig erwiesen durch einen Vergleich mit der Quelle, als die uns auf lange Strecken die *Vita beate virginis Marie et Salvatoris rhytmica* dienen kann. Eine dieser verwandte Quelle hat übrigens auch der

[1]) Hier und überall die Lesarten Feifaliks zu beachten.

Pfaffe Wernher benutzt. Doch ist es jedenfalls nicht diese selbst, die vorgelegen hat. Die von Bruder Philipp benutzte stand näher als die von Vögtlin herausgegebene. Auch entspricht Konrads Schluß dem Prolog zum dritten Buch der Vita, sodaß K.'s Exemplar mit dem 2. Buch abgebrochen haben dürfte. Der Interpolator folgt einer anderen Quelle, auch reimt er öfters *a : â;* einmal *e : ė* vor *r*; *liht* (= *lieht*): *niht, gesiht;* einmal *ist: gihst;* kennt Adverbia auf *lîchen,* das kontrahierte *lît,* den Dativ *drin:* alles gegen Konrads Art. So wenig wie K. reimt er *ęg: ëg,* aber auch rein gereimtes *ęg : ęg* kennt er im Gegensatz zu diesem nicht.

2. Das Akrostichon in der Urstende des Konrad von Heimesfurt[1]) ist folgendermaßen zu lesen:

Cůnrat fon Heimesvurt
hat diz bůch gemachet,
des raten unde turt
gůten samen swachet. amen.

C 103, 1. *ů* 103, 44. *N* 103, 53. *r* 104, 5. *A* 104, 29. *t* 104, 47. *f* 104, 65. *o* 104, 85. *n* 105, 8. *H* 105, 20. *e* 105, 34. *I* 105, 58. *m* 105, 86. *E* 106, 22. *S* 106, 62. *V* 106, 82. **u* 107, 14. *R* 107, 35. *t* 107, 67. *H* 108, 16. *a* 108, 40. *T* 108, 68. *d* 108, 84. *i* 109, 18. *Z* 109, 34. *b* 109, 52. *Ů* 110, 2. *C* 110, 48. *h* 110, 78. *G* 111, 23. **e* 111, 38. *M* 111, 79. *a* 112, 15. *C* 112, 47. *h* 112, 73. *E* 113, 13. *T* 113, 53. *d* 114, 5. *E* 114, 31. *S* 114, 63. *R* 115, 23. *a* 115, 55. *T* 115, 73. *e* 116, 5. *N* 116, 25. *U* 116, 67. *n* 117, 4. *D* 117, 28. *E* 117, 54. *t* 117, 82. *U* 118, 18. *r* 118, 49. *T* 118, 72. *g* 119, 10. *Ů* 119, 40. *t* 119, 64. *E* 120, 11. *N* 120, 53. *s* 120, 66. *A* 121, 1. *m* 121, 35. *E* 121, 55. *n* 121, 71. *S* 122, 3. *w* 122, 29. *a* 122, 49. **C* 122, 73. *H* 123, 11. *E* 124, 2. *T* 125, 6. **A* 126, 30. *m* 126, 74. *E* 127, 54. *N* 128, 9. Mit

[1]) Gedichte des 12. und 13. Jhs. hsg. von Hahn S. 103ff.

Majuskeln sind die in der Hs. als solche überlieferten Abschnitte bezeichnet, mit Sternchen die durch Konjektur gewonnenen Initialen. Nur eine von der Hs. überlieferte Initiale 125, 86 ist dabei als unrichtig nicht als solche berücksichtigt: der Schreiber zieht eher mehrere Abschnitte in einen zusammen, als daß er neue einführte.

Ob *Cůnrat* oder *Chůnrat* zu lesen sei, ist nicht mit Sicherheit auszumachen. Will man letzteres annehmen, so muß man mit Bartsch (Germ. 15, 158 Anm.) bei 103, 19 ebenfalls einen Absatz machen. Das *ů* setze ich aber nicht mit Wülcker a. a. O. 103, 35 bei *vmbe*, sondern 103, 44 bei *ův* an, da der Dichter alle drei *uo*, die im Akrostichon vorkommen, durch *ûf* bezeichnet, da ihm mit *uo* anlautende Wörter nicht zur Verfügung standen. Er schrieb das Wort wohl *ůf*, sprach aber *ouf*, wie die Hs. im Akrostichon 110, 2 überliefert, welches *ouf* ich nicht als diphthongiert, sondern als Ablautsform ansehen möchte. Dem Sinne nach ist ein Abschnitt hier wo der Dichter über seine Quelle zu berichten beginnt, wohl berechtigt; daran, daß derselbe aber dadurch mitten in ein Reimpaar fällt, ist deswegen nicht Anstoß zu nehmen, weil der Schreiber gerade solche Abschnitte übergeht.

Einen solchen Abschnitt im Reimpaar möchte ich auch 107, 13 machen, wo sicher dem Sinne entsprechend mit einer bei Konrad beliebten Wendung (s. Zwierzina Zs. 45, 283) *ůf stůnt* zu lesen ist. Will man das nicht, so müßte man bei 107, 21 den Abschnitt machen (l. *verwâzet sîns darumbe*), was dem Sinn nach weniger gut passt, obwohl Abschnitte mitten in der Rede auch sonst vorkommen und auch durch den Schreiber bezeugt sind. Denn ein Abschnitt muß gemacht werden, da es mir unglaublich scheint, daß der Dichter, wie Wülcker annimmt, seinen Namen *Heimesvrt* geschrieben hätte. Akzeptiert man meine Abtrennung

so erhebt sich freilich die Frage, ob man das *u* von *ûf* als einfaches *u* nehmen darf, da es sonst für *ů* verwendet wird. Ich glaube, daß es auch hier als *ů* zu fassen ist, oder vielmehr, daß Konrad vor *r*+Konsonant keinen Unterschied zwischen *u* und *ů* gemacht hat. Beweisende Reime dafür gibt es bei ihm freilich keine, man kann sich höchstens auf den verwandten *irrtům: Nicodemum* 110, 56 neben häufigem *sun*: *tuon* berufen. Aber der Reimtypus *ur*+Konsonant kommt bei ihm überhaupt nie vor, *uor*+Konsonant zweimal in der Urstende, *Heimesvürte* : *gebürte* in der Himmelfahrt.

Noch an einer dritten Stelle möchte ich den Abschnitt innerhalb des Reimpaars machen, 111, 38, wo ich *Ene* für *iene* lese. Das ist wieder der Anfang der Rede, während Wülcker die Initiale 3 Zeilen später ansetzt, mitten in einer im ganzen 6-zeiligen Rede, was an sich unwahrscheinlich ist. Ferner ist es mir fraglich, ob man das *I* von *Iwer* als ein *i* zählen kann. Und endlich ist mir *gimachet* mit *i* im Prae- und *e* im Suffix sehr anstößig.

Die beiden letzten Zeilen liest Bartsch a. a. O. 160: *des râten unde vrt* (was wieder für *vurt* stehen soll) *gute namen swachet* und bemerkt selbst dazu, daß die Erklärung 'Schwierigkeiten macht'. Diese fallen bei meiner Lesung fort. *raten* und *turt* (über des letzteren Bedeutung s. Björkmann Zs. f. d. Wf. 3, 278) sind Unkräuter; der *sâme*, unter den sie gesät sind, ist in Anlehnung an das biblische Gleichnis die Quelle des Dichters, die er verschlechternd wiedergibt.

Daß man die beiden schließenden Initialen *EN* zu *Amen* zu ergänzen hat, scheint mir sicher: das *sê en* von Bartsch ist nur ein unglücklicher Notbehelf, auch heißt *sê* mit folgendem Akkusativ nicht 'ecce', sondern 'nimm hin'. Es bietet sich auch das *m* 126, 74 ungesucht dar; aber für das *a* weiß ich keinen andern Ausweg als für *Ein engel* 126, 30 *Angelus* zu lesen, wofür die

ähnliche Verwendung von *Centurio* 112, 47 neben der sonstigen Vorliebe für lateinische Fremdwörter (*margine, eclipsis, decurio* usw.) spricht.

3. Braune hat Beitr. 24, 188 ff. verschiedene Beobachtungen zu Wolframs Parzival veröffentlicht, die mir zu einigen Anmerkungen Anlaß geben.

128, 17. Bartschs Auffassung ist schon deswegen abzuweisen, weil verstärkendes *werlt* (wie *diet*) nur tadelnd verwendet wird. *werltwîse* gehört nicht hierher: es ist der Weise in Beziehung auf Dinge dieser Welt. Die genitivische Auflösung der Komposition würde mir aber nicht so ausgeschlossen scheinen, vgl. das nhd. *allerwelts*, das mir im Gegensatz zu DWb. I, 229 auch ursprünglich tadelnde Bedeutung zu haben scheint: wenn *Allerweltskerl, Allerweltsjunge* in lobende Bedeutung übergeht, so ist das nicht anders als mit *Teufelskerl, Teufelsjunge* (vgl. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, S. 123; 2. Aufl. S. 112). Im Mhd. kann ich das freilich noch nicht nachweisen, doch habe ich Zs. 38, 262 für Krone 16289 *al der werlt ein zage* vermutet. Obwohl hier aber die verstärkende Bedeutung ausgeschlossen ist, kann man doch mit Martin bei der Auffassung von *der werlde* als Genitiv bleiben.

136, 25. '*mâzen* hat hier die gewöhnliche intransitive Bedeutung maßhalten,' sagt Braune, hat aber versäumt Belege für intransitives *mâzen* beizubringen: ich kenne nur transitives und reflexives.

139, 15 ff. Gegen Braunes Auffassung habe ich mich bereits Zs. 44, 324 ausgesprochen, weitere Belege Anz. 28, 339 beigebracht. Martin meint Wolfram entschuldigen zu müssen, ist übrigens meiner Ansicht und bringt einen neuen Beleg.

141, 8. Natürlich hat Braune sachlich recht; aber unrichtig ist seine Bemerkung 'schon die sprachliche Fassung unserer Stelle (*disen ritter und den vetern dîn*) hätte zeigen können, daß von zwei verschiedenen

Personen die Rede ist.' Das ist nach mhd. Sprachgebrauch in Gegenteil durchaus nicht so sicher; vgl. Nib. 723, 1. *dâ heime si dô liezen Sîfrides kindelîn und sun der Kriemhilde;* Rosengarten F II, 25. *her Dieterich von Berne rief sînen capelân und sînen schrîbære hiez er vur sich gân;* Troj. 38694. *er truoc an im ein rîchez vel und eines grimmen löuwen hût;* Türl. 167, 8. *mîn veter und mîn kastellân;* 306, 9. *den fünf amîen und ouch frouwen;* Beispiele aus anderen germanischen Sprachen in Detters und Heinzels Sæmundar Edda, II, 412 Anm. zu Fafnismal 10, 4. 5.

145, 28. In der einen Stelle des j. Tit. 1232 handelt es sich nicht um ein Speereisen sondern um einen Speerschaft, an den erst die *glævîne* befestigt wird. Derselbe besteht aus *horn* und *âderzoc* (was ich nicht verstehe), jedenfalls aus zwei Teilen wie der im Biterolf 2199 aus dreien, die zusammen *gelætet* d. i. verbunden werden müssen. An der andern Stelle 5814 um das bekannte zerbrochene Gralschwert, das durch die zauberische Wirkung des Brunnen von Karnant *gelætet* d. i. wieder ganz gemacht wird. Wir haben es hier also nur mit der gewöhnlichen Bedeutung von *læten* zu tun. Ebenso bei dem Abstraktum *læte* j. Tit. 5467; W. v. Österreich 15862. In den beiden Parzivalstellen 145, 28 und 482, 9 werden wir wohl eine andere Bedeutung annehmen müssen, u. z. wie auch ich glaube, wohl am ehesten die von Braune angenommene von 'härten', wenn auch die Titurel-Stellen nicht als Belege aufgeführt werden können. Es fragt sich nur, wie *læten* zu dieser Bedeutung kommt. Man denkt an altkeltische Technik: 'Das keltische Schwert ist nur an den Schneiden verstählt, was durch das Anschweißen dünner Stahlpartien erreicht wurde' (R. Wegeli, Inschriften auf mittelalterlichen Schwertklingen. Leipzig, 1904. S. 8). Dies ist freilich in Deutschland niemals nachgewiesen. Wie dem auch sei, zu der Auf-

fassung als 'härten' stimmt auch das *in dem helschen fiure gelüppet und gelœtet*, d. h. durch das gifthältige Feuer vergiftet und doppelt gehärtet: durch das Feuer und durch das Gift; denn es war Ansicht des Mittelalters, daß Gift die Waffen härte, s. Edda hsg. von Detter und Heinzel II, S. 446 zu Brot 20, 7. 3.

146, 21. 'Der aufgesteckte Strohwisch' meint Braune a. a. O. 198 f., 'läßt sich in Deutschland nur nachweisen entweder als Zeichen der Verkäuflichkeit einer Sache, oder als Zeichen des verbotenen Betretens eines Grundstücks oder Wegs', doch vgl. Gedichte des Königs vom Odenwalde hsg. von Schröder V, 149, (S. 57) *daz rede ich one nit: mit stro man gût uf git, ez si ho oder nider. mit stro liht man ez wider.* Grimm hatte sich auf die *saisie féodale* berufen, wonach *le seigneur se transportoit sur le fief, y posoit la main et y plantoit un bâton garni de paille ou d'un morceau de drap.* Braune wendet ein, 'erstens handelt es sich an unserer Stelle um kein Lehen, zweitens ist das Symbol ein ganz anderes, denn im Afrz. ist die Hauptsache der aufgepflanzte Stab, welcher mit Stroh oder einem Stück Tuch besteckt ist, es spielt also das Stroh dabei durchaus die Nebenrolle, ganz abgesehen davon, daß es nicht angebrannt und umgekehrt ist.' Was den ersten Einwurf anbelangt, so ist die *saisie féodale* wohl nur ein Einzelfall der *saisie* d. i. der Pfändung des Ertrags oder der Sequestration eines Grundstücks, wie sie noch heute auf dieselbe Weise durch das *poser des brandons, brandonner* geübt wird und im Mittelalter durch das *brandonem apponere*, *brandonare* geübt wurde (Littré s. v., Klöpper, Frz. Reallexikon I, 643, Ducange s. v.). Mit Recht wendet sich Gauchat (Bulletin du glossaire des Patois de la Suisse romane VI (1907), p. 4) gegen die Versuche der Lexikographen dieses *brando, brandon* von dem gewöhnlichen, 'Fackel' bedeutenden Wort zu trennen, und beruft sich dafür auf Michelet,

Origines du droit français livre II chap. III fin: 'quelques fois les bouchons de paille étaient flambés au feu. Ils prenaient alors le nom de *brandons*.' Ither also nimmt den Becher als Faustpfand, da er sich berußen würde, wenn er, wie es bei Pfändung von Immobilien der Brauch ist, eine von den Strohfackeln, die ringsherum in den Fackelhaltern nach vorne geneigt stecken, *umbe kêren*, senkrecht in den Boden stoßen wollte. Sollte das nur französischer Rechtsbrauch gewesen sein, so hätte es Wolfram eben aus seiner verlorenen Quelle.

4. Meine Ansichten über die Überlieferung von Wolframs Titurel decken sich teilweise mit den von E. Franz, Beiträge zur Titurelforschung. Leipzig, 1904, vorgebrachten, gehen aber zum größeren Teile über dieselben hinaus. Ich glaube, daß wir uns nur an *G* halten können; daß *H* nur eine interpolierte Fassung vorstellt, die auch in der Strophenstellung nirgends den Vorzug vor *G* verdient; daß diese Fassung noch einmal interpoliert wurde, daß uns diese Umarbeitung trotz des Alters der Hs. in *M* vorliegt, daß auch nicht eine einzige Strophe von *M* mit oder ohne Caesurreime die Garantie der Echtheit bietet. Vor allem ist die Strophe über 'weiland Hermann von Thüringen, der alle seine Vorfahren übertroffen hat' (war denn von Gahmurets Vorfahren die Rede? oder alle verstorbenen Fürsten? Warum nicht auch die lebenden?), ein derart kindisches Gefasel, daß sie nur von einem Autor herrühren kann, der durchaus sein Wissen von der Gleichzeitigkeit Wolframs und Hermanns zeigen wollte. Andererseits ist keine von *G* überlieferte Strophe anzutasten: die Zote von Strophe 81 gehört direkt hinter den schlechten Witz vom 'niesenden Schild'; denn mit Witzchen und Zötchen sucht Wolfram sich und seine Zuhörer aus der Rührung über den Abschied der beiden jugendlichen Liebenden auf den Boden der Wirklichkeit zurückzuführen, in romantischer Selbstironie ein echt modern empfindender

Mensch. Das hindert nicht, daß bereits der Archetypus aller unserer Hss. Lücken enthalten hat: eine solche glaube ich vor 64 annehmen zu müssen: der Knabe muß von der geflügelten Minne gesprochen haben, eine zweite vor 91 — das *ouch* der dritten Zeile verlangt die Deutung von 90 als Malerei der Minne.

5. Das von mir Zs. 38, 256 für Krone 5930 verfochtene, von Ehrismann Beitr. 20, 70 angezweifelte schwache Verbum *treiben* wird jetzt durch das Kieler Fragment (Beiträge zur Bücherkunde und Philologie. A. Wilmanns zum 25. März 1903 gewidmet. Leipzig, 1903) bestätigt und 5936 durch den Reim auf das seltene *leibet* statt des trivialen *belîbet* sichergestellt. Überhaupt ist das Fragment sehr gut: so wird wohl 5946 *geschaben* zu lesen sein, 5963 *Ern mîse*, 5992 *Lohnis*, 6005 *ich* zu streichen, 6008 *Lihte*, 6010 *Ic kan*, 6031 *gâer*; 6048 bestätigt es die Lesart von P *sleht*, ebenso 6057 *vertreit* usw.

6. Die von Scheel in der Festgabe für Weinhold (Leipzig, 1896), S. 55 ff. mitgeteilten Fragmente des Ulrich von dem Türlein aus der Berliner Sammelmappe (Ms. Germ. fol. 923) lassen sich genauer bestimmen als zu der Hss.-gruppe *hn* gehörig. Das daselbst als Nr. 49 mitgeteilte Bruchstück gehört zu Bruder Philipps Marienleben 5082 ff. Ich will hier noch darauf hinweisen, daß auch die Münchener Hs. der Gotes zuokunft des Heinrich v. Neustadt Bruchstücke des Marienlebens als Einschübe enthält, die ich in meiner Ausgabe kenntlich gemacht habe.

7. In Reinbots Georg führt der Vater des Helden den Beinamen 'der Messer', weil er seine Tugend *maz an die der himelkünic besaz.* Man wird also nicht, wie Kraus meint, für das Original einen Namen vorauszusetzen haben wie *γεωμέτρης*, was 'der Landmesser' hieße, sondern einen, der 'Gottmesser' bedeutet, und da bietet sich ungezwungen der Name des zweiten Sohnes

Demetrius, Diometer dar, der von einem mittelalterlichen Etymologen wohl so gedeutet werden konnte. Entweder handelt es sich also um ein Mißverständnis des Dichters, der eine Etymologie, die dem Namen des Sohnes gelten sollte, auf einen ad hoc erfundenen Beinamen des Vaters übertragen hat, oder der Vater führte wirklich die Namen der beiden Söhne, was irgendwie auf die noch nicht aufgeklärte Verknüpfung der Legenden Licht werfen könnte. Beiläufig bemerke ich, daß beim Reimchronisten Ottokar der Obergespan von Preßburg Demetrius einmal 70664 *Domiter,* einmal 78093 *Diometrius* genannt wird: das erste wohl volkstümliche Umgestaltung, das zweite vielleicht beeinflußt durch Reinbots Gedicht.

8. Die Emendationen, die Jantzen Zs. f. d. Ph. 36, 6 ff. zu Ludwigs Kreuzfahrt beigebracht hat, sind bei genauerer Kenntnis mhd. Sprachgebrauchs fast sämtlich abzulehnen. Den Anfang lese ich folgendermaßen: *Den die reiner hertzen, gût Wesen, sûze wolgemût, Den ist mit sûzer rede wol. Mir ist geboten, daz ich sol Ein rede tzu rechte birichten, In wârem rîm verslichten, Ordenlich zû bringen sie, Als der edele furste die Nicht rechte geordnet funden hât, Dem liebet hôhes prîses tât Unde* (Hs. *Vñ die*)*, vrôn Êren holde, Die mêr* (Hs. *Mer*) *vernunftic laden* (Hs. *haben*) *wolde Uf freuden aventûre In sînem hûse zu fûre* (Hs. *stvre*) *Und wil zu lust genîzen ir (Dar zû genâde gebe mir Der kunic der allen kunigen obet, Als er des immer sî gelobet!) Und si bihagelich ouch da bî Dem wolgemûten werden sî, Der mir* usw. — 516. *Montverra*, vgl. 371. — 653 l. *unverschert.* — 796 l. *hât er.* — 890. *Als* d. i. *Alles*, ebenso wie 65. — 950. *Daz gênde volc (ich sage ûch wie) Bûten dâ allumme die Herren, doch gûter wîse hindan (Ir was vil), uf den plân Ludewig sîn getzelt, dâ sunderlich Het sîn paulûn.* — 1034. *Wie er gap mit vollem âmen.* — 1900. *Die Walhe ouch mit dem kunige frô Iren leisen*

sungen dô, Da mit (Hs. *mit*) *sie alle tzugen ir swert*; die Lesung v. d. Hagens würde einen Reim *ô : â* voraussetzen, den der Dichter nicht kennt, denn 576. 5750 ist natürlich *sâ : wâ* zu lesen. — 1926. *An die vîende der furste dructe, Die banîr mit craft nâch ructe: Ungern* (Hs. *Vn̄ gar*) *die* (d. h. die Feinde) *nâch der* (der *banier*) *wâren* (Hs. *waren*; aber der Dichter kennt keine Reime *â : æ*). — 2427. Ausrufungszeichen nach *sie.* — 2806. *Der povt win* l. *Poytwin*? Das scheint nach Türlein 58, 1 eine sarazenische Standesbezeichnung. — 4509 l. *Und als beh* (Hs. *weh*) *als vinstervar.* — 4643. *blûgmûtikeit.* — 5394 l. *mûs=muose*, da der Dichter keinen Reim *z : s* kennt. — 7629. *Dîn sûze verborgenlîche in ir Arger gallen bittercheit, Unde lôslich tzûlachen treit Dîner falshen liebe wene* (Gewohnheit, *jô*-Stamm wie Türlein 73, 7. 193, 8. 209, 24; also nicht *æ : e*, was auf die Stellung vor *r* beschränkt ist) *An froude gelt* (Hs. *Angelt froude*) *uf êwic sene. Du reizes an dich des lîbes lust Uf ein wernde verlust Der himelvroude. owê des mir, Werlt, lâze* (Hs. *latze*) *ich mich tzu dir! Unstête dîn lob alsam dîn prîs, Unstête dîn freude! uf dünniz îs, Daz von sunnen hitze Hin smiltzet — âne witze* [*â. w.* von v. d. Hagen ergänzt] *Er ist, wer dir getrûwet — Âne vęsten grunt er bûwet.*

9. Die Vorlage des Konrad von Ammenhausen war wohl bereits ein glossierter Text des Jacobus a Cessolis: darauf weist vor allem die Stelle 2005 ff., in der der König mit der Sonne verglichen wird, die ebenfalls um des Glücks der Menschen willen nicht zur Ruhe kommt, wo sich Konrad ausdrücklich auf seine Quelle beruft, während der Gedanke durchaus nicht, wie der Herausgeber meint, nur eine selbständige Ausdeutung einer früheren Stelle sondern antiken Ursprungs ist; vgl. Dio Chrysostomus orat. III, 125 ff. ed. Reiske, worauf mich Kollege Prächter hinweist.

Für einige Zusätze Konrads ist Quelle eine unbekannte Bearbeitung von Bartholomäus Anglicus 'de rerum proprietatibus' (s. Delisle, Hist. litt. de la France XXX, 353 ff.); vgl. 10889 ff. mit XVII, 177.184 und 15311 ff. mit VII proëmium und VII, 69.

Die von K. 1449 ff. aus *Valerius* zitierte Geschichte von Alexander stammt vielmehr aus Curtius Rufus VII, 8, dem sie auch Vincentius, Speculum historiale VII, 8 richtig zuschreibt. Über falsche Zitate bei mittelalterlichen Autoren vgl. die lehrreichen Bemerkungen Österleys in seiner Einleitung zu den Gesta Romanorum.

10. Seit Schönbachs überzeugenden Nachweisen hält wohl niemand mehr die unter dem Namen des Berthold v. Regensburg überlieferten Predigten für sein literarisches Eigentum. Für eine derselben, Nr. XXXVII, die freilich nur in der Hs. *a* überliefert, aber ebenso zu beurteilen ist wie die übrigen, weil sie auf den Baumgartenberger Rusticanus Nr. 116 zurückgeht (s. Schönbach WSB. 141 (1905) S. 109 ff.; 143 (1906) S. 67), glaube ich den Beweis von anderer Seite her führen zu können. Dort wird nämlich das Elend der Sünder in der Hölle geschildert (das Original hat nichts davon): *sie wolten gerne ein krote unter einem zûne gesîn unz an den jungesten tac.* Diese Schilderung findet sich mit ähnlichen Worten auch in dem Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen, im Innsbrucker Fronleichnamsspiel, im Alsfelder Passionsspiel und in einem Einschub in das Gedicht *nu hœret alle jâmers klage* (vgl. Reuschel, Untersuchungen zu den deutschen Weltgerichtsdichtungen des XI. bis XV. Jhs. S. 30. Die deutschen Weltgerichtsspiele der Ma.s und der Neuzeit S. 15). Diese Stellen sind nun sicher nicht ohne mittelbaren oder unmittelbaren Zusammenhang unter einander und mit der Stelle in der Visio Philiberti des Heinrich v. Neustadt 529, in der von

dem Sünder in der Hölle gesagt wird *minre hât er zu trôste dann die krete in dem rôste.* Nun begreift man nicht, warum gerade die Kröte hier zum Vergleiche herbeigezogen wird. Würde sich bei einem der beigebrachten Belege herausstellen, daß der merkwürdige Vergleich nur einem Mißverständnis einer Vorlage zu verdanken ist, so müßte man diesen wohl als den Ursprung der ganzen Serie ansehen. Das ist nun bei H. v. Neustadt der Fall: die Stelle ist eine falsche Übersetzung oder Zurechtlegung des unverstandenen lateinischen *tu nunc potes dicere sicut bufo crati* des Textes von Wright 289 (The latin poems commonly attributed to Walter Mapes. London 1841), während der ferner stehende in Karajans Frühlingsgabe 294 *Nondum tamen nosti quot sunt cruciati* schreibt, weil der Schreiber die im Urtext liegende Anspielung offenbar auch nicht verstanden hat: *crates* heißt hier nämlich nicht wie sonst der 'Rost', sondern 'Egge', was im klassischen Latein *crates dentata* heißt, und was die Kröte zur Egge sagt, erfahren wir aus dem Sprichwort *dixit bufo crati 'maledicti tot dominati'* d. i. '»so viel Herren so viel Hiebe«, sagte die Kröte, da ging die Egge über sie hin', worüber Voigt zu Egbert's von Lüttich Fecunda ratis I, 727. Mit H. v. Neustadt aber kommen wir schon an's Ende des 13. Jhs., sodaß ihn der wirkliche B. v. Regensburg nicht benutzt haben kann.

DIE TREUE IN HARTMANNS ARMEM HEINRICH.

Von

GUSTAV EHRISMANN.

Das ethische Thema in Hartmanns armem Heinrich, die Umkehr von der Welthoffart zur Gottergebenheit, liegt in der Entwicklung des Helden. Die *triuwe,* die Selbstentsagung (1356. 1366, vgl. Schönbach, Über Hartmann von Aue, S. 454) ist der Prüfstein dieser sittlichen Erhebung, nirgends läßt der Dichter die Minne — die irdische Minne — als treibende Kraft für seine Handlungen hervortreten. In die Dankbarkeit, also wiederum einen Akt der *triuwe*, klingt die seelische Stimmung des Gedichtes aus. Sie ist der Beweggrund dazu, daß der Ritter die Meierstochter zur Frau nehmen will (1493—95. 1504 f.), und es ist doch zu beachten, daß Hartmann hier, wo die Gelegenheit so nahe lag, gar nicht von Minne redet: er wollte die weltliche Stimmung nicht vordringen lassen. Anfang und Ende des Gedichtes treten damit in wirksamen Kontrast. Einst sang Herr Heinrich so wohl von Minnen, aber er hat die Bitterkeit der Welt erfahren und stellt am Ende den Beschluß, ob er ein Weib nehmen soll, Gott anheim (1488 f. 1500). Im Gange dieser Läuterung ist es begründet, daß das Sinnliche mehr und mehr abgestreift wird. Und somit wird der Dichter in der innern

Wandlung seines Helden der irdischen Liebe keine große Bewegkraft haben zuschreiben wollen. Es ist wahr, der Umschwung erfolgt damit, daß der Unglückliche von der großen Schönheit der Mädchengestalt ergriffen wird (Schönbach a. a. O.). Aber muß dieses Gefühl die Liebe sein? Selbst der Arzt wird von dem Anblick dieses süßen Leibes so gerührt, daß er zögert ihn zu vernichten. Und bei ihm kann doch von Liebe nicht die Rede sein. Es ist allein das Mitleid (1201. 1215), die *triuwe.*

Die sittlichen Ideen, die in dieser Fassung der Aussatzsage symbolisch zum Ausdruck kommen, sind nicht erst vom Dichter hineingelegt. Der Aussatz als Treuprobe ist ja schon ein Hauptmotiv der Freundschaftssage (Amicus und Amelius, die beiden Jakobsbrüder). Der Leitgedanke aber, die Bekehrung von der weltlichen Hoffart und Selbstsucht zur Demut in Gott, ist schon von der Kirche als Mahnung und sittliche Forderung beim Aussatz aufgestellt. Nach dem Rituale von Rheims 1585 (Martène, De antiquis ecclesiae ritibus 2, 360[a]) soll der Aussätzige das Kleid der Demut anziehen: *Expleto sacro sit mensa juxta aegroti locum, super quam posita sint quae sequuntur: Vestis humilitatis, quam alii lazaream vocant, vulgo la Housse* usw.; der Priester spricht bei Überreichung *des vestimentum humilitatis: N. recevez cest habit et le vestez en signe d'humilité*... Ein anderes Aussatz-Ritual schließt mit dem Gebet: ... *supplices te, Domine, deprecamur, ut huius participatione mysterii doceas nos terrena despicere et amare caelestia.* Dieselbe Lehre wie das Gedicht vom armen Heinrich enthält die Predigt des H. Bernhard De Resurrect. Dom. III *Septempliciter enim occupavit nos lepra superbiae... Prima est lepra domus, qua divites esse volumus in hoc saeculo... Porro in lepra vestis omnem saeculi hujus pomposam intellige vanitatem... At in ore duplex est*

lepra. Cum enim adversi quicquam contigerit, murmuramus et impatientiae verbum tanquam leprae sanies effluit (vgl. a. H. 133—162) ... *commendamus nos ipsos non in multa patientia, sed in arrogantia: et inquinat nos altera lepra, verbum jactantiae. Ut ergo mundemur ab illa, mergamur in Jordane et imitemur eum qui non quaerebat gloriam suam ... In corde duplex est lepra, propria voluntas et proprium consilium ... Voluntatem dico propriam, quae non est communis cum Deo et hominibus sed nostra tantum, quando quod volumus, non ad honorem Dei, non ad utilitatem fratrum sed propter nosmetipsos facimus, non intendentes placere Deo et prodesse fratribus, sed satisfacere propriis moribus animorum. Huic contraria est recta fronte charitas, quae Deus est ... Quid enim odit aut punit Deus praeter propriam voluntatem?* usw. (Vgl. auch Berthold v. Regensburg 1, 110 ff. 2, 114 ff. Grieshabers Pred. 1, 99 ff. u. a.)

Die Geschichte des Mädchens bis zur Vereitelung ihres Opfertodes (1232) ist einer Märtyrerlegende nachgebildet (vgl. dazu bes. v. Eicken, Gesch. u. System der mittelalterl. Weltanschauung S. 680—690). Die innere Form ist hier die der Legende. Die Heldin, ihre Eltern, der von ihr in Voraussicht gestellte irdische Bräutigam, der Arzt entsprechen typischen Personen einer Heiligengeschichte, die in ihren Grundzügen etwa folgendermaßen lauten würde:

Schon als Kind übte sie — die Heilige — Werke der Barmherzigkeit und pflegte die Kranken (303—349), schon als Kind war sie von göttlicher Weisheit erfüllt, welche ihr der heilige Geist eingegeben hatte (857—869, vgl. Schönbach S. 74 f. 78), alle Weltlust verschmähte sie (690—692), irdischer Minne entsagte sie, die Eltern wollten sie einem Manne vermählen, sie aber wollte die Braut Christi sein (775—789. 806 - 812) und ließ sich weder durch Bitten noch Drohungen (590) von dem himmlischen Bräutigam abwendig machen.

Ja sie brachte es sogar durch die Kraft ihrer überzeugenden Rede dahin, daß jene von ihrem Irrtum abließen und sich bekehrten (855—902). Freudig ging sie in den Tod für ihren Glauben und rührte selbst den Henkersknecht, der ihr das Herz aus dem Leibe schneiden sollte, durch ihre Schönheit und Standhaftigkeit zum Mitleid (1197—1203. 1215 f.).

Nur mit leichten Änderungen läßt sich die Erzählung von dem Leben der Heldin des Gedichtes bis zu diesem Punkte in eine Märtyrerlegende umsetzen. Die Phantasie des Verfassers hat sich bei der Schöpfung dieser Figur in dem Vorstellungskreise der kirchlichen Dichtung bewegt, der feststehende Heiligentypus hat ihm vorgeschwebt. Die inbrünstige Sehnsucht nach dem Jenseits, die gänzliche Aufgebung der irdischen Existenz und die Sucht sich loszulösen aus dieser jammervollen Not kann nicht ergreifender dargestellt werden. Die Jungfrau verlangt zum Tode (856), es ist ihre höchste Wonne zu sterben, der größte Schmerz wird ihr zugefügt als ihr das Sterben verweigert wird. Die Siegesfreude ist gebrochen, da der Glorienschein, den sie schon um ihr Haupt sich winden sieht, ihr versagt ist. Ist es bei solcher zum Überirdischen sich drängenden Stimmung denkbar, daß der Verfasser eine Empfindung von irdischer Minne habe aufkommen lassen, oder wollte, daß eine solche bei dem Leser aufkommen sollte? Sollte wirklich Wackernagel Recht haben, daß sich hinter dieser leidenschaftlichen Sehnsucht zum Märtyrertum ein noch stärkeres Gefühl verberge, die Liebe zu ihrem Herrn (Wackernagel-Toischer, a. Heinr. S. 214 f., Schönbach S. 252, Piquet, Étude sur Hartmann d'Aue S. 287 f.; dagegen Burdach, Anz. 12, 199 f.)? Ein profaner Zug in diesem so deutlich den kirchlichen Asketentypus tragenden Heiligenbilde? Das wäre, wie mir scheint, von mittelalterlichem Empfinden aus ein Spiel mit dem Glauben ge-

trieben, denn die von dem heiligen Geist eingegebenen Worte wären nur ein Vorwand des Mädchens gewesen, um ihre eigentliche Gesinnung, die Liebe zu dem Ritter, zu verdecken.

Und doch, diese Heilige, die alles Erdenwesen von sich gewiesen, die eben noch in leidenschaftlichster Erregung den verwünscht, für den sie sich opfern wollte, weil er sie am Märtyrertod hindert, sie verzichtet willig und ohne Klage auf den himmlischen Bräutigam, als ihr der irdische die Hand zum Ehebunde reicht. In diesem unbegreiflichen Umschwung im Gemüte des Mädchens liegt für unser Empfinden ein Widerspruch, hier liegt eine Störung der Einheit der Handlung: die Lösung der Verwicklung ist gewaltsam. Sie mag ihren Grund in der überlieferten Sage haben, denn die hatte einen guten Ausgang — wenngleich dieser in kirchlichem Sinne hätte umgedeutet werden können (Cassel, Weim. Jb. 1, 468 f.) wie in Kisteners Jakobsbrüdern (und in dem Zusatz der Heidelb. und Kol. Hs., Wackernagel-Toischer S. 215 f.); oder in der höfischen Tendenz des Verfassers, denn diese verlangte einen guten Abschluß, am liebsten eine glückliche Heirat. Aber auch abgesehen von diesen Voraussetzungen: von mittelalterlicher Anschauung aus ist diese plötzliche Umbiegung des Charakters der Heldin psychologisch einwandsfrei: sie ist ein Wunder. Das Übernatürliche durchbricht, von Gott gewollt, den Verlauf der natürlichen Dinge. Indem er das Wunder der Heilung an dem armen Heinrich eintreten ließ, schafft der cordis speculator ein zweites Wunder in dem Herzen seiner Retterin. Alles Leiden war eine Prüfung Gottes (1360—1370). Da sie diese besteht, hat Gott ihr die Gnade verliehen ihren Herrn zu heilen, und mit der Erfüllung des göttlichen Willens ist nun, durch Gott selber, das heilige Sehnen ihres Herzens gestillt, nach der exstatischen Erregung kehrt die Ruhe

zurück (Piquet S. 287). In diesem Sinne, im mittelalterlichen Wunderglauben, findet das Wesen dieser Frauenseele doch seine Einheit, eben in der völligen Hingabe an den Willen Gottes.

So, aus rein religiöser Stimmung ohne Beimischung von irdischem Verlangen, scheint mir das Handeln des Mädchens zu erklären. Die *triuwe* ist die sittliche Kraft, die in ihr das Gute wirkt (574. 942. 1001. 1015. 1356. 1366), Treue und Barmherzigkeit sind die ethischen Kernpunkte des Gedichtes (1366), nicht die Liebe; die *triuwe*, das ist die Charitas, die große, selbstlose menschliche Treue gegenüber dem Leiden des Nächsten, und zugleich jene die Welt verschmähende, um die himmlische Krone alles duldende Liebe zu Gott. Diese Form der *triuwe* trägt die ausgeprägten Zeichen der christlichen Charitas. Es ist das Hauptgebot, das Gebot der Liebe Gottes und des Nächsten. Diese Liebe wird von der Gnade Gottes verliehen, *iedoch geliebte irz aller meist von gotes gebe ein süezer geist* 347 f., ferner 863 f., 1036—40 (Schönbach S. 74 f.). Es ist die erste Lehre des Christentums, Gott über alles zu lieben. Die Scholastik hat eine Stufenreihe der Liebespflichten aufgestellt, einen *ordo diligendi:* Petr. Lombardus Sent. III Dist. XXX, 5 *ante omnia diligamus Deum, secundo nos, tertio parentes* usw. (Migne 192, 817, s. auch Magister Bandinus Sent. III Dist. XVIII. XXIX, Migne 192, 1084 C); Hugo v. S. Victor Summa Sent. IV Cap. VII *Deum prae omnibus diligere debemus, post ipsum nos ipsos, tertio loco alios* (Migne 176, 126 A) und De Sacramentis II pars XIII Cap. X *Itaque se ipsum primum bene diligere debet, ut postea secundum se bene diligat et proximum suum . . . Hoc enim primum requirit a te Deus, ut animam tuam des illi, deinde caetera adjicias . . . Non itaque dico duos aut tres aut quatuor homines, sed ne totum mundum contra animam tuam diligere debes. Idcirco primum dilige animam*

tuam, diligendo bonum animae tuae. Deinde dilige etiam proximum tuum sicut te ipsum . . . (Migne 176, 537 BC). Diese Moral liegt den Versen 813—835 zu Grunde. Uns klingt es wie kalter Egoismus, wenn die zu Gott strebende Jungfrau ihren Eltern, die um den Verlust ihres Kindes in Verzweiflung sind, erklärt: *Swie gerne ich iu des volgen wil daz ich iu triuwe leiste, mir selber doch die meiste* 828–830. Aber es ist eben das Ziel dieser Liebe, zu Gott, dem höchsten Gut, zu gelangen: Hugo v. S. Victor De Sacramentis II pars XIII Cap. VI *Deus autem idcirco propter se ipsum diligendus est, quia ipse est bonum nostrum . . . Illum diligimus, ut ad ipsum veniamus . . . Quid est Deum diligere? Habere velle* (Migne 176, 529 A); *cum enim diligis Deum tuum, diligis bonum tuum,* ebda. Cap. VIII (S. 535 A). Und das Mädchen ist von der mächtigsten Liebe ergriffen, von jener, die nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott verlangt. Damit steht sie in der höchsten Klasse der Gläubigen: Hugo De Arca Noe morali I Cap. IV *Tres mansiones significant tres ordines fidelium, qui sunt in sancta Ecclesia, quorum primi utuntur mundo, licite tamen. Secundi fugiunt et obliviscuntur mundum. Tertii jam obliti sunt mundum, et ii sunt propinqui Deo* (Migne 176, 630 B). Es liegt ein mystischer Zug in dieser in Christus aufgehenden Seele, in dieser Sehnsucht nach dem himmlischen Bräutigam, in diesem glühenden Verlangen nach der himmlischen Herrlichkeit. Es liegt in ihr die Stimmung, die etwa Hugo v. S. Victor ausspricht (De anima IV Cap. VII): *O anima mea, si quotidie oporteret nos tormenta perferre, si ipsam gehennam longo tempore tolerare, ut Christum in gloria sua videre possemus et sanctis ejus sociari, nonne erat dignum pati omne quod triste est, ut tanti boni tantaeque gloriae participes haberemur?* und Cap. VIII: *O felix jucunditas et jucunda felicitas, sanctos videre, cum sanctis esse et esse sanctum. Deum videre et Deum habere in aeternum et*

ultra. Hoc sedula mente cogitemus. Hoc desiderio toto desideremus, cito ut ad eos pervenire valeamus (Migne 177, 178 B und D). Aber die Schwärmerei des Mädchens geht nicht auf in klösterlicher Kontemplation, sondern sie ist bereit zur Tat. Ein stärkerer Heldenmut wohnt in diesem durch den Geist Gottes aus stiller Demut plötzlich zu heiliger Glut entflammten Herzen, der Heroismus des Märtyrertums.

Die Nächstenliebe, das Mitleid mit ihrem Herrn, ist das ursprüngliche Gefühl, das die Jungfrau zum Opfer ihres Lebens bestimmt, aus Herzensgüte entspringt ihr Entschluß: *man möhte wol genôzen ir kintlîch gemüete hin ze der engel güete* 464—466; *wan sî truoc tougen nâhe in ir gemüete die aller meisten güete, die ich von kinde ie vernam* 520—523. Aber die Stimmung schreitet vom Natürlichen zum Übernatürlichen vor. Man soll den Nächsten überhaupt nicht wegen seiner selbst lieben, sondern wegen Gott: *Cum vero proximus diligitur, non propter se diligitur sed propter Deum* (Hugo v. S. Victor De Sacramentis a. a. O. Sp. 530 A). Als die Verzückung über sie kommt, verschwindet die rein menschliche Hingabe an den kranken Herrn fast ganz hinter der Sehnsucht nach dem Jenseits. In ihrem nun völlig an die Gemeinschaft der Heiligen denkenden Geiste beginnt der Sinn für die Lebenden zu ersterben. Die Exstase benimmt ihr das Maß für die Dinge des Diesseits.

Weltentsagung, nicht Selbstentsagung, ist schließlich das Ziel auch dieser mittelalterlichen Heiligengestalt. Durch Verachtung der Welt zur Herrschaft über sie zu gelangen: das ist das Prinzip des Gottesstaates.

ZUR POESIE NEIDHARTS.

Von

JOSEPH SEEMÜLLER.

Neidharts Dichtung wird als Reaktion gegen die höfische Minnepoesie, ihre Eintönigkeit, Verstiegenheit, Blutleere aufgefaßt: der Dichter habe einen kühnen Griff in das Leben des Volkes getan, an Motive des Volksgesanges angeknüpft und sie mit den sprachlichen und metrischen Kunstmitteln der höfischen Lyrik dargestellt. Gewiß, die Wahl der Motive aus dem Bauernleben verrät Absicht und Gegensatz zur herrschenden Minnepoesie, und in Neidharts Liedern steckt ein gewichtiges Zeugnis für den alten, literarisch uns verlorenen Volksgesang; aber man überschätzt ihren Gehalt, sowohl nach seiner äußeren Wirklichkeit, als inneren Wahrheit. Man erkennt in seinen Liedern doch höfische Poesie — sieht man das Entscheidende seiner Neuerung in der Aufnahme volkstümlicher Motive, warum mißt man Neidharts Volkstümlichkeiten und ihre Stilisierung nicht an der Art Walthers bei gleichen Einflüssen, und stellt nicht die Frage, ob von Neidhart in der Tat eine Erneuerung der höfischen Lyrik ausgegangen ist?

Man beutet seine Lieder als Quelle für Leben und Zustände der niederen Volksschichten aus — mit Recht; sieht in ihnen aber auch allerlei Zeugnisse für das Leben

des Dichters selbst, man vermutet, er habe seine Verhältnisse zu Bauernmädchen, seine Eifersüchteleien und Streitigkeiten mit Burschen dargestellt; man sucht Reuenthal auf der Landkarte und bemüht sich, der Geschichte von Engelmar und Friderun mit ihrem Spiegel einen mehr oder minder bedeutsamen Platz in Neidharts Leben aufzufinden. Ob diese Dinge nicht viel mehr stilistischer Natur sind als biographischer?

Gleich der Name 'Reuenthal'. Gewisse Motive gehen durch die Lieder durch, unter anderen dieser Name, an dem man den Knappen, später Ritter erkennt, der bei den Mädchen Hahn im Korb ist, beim Reien vorsingt, vor dem die Mütter warnen, dem die Burschen alle feind sind usw. So nennt sich der Dichter in seinen eigenen Liedern, andere Personen (die nicht seine Maske vors Gesicht nehmen) nennen ihn das ganze 13. Jahrhundert durch Herr Neidhart. Eine Ausnahme machen nur zwei Gegenstrophen (bei Haupt S. 180 zu 62, 33 und die erste der zwei S. 217, zu 86, 30), und auch diese Erscheinung wird sich später erklären. Unter den vielen Stellen nun, an denen in den Liedern der Name gebraucht wird, ist keine einzige, aus der notwendig hervorginge, daß er ein wirklicher Zuname gewesen, wie von Aue der Hartmanns, oder von Eschenbach der Wolframs, er ist auch nicht irgendwie sicher in der Landshuter Gegend, wo wir — in Bayern — den Dichter zu suchen haben, als Ortsname nachgewiesen, und der stete Gebrauch in den Zeugnissen dritter Personen lehrt, daß er einen Beinamen überhaupt nicht trug. Dagegen enthalten mehrere Stellen in den Liedern Andeutungen, daß 'von Reuenthal' ein Deckname war.

Von seinem Haus, den Sorgen, die es ihm macht, der schmalen Kost, die dort herrscht, redet er mehrmals und vom — unverschuldeten — Verlust dessen, was er in Bayern besaß, unzweideutig in der Strophe

74, 25 (eines Winterlied-Tones); dort heißt es bedeutungsvoll

wâ von sol man hine vüre mîn geplätze erkennen?
hie envor dô kande man iz wol bî Riuwental
. . . .
ich bin sîn verstôzen âne schulde: mîne vriunt, nû
lâzet mich des namen vrî.

Nicht, woran man ihn, seine Person, seinen Stand hinfür erkennen soll, sondern sein Gesinge. Seine vielberufenen 'Freunde', die ohnedies so oft er im gewöhnlichen Leben Herr Neidhart war, nie ihn 'von Reuenthal' nannten, sollen von ihm, dem Dichter, nicht mehr als vom Reuenthaler reden. *Kint, ir heizet iu den singen, der sîn* (meines einstigen bayrischen Besitzes) *nû gewaltic sî* — d. h. mag der jetzige Besitzer von 'Reuenthal' bei Euch Mädchen meine Rolle spielen, singen. Und die dritte Zeile der Strophe *dâ von* (nach Reuenthal) *solde man mich noch von allem rehte nennen* heißt nicht: obwohl ich das Gut verloren habe, sollte ich von rechtswegen noch weiterhin der von Reuenthal heißen, sondern: ich sollte von rechtswegen das Gut noch besitzen, und alles sollte denn — auch in Sachen der Lieder — beim Alten sein. Die Fiktion, als hätte er den Namen von einem wirklichen Reuenthal, ist festgehalten, aber klar ist gesagt, daß der Dichter mit dem Namen sich deckt. Das Gut, das er als Dichter Reuenthal nannte, hat er nicht mehr — also weg jetzt mit dem Namen und auch mit dem Singen: singen soll der, der es jetzt besitzt — wohlweislich fordert er die *kint* aber nicht auf, den jetzigen Besitzer etwa 'von Reuenthal' zu nennen.

Mit der appellativischen Bedeutung des Wortes spielt er selbst: *swie Riuwental mîn eigen sî, ich bin doch disen sumer aller mîner sorgen frî* 5, 32, *kumt si mir ze Riuwental, si mac grôzen mangel dâ wol schouwen*

43, 8, *si vindet dürre miule* 49, 8; die scheltende Mutter sagt dem Mädchen als Trumpf ihrer Warnungen *wil dû mit im gein Riuwental, dâ bringet er dich hin* 21, 30 in dem Sinne: du läufst in dein Verderben. Wollte man aber jene Anspielungen auf die Ärmlichkeit in Reuenthal ähnlich auffassen wie Wolframs Scherze über seinen Besitz, so liegt die Allegorie doch am Tage in der Stelle *mînes guotes wart ir dâ daz beste teil: dâ liez ich der vrouwen Siuftenecke* 47, 38. So verstand auch Hadlaub um 1300 den Namen, wenn er HMS II, 283[a] in der Schilderung kümmerlichen Ehestands, wenn die Frau zum Manne sagt: '*meister, gib uns rât!*' auf Reuenthal und Seufzerecke anspielt: *so gîst in dan Riuwental und Siuftenhein und Sorgenrein, als der niht anders hât.*

Daß der Dichter seinen wirklichen Namen wegen seiner Deutbarkeit (Haupt L) vermieden habe, ist nicht wahrscheinlich, denn sein Eigner wird gewiß stärker den alten kriegerischen Sinn des Wortes gefühlt haben und überdies hätte eine Umdeutung gerade in die Situationen der Winterlieder gut hineingepaßt. Er vermied ihn, gebrauchte aber 'Reuenthal' — das erklärt sich im Zusammenhang mit dem ganzen Charakter seiner Poesie besser so, daß er die Regel des höfischen Minnelieds, das den Namen des Sängers verschweigt, wie so manche andere überschritt, indem er sich einen Namen gab, insoweit wahrte, als er seinen wirklichen vermied und einen Decknamen wählte, einen Decknamen, der in verstecktem Einklang mit dem echten Namen Neidhart steht und in offen liegendem mit dem Erwerbszweck, den der Vortrag der Lieder verfolgte: daß es in 'Reuenthal' schmal hergeht, wird oft genug ausdrücklich gesagt, jedesmal aber durch den Decknamen dem Zuhörer in Erinnerung gerufen.

Neigung zum Symbolischen tritt in späteren Liedern Neidharts stark hervor: die Herrin, der er gedient hat, wird als Frau Welt gedeutet 87, 3; 95, 15;

man fragt ihn, *wer die selbe vrouwe sî, diech mit sange besunder . . . getiuret hân* 83, 36: es ist *Werltsüeze* 83, 40. In ein Winterlied werden zu den gewöhnlichen Bauernamen wie *Erphe, Adelwin* usw. auch allegorische gefügt: ein *Wankelbolt* ist *scharemeister in dem Lugetal*, ein Ungenannter *vert mit gewalte bî dem Lugebach* (93, 23. 29). Haupt dachte an Erklärung aus Ortsnamen, ohne aber über ganz unsichere Identifizierungen hinauszukommen: die Zusammenstellung von *Lugetal* mit *Wankelbolt,* die Charakterisierung des Ungenannten von *Lugebach (lachent an er den man snîdet mit der zungen)* rät aber doch entschieden zu appellativischer Auffassung. Von *Vrômuot* und ihren Gespielen ist 85, 14. 32 in festgehaltenem allegorischen Zusammenhang die Rede und auch im Sommerlied 31, 5 ist die Zeile 32, 1 *Vrômuot ist ûz Ôsterrîche entrunnen* bildlich gemeint.

An eben diese Zeile wird das Motiv von Frideruns Spiegel angeschlossen, und daß auch diese Lieblingsanspielung Neidharts in seiner späteren Zeit allegorische Umdeutung erfährt, zeigt die Stelle 96, 5 in einem österreichischen Winterlied: Einst herrschte 'Freude', jetzt allüberall

. . . . . trûren unde klagen.
sît der ungevüege dörper Engelmâr
der vil lieben Friderûne ir spiegel nam,
dô begunde trûren vreude ûz den landen jagen,
daz si gar verswant.
mit der vreude wart verbant
zuht und êre . . .

In der, so viel wir sehen können, frühesten Nennung Frideruns, Engelmars und der Spiegelgeschichte 25, 28; 26, 19 erscheint das Motiv in keiner anderen Funktion als etwa der Raub eines Ringes vom Finger der Geliebten 60, 27 *(wie verlôs ir spiegel Friderûn? Alsô vlôs mîn vrouwe ir vingerîde)*, oder der Riß in

ihrem Rocke, den der Oberbirnbaumer 98, 10 ff. ihr beim Tanze tritt, oder sonst eine der Kraftäußerungen der Bauernburschen. Erst später wird das Spiegelmotiv ins Bedeutsame gedreht, bedeutsam für die Weltverhältnisse — an der früher genannten Stelle —, bedeutsam für 'den von Reuenthal' selbst: 93, 5 *jener Engelmâr . . . der hiute noch den spiegel hât, den er dörper Fridcrûnen von der sîten brach, von der zît immer sît wart ich nimmer mêre, ich enhiete ein iteniuwez herzenleit* (vgl. auch 78, 7 und für beide Umdeutungen 70, 37). Nicht bloß die sonst wahrnehmbare Neigung zum Symbolisieren tritt da hervor, sondern auch die Tendenz epische Fortschritte in das Ganze seiner Lieder hineinzubringen. Neidhart spielt in späteren Liedern gerne auf Motive der früheren an: auf Irenwart und Uoge, die sich in Wien Rüstungsstücke 84, 20 ff. kauften, später 88, 28; auf Hildebold, Willeher und den Ingwer, 74, 17, später 91, 4; auf den Nebenbuhler, der ihm die 'Reuenthaler' Wiege zertrat und dort sein Liebeslied jauchzte, 62, 27, später 96, 12 u. s. Vollkommen parallel der Irenwart-Uoge Erinnerung war in der vorhergehenden Zeile Engelmars gedacht; so ist das Motiv auch in seiner späteren Verwendung eine Zeit lang genau so sehr bares poetisches Requisit wie die übrigen Dörpermotive und ihre Zitierungen, nur ist es das häufigste. Und eben als sein Lieblingsmotiv — wahrscheinlich dasjenige, das ihm frühzeitig Namen und Beliebtheit geschaffen hat — wird es unter den Dörperstoffen allein umgedeutet und eine Epoche daran geknüpft: das Einzelmotiv wird zum Leitthema und erfährt eine Umgestaltung, etwa wie der Dichter der Helblingsatiren in seine Rahmenerfindung vom fragenden Knecht und antwortenden Herrn Variation und Entwicklung — nachträglich — hineinbringt. Verwandt ist der Einfall, das 'Reuenthal'-Symbol nach dem Verlust des bayrischen Gutes aus seinen Dichter-Attributen zu streichen.

So findet das Friderunmotiv restlose Erklärung im Stilcharakter Neidhartscher Dichtung und verliert die biographische Bedeutsamkeit, die man ihm geben wollte.

Als Stilmerkmal ist auch die auffallend häufige Heranziehung der 'Freunde' aufzufassen. Sie sollen ihm raten, wie er in einer bestimmten Situation sich benehmen solle (*wol bedörfte ich mîner wîsen vriunde rât umb ein dinc ... daz si rieten, wâ diu kint ir vreuden solten phlegen* 38, 19; *nû râtet, mîne vriunt, ich bin niht wîse* 43, 28; 46, 38; 58, 38; 65, 26; 94, 5; 99, 29); er dichtet für sie: *den vriunden mîn, den ich gerne sunge* 11, 17; 33, 18; klagt ihnen sein Leid 52, 14; 87, 3; konversiert mit ihnen als seinen Zuhörern (*wizzent, mîne vriunde* 75, 12; *vriunt, nû sprechen âmen* 24, 11; *mîne vriunde, wünschent mir* 60, 6; 79, 2); sie sollen ihn nicht mehr 'den Reuenthaler' nennen 74, 30; er denkt an ihre Hilfe nach dem Brandunglück 52, 17, sendet ihnen vom Kreuzzug Botschaft 11, 30; 12, 5. 21; 13, 31; klagt, daß er sie verlassen muß 74, 34.

Manche diese Formeln sind technisch so verwendet wie etwa 52, 34 *gît mir iemen guoten rât? wol bedorfte ich lêre,* 58, 36 *möhte mir der sînen rât entbieten,* 65, 4 *wesse ich, wem ich solde klagen,* 67, 34 *wîser liute lêre, der bedorfte ich nie sô wol.* Aber viel öfter greift er, wie die Belege zeigen, zur bestimmteren Formel. Selbst wenn man einzelne Fälle, wie den Gedanken an die Freunde beim Abschied, bei wirklicher Hilfsbedürftigkeit — wo er ja anderwärts seine Parallelen hat — abzieht, bleibt eine Mehrzahl von Anwendungen übrig, welche die betreffenden Lieder als Geselligkeits-Poesie kennzeichnen. Und wie der Ausdruck *vriunt* gemeint ist, lehrt wohl die Parallele, daß er auch die Figuren seiner bäuerlichen Gegner oder Freundinnen inmitten einer Freundesschar denkt: der Nebenbuhler 62, 17 *kleit sînen friunden,* Neidharts Maß-

nahmen gegen ihn werden seinen Freunden ein Herzeleid antun 70, 7, das Mädchen soll *vor ir vriunden* Neidharts Gelöbnis empfangen 100, 18. Auch Zusatzstrophen wie zu 36, 17 enthalten den Gedanken, und die Gegenstrophe S. 149 (zu 44, 25) nennt zwar nicht das Wort *vriunt,* lehrt aber was damit gemeint ist: der Bauer steht inmitten einer festgefügten Verbindung von Helfern — im Stile der Neidhartischen Poesie liegt es, daß auch er so sich hinstellt; nun hat er aber seine Anhänger, Helfer, Freunde nicht unter den Bauern — nie läßt er einen von ihnen seine Partei ergreifen — die *vriunt* sind sein höfisches Publikum, als Herrenpublikum besonders deutlich durch 24, 9 *gewinne er immer herzeliep, daz stel im der minnediep. vriunt, nû sprechen âmen, daz wir sîn alle râmen* gekennzeichnet. Ohne die dörfischen Fiktionen, in die er seine Person stellt, hätte er die Vorstellung von Freunden, die er habe, nicht so häufig herangezogen. Die Freundes-Staffage, die er sich gibt, ist das Gegenstück zu den Freunden seiner bäuerlichen Gestalten, gehört daher mit zu den Stilmitteln seiner höfischen Dorfpoesie. Diese (typischen) 'Freunde' Neidharts greift Wolframs Anspielung Wh. 312, 11 auf.

So wäre denn möglich, daß in dem dunklen *meisterinne* ähnliche Übernahme einer dörflichen Erscheinung, diesmal auch mit ihrem dörflichen Namen vorliegt. 47, 2 ist für das Wort der Begriff 'die Bäuerin', d. i. die Hausfrau des Hofes, sicher; so kann auch 15, 2 *diu meisterinne mîn* nach dem dortigen Zusammenhange kaum etwas anderes bedeuten als die Hausfrau im 'Reuenthal', d. h. Neidharts Frau, die im Stil des Lieds 'meine Bäuerin' heißt, wie umgekehrt das Dirnchen, das er sich nach Reuenthal wünscht, dort *vrouwe* sein sollte. Die *meisterinne* endlich 11, 36 ist dieselbe die 11, 23 *diu liebe*, die im Dorf wohnt, 13, 38 *daz liepgenæme wîp* heißt, für sie gelten die höfischen

Liebesphrasen 11, 26. 28. 37; 12, 3. 4: sie ist also nicht seine Ehefrau, sondern er nennt diesmal das erfundene Dorfliebchen scherzend 'seine Bäuerin'.

Als gewichtiges Symptom für den Wirklichkeitsgehalt der Gedichte werden die sogenannten Bauernstrophen angesehen. Man faßt sie als Erwiderungen aus Bauernmund oder durch Schelter auf. Sie sind teils ernsthaft, teils scherzhaft gehalten. Haupts Meinung, daß die Kunstform der Strophen den bayrisch-österreichischen Bauern jener Zeit wohl zuzutrauen sei, lasse ich dahingestellt. Weiter führt die Beobachtung, daß neben jenen eigentlichen Gegenstrophen (zu 31, 9; 44, 25; 50, 36; 62, 33; 65, 14; 74, 18; 82, 2; 86, 30; 97, 8) zwei andere vorkommen (zu 51, 33 und 82, 2, Z. 25), deren Inhalt auch gegen Neidhart gerichtet ist, aber referierend direkt auf ihn zielende Reden von Burschen bringt (wie er sie in diesem Umfang in seinen eignen Gedichten nicht verwendet): diese Strophen weisen auf längere von Neidharts Poesie angeregte, mit seinen Dörpermotiven arbeitende Gedichte hin, die sich auf den Standpunkt der Bauern stellen, also in gleichem Spiel des Witzes Neidharts Grundfiktion umdrehen: in ihrem Gefüge hatten jene Reden ihren Platz. Dann müssen wir aber doch an berufsmäßige Poeten denken, an ein höfisches Publikum, das sich durch diese in Neidharts Stil fingierten und vorgetragenen Gegensituationen unterhalten läßt. Auch jene eigentlichen Einzel-Gegenstrophen leben von Neidharts Motiven, sind nicht alle bare 'Retourkutschen', sondern erfinden wie die zu 82, 2, Z. 13 gelegentlich, in Nachahmung der Neidhartischen Kleiderschilderung an Bauern, eine Schilderung seines — Neidharts — Äußeren. Die gewöhnliche Anrede an den Dichter ist in diesen Gegenstrophen wie sonst, wenn Dritte von ihm reden, *her Nîthart.* Nur zwei — wie oben gesagt — nennen ihn 'den von Reuenthal' (in jeder der beiden, was schon Haupt auf-

fiel, eine Beteuerungsformel mit *sammir*): ich sehe darin den Stilanschluß auch in der Verwendung des Decknamens und weise darauf hin, daß auch die als Bruchstück aus einem Gegengedicht angesprochene Strophe zu 51, 33 den Decknamen hat. Dadurch differenziert sich weiter der Grad der stilistischen Beeinflussung, der wetteifernden Interessen jener Nachahmer, ihrer Rücksichten auf das Publikum. —

Neidharts Stilisierungseigentümlichkeiten werden in seinen eigenen Gedichten zur Manier. Seine 'Kreuzlieder' erhalten den typischen Sommerlied-Eingang 11, 8; 13, 8 und von dem übrigen Apparat die Dorfschöne, den Tanz, die *vriunt*. Als Grundton des späten Sommerlieds 31, 5 ist Klage über die Zeitverhältnisse hörbar, dennoch erhält es die Dorfszenerie; auch 32, 6 und 33, 3 werden ein Lied bilden, 8 Strophen, von denen 6 — vom modifizierten Natureingang abgesehen — der Zeitklage dienen: man wundert sich nicht, daß Haupt die zwei aufgepropften Gespielinnenstrophen abtrennen zu sollen glaubte, aber ihr nachdenklicher Inhalt scheint doch die Stimmung der vorausgehenden direkt fortzusetzen. Ebenso äußerlich sind an die Allegorisierung seiner ungnädigen Herrin zur Frau Welt die zwei Dörperstrophen 96, 12 ff. angeklebt, überhaupt ist in den Liedern, in denen der alternde Dichter von jener Allegorie ausgeht, das Mißverhältnis zwischen dem Grundgedanken und dem manierierten dörperlichen Zusatz grell (vgl. 86, 31; 92, 11); auch die *Vrômuot*-Allegorie gehört hierher (85, 6). Im Lied an Bischof Eberhart 102, 32, das weder Frühlings- noch Winterlied ist, motiviert er seine Unzufriedenheit zunächst ernsthaft mit dem mühseligen Lagerleben, dann im Sinne seiner Dorfpoesie mit der Gefahr, in der er und andere schweben, daß ihre *wîp* zu Hause ihnen verführt werden könnten: die seinige, die er *tœrsche krot* (vgl. 19, 6) und 103, 21. 28 *Matze* nennt, ist natürlich, wie auch 103, 6 zeigt, nicht seine Hausfrau.

Schon in den Liedern, in denen sich der Sommer- und Winterlied-Typus ohne Beimischung von Allegorie oder Zeitklage rein ausdrückt, ist der Stoffkreis enge. Vergleichung ins Einzelne lehrt, daß sie mit Variierung weniger Motive, zuweilen unter wörtlicher Gleichheit, bestritten werden; der Reiz der besten liegt für uns in der Regel in der Lebhaftigkeit der Darstellung. Die oft so äußerst lose Komposition, die lockere Verknüpfung von Natureingang und Handlung, die Willkür im inneren Bau der Dörperszenen selbst, verrät, daß es ihm und seinen Zuhörern in erster Linie auf gewisse regelmäßig wiederkehrende Kompositionsglieder ankam. Der Eintönigkeit der französischen Pastourelle gegenüber ist Neidhart verhältnismäßig reich, aber das feste Schema, innerhalb dessen er variiert, weist auf überkommene Grundlage und ich zweifle nicht, daß volkstümliche — balladenartige? — Vorbilder dabei maßgebend waren.

Das Neue, das Neidhart in den Minnesang brachte, war zunächst ihr Aufgreifen, aber er hat, wie Gottfried Keller seinen Legendenquellen, ihr Gesicht nach anderer Seite hin gerichtet. Wo ist die Sicherheit, daß auch nur einer seiner Reien, geschweige ein Winterlied zum Tanz der Dörper selbst von ihm gesungen, in ihrer Mitte von ihm vorgetragen worden wäre? Daß eine ganze Reihe — ja die Mehrheit — schon ihrem Inhalt nach vor einem Bauernpublikum unmöglich wären, ist ja zugegeben und für sie denkt man ohnedies an höfische Zuhörer. Sind diese für die übrigen etwa ausgeschlossen?

Daß Neidhart in den Sommerliedern regelmäßig sich selbst für den Liebhaber einsetzt (nur *Merze* 7, 17), eröffnet von vorneherein den Gegensatz zwischen Ritter und Bauer und legt den Grund zu dem höfischen Element in diesen Liedern, das sonst noch in Vorstellungen und Formeln des höfischen Minnelieds sich aus-

drückt. In den Winterliedern wirkt die höfische Liebesklage mit ihren Versicherungen unwandelbarer Treue gegen die Eine, der er von Kindesbeinen eigen war, geradezu wie ein Kontrastmotiv zu Inhalt und Ausdruck der folgenden Dörperszenen. Das Bewußte und Gewollte der Wirkung dieser Verbindungen von Höfischem und Bäurischem tritt in den meisten Gedichten klar hervor. Neidhart führt volkstümliche Motive in die höfische Lyrik ein, nicht um sie seinem höfisch gebildeten Talent gemäß umzugestalten, wie Walther tat, sondern um seine Lieder einem höfischen Kreis durch den Reiz des Neuen anziehender zu machen. Sie wirkten durch die Kunst eines Vortrags, der das volkstümliche Motiv nicht rein herausarbeitet, sondern kontrastierende Nebenvorstellungen weckt, die das Ganze färben. Darum spielt das komische Element eine so bedeutende Rolle in seinen Dichtungen. Er hatte dabei keineswegs Parodie, sei es des höfischen Minnesangs, sei es des volkstümlichen Liedes im Sinne. Das Überraschende lag im Eintreten der *meit* für die *vrouwe*, dem Auftreten der Mutter, der Gespielin, der Nennung von Namen, das Komische im Liebesfeuer der Alten, im Gegensatz zwischen Ritter und Bauernburschen, den Manieren der Burschen, ihrer Sucht Ritterart nachzuahmen, in der Drastik des Ausdrucks. Hier warb das Mädchen und bekannte unverhüllt seine Neigung, hier drehte es sich nicht bloß um das *bî ligen* sondern auch um seine Folgen, man warb mit Geschenken, nicht bloß Lied, Kranz, sondern auch roten Schuhen u. dgl. m. Kurz es wurde die Requisitenkammer des Minnesangs neu ausgestattet — zum Zweck höfischer Unterhaltung. Es ist ein Zeichen des starken Talentes, das hier wirksam war, daß Neidhart seine bäurischen Figuren nicht travestiert, auch nicht Damen im Dirndlkostüm, Herren in Loden darstellt: seine Bauern und Bäuerinnen leben noch im Dorfe, aber sie agieren nicht um ihretwillen,

sondern für die höfische Gesellschaft. Hier liegt die künstlerische Schwäche der Neidhartischen Lyrik. Das Volkstümliche war ihm Mittel zum Zweck.

Es war das Gefühl des großen Künstlers, das Walther seine Klage *Owê nu hovelîchez singen* eingab. Der Abstand könnte auch nicht größer sein: wir wissen, daß Walthers Genie mitten aus der Tradition — die er selbst glänzend pflegte — in neue Bahnen ausbog, vorüber an den Gebieten, aus denen Neidhart seine Motive holte. Walther hob, entwickelte auf ihnen die alte Lyrik zu einer neuen höheren Form, vollster individueller Ausprägung. Man denke daran, wie er in *Nemt, frouwe, disen kranz* ländliche Motive in durchaus einheitlicher Auffassung unter Vertiefung ihres Gehaltes höfisch stilisiert; und wie natürliches Empfinden eines höfischen Dichters angesichts der für das höfische Lied neuen Situation ‘niederer’ Minne sich ausdrückt, zeigt sein *Herzeliebez vrouwelîn*. Bei Neidhart überwog der Witz die Empfindung, die volkstümlichen Motive, die bei Walther aus der Empfindung heraus künstlerische Form gewannen, waren dort mit höfischen Vorstellungen nur äußerlich in eine Verbindung gebracht, die dem Volkstümlichen nicht gerecht wurde, das Höfische aber zum witzigen Raffinement machte. Wir dürfen Walther wohl auch das Gefühl für den künstlerischen Mißbrauch der volkstümlichen Muster in der Neidhartischen Richtung zutrauen. Den Keim der Vergröberung, der der Gattung innewohnte, erkannte er jedenfalls.

Schon in der Entwicklung Neidharts selbst machte er sich geltend. Das Sommerliedchen 6, 1, vollendet in Stimmung und Anschauung, steht ganz vereinzelt. Aber auch Lieder wie 3, 22; 5, 8; 10, 22; 15, 21; 28, 1 sind im Ton noch einheitlich. Sein Publikum muß aber schärfere Würze bald verlangt haben. Daher überwiegt auch das Winterlied.

Was aus dem 13. Jahrhundert an 'höfischer Dorfpoesie' sonst noch vorliegt, bestätigt die Ansicht, daß die Art, wie Neidhart Volkstümliches ins Höfische aufnahm, nicht zur Regenerierung der höfischen Lyrik führte, sondern mit zur Sprengung ihrer Kunstform beitrug. Die Frage, ob alles Nach-Neidhartische direkt auf seinen Vorgang zurückgeht, steht noch offen. Volle Nachahmung seiner sehr ausgeprägten Form ist nicht gerade häufig: das Ähnlichste hat Haupt in der Einleitung zur Ausgabe vereinigt. Sonst zeigt sich nur ganz selten stärkere Betonung des volkstümlichen Elements (um seiner selbst willen), wie in Strophen des Scharfenbergers, bei Geltar und besonders bei 'Niuniu'. Gewöhnlich ist das Dörfische bares Stilmittel pastoraler Färbung wie bei Burkhard von Hohenfels, Ulrich von Winterstetten, Konrad von Kirchberg, oder Neidharts Kompositionsform wird überladen wie bei Stamheim; Neifen raffiniert die Kontrastwirkungen, steigert das Dörperische zu Zwecken komischer Drastik; ganz formlos tritt es in dem barocken Mischmasch des Tannhäusers zu tage.

DER DICHTER DER GUTEN FRAU.

Von

EDWARD SCHRÖDER.

Während ich Umschau halte nach einer kleinen Gabe, mit der ich mich der Huldigung für den hochverehrten akademischen Senior unserer Wissenschaft anschließen kann, geht mir eine Dissertation von Wilh. Eigenbrodt zu: Untersuchungen über das mhd. Gedicht 'diu guote vrouwe' (Jena 1907). Sie soll mir Veranlassung werden, das wenig beachtete Werk, ich denke im Sinne der reifen Lebensarbeit unseres Jubilars, mit dem Boden seiner Entstehung und mit den literarischen Zuständen der Zeit enger zu verknüpfen.

Der jugendliche Verfasser hat das freilich spröde Thema nicht mit der rechten Energie angefaßt und sich gegenüber der wichtigen Frage nach dem Gönner des Dichters mit einem ganz unhaltbaren Einfall begnügt, indem er (S. 25) in dem 'Markgrafen', den die Einleitung (V. 6—14) und wiederholend der Schluß (V. 3052) als Anreger des deutschen Gedichtes nennen, 'den kunstliebenden Herzog und Markgraf Berthold V.' erblickt und daraufhin den Dichter flottweg auf das Schloß zu Freiburg im Breisgau versetzt.

Berthold I. von Zähringen († 1078), Herzog von Kärnten (1061—1073), hatte drei Söhne, von denen der mittlere, Gebhard, 1084—1110 auf dem Bischofsstuhl

von Konstanz saß. Der älteste, Berthold II., begründete die herzogliche Linie, die mit Berthold V. 1218 ausstarb[1]), der jüngste, Hermann, behielt und vererbte auf seine Nachkommen den Titel 'Markgraf von Verona', der seit Hermann III. († 1160) mit 'Markgraf von Baden' wechselt und unter Hermann V. (1190–1242) definitiv gegen diesen eingetauscht wird (s. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050—1515, Innsbruck 1892, bes. Nr. 147 u. Nr. 156). Es ist völlig ausgeschlossen, daß der Dichter unter der wiederholten schlichten Anführung *der margrâve* den Herzog Berthold V. verstanden haben könnte — aus dem zähringischen Hause kommt für das erste Drittel des 13. Jhs., dem das Gedicht mit Bestimmtheit zuzuweisen ist, zunächst Markgraf Hermann V. von Baden († 1242) in Betracht; neben ihm kann man an seinen Bruder Heinrich, den Begründer der Linie zu Hachberg († 1231) denken.

Er ist aber freilich nicht der einzige süddeutsche, alemannische Markgraf, den wir in Erwägung ziehen müssen: noch eine zweite und womöglich eine dritte Familie kommen in Frage. Akzeptierte ich den ziemlich willkürlich (s. u.) gegriffenen Terminus ad quem 1210 (Eigenbrodt S. 46), so böte sich mir Markgraf Berthold von Ronsberg aus Oberschwaben (R. im bayr. Landgericht Obergünzburg) dar, mit dem 1212 dies Haus und dieser Titel ausstarb (Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte II 358), — ich denke aber nur an die Erben der Ronsberger, die Grafen von Berg, die sich als solche anfangs Markgrafen von Berg, seit spätestens 1225 aber Markgrafen von Burgau nannten: aus diesem Hause würde sich Heinrich (III.) Markgraf von Berg bzw. Burgau empfehlen (Markgraf seit frühestens 1212, † um 1241, s. Stälin a. a. O.

---

1) Eigenbrodt nennt diesen 'den letzten Zähringer' — dafür mögen ihn die Genealogen des großherzoglichen Hauses von Baden zur Rechenschaft ziehen!

und die zugehörigen Regesten S. 363). Er war der Neffe jenes Bischofs Otto II. von Freising (1184—1224), in welchem Perdisch in seiner Göttinger Dissertation (1903) S. 136 f. den Verfasser des 'Laubacher Barlaam' erblikken möchte, und ist besonders häufig in der Umgebung König Heinrichs VII. nachzuweisen, dem er auch verwandtschaftlich nahestand: ein anderer Vatersbruder, Bischof Diepold von Passau, der am 13. November 1190 vor Accon starb, wird bei diesem Anlaß von dem Geschichtsschreiber des Kreuzzugs Ansbert als 'de sanguine imperialis propaginis ortus' bezeichnet.

Die Sprache der 'Guten Frau' hat Zwierzina als niederalemannisch ermittelt, und dabei wird es unbedingt bleiben: der Versuch Eigenbrodts, sie dem südfränkischen Grenzgebiet zuzuweisen, ist nicht geglückt. Nun umfaßt die Markgrafschaft Burgau nur oberschwäbische Gebietsteile, und wenngleich die Grafen von Berg selbst auf dem linken Ufer der Donau (südwestlich von Ulm) zu Hause sind, so berührt doch auch ihr nördlicher Besitz nirgends niederschwäbisches Dialektgebiet. In der Konkurrenz mit dem Markgrafen Hermann V. von Baden muß der Markgraf Heinrich von Burgau jedenfalls zurücktreten, wenn er auch nicht von vornherein auszuscheiden braucht.

Aus ähnlichen Erwägungen bleibt auch Markgraf Heinrich von Hachberg im Hintergrunde.

Ich wende mich nun erst der Interpretation der Hauptstelle im Eingang des Gedichtes zu, um die sich weder der Herausgeber noch Eigenbrodt gekümmert hat: ich vermute fast, daß beide durch die eigenartige Schwierigkeit abgeschreckt sind, die sich mit der Nennung eines fremden und obendrein verderbt überlieferten geographischen Namens bietet. Ehe der Dichter meldet, daß ihn *der margrâve* gebeten habe, daß er *diu mære rihte ze tiutschem getihte* (V. 12—14), berichtet

er über die Quelle: In Arles liege ein Buch, das *der künec Karle* d. h. Karl der Große habe schreiben lassen: über den Ursprung und das Emporkommen seines Geschlechtes (V. 1—5); dann fährt er fort V. 6—11:

> *der ditze buoch las,*
> *der was von Munferrân* (Hs. *Nünfferran)*
> *des margrâven cappelân:*
> *der seit im diu mære,*
> *wie ez komen wære*
> *und wiez von êrste huop sich.*

Die beiden letzten Verse wiederholen in umgekehrter Folge den Inhalt des Buches V. 4. 5: *wie sîn geslähte wære becliben*[1]) *und wie ez dar komen was.* Ich habe die Verse oben zunächst in Sommers Interpunktion gegeben; wie sie dastehen, können sie nichts anderes bedeuten als: Der dies Buch las, war der Kaplan des Markgrafen von M. (bzw. N.), der erzählte ihm (d. h. dem Markgrafen) den Inhalt'. Wir versuchen uns zunächst mit dieser Interpunktion und dem durch sie gegebenen Sinn abzufinden. Danach wäre der Markgraf, der dann in den folgenden Zeilen die Anregung zur Abfassung eines Gedichtes in deutscher Sprache gibt, wenn wir Sommers Besserung des sicher verderbten Eigennamens zunächst hinnehmen, ein Fürst romanischer Herkunft: wir werden geradezu hingedrängt auf einen Markgrafen von Montferrat! Nun haben die Montferrats, auch wenn wir von ihrer sagenhaften Ahnfrau, der angeblichen Tochter Kaiser Ottos d. Gr. absehen, mehrfach Zufuhr deutschen Fürstenblutes erhalten, aber von denen, die für unsere Zeit in Frage kommen, dem 'König von Thessalonien' Bonifacius († 1207) und von dessen Sohn und Enkel wird man unmöglich Interesse für die deutsche Literatur annehmen dürfen.

---

[1]) Gute Konjektur des Herausgebers für *plibn.* der Hs.

Sehen wir uns noch einmal die Form des Namens in der Handschrift an: unter den von Sommer verzeichneten Lesungen habe ich mich angesichts des Originals für *Nûnfferan* entschieden; ich habe es zunächst versucht, dahinter einen deutschen Namen zu finden, denn es gibt in Schwaben, der Schweiz und dem Elsaß verschiedene Orte mit Namen wie *Niffern, Niffer, Nüfar, Neufra* (*Nuifra*), deren alte Formen eine gewisse Ähnlichkeit haben[1]. — das innere *n* könnte allenfalls schwäbische Nasalierung sein (ich denke namentlich an *sünfzen*). Aber es lohnt nicht darauf näher einzugehen: keiner dieser Orte hat einem Markgrafengeschlechte den Namen gegeben, keiner ist Sitz eines Markgrafen gewesen. Dazu kommt ein anderes: in einem deutschen Ortsnamen könnte es sich nur um alemannisch bewahrtes *-un, -on* oder allenfalls *-an* der Endung handeln — alle drei aber sind durch den Reim und die strenge Technik des Autors ausgeschlossen, der niemals *an* : *ân* bindet. So kommen wir unbedingt auf *-ân* der Endung und damit auf die hohe Wahrscheinlichkeit eines romanischen Wortes zurück. Ich glaube nicht nur, daß Sommer gezwungen war zu emendieren, sondern auch, daß er richtig emendiert hat.

An *-ferrân* für *-ferrât* habe ich oben nicht prinzipiell Anstoß genommen: wir wissen, daß die Dichter mit fremden Eigennamen zumal im Reim sich einige Freiheit erlaubten[2]), und wenn für *Monferrato* auch *Monferrino* vorkommt (Grote Stammtafeln S. 349), so brauchte ein verdeutschtes *Munferrân* kein Hindernis zu sein — wenn sonst einige Wahrscheinlichkeit für

[1]) Vgl. z. B. Förstemann II² 1156 und die Indices zu Stälin und den verschiedenen Urkunden- und Regestenwerken. Nahe kommt auch der Geschlechtsname *Nûfron* in der Züricher Wappenrolle 335.

[2]) Vgl. V. 1807 f. unseres Gedichtes, wo die Namen Rheims und Orleans als *Riems* und *Urliens* in Reime gebunden werden.

eine Deutung auf den Markgrafen von Montferrat vorläge. Versuchen wir es aber nunmehr mit einem anderen Namen: ich habe keinen passendern gefunden als Montferrand im Puy de Dôme, zwei Kilometer nördlich von Clermont, mit dem es seit dem 17. Jh. zu Clermond-Ferrand vereinigt ist. Dazu muß als altdeutsche Form *Munferrân* erwartet werden. Da es aber erstens keinen 'Marquis von Montferrand' zu geben scheint, und zweitens von einem solchen noch weniger Interesse für deutsche Dichtung zu erwarten wäre, als von den mit den Staufern zeitweise eng verbundenen Montferrats, so legen wir uns endlich die Frage vor, ob vielleicht in dem Texte Sommers etwas anderes nicht in Ordnung sei. Und so steht die Sache in der Tat: es muß einfach die Interpunktion geändert werden:

der ditze buoch las,
der was von Munferrân,
des margrâven cappelân:
der seit im diu mære usw.

'In Arles', lesen wir nunmehr, 'liegt ein durch Karl d. Gr. selbst veranlaßtes Buch von der Herkunft des karolingischen Hauses. Dies Buch hat einer gelesen, der aus Montferrand stammt (und von dort aus nach Arles gelangt ist): er war (oder ist) des Markgrafen (meines Herren) Kaplan und hat diesem den Inhalt des Buches (in meiner Gegenwart) erzählt, worauf mich dann der Markgraf beauftragte, die Geschichte in deutsche Reime zu bringen'.

Ich habe diese Übersetzung und Auslegung einer andern vorgezogen, die sprachlich durchaus möglich ist, ja durch naheliegende Parallelen sogar empfohlen zu werden scheint: wenn wir uns einer Stelle erinnern, wie im Eingang des 'Armen Heinrich' V. 27 ff. *der was Hartman genant . . . . . er las ditz selbe mære,* so scheint einer Wortinterpretation nichts im Wege zu

stehen, welche darauf hinausläuft, daß der welcher das Buch las, und der welchem der Markgraf den Auftrag erteilte (*der ditze buoch las . . . dô bat der margrâve mich*) es zu bearbeiten, die gleiche Person war. Damit kämen wir aber auf einen Kaplan aus Montferrand als deutschen Dichter, und der ist gewiß — trotz Thomasin von Zirclaere — noch unwahrscheinlicher, als ein Markgraf von Montferrat in der Rolle eines Gönners der deutschen Literatur.

Aber enthält nicht auch der Prolog, wie ich ihn oben umschrieben habe, merkwürdige Angaben? Ich glaube nicht. Von der phantastischen, aber echt mittelalterlichen Vorstellung abgesehen, daß die in Arles aufbewahrte Romanhandschrift des 12. oder 13. Jhs. ein durch Karl d. Gr. selbst veranlaßtes Geschichtswerk sei, ist dieser Bericht völlig klar und durchaus glaubhaft. Daß der deutsche Markgraf, sagen wir Hermann V. von Baden, einen französischen Geistlichen an seinem Hofe hielt, ist nichts weniger als merkwürdig: solcher Vermittler bedurften die deutschen Fürsten jener Zeit, schon um das ihnen unentbehrliche Französisch zu lernen; als Beichtväter und Prediger waren sie freilich kaum zu brauchen, aber eine Messe in der Schloßkapelle konnten sie jederzeit lesen, und daß so ein wälscher Kaplan auch zum literarischen Vermittler wurde, hing doch mit seiner ersten Aufgabe zusammen. Wir haben hier ein interessantes Gegenstück zu der Entstehungsgeschichte des deutschen 'Lanzelet': wenn der von Bächtold urkundlich nachgewiesene 'capellanus Uolricus de Cecinchovin, plebanus Loumeissae', der also 1214 eine ländliche Pfarrstelle inne hatte, identisch ist mit dem Dichter, dann hat dieser 20 Jahre vorher eben als Kaplan am deutschen Königshofe geweilt und dort wahrscheinlich auch sein Französisch gelernt, das ihn befähigte, den ihm von Huc von Morville geliehenen französischen Text zu verdeutschen. Und schließlich sei an die Kaplane

Heinrichs des Löwen erinnert, die nach Aussage der alten Reimvorrede den Auftrag erhielten, den 'Lucidarius' zu bearbeiten. Was den Dichter der 'Guten Frau' angeht, so bin ich entschieden geneigt, in ihm wegen seiner ausgesprochenen Vorliebe für das religiöse Element der Erzählung und für geistliche Wendungen und Abschweifungen[1]) einen Kleriker zu sehen: er war vielleicht ebensowohl Kaplan des Markgrafen, und jedenfalls war er selbst Zuhörer, als der Franzose bei Hofe die rührende Geschichte von 'la bone dame' (V. 3022) aus dem glücklichen Gedächtnis des mittelalterlichen Menschen heraus, aber auch wohl nicht ohne die Zugaben eigener Phantasie, eingehend erzählte. Daß der Deutsche in der Bearbeitung irgend etwas Wesentliches zugesetzt habe, ja, daß etwa gar die Anknüpfung des Novellenstoffes an das Karolingerhaus von ihm herrühre (wie Eigenbrodt S. 24 annimmt), halt ich für ganz ausgeschlossen; mag sie nun durch den Codex von Arles oder durch die Fabulierkunst des Kaplans von Montferrand erfolgt sein, jedenfalls ist der Urheber ein Franzose gewesen: denn diese, nicht aber die Deutschen, haben im Mittelalter das stärkste Interesse bewiesen, in den Bannkreis ihres Nationalheros (der bekanntlich nicht der unsere war!) alle möglichen novellistischen und legendarischen Motive hineinzuziehen.

Natürlich habe ich mich nun bemüht, einen Kaplan mit französisch klingendem Namen in der Nähe Markgraf Hermanns V. von Baden aufzuspüren; aber die Zahl der eigenen Urkunden dieses Fürsten bei Fester ist an sich eine geringe, und geistliche Zeugen hat er bei ihrer Ausfertigung nur selten herangezogen. Sollte

[1]) Vgl. vor allem das zerstückte, innerlich aber zusammengehörige Frauengebet V. 1902—1911. 1920—1926. 1998—2008, das voll traditioneller Anspielungen und Ausdrücke ist; überhaupt die vielen Gebete und religiös gestimmten Monologe.

sich aber dies Material erweitern und sollte uns ein glücklicher Zufall den Namen eines geistlichen Zeugen von ausgesprochen französischem Charakter (etwa gar mit der Bezeichnung 'capellanus') in der unmittelbaren Umgebung Markgraf Hermanns bescheren, so wäre damit meinen obigen Erwägungen fast der Wert eines Beweises gegeben.

Was die literarische Bildung des Autors betrifft, so stand es seit Sommers Nachweis fest, daß der Dichter der 'Guten Frau' ein ausgesprochener Schüler Hartmanns von Aue und ein intimer Kenner seiner epischen Werke gewesen ist. Eigenbrodt hat jetzt auch die übrigen Epiker der Blütezeit auf ihre Einwirkung hin durchgeprüft: von Veldeke spricht er freilich nicht, Spuren Gottfrieds hat er nicht gefunden, und hauptsächlich darauf, daß Gottfrieds Stil und Metrik keine Spur des Eindrucks zeigt, gründet er seine Behauptung, daß das Werk 'noch vor 1210' anzusetzen sei (S. 44). Sie läßt sich leicht widerlegen durch das Verhältnis zu Wolfram. Diesem ist E. etwas zaghaft zu Leibe gegangen: er notiert ein paar Übereinstimmungen der Ausdrucksweise, die 'wolframisch anmuten', und führt dann eine Stelle an, wo in der Tat die Übereinstimmung evident ist: Der Vergleich der Heldin mit einer eben aufblühenden Rose im Morgentau (2971 ff.) ist freilich nicht so prägnant, wie die entsprechende Schilderung der Condwiramurs Parz. 188, 9 ff. (*diu rôse ûz ir bälgelîn blecket niwen werden schîn*), wenn aber im Rahmen des gleichen Bildes der gleiche Ausdruck wiederkehrt: Parz. V. 13 *der beidiu wîz ist unde rôt* und G. Fr. 2975 *diu beide wîz sint unde rôt*, so ist da doch ein Zusammenhang nicht abzuleugnen. Immerhin ist man überrascht, auf ein so dürftiges Vergleichsmaterial die Behauptung gegründet zu sehen, der Dichter der 'Guten Frau' habe nur die ersten sechs Bücher von Wolframs Haupt-

werk gekannt — sie wird hinfällig durch folgende Parallele aus dem neunten Buche des Parzival:

Parz. 453, 11 ff.	G. Frau 2433 ff.
Kyôt der meister wol bekant	*diu selbe vrouwe bî ir het*
ze Dôlet verworfen ligen vant	*einen meister von Tôlet,*
in heidenischer schrifte	*der von nigromanzîe las*
dirre âventiure gestifte.	*und listes gar ein meister was,*
der karakter a b c	*der schreip karacteres.*
muoser hân gelernet ê,	
ân den list von nigrômanzî.	

Wenn auf dem engen Raume von fünf Zeilen hier die Ausdrücke *meister, list, karakter* und *nigromanzî* zusammentreffen und obendrein verknüpft sind mit dem wahrlich nicht nächstliegenden Ortsnamen Toledo, so läßt sich eine Beeinflussung nicht ableugnen — und sie kann nur von Wolfram ausgehn. Dem Dichter der 'Guten Frau' hat also der ganze Parzival vorgelegen! Der Stil des Eschenbachers freilich hat bei ihm wenig abgefärbt; er war in der Schule des ihm mehr kongenialen Hartmann stilistisch gefestigt. Die gleiche Widerstandsfähigkeit könnten wir dann aber auch gegenüber Sprach- und Verskunst Gottfrieds gelten lassen, wenn nicht schon die bereits von Lichtenstein betonte Kenntnis des Eilhard von Oberge die gleichzeitige Vertrautheit mit dem Meisterwerke des Elsässers unwahrscheinlich machte.

Das Verhältnis des Dichters zu Hartmann ist so eng, daß Sommer mit Recht sagen konnte, er habe diesen in einem in der mhd. Poesie sonst nicht bekannten Grade ausgeschrieben. Wenn aber Eigenbrodt glaubt, auf eine Stiluntersuchung eben aus diesem Grunde verzichten zu sollen, so ist das entschieden unrichtig! Ein jeder Nachahmer trifft doch schließlich aus der Darstellungskunst und dem stilistischen Apparat seines Vorbildes — bewußt oder unbewußt — eine ge-

wisse Auswahl, und die Stilcharakteristik der Epigonen ist eben darum so lehrreich, weil sie den Reichtum und die Überlegenheit der Meister am besten würdigen lehrt. Dazu kommt hier ein anderes: unser Autor hat keine schriftliche Vorlage gehabt, sondern nur das Gerippe der Erzählung, wie es ihm der Bericht des Franzosen bot; er war also auf seine in Hartmann gipfelnde literarische Bildung nicht nur für Farbe und Abtönung, sondern auch für Fleisch und Blut seiner Darstellung angewiesen. Ich hoffe, daß dieser Beweis demnächst von anderer Seite geführt wird.

Die wörtlichen Entlehnungen aus Hartmanns Werken, welche Sommer S. 389 kurz aufzählt, hat Eigenbrodt noch um ein Dutzend vermehrt. Ich bin in der Lage, eine abermals vervollständigte Liste zu geben, wobei ich aber ausdrücklich betone, daß ich es hier nur auf die deutlichen Reminiszenzen, nicht auf stilistische Anklänge abgesehen habe. Die Zitate aus Hartmann stehen in runden Klammern, wobei = völlige Versgleichheit (von Formwörtchen abgesehen), ~ leichte Veränderung des Wortlautes bezeichnet, 'vgl.' eine Zusammengehörigkeit bedeutet, die u. a. durch die Ähnlichkeit der Situation verbürgt ist, aber nicht oder nur teilweise in identischen Reimen zum Ausdruck kommt [1]).

Aus dem Gregorius: 6. 13 f. (~ 171 f.) — 130 (= 280) — 263 (= 495) [2]) — 329 f. (~ 347 f.) — [415] 416 (= 1387!) — 525 (~ 834) — 605 bis 610 (= 1979 bis 1984!) — 759 f. (~ 2007 f.) — 883 bis 885 (~ 2155 bis 2157!) — 937 bis 939 (~ 2175. 2185 f.) — 1090 bis 1102

[1]) Die Vergleichung der 'Guten Frau' mit Hartmann habe ich wiederholt als Seminar- und Examenaufgabe gestellt und ich gebe hier die Namen der Herren aus Marburg und Göttingen, aus deren Arbeiten ich meine eigenen Beobachtungen ergänzen konnte: Dr. H. Bredtmann, Dr. W. Appuhn, W. Gebser, W. Reusche.

[2]) Wörtlich identisch, wenn wir mit Lachmann (V. 325) lesen *dô er an sînem ende lac* statt Pauls *tôde*.

(vgl. 2027 bis 2035!). — 1199 bis 1202 (~ 2091. 2093 bis 2096!) — 1341 bis 1350 (vgl. 451 bis 456) — 1450 (= 502! Er. 6557) — 1467 (vgl. 1683) — 1533 f. (= 167 f.!) — 1777 f. (~ 637 f.) — 1895 f. (= 2455 f.!) — 2186 bis 2188 (vgl. 2215 bis 2220) — 2266 ff. (vgl. 222 ff.) — 2584 (= 1391)[1]) — 2593[2]) (= 3163).

Aus dem Erec: 23 f. (= 3688 f.) — 38 f. (~ 6163 bis 6165) — 185 f. (= 5278 f.) — 248 (= 4643)[3]) — 315 (= 8427) — 376 (~ 5070) — 424 bis 426 (~ 133 bis 135!) — 474 (vgl. 131 f.) — 1204 (= 1521; Iw. 4766) — 1441 (= 2826) — 2325 (vgl. 4929) — 2420 bis 2722 und noch mehr 2735 bis 2738 (8360 bis 8363; Iw. 363 bis 366!) — 2425 (= 7079) — 2495 f. (~ 2938 f.) — 2502 bis 2513 (vgl. 1561 bis 1572) — 2839 f (vgl. 532 f. 2688 f.).

Aus dem Iwein: 320 bis 322 (vgl. 1537 ff.) — 372 (~ 7864) — 383 (= 7855) — 433 (~ 5603. 6351; a. Heinr. 891) — 471 (~ 6299) — 675 f. (vgl. 1983 bis 1985!) — 858 (vgl. 6567 f.) — 925 f. (~ 3073 f.) — 1029 f. (~ 1609 f.; vgl. E. 8294 f. 3148 f.) — 1055 f. (vgl. 3707 f.) — 1204 s. Erec — 1293 f. (vgl. 2990 f.) — 2366 (~ 8034) — 2420 ff. und 2735 ff. s. Erec — 2859 f. (= 2533 f.).

Aus dem Armen Heinrich: 1473 bis 1476 (~ 57—60!)[4]) — 1535 f. (vgl. 469 f. 513 f.).

Es steht danach unbedingt fest, daß der Dichter der 'Guten Frau' alle vier epischen Werke Hartmanns gekannt hat, und zwar tritt die Kenntnis des 'Gregorius'

---

[1]) Auch hier behält Lachmann (V. 1219) mit *endes* Recht gegen Paul.

[2]) Das zweite *mit* ist aus der Hs. einzusetzen.

[3]) Die Identität wird vollständig durch das Wolfenbüttler Fragment.

[4]) Die Entlehnung war noch genauer als sie die Überlieferung der G. Fr. darstellt: denn da der Reim V. 1475 f. *tugent: jugent* zu schreiben und also stumpf anzusetzen ist, muß vor *tugent* ein Adjektiv ausgefallen sein, wahrscheinlich das *reiner* des a. H.

und demnächst des 'Erec' stark hervor, während die Bekanntschaft mit dem 'Iwein' nur leichtere Spuren, darunter aber völlig beweiskräftige, hinterlassen hat; aus dem 'Armen Heinrich' hat sich ihm die Charakteristik des Helden am Eingang tief eingeprägt. Die obigen Zusammenstellungen in runde Zahlen gefaßt, hat er aus den Dichtungen Hartmanns etwa 100 Verse in deutlichen und z. T. buchstäblichen Reminiszenzen bewahrt: ca. 40 aus dem Gregorius, ca. 30 aus dem Erec, ca. 20 aus dem Iwein. Für eine Kenntnis des (I) Büchleins könnte allenfalls angeführt werden V. 198 *daz in danne wirs sî dan ê*[1]) verglichen mit Büchl. V. 169 f. *dar an gewinne ich danne mê, wan daz mir wirt wirs dan ê* (*wirs dan ê* auch Erec 5495).

Die Tatsache, daß der Dichter der 'Guten Frau' den 'Erec' und den 'Iwein', den 'Gregorius' und den 'Armen Heinrich' gelesen und zwar sehr aufmerksam gelesen hat, war schon dem Herausgeber aufgefallen; ich habe sie oben nochmals festgelegt, weil ich ihre Bedeutung recht nachdrücklich betonen und ausschöpfen möchte. Eine 'Gesamtausgabe' der Werke Hartmanns hat es schwerlich gegeben, die Überlieferung der einzelnen Gedichte ist so überaus verschiedenartig, daß an diese Möglichkeit — denn als eine Möglichkeit möchte ich auch eine Gesamtausgabe von vornherein wohl ansehen! — nicht gedacht werden kann. Ob unser Dichter aber die Werke Hartmanns in vier, drei oder zwei verschiedenen Codices, oder ob er sie gar in einem Sammelbande, von der Hand eines Schreibers oder eines Buchbinders vereinigt, kennen gelernt hat, darauf kommt nicht eben viel an. Die Tatsache, daß er alle vier Werke kannte, beweist jedenfalls, daß ihm die Bibliothek eines vermögenden Literaturfreundes zugänglich war, sie macht es wahr-

[1]) Die Konjektur *wirs dan wê* (Zs. 48, 505) nehme ich als überflüssig und voreilig zurück.

scheinlich, daß er der Heimat sowohl wie der Zeit des Dichters nicht allzu fern stand: er hat diese Werke offenbar als die selbstverständliche literarische Kost jener Zeit in sich aufgenommen. Nun wissen wir über Hartmanns Lebensverhältnisse sehr wenig und fast nichts Sicheres, über die literarischen Gönner und Anreger, die ihm doch gewiß nicht gefehlt haben, hat er uns jede Nachricht vorenthalten. Unter diesen Umständen gewinnt die Frage nach dem Gönner des Dichters der 'Guten Frau' ein erhöhtes Interesse: Es darf mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß derselbe alemannische Markgraf, der unsern Dichter anregte und der in seiner Bibliothek die beiden Romane sowohl wie die beiden legendarischen Erzählungen Hartmanns von Aue bewahrte, zu dem klassischen Meister der höfischen Erzählungskunst auch in persönlichen Beziehungen gestanden hat.

Und nun komme ich noch einmal auf meine Vermutung zurück: dieser 'Markgraf', der uns mehr und mehr interessieren muß, sei Hermann V. von Baden gewesen. In jener markgräflichen Bibliothek Südwestdeutschlands, die dem Dichter der 'Guten Frau' offen stand, befand sich auch ein Exemplar des norddeutschen 'Tristrant', der Dichtung des hildesheimischen Ritters Eilhard von Oberg (s. Lichtenstein Eilhart S. CXCIX), nach der er (V. 526 ff.) *Trist(r)ant* und *Ysalde* mit diesen charakteristischen Namensformen nennt. Markgraf Hermann aber war der Gemahl der Prinzessin Irmingard von Braunschweig, der Schwiegersohn von Heinrichs des Löwen Sohne Herzog Heinrich, dem Pfalzgrafen von Sachsen: und dieser sein Schwiegervater ist der 'Henricus dux', in dessen Urkunden, wie ich Zs. 42, 76 ff. gezeigt habe, Eilhard von Oberg beständig erscheint, zu dessen Person und Hofhaltung er nahe Beziehungen gehabt hat.

EINE HISTORISCHE ANSPIELUNG IN RUDOLFS WILHELM.

Von

VIKTOR JUNK.

Es entspricht der Methode unserer Disziplin, daß die Frage der chronologischen Anordnung der Werke Rudolfs von Ems erst dann als gelöst betrachtet wird, wenn einmal in umfassender Weise sprachliches, metrisches, stilistisches, reimtechnisches Vergleichsmaterial wird herangezogen werden können; daß dies nicht früher geschehen kann, als bis nicht auch der Alexander und die Weltchronik wenigstens in Handschriftenabdrücken vorliegen, ist ebenso klar. Ich selbst würde jetzt noch nicht wagen, dieser Frage an den Leib zu rücken, die ich schon einmal, Beitr. 29,445 ff., im Vorbeigehn berührt habe, trotzdem sich mir solches Material in grossem Umfang seit meiner vor Jahren begonnenen Beschäftigung mit Rudolf ergeben hat. Interesse verdient es aber, wie ich glaube, auf jeden Fall, wenn wir aus dem Munde des Dichters den direkten Bezug auf ein bedeutendes politisches Ereignis seiner Zeit vernehmen und somit etwas wie eine direkte Handhabe für die Chronologie gewinnen. Es geschieht dies an einer Stelle seines 'Wilhelm', die bisher, wohl infolge fehlerhafter Überlieferung, unbeachtet geblieben ist.

Es heißt da, nachdem vom Tode Wilhelms, des Helden unseres Epos, die Rede gewesen, ihm sei in der Herrschaft über England sein Sohn gefolgt, gleichfalls Wilhelm genannt, derselbe dem er früher schon die Normandie übergeben hatte.[1]) Dieser zweite König Wilhelm

der liez, als ich hân vernomen,
allen sînen nâchkomen
Normandîe die grâveschaft;
die nimt nû mit gewaltes kraft
dem künege von Engellant,
als uns allen ist erkant,
der künec von Francrîche,
wan si gelegenlîche
sîner hêrschaft ist gelegen.

Also: 'die (Normandie) nimmt jetzt, wie allbekannt ist, der König von Frankreich dem von England weg'; hierauf die Begründung: '(das ist nur recht und billig), denn sie gehört ja auch ihrer geographischen Lage nach zu Frankreich und nicht zu England'.

Die Verderbnis der Hss., die die Stelle bisher verhüllt hatte, liegt in dem wichtigen Worte *nimt* V. 15576. D (die oft benützte und auch meinem Abdruck zugrundegelegte Donaueschinger Perg.hs. saec. XIII) liest anstelle dessen *kumet*, was vollständig widersinnig ist, sich jedoch als Verderbnis aus *nimet* erklären läßt; M (die vorzügliche Münchener Perg.hs. saec. XIII) reicht leider nicht bis zur Stelle; W (die Wiener Perg.hs. saec. XIV) weist mit ihrem verderbten *niemant* wieder auf das ursprüngliche *nimet* hin; diese Form hat z. B. tatsächlich die Casseler Pap.hs. c: *nymt.* Ich habe mich nun, um sicher zu gehn, auch um die Laa. andrer als der schon zu meinem Text herangezogenen Hss.

[1]) Vgl. V. 15376 ff.; zitiert nach meinem Abdruck in den 'Deutschen Texten des Mittelalters'. Berlin 1905.

umgesehen und fand zu meiner Freude das angesetzte *nimet* überall bestätigt. Wichtig war mir zunächst das Zeugnis der Perg.hss. von der linken Gruppe meines Hss.stammbaumes (S. XI meiner Einl.), also (da M versagt) B und H. B (Bonn, saec. XIV) liest *nimet*, H (Haag, saec. XIV) *nemit;* die letzte der Perg.hss. O (Ortenburg-Tambach, saec. XIV) reicht wieder nicht mehr bis zur Stelle. Dagegen bin ich, zum Überfluss, in der Lage, von den Pap.hss. noch das Zeugnis von h (Haag, Nr. 718, saec. XIV) mit seinem *nÿmet* beizufügen.[1])

An dem Wortlaut und dem Sinn der Anspielung ist also nicht zu zweifeln. Es fragt sich nun: zu welchem Zeitpunkte konnte der Dichter sagen: jetzt nimmt der Franzose dem Engländer die Normandie weg? und zwar unter dem ausdrücklichen Hinweis: *als uns allen ist erkant.*[2]) Die Antwort darauf ist nicht einfach. Bekanntlich hatte Frankreich in jenen lebhaften

[1]) Die Mitteilungen über die angezogene Stelle verdanke ich dem freundlichen Entgegenkommen der Königl. Bibliothek im Haag, der Univ.-Bibl. in Bonn und des gräfl. Ortenburgschen Domänen-Rentamts in Tambach: ich statte ihnen hiemit nochmals meinen verbindlichsten Dank ab. — Die ganze Stelle weist übrigens in den herangezogenen Hss. nur geringe Abweichungen auf, sodaß der oben gegebene Text als unbedingt verläßlich gelten darf; hervorzuheben ist bloß die Lesung des V. 15577 *dem künecriche z Engellant* in Hhc; V. 15576 *sin'* statt *gewaltes* B.

[2]) Auf diese Bekräftigung lege ich Wert: gerade Rudolf ist bekanntlich bestrebt, für alles was er vorbringt, Gewährsmänner zu nennen; was er nicht sicher weiß, darüber schweigt er lieber. Vgl. nur z. B. Wilh. V. 334 f. oder 7073—79. wo er ganz ausdrücklich erklärt nicht zu wissen, wieso es gekommen, daß die Normandie ein Lehen des Königs von Frankreich sei, also über das große politische Ereignis seiner Zeit nicht einmal gründlich orientiert ist. Umso wertvoller wird durch diesen Mangel jeder historischen Kritik für uns seine Anspielung: sie gibt uns den Eindruck, den das Ereignis in Deutschland machte, naiv und durch keine Reflexion entstellt wieder.

Kämpfen, nachdem Philipp August II. die Normandie 1204 als ein erledigtes Reichslehen eingezogen hatte, gegen Johann ohne Land und dessen Sohn Heinrich III. mehrere bedeutende Erfolge aufzuweisen: 1214 die Schlacht bei Bouvines, ein entschiedener Erfolg, liegt offenbar für unsren Dichter zu früh; auch das Jahr 1223, in dem Ludwig VIII. (im Verlaufe der Kämpfe um den Besitz der Engländer auf dem Festlande) wieder Poitou an sich brachte, kann noch nicht in Betracht kommen. Andrerseits ist die Normandie in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr das einzige Kampfobjekt; es folgen innere Unruhen, die Großen des Reiches verursachten dem erst 1234 majorenn gewordenen Ludwig IX. viel Verlegenheiten, die England durch Parteinahme für die gefährlichsten, Hugo de la Marche, Mauclerc u. a., zu verstärken wußte. Erst 1258 erfolgte dann durch den im Temple zu Paris feierlich beschworenen Vertrag die förmliche Abtretung der Normandie an Frankreich. Rudolfs Anspielung auf dieses Datum zu beziehen, verbietet die Biographie des Dichters, dessen Todesjahr nach allgemeiner Annahme mit 1254 angesetzt wird. Zwischen jene genannten frühen Daten 1214, 1223 und das Todesjahr Rudolfs 1254, fällt nun gerade jene erwähnte Epoche, in der, nach den äußeren Tatsachen zu urteilen, das Interesse des Kampfes scheinbar nicht so sehr der Besitz der Normandie oder nicht allein dieser, als vielmehr die inneren Wirren Frankreichs bildeten: die Empörung des Pierre Mauclerc u. a. Und doch müssen wir gerade in jener nicht durch hervorstechende Kriegsereignisse beleuchteten Zeit den Ausgangspunkt für die so überaus prägnante und präzise Anspielung bei Rudolf suchen.

Da bleibt zunächst für uns außer Betracht der Einfall der Engländer bei Saint-Malo und Port-Blanc, Mai 1230, und der sich daranschließende Zug durch die Bretagne, le Poitou und die Gascogne, u. z. deshalb

weil der Erfolg auf Seiten der Engländer gelegen war; zwar war das Heer durch diesen Marsch so erschöpft, daß Heinrich III. nach England heimkehren und sich ausruhen mußte,[1] ein positiver Erfolg Frankreichs war jedoch damit nicht gegeben, noch weniger die Frage des Besitzes der Normandie dadurch erledigt.

Glücklicher ließ sich für Frankreich das Jahr 1231 an: England und sein Verbündeter Mauclerc beschworen einen Waffenstillstand auf 3 Jahre, Ludwig behielt die eroberten Gebiete im Westen.

Den Ablauf des dreijährigen Waffenstillstandes kann Mauclerc kaum erwarten, um sich neuerlich gegen Ludwig zu erheben, er wird im selben Jahre aufs Haupt geschlagen: England ist dabei fast kaum beteiligt. 1235 muß aber auch Heinrich einen neuerlichen, auf 5 Jahre geltenden Waffenstillstand eingehn, da er sich mit allen seinen Verbündeten entzweit hatte. 'Louis IX majeur (er war es seit dem 25. April 1234) se trouva maître d' un royaume relativement tranquille'.[2]) Trotzdem fühlte sich Ludwig vor dem Feinde nicht sicher, denn als 1236 der griechische Kaiser in Konstantinopel seine Hilfe anrief, getraute er sich nicht, Frankreich zu verlassen. Die Folge davon war das Bündnis des Grafen von Toulouse mit den Königen von England, Navarra, Castilien und Aragon.[3])

1241 war die Waffenruhe abgelaufen. Frankreich machte die ersten Schritte zur Entscheidung. Die königliche Armee 'envahit les domaines de Lusignan et s'empara des châteaux. Puis, le roi d'Angleterre entra

---

1) Lavisse, Hist. de France, III. 2 p. 11 f. — Ich verdanke den Hinweis auf die beiden ausgezeichneten französischen Darstellungen von Lavisse und Michelet Herrn Prof. Oswald Redlich.

2) Lavisse a. a. O. p. 16.

3) Michelet, Hist de France. Moyen âge. Paris. Vol. II, p. 421.

en ligne.'[1]) Er landet im Mai 1242 bei Royan und wirft den Franzosen mit drohenden Worten vor, sie hätten den Waffenstillstand gebrochen. Aber schon vor Taillebourg, wo er das Lager aufschlägt, beginnt sein Mißgeschick: 'le seigneur de Taillebourg, Geoffroi de Rancogne, était l' ennemi personnel du comte de la Marche (Heinrichs Schwiegervater und Verbündeten); il avait juré de laisser pousser sa barbe et ses cheveux tant qu' il n' aurait pas tiré vengeance de ce comte; il livra la place aux Français'. Die Franzosen liegen in großer Zahl am rechten, die Engländer, gering an Zahl, am linken Ufer der Clarente, bloß durch die Brücke getrennt. Durch die Fürsprache seines Bruders Richard von Cornwallis gewinnt Heinrich Waffenruhe bis zum nächsten Morgen: er fürchtet nämlich, es könnte ihm der Rückzug abgeschnitten werden. Am nächsten Morgen folgt eine kurze Schlacht: 'le roi d' Angleterre donna le signal de la fuite'.[2]) Er bricht das Lager ab und zieht sich zurück gegen Saintes.[3])

Nun strebt Ludwig energisch den Abschluß des Friedens an, der Waffenstillstand von 1243 wird erneuert, nach einer persönlichen Begegnung der beiden Könige in Chartres im J. 1254 werden dann die Unterhandlungen angebahnt, die nach 5 Jahren zu dem bekannten definitiven Verzicht Englands auf die Normandie führen. — Soweit die geschichtlichen Ereignisse.

Es scheint mir nun außer Zweifel, daß die Anspielung Rudolfs einzig auf die Ereignisse und die sich aus diesen ergebenden Chancen der Jahre 1242 und 1243 zu beziehen sei. Die Niederlage Heinrichs bei Taillebourg und seine Flucht sind wohl an sich schon Ereignisse, deren Bekanntwerden in Deutschland Auslegung im Sinne unsres Dichters finden mußte, um-

1) Lavisse, p. 56 f.
2) Lavisse, p. 56 f.
3) Michelet, p. 421 ff.

somehr als die herausfordernde Art Heinrichs zu Beginn dieses Feldzuges so recht geeignet war, die Augen der Welt auf den Ausgang zu richten: er setzt 'trois cents chevaliers et des tonneaux pleins de sterlings' ans Land;[1]) sein Bruder Richard von Cornwallis führt den stolzen Titel eines Grafen von Poitiers. Er selbst nimmt sich heraus, den Franzosen den Bruch des Waffenstillstandes vorzuwerfen, und ér erklärt Frankreich den Krieg. Aber er wagt nicht, die Offensive zu ergreifen, und schon nach der ersten Niederlage wanken seine Verbündeten:[2]) 'les Poitevins l'abandonnèrent; Renaut de Pons le trahit; le comte de la Marche et sa femme implorèrent . . . la miséricorde du vainqueur'.[3])

Deshalb nennt auch der französische Historiker den Feldzug der Engländer einen kläglichen, 'pitoyable', und fügt hinzu, die Franzosen hätten die englische Armee bei der Brücke über die Clarente wohl überhaupt gefangen genommen, wenn nicht Richard von Cornwallis den Waffenstillstand vermittelt hätte ('en qui Louis révéra le héros de la dernière croisade'.[4]) Die Schlacht bei Taillebourg war nach Ansicht der Franzosen (und wohl der ganzen Welt) 'le coup mortel pour les ennemis'[5]) und Heinrich konnte von da ab die Normandie nicht mehr ohne weiteres beanspruchen. Ludwigs Absicht war es von Anfang an 'd'obtenir d'Henri la cession expresse de la Normandie';[6]) dazu mußte sich Heinrich nach den voraufgegangenen

---

[1]) Lavisse, p. 56.

[2]) Die übrigens schon vorher nicht einig werden wollten: 'Henri III avait compté sur son beau-père, le comte de la Marche, et les autres seigneurs qui l'avaient appelé. Quand ils se virent et se comptèrent, alors commencèrent les reproches et les altercations' (Michelet, p. 421 ff.).

[3]) Lavisse, p. 57.

[4]) Michelet, p. 421 ff.

[5]) ibid.

[6]) Michelet, p. 421 ff.

DIE NIKOLSBURGER BISPELHANDSCHRIFT.

VON

WENDELIN FOERSTER

(mit Beiträgen von KONRAD BURDACH).

Als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren auf der Durchreise in Nikolsburg (Mähren) eine kleine Stunde einem flüchtigen Besuch der berühmten fürstlich Dietrichsteinschen Schloßbibliothek widmete, beschäftigte mich lebhaft das noch wenig geklärte Verhältnis der Waldenser zu den mährischen Brüdern und den tschechischen Hussiten, und da ich vernommen hatte, daß diese Bibliothek reiche Schätze solchen Inhalts berge, so wollte ich mich dessen vergewissern, bevor ich die zu einer etwa notwendigen Benützung vorgeschriebenen Schritte tat. Allein schon nach der flüchtigsten Durchsicht des ungedruckten Handschriftenkatalogs war mir klar, daß die Menge des einschlägigen handschriftlichen Materials eine so erdrückende war, daß für mich, der andere dringende Arbeiten auszuführen und schwere Pflichten zu erfüllen hatte, jeder weitere Gedanke, an diese Schätze heranzutreten, ausgeschlossen war. Dazu gehörten viele, viele Monate anstrengendster Arbeit, wobei noch immer unsicher war, ob gerade mein enges waldensisches Ziel dadurch Förderung erlangte. In der Eile machte ich noch schnell in dem wahrhaft

fürstlichen Bibliotheksaal des herrlich gelegenen Schlosses einige Notizen aus dem erwähnten Katalog, wobei ich die mittelhochdeutsche Handschrift 76. I (moralische Erzählungen und Bîspel) herausgriff und auf's geratewohl, mochte sie schon beschrieben oder abgedruckt sein, das Inhaltsverzeichnis und die erste und letzte Nummer derselben abschrieb.

In dem 'Adreßbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie' von Bohatta und Holzmann (Wien 1900) S. 149 befinden sich die nötigsten Angaben über diese Bibliothek. Daselbst ist auch Dudiks wichtiger Aufsatz: 'Handschriften der fürstlich Dietrichsteinschen Bibliothek zu Nikolsburg in Mähren' im Archiv für österreichische Geschichte (Wien 1868) XXXIX, S. 419—523 angeführt. In demselben findet sich S. 514. 5 folgende Angabe:

'94 (Dudiks Numerierung). Cod. Ms. memb. 4° mai. saecul. XIV.

Titel: Deutsche Gedichte, 81 an der Zahl. Sig. I. 76.

Das Manuskript ist aus dem 14. Jh. 4° mai. und von einem gewissen Ulrich vorzüglich schön geschrieben; es ist gut erhalten, die Lage zu 8 Blättern, auf der Seite 32 Zeilen in zwei Kolumnen, daher 64 Verse auf der Seite; die alten Deckel sind mit Messing beschlagen. Im XV. Jahrh. gehörte das Buch dem Sebolt Reichen zu 'Auf der Süll', wie an den beiden Deckeln nach Innen zu lesen. Voran geht eine Inhaltsanzeige der 81 Gedichte, die religiöse und auch weltliche Gegenstände zum Thema haben, entweder mit den Anfangsworten oder nach dem Haupt-Thema bezeichnet, z. B. das erste Gedicht: Swer tage hab vnd synn. 2. Ez waz ein reich, sundig man. 3. Von einem kunig, der nie gelacht. 4. Ein Man kan von schulden. 5. Got hat den laien gegeben. 6. Ein kunig wart mit ein alt. 7. Ein kunig het zwei reich. 8. Ein

her wollt hochzeit han etc. Das letzte Gedicht: Von der hochfart. Am Schlusse des Fol. 19 scheint der Schreiber gefehlt zu haben. Wahrscheinlich von Meinert[1]), welcher diesen Codex sah, ist bemerkt, daß die Fortsetzung Fol. 48 zu finden sei. Der Schluß des Codex lautet: 'Vnd mange svnde verbirt davon er geseliget wirt.' (rot): 'Explicit liber per manum Ulrici Deo gratias.' Eine umständliche Inhaltsanzeige dieses merkwürdigen Codex wird in einer Separat-Abhandlung erscheinen'.

Diese 'umständliche Inhaltsanzeige' ist m. W. nie erschienen[2]) und so glaube ich, daß meine damals in aller Hast gemachten Notizen den Germanisten nicht unwillkommen sein werden. Mir aber bietet sich die erwünschte Gelegenheit, zu dem hehren Feste, das meinem ehemaligen Prager Kollegen und damaligen väterlichen Freund und Berater, dem hochverdienten und hochangesehenen Germanisten-Patriarchen Johann von Kelle bereitet wird, mit etwas Germanistischem mich einfinden zu können, da eine romanistische Arbeit

---

1) Über ihn s. Dudik S. 429.

2) Um mich darüber, sowie über anderes, z. B. ob die Hs. selbst oder Stücke derselben bereits veröffentlicht worden sind, zu vergewissern, wandte ich mich an Herrn Prof. Konrad Burdach, dem für das in Betracht kommende Gebiet die Leitung der von der Berliner Akademie unternommenen Inventarisierung der altdeutschen Handschriften obliegt. Ich verdanke seiner echt kollegialen, liebenswürdigen Hilfsbereitschaft die Einsendung seiner im Jahre 1898 in Nikolsburg vorgenommenen Beschreibung derselben Hs., aus der er noch Nr. 1. 2. 30 ('Des Blinden Traum' von Stricker) und die ersten 13 Verse von Nr. 8 ('eine hübsche Illustration zu Walthers *getragenіu wât ich nie genam*') abgeschrieben hat. Ich habe alles, was ich daraus benutzt, in Fußnoten mit (B.) bezeichnet. — 'Ein Katalog, der die gedruckten Stücke alter und neuer Zeit angäbe, soll erst angelegt werden' (gütige Mitteilung von Herrn Dr. Fritz Behrend, Assistenten am Handschriften-Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

mir wenig passend erscheint und ich eine aus dem so großen germanistisch-romanistischen Grenzgebiet augenblicklich nicht zur Hand habe.

Dudik setzt die Hs. mit dem Handschriftenkatalog ins XIV. Jahrhundert; ich hatte sie mit XIII. notiert, und zwar deshalb, weil alle (freilich nicht besonders zahlreichen) mhd. Hss., die ich einsehen konnte, im Vergleich zu den französischen regelmäßig einen um rund hundert Jahre altertümlicheren Typus zeigten, und die darunter datierten auch für die übrigen eine konservativere Schrift erschließen ließen. Doch sei es ferne vom Nichtgermanisten, hier sein Urteil als ein maßgebendes hinstellen zu wollen.[1])

Die Blätter sind in der Hs. noch nicht numeriert — auch ich habe es in der Eile nicht getan. Dudik gibt elf Lagen zu 8 Blatt an — das gäbe 88 Blätter. Meine Notiz gibt an, daß oben auf dem Recto des letzten Blattes in gleichzeitiger Schrift mit Mennich .Lxxxj. geschrieben ist, die Hs. also 81 Blätter enthält, was zu 'Dudiks' Angabe nicht stimmt.[2])

Jede Seite ist zweispaltig zu 32 Zeilen. Der Text schließt mit der ersten Spalte der Verse des letzten Blattes. Die zweite Spalte ist leer.

Ob in der Hs. 81 Gedichte, wie Dudik angibt, sich vorfinden, ist recht unsicher. Das am Beginne der Hs. stehende Inhaltsverzeichnis hat die sämtlichen Erzählungen numeriert in der Weise, daß der Rubrikator die Ziffern beigesetzt, bei 9—14 (eig. 8—11) aber unter das erste und zweite Wort geschrieben hat. Diese Numerierung ist voller Irrtümer, indem einzelne Ziffern ausgelassen, andere irrtümlich wiederholt sind. Ich habe die richtige Ziffer in Klammern an die rechte Seite gesetzt. Wie sich die Gedichte der Hs. zu diesem

---

1) Ich habe sie in das 14. Jahrhundert gesetzt. (B.)

2) Es sind 81 Bll. Die Inhaltsangabe Bl. 1—2 ist jünger und nicht mitgezählt. (B.)

Verzeichnis verhalten, habe ich nicht nachprüfen können.[1] Nach dem berichtigten Verzeichnis enthält die Hs. bloß 66 Gedichte.[2]

In der nachstehenden Liste hat Burdach zu jedem Gedicht vermerkt, ob und wo es seines Wissens bereits gedruckt wurde, und falls ihm kein Druck bekannt war, ob eine andere schon beschriebene und benutzte Handschrift und welche es noch überliefert. Schon diese begrenzten Nachweisungen wurden, wie er betont, sehr erschwert durch die leidige Gewohnheit der meisten Herausgeber und Beschreiber von Sammelhandschriften mittelhochdeutscher Beispiele und Versnovellen, die Gedichte entweder durch selbstgemachte mehr oder minder willkürliche Titel zu bezeichnen, die oftmals den Inhalt nur andeuten, sich dem Gedächtnis wenig einprägen und eine unzweifelhafte Ermittlung des Textes nicht sichern (so auch in Leitzmanns neuer Arbeit über die Melker Handschrift in den Deutschen Texten der Berliner Akademie), oder bloß die in den Handschriften vielfach vor-

[1] Zwischen dem Wortlaut der Gedichtanfänge im Text der Handschrift und im Register, das eine Hand des 15. Jahrhunderts eingetragen hat, bestehen fast nur sprachliche Unterschiede, die allerdings teilweise interessant sind. Für ein *wekert, weichte, kirbeihe* des Textes setzt das Register *bekert, beichte, kirweihe* und korrigiert oder modernisiert also den bajuvarischen Schreiber, der z. B. auch ein *übel bibe* (= *wibe*), *erberben* (= *erwerben*) mit falscher Verhochdeutschung gibt, in schriftsprachlichem Sinn. Ebenso führt es statt älterer monophthongischer Formen, die dem Schreiber noch reichlich mitunterlaufen: *frilich, sinen, richer, w* (= *û*), *búkneht, litgeben*, die neuhochdeutschen ein: *freylich, seinen, euch, reicher, bawkneht, leitgeben*. Ähnlich bessert es *Swer sin sünd ze vil* in *swer sein sünde zu vil, ze hof* in *zu hof, swelch mensch* in *swellich mensche, irdiniv vas* in *irdene vas, hochvart* in *hoffart, zeiner* in *zu einer, sint* in *seint, ain* durchgängig in *ein, laien* in *leien, sway* in *swey, geistleichen* in *geistlichen, eime* in *einem, gelouben* in *glauben*. (B.)

[2] Es sind deren genau 67, vgl. aber die vorvorige Anm. und Anm. zu Nr. 23 ff. 26 in der weiter unten folgenden Inhaltsliste. (B.)

anstehenden, oft wechselnden Überschriften und die alten, gleichfalls sehr variierenden ein Reimpaar umfassenden Inhaltsangaben mitzuteilen. Diese einleitenden, meist wenig prägnanten Umschreibungen des lehrhaften Kerns der Gedichte führen allerdings manchmal auch ein geübtes Auge irre. Wenigstens hatte auch Burdach in der Eile der Durchsicht der Nikolsburger Handschrift einige Male diese Argumenta für die wirklichen Gedichtanfänge gehalten und darum allein aufgezeichnet. In diesen und anderen Fällen hat ihm auf nachträgliche Anfragen der gegenwärtige fürstlich Dietrichsteinsche Schloßhauptmann und Archivar Herr Professor Rille mit dankenswerter Gefälligkeit die Lücken ergänzt, auch einige zweifelhafte Stellen nochmals collationiert.

Folgende Siglen sind von Burdach angewendet worden:

Bartsch = K. Bartsch, Die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Heidelberg 1887.

Docen = Bern. Jos. Docen, Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur. I. Band, vermehrte Ausg. München 1809. 2. Band München 1807.

Ga. = Gesammtabenteuer hrsg. von Fr. H. von der Hagen. Stuttgart und Tübingen 1850. 3 Bände.

Hahn = Kleinere Gedichte von dem Stricker, hrsg. v. K. Aug. Hahn. Quedlinburg und Leipzig 1839.

Hoffm. = Hoffmann von Fallersleben, Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841.

Jensen = Ludwig Jensen, Über den Stricker als Bîspel-Dichter usw. Marburger Dissertation 1885 (darin S. 1—21 eine Übersicht der Überlieferung).

Kolocz. = Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte, hrsg. von Joh. Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth 1817.

Laßb. = Lieder Saal das ist: Sammlung altteutscher Gedichte, hrsg. vom Reichsfreiherrn von Laßberg. St. Gallen-Konstanz 1846. 3 Bände.

Leitzm. = Kleinere mittelhochd. Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte. I. Die Melker Handschrift, hrsg. von Alb. Leitzmann. Berlin 1904 (Deutsche Texte des Mittelalters hrsg. von der Kgl. Preuß. Akad. der Wissenschaften, Bd. IV.).

M = Melker Handschrift, Sign. R 18. Verzeichnis der Anfänge: E. G. Graff, Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur. Bd. 3. Stuttg. und Tübingen 1829, S. 275 f.

Müllenh. = Altdeutsche Sprachproben, hrsg. v. K. Müllenhoff. 4. Aufl. Berlin 1885.

Palat. 341 = Handschrift der Heidelberger Universitätsbibliothek. Nr. 341, s. Bartsch.

Pfeiffer = Altdeutsches Übungsbuch von Fr. Pfeiffer, Wien 1866.

Schädel = Drei mittelhochdeutsche Gedichte, hrsg. von K. Schädel. Hannover 1845.

Wien. = Handschrift der Wiener Hofbibliothek, s. Hoffmann.

Zs. = Zeitschrift für deutsches Altertum.

Zs. f. d. Phil. = Zeitschrift für deutsche Philologie.

Fol. 1 Ra] 1.[1] *Swer tage hab vnd synn̄* (M 15, Leitzm. S. 20).

2. *Ez waz ein reich sundig man* (M 37, Müllenh. S. 119, Laßb. 1, 593).

3. *Von einem künig d' nie gelacht.*
Anf. *Ain künig waz so ernsthaft* (M 23, Laßb. 1, 357).

4. *Ein man kom von schulden* (Laßb. 1, 553, vgl. Bartsch 73 b).

5. *Got hat den leien gegeben* (M 10, Pfeiffer S. 27).

---

[1]) Diese Ziffern sind vom Rubrikator in der gedruckten Reihenfolge rot unter das erste oder zweite Wort eingetragen.

6. *Ein kunig wart mit ern alt* (Schädel S. 24).
7. *Ein kunig het zwey reich* (M 24, Leitzm. S. 30).
9.[2]) *Ein h're wolt hochzeit han* (M 17, Leitzm. S. 24). (8)
11.[2]) *Sich bekert ein sŭnder* (M 6, Leitzm. S. 9). (9)
12. *Der adam den aphfel v̈pot.* (10)
14.[2]) *Salomon d' weiste pot* (Palat. 341 Bl. 214[6], Wien. 2705 Bl. 94[a], Hoffm. S. 67, Nr. 130). (11)
15. *Die tumben leut sprechen daz* (M 8, Leitzm. S. 12). (12)
16. *Drew ding sein got vnmer* (M 20, Hahn S. 41). (13)
16.[2]) *Ein loter wart ellende* (M 14, Leitzm. S. 19). (14)
17. *Von den gesuchern.* (15)
Anf. *Ez waz ain market ze ainer zeit* (Palat. 341 Bl. 201[r], Kolocz. und Wien. 2705 Bl. 75[b]).
18. *Von den wucherern.* (16)
Anf. *Der wucherer wer weiz* (Palat. 341 Bl. 218[r], Kolocz.).
20.[2]) *Von geistlichen leuten.* (17)
Anf. *Ain nuzbaum waz geraten wol* (M 35, Leitzm. S. 46).
20.[1]) *Ein künig wolt zu hof varen*[2]) (M 1, Leitzm. S. 1). (18)

---

[1]) Die Schreibung der Anfangszeilen des Inhaltsverzeichnisses stimmt nicht immer mit jenen des handschriftlichen Textes, wie aus Burdachs Notiz, die stets die ersten zwei Verse jeder Nummer gibt, erhellt.

[2]) Burdach hat als Anfang von Nr. 19 zwei Zeilen: *Ain rechter man güter | Getrewer vnd wolgemuter* (M 3, Leitzmann S. 5), welche Nummer offenbar im Inhaltsverzeichnis übersprungen ist.

21.[2]) *Ein tier ist salamander genāt* (M 9, Hahn S. 79). (19)
22.[3]) *Von den pischöfen.* (20)
Anf. *Die got hainleich wesen wolten* (ob mit Palat. 341 Bl. 217ª identisch?).
23. *Mangen dvnket oder giht* (ob = Palat. 341 Bl. 217ᶜ?). (21)
23. *Daz frewet dez tūben pfaffen mūt* (Wien. 2705, Bl. 78ª, Hoffm. S. 66 Nr. 116). (22)
24. *So man die messe singet.* (23)
25. *Mit d' peicht die er sprach.*[1]) (24)
26. *Von gotes leichnam.*[2]) (25)
Anf. *Swer sich den teufeln wil entsagen.*
28. *Von der beichte.* (26)
Anf. *Swer got wil sein gehorsam.*
30. *Von* (Text: *Vor.* B.) *einem stadel da mā drasch* (Zs. 7, 381). (27)

---

[1]) Die Nummern 23—25 (21—24) sind keine selbständigen Gedichte, wie das Register der Handschrift annimmt. Zwischen Nr. 24 (23) und Nr. 25 (24) besteht ein enger Zusammenhang. Anderseits erscheinen innerhalb der letzteren Nummer folgende Abschnitte, die als selbständige Gedichte hätten gezählt werden können und in anderen Handschriften auch als solche vorkommen:

Das er durch vns gemartert ist
Do der teufel cristes tot geriet
Got hat noch den selben müt
Gotes gewalt und gocz weisheit (selbständig in der Wiener Hs. 2705 Bl. 13ª, Hoffm. S. 58 Nr. 26)
Swer so vil gesündet hat
Swer aber gibt got sei so gut
Ein tor der sich nicht kan versten
(Wien. 2705 Bl. 9ª, Hoffm. S. 57 Nr. 18?). (B.)

[2]) Nr. 26 (25) enthält noch vier besondere Abschnitte, deren mit roten Initialen ausgezeichnete Anfänge also lauten: *Wo man im die seiten durchstach* (Bl. 28ᶜ), *Swer ainē herren klagen wil* (Bl. 28ᵛ = Wien. 2705 Bl. 9ᵇ, Hoffm. 57 Nr. 19), *Swer so cristenleich wirbet* (Bl. 29ʳ), *Swer das ze got erberben kan* (Bl. 29ʳ). (B.)

30. *An ein' stat waz ein man* (M 30, Laßb. 2, 349, Ga. 3, 387). (28)
32. *Ein ieg' fur in einen walt* (M 29, Hahn S. 39). (29)
32. *Von einē blinden diebe* (30)
Anf. *Ein blinder diep wart gevangen* (M 13, Hahn S. 36).
1 Rb] 32. *Ein wirt herbergte geste* (M 4, Leitzm. S. 8). (31)
33. *Ein hūt müt einen man* (M 5, Docen 1, 51). (32)
34. *Eins h'ren sun der misseriet* (M 31, Leitzm. S. 40). (33)
35. *Wie der teufel menschlich geslecht hat verraten.* (34)
Anf. *Der erste man der ie gelauk.*
41. *Vō den teufeln wie sie die sel marternt* (35)
Anf. *Uns hat dez teufels gewalt* (M 40, Leitzm. S. 49).
42. *Ein man raubet vnd stal* (M 22, Docen 2, 220). (36)
43. *Sw' sein' sünde zu vil.* (37)
44. *Swellich mensche freylich sündet.* (38)
45. *Ein man der tet seinen schaden.* (39)
47. *Zwen spiler huben grozzes spil* (Wien. 2705 Bl. 103[a], Hoffm. 68 Nr. 139). (40)
48. *Ein reicher künig mere.* (41)
50. *Ein künig machte irdene vas* (M 2, Leitzm. S. 3). (42)
51. *Ich wil euch von dem teufel sagen.* (Wien. 2705 Bl. 113[b], Hoffm. S. 69 Nr. 149). (43)
53. *Slangen seint die lant ir niht* (l. *nit,* M 32, Leitzm. S. 41) (44)
54. *Ein h're dez geruchte* (M 33, Leitzm. S. 42) (45)

55. *Von der kirweihe.* (46)
Anf. *Swelch gotes hus gemachet stat* (M 41 Leitzm. S. 50)

55. *Von den pfaffen.* (47)
Anf. *Sit dem vnreinen pfaffen.*

56. *Von der messe.* (48)
Anf. *Sit die messe so güt ist.*

59. *Von dem glauben.* (49)
Anf. *Sit ez vmb den gelouben also stat* (Jensen S. 12).

60. *Von den vier ewangelisten.* (50)
Anf. *Dez gotes svn vnser trost.*

62. *Võ dez heiligen geistes fliehern.* (51)
Anf. *Dez heiligen geistes flieher.*

62. *Von dem heiligen geist.* (52)
Anf. *Wir suln loben den heiligen geist* (Wien. 2705 Bl. 3[r], Hoffm. S. 56 Bl. 30).

67. *Von siben gaben dez heiligen geistes.* (53)
Anf. *Siner künst wil ich nu gedagen.*

69. *Von der hoffart.*[1]) (54)
Anf. *Aller sünden müter hoch fart.*

70. *Von dem pater noster.* (55)
Anf. *Nach dez pater nosters lere* (Wien. 2705 Bl. 106, Hoffm. S. 68 Nr. 143).

72. *Von den vbeln weiben.* (56)
Anf. *Swer ein övel bibe* (!) *habe* (vgl. Wien. 2705 Bl. 88[a], Hoffm. S. 67 Nr. 127).

72. *Von den herren.* (57)
Anf. *Got hat der herren harte vil* (Wien. 2705 Bl. 83[a], Hoffm. S. 66 Nr. 122).

73. *Von den die dez teufels willen tün.* (58)
Anf. *Swer dez tewfels willen tüt.*

---

[1]) Anfang: *Aller sünden müter hochfart* (B.), ist daher verschieden von der letzten Nummer, die ich weiter unten ganz abdrucke.

73. *Von den bösen gedanken.* (59)
Anf. *Do die milch ein wenik warm ist* (M 28, Leitzm. S. 38).

74. *Von dem tode.* (60)
Anf. *Ain dink ist daz dike geschiht* (M 21, Laßb. 1, 605, Zs. f. d. Ph. 4, 316).

1 Va] 75. *Ein h'r hat einen bawkneht.* (61)

75. *Ein gast kam zu ein' leitgebin* (M 34, Leitzm. S. 44). (62)

77. *Ein stat waz also getan* (M 27, Leitzm. S. 37). (63)

77. *Ez waz ein vil gut man.* (64)

79. *Die dritte* (so! Text: *dirre.* B.) Hoffm. S. 64 Nr. 89 *w'lt volger seint* (Wien. 2705 Bl. 64[a]). (65)

80. *Von der hochfart* (vgl. Nr. 54 meiner Zählung). (66)
Anf. *Daz macht dez übeln geistes kraft* (Wien. 2705 Bl. 61[r], Hoffm. S. 63).

Ich drucke die Hs. diplomatisch ab, ohne die Abkürzungen aufzulösen. Da aber alle Einzelheiten im Druck aus Mangel an entsprechenden Typen nicht wiederzugeben sind, sei hier einiges zum besseren Verständnis noch hinzugefügt. Das umgelautete *o* (*ö*) und *u*˙(*ü*) wird durch einen nach oben offenen Halbkreis, in dessen Mitte sich ein Punkt befindet, über dem *o* bezeichnet: ◡̇, so 22 (20) in *pischöfen*, 73 (60) *bösen*, 43 (38) *sünde*, 48 (42). 49 (43) *künig*. Dasselbe Zeichen steht 33 (32) über *u* in *mut*. Ich drucke jedesmal zwei Punkte über dem Vokal. Sonst ist noch anzuführen:

I, 34 *iüngst*] *iungst* Hs., und 48 *iüngst* Hs.

LXVII, 23 *dann̈*] über dem zweiten *n* stehen zwei Punkte, ebenso

Z. 59. 127. 160 *denn̈*, 57 *wenn̈*, 45 *swenn̈*, eine mir sonst unbekannte Abkürzung für *danne*, *denne* usf.

Z. 66 *moht*] *mioht* usf.
Z. 82 *tünt*] = *tuont*, wie *güt* für *guot* steht.

I.[1])

3*Ra*] Swer tag hab vnd synne
der sol der grozzē mynne
gedenken spët vnd früe
vnd d' grozzen lieb dar züe
da mit vns got hat wedacht
Crist hat vns dez wol ÿnē pracht
wie groz vns' sünd sind gewesen
daz er vmb vnser genesen
so grozz not erliden hat
Ez waz ein grozz meintat
dar vmb er sterben solt
vnd so grozze mart' dolt
Swer also siech wër gewesen
daz er nÿmer möcht genesen
Ern müzz ainē künig töten
der wër in grozzen nöten
do gieng vns' not für alle not
daz vns hailn solt dez tot
der künig waz himels vn̄ d' erdē
wir mochtē niht siecher werdē
dez mag d' gocz svn wol iehen
dem so we vmb vns ist geschen
Crist hat sich mit dem leib
Glichet ainē weib
der nÿmer wirs möht wesen
so daz si ir Kindez sol genesen
so daz weib ir kint gep'n müz
so ist daz ir erster grüz
Ir tut di angst so haiz

1) [*Aus der Melker Handschrift abgedruckt von Leitzmann* (*Deutsche Texte des Mittelalters hrsg. von der kgl. Preuß. Akademie der Wissensch. Bd. IV. Berlin, 1904*), *S.* 20, *Nr.* 15. *B.*].

daz ir auz pristet der swaiz
so si grözzer not gewinet
daz si zitern weginnet
3 *Rb*] so ist irs laides aber mere
ze iungst wirt ir also we
daz si laut rüfend wirt
swie vnsanft chain weib gepirt
noch gepar di crist sanfter vil
die er ze himel krönen wil
sein angst vnd sein arbait
die er gein sein’ marter layt
die tet im so we ṽnd so haiz
daz er swiczt plütigē swaiz
daz geschach dekeinē weib nye
do er mangē gaisel straich enphie
vn̄ mangē h’ten pesem slak
sein zitern dez er do pflak
dar zü twank in grozzew nöt
ze iüngst twank in der tot
do er an dem creüçz stünt
daz er rief alz di weib tünt
Ain stȳm die waz ëngstlich
damit hat er gleichet sich
dem weib di also gepirt
daz ir ane mazz we wirt.

Vorletztes Blatt. LXVII.

Recto b] Von der hochfart.

Daz macht dez v̈beln geistes kraft
die mit der hochfart sint behaft
daz si niht fürhtent den schaden
da mit der tiv̈fel ist geladen
den sin h. vom himel schiet
vnd wie si adamen verriet
vnd alle die hat verraten

die iren willen gerne taten
vnd wie si alle die verrētet
die sie noch also bestētet
daz si ir gerne bi gestant
die wile vnd sie daz leben hant
swie geweltiklich daz hochfart tü
da gehöret toh erzenie zü
die man vil sanfte erwürbe
daz man niht von ir verdürbe
Die erzenie wil ich iv̄ nēnen
Verso a] der mensche sol die erkennen
er sol sich aller erst verstan
wie sin angenge wēre getan
daz waz so vnfletik wol
daz er sich dez mer schemen sol
dann̈ ez im h. mache
ein so schentliche sache
die ze denken ist vngenēme
vnd ze reden ist vngezeme
vnd ze griffen ist vnmēre
vnd ze sehen ist lasterbēre
da sol er sie bekennen bi
der wizen wölle wer er si
het wir niht wider got getan
wir solten doch imer angst han
wie wir solten werden reine
sit wir allesamt gemeine
vnser angenge namen
von einem vnreinen samen
die schande vnd der vnflat
den vnser anegenge hat
daz sol dem menschē demüt gebē
er sol auch merken daz sin leben
dem v̄sel ist glich
der mag dez niht erwern sich
der wint der weh in hin dan

also schier hat dem menschen an
der tot gesigt swenñ er wil
so wirt sin fleisch ter ẅrm spil
daz legent si in ir taschen
so wirt er ze einer aschen
daz suln wir nemen in vns'n müt
V b] Daz ist vns für die h. güt
wir suln gedenken an vnser künst
vnd ȧn vnsers todes signünst
wie arm wir in die werlt kömen
vnd wie arm wir werden hin genomē
wir süln gedenken an die not
wie gewiz vns si der töt
wir enwizen wenñ er kümen wil
so weiz der mensche nimmer vil
welch tot im denñ ist beschert
vnd weiz niht war sin sele vert
swie wol crist weste den tag
da sin tot inne lag
vnd die marter die er dolte
vnd welhes todes er sterben solte
vnd war sin sel solt varn
die gewizen moht daz niht bewarn
Im tët die angest so heiz
daz er switzt blütigen sweiz
so wizen wir wann wir sterben
vnd welhes todes wir v'derben
das zü wizen wir niht
waz vnser sele geschiht
dez sül wir angest han dar zü
vnd biten got spet vnd frü
mit trüven vnd mit demüt
daz er vnser ende mache güt
der man sol wizzen vnd daz wip
daz got niht hat dez menschē lip
von der martire hat genomen

da von die stern sint kömen
die sint hoch stĕte vnd schöne
Letztes Blatt R a] und tünt niht daz sie höne
wer vnser lip von solcher art
daz twünge vns ze der h.
Nü sin wir von vier dingen
die süln vns lützel twingen
fẘr wazzer erte vnd lüft
die lerent vns deheine güft
von den viern sint ouch geschaffē
kaczen hvnde esel vnd affen
vnd künter di noch smeher sint
der heilgen cristenheit kint
die behalten wollen cristen namen
die suln sich dez gen got schamen
daz der mensche keinen tag
vor sv̈nden sich gehv̈ten mag
der getv̈n wir nimmer deheine
die immer werde so kleine
sie si got also wol bekant
daz ir die sel mv̈z wesen pfant
wil ir der lip niht kümen abe
swie toügen man sie getan habe
vnd aller der werlt vor gestöln
si ist vor got niht verholn
den got vil gütes hat geben
der siht man lützel ichte leben
si vermident durch daz groze güt
die waren minne vnd demüt
swie sich der riche krŏne
er macht sich nie so schŏne
ez si der man ez si daz wip
swie vaste er zieret sinen lip
so sol er doch daz wizzen wol
R b] daz er ist ein sak horwez vol
die rede merket vnd verstet

alles daz us den menschen get
daz man wol griffet vnd siht
daz ist et hor vnd anders niht
wirt er iender versert oder wünt
da beginnet er stinken san ze stūt
sit der stinkend hor sak
sin hohf. niht verlazen mag
wer er gesvnt vnd reine
v. schöne alz edel gesteine
sit er nv̈ dike missetüt
sin h. v. sin v̈bermüt
die würden denn̄ vnmazen groz
wēr er vō sv̈nden v. vō schandē bloz
er duhte sich so tiv̈re
daz er würde gar vngehiv̈re
swer sin sele wil generen
der müz sich der h. wern
nü merket wie daz sol geschehen
er sol daz bilde an sehen
daz an dem creücz da stat
vnd sich vorn dar gekert hat
da die svnne nahtes vnderget
da si an dem morgen frü stet
dar ist sin rucke gekeret
da mite sin wir geleret
da die svnne uf get nach ir site
da ist vns bezeichent mite
dez menschen geburt so ist di nōt
sin ende v. sines libes tot
bezeichent aber mit der tat
V a] da die sv̈nne nahtes vnder gat
swer cristenlich wil werben
v. selikliche wil sterben
dem ist ez für die hohf. güt
daz er nür stēter diemüt
sin gedenke da hin wende

da er lit an sinem ende
vnd im der tot git solhen grüz
daz die sele von dem libe müz
v. nimmer dehein donder slak
den lip so sere erschreken mak
so di arm sel erschriket
so sie der tivfel anbliket
v. alle ir sv̈nde dar zü
wie we der sele denn̈ tü
daz sie ie keiner sv̈nden pflag
v. niht wider in den lip mag
v. ir sv́nde hie niht büzen sol
dez leides wëre ein lant vol
dez die arme sele denn̈ hat
swer sines hertzen ougen lat
in dem spiegel schöwen dicke
daz sint der demüt blicke
dem gehilfet dez die demüt
daz er dicke dester baz tůt
v. mange svnde verbirt
da von er geseliget wirt.
Explicit liber per manus ulrici.
Deo gracias.

Als Anhang teile ich noch folgende, von mir seinerzeit aus dem Handschriftenkatalog verzeichnete Hss. mit, die Dudik in seiner Beschreibung übergangen hat, oder füge irgend einen Zusatz oder eine kleine Berichtigung bei.

S. 482. Nr. 30. Lateinische Bibelhandschrift 172 I. 'Die ganze Arbeit (Miniaturen) ist franz. Ursprungs' — ich habe notiert: 'italienischen Ursprungs': ob die Miniaturen doch franz. sind, vermag ich jetzt nicht mehr anzugeben, aber sicher rührt die Schrift von einem Italiener her.[1]) Ich finde bei mir noch bemerkt: 'Am

[1]) [Meine Notizen aus dem Jahre 1898 lauten: 'Italienischer Herkunft (nicht französisch!). Italienische Miniaturen,

Schluß ein Glossar, und zwar doppelt, a) Namen, b) alle irgend auffälligen oder fremden Wörter'.

S. 493. N. 52. Codex diplomaticus Ordinis Melitensium in Hispania. 90 II. Ich habe seinerzeit notiert: Ende XIV. Jhd. Anfang: *Esta es la tabla de los capitulos que en este libro estan escriptos · de privilegios · de donaciones. 7 exempciones. 7 confirmaciones. 7 cartas. 7 sentencias. 7 compusiciones. ventas 7 troques. 7 cambios. todos dados 7 consentidos por los muy esclarcidos ymperadores 7 reyes 7 reynas. 7 principes 7 infantes 7 infantas. 7 condes. · 7 ricos omes de los reynos despaña e de castilla 7 de leon. A la horden 7 caualleros de sant Juan de iherl'm primera mente* usf.

S. 522. N. 108. *Variae historiae in lingua gallica.* 195 I. — Dudik führt bereits nach dem Handschriftenkatalog als 5. Teil: '*Histoire de Gerard de Roussillon, comte de Bourgogne* mit einem Schlußgedicht' an.

Dieser Teil beginnt unten auf Blatt 680^{v} d des mächtigen mit Miniaturen reich verzierten vierspältigen Foliobandes. Ich habe daraus notiert: *Commence listore de gerard de roussillon. Comment les Wandeles destruirent le fort chastel de laccois qui depuis fu refais et nommes roussillon et comment tantost apres par diuin jugement ilz se entretuerent tous a la partition de leurs proyes.* 681^{r} a (Große Initiale). *Pour auoir lentendement et la cognoissance de la vie, des fais et des aduentures*

---

gemalte Randornamente und kalligraphische Verzierungen. Letztere, blau und rot mit der Feder gezeichnet, enthalten Arabesken mit Menschenköpfen, zum teil rein ornamental, teilweise aber schon ziemlich realistisch behandelt. Für die Miniaturbilder und gemalten Randornamente ist charakteristisch: 1. die Ornamente laufen in breite, muschelartig wirkende Akanthusblätter aus, 2. der Seitenstab des Randornaments sehr oft auf dunkelblauem Grund, 3. in den Randleisten zahlreiche Medaillons-Rundbilder, oft über einander (z. B. Bl. 4^{a}), 4. am unteren Rand in den Ranken runde Medaillonporträts, 5. in den Medaillons der Hintergrund oft blau.' B.]

de noble et puissant prince monseigneur gerard de roussillon qui fut en son temps duc et conte de bourgoigne, seigneur de auuergne et de gascoigne davignon et de limosin dauxerre de tonnoirre et de neuers et de grant partie des provinces despaigne et dalemaigne et mesmement de haynau. Jl loist scauoir tout premerement que non obstant sa grande seignourie et sa grande puissance. Et mesmes usf.

f. 703ʳ a] *Si prierons tous le benoit confez monseigneur saint gerard de roussillon et madame sainte berte sa femme que par leurs benos* (so!) *merites et intercessions Il lem plaise nous impetrer le benoit lieu de repos apres ceste vie mortale lequel repos nostre seigneur ihesucrist a apparillie a ceulz qui ses commandemens acomplissent.*

Ich habe noch aus dem Handschriftenkatalog notiert:

202 I (?). Ovids Metamorphosen 1. 2. 3., mit Scholien. Pergament, Ende XIII. Jh., ferner (ich habe die Signaturnummern nicht notiert):

Horatii Carmina.

Persius mit Scholien XIV.

Juvenal mit Scholien XV, alle drei Papier.

32 II *Historia de proeliis,* XIV (?), Papier. *Sapientissimi namque egypcii scientes mensuram terre atque undas maris profunditatem et celestium ordinem cognoscentes. et stellarum cursum computantes tradiderunt numerum mundo.*

Nach 4'5 p. v. steht unten: *finis adest operis kralowy alexandrowy* usf. (tschechisch).

Folg. Blatt: *Presbiter iohannes potentia et virtute domini nostri ihesu cristi rex regum et dominus dominorum* usf.

Dann folgt: *amazones sunt mulieres que habent reginam per se* usf.

Nächstes Blatt: *Braymani vero infiniti sunt* usf.

pallatium usf.

aliud palatium usf.

Habemus aliud pallacium usf.

Ende: *Datum Bribich .XV. Kalendas aprilis natiuitatis nostre anno quinquagesimo primo. deo firmacione oim̃ que superius dicta sunt. Quidam cardinalis stephanus nomine. sub pollicitatione sue fidei verissima esse dicebat et omnibus patenter pronunciabat et cet'a. Explicit expliceat. Finito libro sit laus et gloria christo.*

175. II. *Historia trojana. Licet cottidie vetera recentibus obruantur* usf.

180. II. *Terenz*-Papier.

186. II. *Andreae Bragadeni Patricii Veneti de natura avium rapacium* (1370). Falkenbuch.

202. II. Glossar seltener Wörter. Anfang (*A, B,* Anfang von *C*) fehlt.

uaga (so!), *ge. fem. gen. quoddam genus fossorij. quia vagando fodit.*

Ich schließe mit 208. I. (=Dudik S. 150, Nr. 84) *Convolut memb. et chart. saecul. XIII. et XIV.* Es sind Bruchstücke (Pergament und Papier), von Gedichten und Urkunden, einzelne vom Einbanddeckel losgelöste Blätter u. ä. Z. B. 3. 31 Fol. 1 R a (unten) Verse aus Josafat, 36 Zeilen auf der Seite. 8o. (Perg.).

Diz allez was geschen
vñ der k . . . phete ersehen
geschepfede wip vnde man.
zo sinem vater wider dan
vurten in die sinen do
der kunic vragede in also.

Ein anderes Blatt (Perg.) Original beginnt mit Fol. 1 R a]

do er vernam die mære
daz er in erloubt dar ume ze sin
er sprach trut geselle min
schaffe vns hint die kost wol usf.

Es ist dies ein Bruchstück aus der mittelhochdeutschen Novelle vom *Studentenabenteuer*: meine Abschrift aus dieser Sammelhandschrift habe ich Herrn Dr. Wilhelm Stehmann (Berlin) zur Verfügung gestellt. Weitere Untersuchungen des Ganzen auf Grund einer vollständigen Kopie hat ihm ergeben, daß der Codex vermutlich eine Schwesterhandschrift jener Mutterhandschrift ist, von der die drei bisher bekannten Sammelhandschriften (Wien 2885, Innsbruck 16, Dresden M. 68) abstammen: vgl. Palaestra Band 67.

ZU DEN KITZINGER FRAGMENTEN DER SCHLACHT VON ALISCHANZ.

Von

ALBERT LEITZMANN.

Die seiner Zeit im Kitzinger Archiv aufgefundenen Bruchstücke einer deutschen Bearbeitung der Schlacht von Alischanz sind dreimal herausgegeben worden: 1839 von Reuss mit dem irreführenden Titel 'Fragmente eines altdeutschen Gedichtes von den Heldentaten der Kreuzfahrer im heiligen Lande', 1840 und 1874 von Roth, zuerst in seinen Denkmälern der deutschen Sprache, dann als gesonderte Publikation. Nach der zuletzt genannten Ausgabe (Paderborn 1874) zitiere ich im folgenden: sie gibt, wie mich eine Kollation der jetzt in München befindlichen Originalblätter überzeugt hat, einen in jeder Hinsicht diplomatisch getreuen Text, der nur in unbedeutenden, Sprache und Wortlaut nicht berührenden Kleinigkeiten von der Handschrift abweicht. Suchier hat das Gedicht zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung (German. Stud. 1, 134) gemacht, die 1872, also zwischen den beiden Rothschen Ausgaben erschienen ist. Weitere Literatur ist nicht vorhanden. Trotz eifriger, in meinem Interesse angestellter Nachforschungen ist es auch mir nicht gelungen (vgl. Roth S. IV), weitere Bruchstücke der Handschrift aufzufinden. Alles erhaltene, nach Reimzeilen berechnet, macht nur etwas über 700 Verse aus.

1. Heimat.[1])

Schon die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß der sprachliche Charakter, in dem uns die Handschrift unser Gedicht überliefert, eine durchgängige Vermischung ost- oder rheinfränkischer mit niederrheinischen Elementen, nicht der des Originals sein kann, sondern daß die Vorlage von einem stark anders sprechenden Schreiber kopiert und modifiziert worden ist. An sich wären nun zwei Fälle gleich gut möglich: ein Ostfranke könnte eine niederrheinische oder ein Niederrheinländer eine ostfränkische Vorlage abgeschrieben haben. Ein zwingender Beweis für eine dieser beiden Annahmen läßt sich nicht führen: man kann nur mit Wahrscheinlichkeiten operieren und muß untersuchen, von welcher von beiden Hypothesen aus sich die tatsächlich vorliegenden sprachlichen Verhältnisse am besten und vollständigsten verstehen lassen. Die Reime, die sonst für die Heimatsbestimmung altdeutscher Gedichte so aufschlußreich zu sein pflegen, versagen hier völlig: betrachten wir die Fülle rohester Assonanzen, wie sie sich der Dichter gestattet (ich führe nur beispielsweise an *tal*: *hardan* 1, 37; *ir*: *hin* 1, 61; *quâmen*: *bâten* 1, 64; *clûbet*: *vernûwen* 2, 86; *an*: *gescaden* 2, 94; *erden*: *gewarben* 2, 136; *ontweich*: *begreif* 4, 70; *zebrach*: *nam* 4, 174), und daneben die Versreihen, wo auch nicht einmal die Spur einer Assonanz sich findet (z. B. 2, 50—60. 4, 102—109. 123—131), so können wir auch die scheinbar rein niederdeutschen Reime *grôs*: *dôt* 4, 181 und *vlîsse*: *samîten* 4, 210 nicht so schwer nehmen (Suchier S. 137 verzeichnet nur den letzteren); vielmehr müssen wir uns nach andern Kriterien umsehen.

---

[1]) Für eine Reihe von Angaben aus dem Material des deutschen Sprachatlas und einzelne auf ihm beruhende Hinweise bin ich Herrn Kollegen Ferdinand Wrede in Marburg zu herzlichstem Danke verpflichtet.

Von den Gelehrten, die sich seither mit den Fragmenten beschäftigt haben, ist durchweg die erste der beiden oben angeführten Möglichkeiten behauptet worden: sie halten das Original für niederrheinisch und lassen es von einem Ostfranken abgeschrieben werden. Schon Reuss weist es (S. 1) der 'niederrheinischen Mundart' zu. Roth adoptierte 1840 diese Ansicht (Denkmäler S. 79); auf dem Titel der Ausgabe von 1874 nennt er es gar ein 'niederdeutsches Heldengedicht' und formuliert in der Vorrede (S. IV) seine Ansicht so: 'Wegen der Mundart (niederdeutsch mit schwäbischen Einmischungen) halt' ich meine Ansicht noch zurück, bis sich die Mitforscher genauer hierüber ausgesprochen haben; denn das Schwäbische dem Abschreiber allein zuzurechnen, dünkte mir allmählich unhaltbar zu sein'. Suchier (S. 137) läßt das Gedicht am Niederrhein nicht fern von der niederländischen Grenze [1]) entstanden sein, den 'hochdeutschen' Schreiber dagegen den ursprünglichen Lautstand mit 'hochdeutschen Lauten' versetzen. Die Allgemeinheit und Verschwommenheit der Bezeichnungen 'niederrheinisch', 'niederdeutsch', 'schwäbisch', 'hochdeutsch' kann nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeiten noch vor den grundlegenden Untersuchungen Braunes erschienen sind, durch welche die fränkischen Mundarten im weitesten Sinne zum ersten Mal klarer von einander geschieden und schärfer umgrenzt worden sind. Leise Zweifel an dieser nördlichen Lokalisierung hat, soviel ich sehe, nur Busch geäußert, der (Zs. f. d. Phil. 10, 204) bemerkt: 'Über die Heimat dieses Denkmals bin ich mir noch nicht ganz klar; einzelnes . . . . weist auf

[1]) Behaghel hat uns jetzt mit vollem Recht gegen die so häufige Annahme von Grenzdichtern mißtrauisch gemacht, die übrigens in vereinzelten Fällen sehr alt ist. Schon Jakob Grimm will (Gramm. 1², XIV) den Helianddichter wegen des Nebeneinanders von *hevan* und *himil* in einen Grenzdialekt setzen.

die Nachbarschaft Niederfrankens, das meiste aber auf eine ziemlich südliche Gegend'. Die Literaturgeschichten buchen die Fragmente ständig unter der 'niederrheinischen' Dichtung und auch Meier hat ihnen, trotzdem er ihre Überlieferung als 'außerordentlich verwildert' bezeichnet, in seiner Skizze der rheinischen Literatur (Beitr. 16, 101) ein Plätzchen angewiesen.

Ich halte diese allgemein verbreitete und gebilligte Ansicht für irrig, obwohl sie durch die Macht der Tradition schon beinahe kanonisch geworden zu sein scheint, und glaube vielmehr, daß die zweite der beiden Möglichkeiten das Richtige trifft: ein ostfränkisches Original ist von einem Nordripuarier oder Niederfranken abgeschrieben worden. Ich entrolle hier keine vollständige Statistik der überlieferten sprachlichen Verhältnisse, da sich eine Reihe von Erscheinungen vielleicht gleich gut von beiden Standpunkten aus begreifen lassen, sondern betrachte nur die Punkte, die mir ausschlaggebend erscheinen. Im allgemeinen bemerke ich zunächst, daß die Lautverschiebungsstufe fast durchweg nicht die ripuarische, sondern die rhein- oder ostfränkische ist, eine Tatsache, die offenbar schon Busch einer südlichen Lokalisierung geneigt gemacht hat: in der Labialreihe stehen massenhaften inlautenden *b* nur 5 *v*, 7 auslautenden *b, p* nur 1 *f*, massenhaften in- und auslautenden *ff, f* nur 1 *p*, 11 *ph* in allen Stellungen nur 4 *p, pp* gegenüber; in der Dentalreihe halten sich *d* und *t* ungefähr die Wage, die pronominalen Neutra sind fast regelmäßig verschoben (nur 1 *et*, 3 *dat*, kein *dit*); in der Gutturalreihe findet sich stets verschobenes *ch* (abweichend nur 2 *sic*, 13 *sprac* gegenüber 38 *sprach*, aber nur 1 *ich* gegenüber 42 *ic*, wofür mir Löwes psychologische Erklärung Beitr. 16, 383 völlig zutreffend und genügend scheint), niemals aber *ch* für *g, c* im Auslaut. Während manche sonst für das Niederrheinische charakteristische Eigenheiten sich finden, wie

z. B. *oe, ô* fast durchweg für *uo, o* für *u,* die Präposition *van* (nur 2 *von*), das Präfix *ont-* und andres, fehlen wieder andre, die man erwarten würde: so finden sich 17 *ist*, aber kein einziges *is.*[1]) Am wichtigsten scheinen mir folgende zwei Punkte zu sein:

1. Wohl die allermerkwürdigste sprachliche Erscheinung unsres Denkmals sind die massenhaften *ou* als Vertretung für mhd. *o.* Ich gebe hierfür die vollständigen Belege: *douch* 1, 8. 3, 70. 4, 80; *gebrouchen* 4, 157; *gehoulfen* 2, 131; *genoumen* 3, 33; *mouchte(n)* 1, 10. 2, 102. 110. 118. 3, 84. 100. 116. 150. 4, 49. 55. 61. 202; *nouch* 1, 220. 2, 212. 3, 117. 4, 1. 121; *voulc* 3, 155. 156; *woul* 1, 70. 72. 98. 138. 159. 225. 2, 141. 162. 3, 65. 4, 58. 77. 136. 228. 234. 259; *woullen* 1, 44; *woulte(n)* 1, 38. 2, 143. 4, 62. 80. 215; *wounonge* 2, 80. Suchier (S. 141) bemerkt, daß dieses *ou* im Niederrheinischen selten ist, und sucht es aus dem Bairischen, Alemannischen und Elsässischen zu belegen, ohne sich genauer zu entscheiden. Der Sprachatlas nun verzeichnet solche *ou* in einer Gegend, die uns für unser Denkmal aufs höchste interessieren muß, nämlich für Kitzingen und Umgegend: so ist *nou(ch)* belegt für Kitzingen und seine nördliche Nachbarschaft, *ouben, oufen* in einem Gebiet von Schillingsfürst über Kitzingen bis zur Rhön, *touchter* von Kitzingen aus nordwärts, *gestoulen* an Main und Tauber einschließlich

---

[1]) *karentare* hat Suchier (S. 137) doch wohl unrichtig beurteilt. Zunächst findet es sich nicht 'sehr oft', sondern das Material ist dieses: *karen vn̄ tare* 1, 50; *karentare* 1, 75; *kar vn̄ dar* 1, 79. 2, 176. 4, 258; *kare vn̄ dare* 2, 26. Viermal steht also die rein fränkische Form, einmal die niederländische, einmal eine Mischform, in der der hochdeutsche Schreiber die ihm fremde niederländische Form 'durch zwischengesetztes *und* mundgerechter zu machen' versucht habe: mir scheint es einfacher, auch bei dieser Mischform den umgekehrten Weg der Erklärung zu gehen.

Kitzingen, *gebrouchen, ouchsen, troucken, wouchen* in verschiedenen kleineren Gebieten nördlich von Kitzingen.

2. Damit stimmt überein die Gestaltung des Präfixes *er-*. Dies erscheint in unserm Texte durchweg in der Form *der-* (1, 1. 16. 58. 97. 123. 140. 149. 150. 160. 173. 178. 2, 36. 43. 55. 206. 209. 215. 3, 32. 43. 76. 84. 4, 59. 64. 118. 131. 140. 166. 226. 257). Das Verbreitungsgebiet dieser Form umfaßt ganz Ostfranken und die bairische Oberpfalz, während weder am Niederrhein noch in Schwaben etwas Paralleles vorhanden ist; die westliche Grenze läuft (nach Maßgabe des Beispiels 'erzählt') von Gunzenhausen über Feuchtwangen, Bartenstein, Mergentheim, Würzburg (vereinzelt noch westlicher bis an die Tauber), Hassfurt nach Melrichstadt; westlich gilt *ver-*, östlich *der-*. Auch in dieses Gebiet fällt also Kitzingen hinein.

Ich glaube demnach, daß das Original unsres Gedichts in Kitzingen selbst, wo es aufgefunden wurde, oder doch jedenfalls in der Nachbarschaft von Würzburg abgefaßt worden ist, die uns vorliegende Handschrift aber einem Angehörigen des nordripuarischen Sprachgebiets verdankt wird, der aus irgend einem Grunde dort vorübergehend oder dauernd lebte. Das Frauenkloster Kitzingen gehört zu den ältesten Deutschlands und bestand schon im Jahre 747 (Hauck, Kirchengesch. Deutschl. 1, 494. 2, 802); seine reiche Bibliothek wurde von der Äbtissin Bertha III. von Hohenlohe begründet und nach der Säkularisation im Jahre 1544 zerstreut (Reuss Serap. 1, 324).

Zur Frage nach der Abfassungszeit vermag ich nichts Neues beizubringen, sondern verweise auf Suchiers Ausführungen (S. 152). Die Schrift der Blätter kann frühestens aus dem Jahre 1300 stammen und dürfte eher in den Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzen sein. Sehr weit ins 13. Jahrhundert wird man auch mit der Originaldichtung nicht hinaufgehen dürfen,

zumal sie keine nennenswerten Einflüsse der höfischen Literatur aufweist, was ja schon an sich eine ganz singuläre Erscheinung ist. Den Stil und die Darstellungsweise hat Suchier (S. 151) treffend charakterisiert und gezeigt, 'daß wir es nur mit einem Versuche oder mit einer Übersetzung im Konzept zu tun haben, die der Verfasser nur provisorisch mit einer später noch zu polierenden poetischen Form ausstattete'. Wollte der Verfasser etwa gar mit der Wiederholung seines stehenden Lieblingsreims *gare* : *dare* den einförmigen Klang der französischen Laissenreime nachahmen? Das Resultat wäre dann freilich recht ungeschickt herausgekommen. Daß hie und da einige Verse sich zu einer etwas holprigen Rosengartenstrophe zusammenfinden (z. B. 2, 70—77. 3, 93—100), dürfte wohl Zufall 'sein. In den glatten Versen 4, 204—216, die in der französischen Quelle nichts Entsprechendes haben (Suchier S. 152), möchte ich ein Plagiat vermuten, kann allerdings keine Quelle dafür angeben.

2. Quelle.

Suchier hat in seiner Untersuchung gezeigt, wie sich unsre Fragmente zu ihrem unmittelbaren Vorbilde, der altfranzösischen Bataille d'Aliscans verhalten, aus der sie übersetzt sind, hat Übereinstimmungen und Abweichungen zusammengestellt, die sich zwischen den Hauptredaktionen der Quelle und unsrer Dichtung finden, und auch die Methode des Übersetzers charakterisiert. Wenn ich für die Quellenfrage hier eine kleine Nachlese von Beobachtungen beibringen kann, so verdanke ich sie indirekt Suchier selbst: denn sie ergaben sich mir aus einer Vergleichung unsres Textes mit der neuen Aliscansausgabe seiner Schüler Wienbeck, Hartnacke und Rasch (Halle 1903). Die Einwendungen, die von fachmännischer Seite gegen die kritische Methode und den Variantenapparat dieser Ausgabe er-

hoben worden sind (vgl. Weeks Rom. 35, 309; Becker Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1904 S. 196) berühren, so gegründet sie sonst sein mögen, glücklicherweise nirgends das, worauf es mir hier ankommt. Ohne in die Frage nach dem Stammbaum der einzelnen Aliscanshandschriften hier irgendwie eingreifen zu wollen (vgl. darüber jetzt besonders Lorenz in der Zs. f. rom. Philol. 31, 385), stelle ich nur zusammen, was zur Aufklärung der Stellung der Vorlage unsres Gedichts innerhalb dieses Stammbaums dienen kann.

Unser Text weist durch die Eigenart seiner Lesarten an einer großen Zahl von Stellen mit Sicherheit darauf hin, daß seine französische Vorlage den Handschriften m (Boulogne) und M (Markusbibliothek in Venedig) der Bataille d'Aliscans sehr nahe gestanden haben muß (vgl. über diese Handschriften und ihre Stellung zu einander Lorenz S. 392. 424). Ich gebe das betreffende Material:

1. Übereinstimmungen mit Lesarten von m: 1, 26 *daz gras* = 5297 *l'erbe;* 1, 78 *becumert* = 5303 *encombrés;* 1, 110 *van golde* = 5347 *dorez* (auch in M); nach 1, 112 fehlt 5350 wie in m; 1, 201 *appelgrâ* = 5539 *pumelé;* 2, 81 *luitoun* = 5706 *lutin;* 2, 82 *enwoes* = 5707 *crut;* 2, 87 *sich ze vernûwen* = 5710 *renovelement* (auch in M); 2, 127 *behagen mir* = 5762 *me sont gent;* 2, 141 zwanzig = 5778 zwanzig; 2, 144 *cristen* = 5795 *chrestien.*

2. Übereinstimmungen mit Lesarten von M: 1, 157 *hade wir orse* = 5427 *fusons civauchant;* 2, 4 *kinder* = 5583 *enfanz;* 2, 59 *in dem crûce* = 5686 *en la crois;* 2, 74 *Orcasse* = 5702 *d'Orgase;* 2, 78 *wassen* = 5703 *demorent;* 2, 170 *Hurepe* = 5836 *Hurupé;* 2, 212 *sînen tûvel* = 5861 *son diable;* 3, 67 *er haden alles dings gecloben nider* = 5965 *tot le fandist;* 4, 107 *aine bogenscuce* = 121 a, 7 *un arpent;* 4, 224 *ir ensult nit vârenisse hôn* = 121 b, 10 *ne vos desconfortez;* 4, 240 *hielte* = 121 b, 35 *tenir;* 4, 258 *onser volc* = 121 b, 58 *nos ienz.*

Besonders lehrreich ist die Stelle 4, 230. 231 = 121 b, 23: in den meisten Handschriften bezieht sich dieser Vers der Rede des Desrames auf Rainouart und steht demgemäß nach 22; nur in M (und e) steht er nach 20 und bezieht sich auf den angeredeten Baudins. Hier folgt unser Text gleichfalls der Handschrift M, so daß also Roths Erklärung des *ir* (S. 65) falsch ist, wie sie auch sprachlich höchst unwahrscheinlich ist.

Genau übereingestimmt mit m oder M hat allerdings die Vorlage unsres Dichters nicht, denn sie hat z. B. eine Reihe von Versen enthalten, die in M fehlen: man vergleiche 1, 218 mit 5563; 2, 45 mit 5671; 2, 95. 96 mit 5725; 2, 215 mit 5866; 3, 106. 107 mit 6004.

Neben m und M zeigt auch die Handschrift L (Britisches Museum; vgl. über sie Lorenz S. 416. 420) an einigen Stellen Lesarten, die in der Vorlage unsres Dichters gestanden haben müssen: 1, 93 zwei = 5317 zwei; 1, 133 *zebrach de keten* = 5385 *les chaaines rompant;* 1, 167 *daz* = 5448 *que.* — Endlich seien zwei Übereinstimmungen der mit L eng zusammenhängenden Handschrift d (Paris; vgl. Lorenz S. 416. 420) erwähnt: 1, 175 *ain* = 5457 *un*; 2, 54 *daz lant* = 5681 *la terre.*

Es lag also, wie es scheint, eine Mischredaktion zu Grunde, die zwar in den auf uns gekommenen Handschriften nichts ganz genau Entsprechendes hat, aber den von Lorenz (S. 427) nachgewiesenen Filiationen sehr ähnlich gewesen sein muß.

3. Zu einzelnen Stellen.

1, 26. Das Bild von der das Gras abmähenden Sense stammt aus der Quelle (5297), der dagegen das folgende vom Dreschflegel (1, 76) mangelt.

1, 78. Suchier versucht (S. 155) die hier geforderte Bedeutung von *becumern* ohne eigentlich schlagende Parallelen auch sonst nachzuweisen: die Va-

rianten der Quelle lehren uns jetzt, daß der Dichter einfach das *encombrés* (5303) aus m herübernahm und dadurch dem deutschen Worte momentan eine wohl sonst nicht geläufige Bedeutung unterschob.

1, 87. An dieser Stelle *(Desramê: sêre)* sieht es fast aus, als ob dem Dichter, dem man sonst Bekanntschaft mit Wolframs Willehalm nirgends nachweisen kann, Wolframs Reimform *Terramêre* (: *sêre* 21, 25. 374, 7. 388, 1. 413, 13. 418, 25) vorgeschwebt habe.

1, 117. *hort* will Suchier (S. 142) mit Prothese eines *h* gleich *ort* nehmen; Roth (S. 61) protestiert mit Recht gegen diese Auffassung. Die Quelle hat *cloier* (5358): es ist mhd. *hurt*, 'Flechtwerk', das auch sonst im Sinne einer Tür vorkommt (vgl. Mhd. Wörterb. 1, 735[a]). Hier ist wohl ein aus Flechtwerk hergestellter Deckel eines Lochs im Verdeck des Schiffes, der den Gefängnisraum abschloß, oder etwas Ähnliches gemeint.

1, 120. *clâr* kennt unser Dichter nicht als Epitheton ornans für Personen, sondern nur als Beiwort der Augen (außer unsrer Stelle noch 1, 135) und der Sonne (2, 25); vgl. darüber Steinmeyer, Üb. ein. Epith. d. mhd. Poesie S. 7.

1, 130. *Nou salic wesen in arcare gegevurt* ist der überlieferte Text. Suchier (S. 155) bessert *in Arcange gevûrt;* den sonst nicht vorkommenden Ortsnamen entnahm er einer späteren Stelle der Bataille d'Aliscans, wo in Jonckbloets Text (7965) *Arcagne* vorkommt, statt dessen in der neuen Ausgabe (8035) allerdings *Arcage* steht. Roth hat diese Konjektur in seinen Text aufgenommen. Ich glaube, daß wir einfacher und besser zum Ziele gelangen können, wenn wir mit Weglassung des einen, aus Versehen doppelt geschriebenen Präfixes *ge-* und Hinzufügung nur eines Buchstaben *in carcare gevûrt* lesen. Das wäre dann die genaue Übersetzung der Worte der Quelle (5373 a): *iluec serai en la chartre jetez.* Dann schließt sich auch der folgende Gedanke:

darûz ensal ic numer mêr comen viel besser an, als wenn ein Ortsname vorherginge.

1, 189. *daine* fassen Suchier (S. 156) und Roth (S. 19) als *aine* mit einem 'akzessorischen' *d*, wie es Suchier nennt: so etwas gibt es aber im Germanischen nicht. *Daine*, verbessert aus *taine*, ist vielmehr nichts andres als mhd. *getæne* 'Gestalt' (Belege bei Lexer, Mhd. Handwörterb. 1, 942). Damit erübrigt sich Suchiers weitere Konjektur, die eine Entsprechung des frz. *cors* (5490) zu gewinnen versucht. Übrigens wollte wohl der Dichter das *plains fu de grand fierté* (5489) mit seiner Wendung ausdrücken.

1, 197. Überliefert ist: *ir sult mir desstonsens vermant haben.* Auch hier nimmt Roth (S. 19) eine Besserung Suchiers auf, der (S. 156) *des conseus* lesen will und in dem letzten Worte ein unverändert herübergenommenes französisches *conseus* 'Rat', zu erkennen glaubt, das aber an dieser Stelle der Quelle nicht vorkommt. Ich halte Lesung und Deutung für gleich unwahrscheinlich, glaube vielmehr, daß *des stôssens* zu lesen ist: 'ihr hättet mich an das Stoßen erinnern sollen'. Der Satz entspricht den Worten der Quelle (5505): *jon l'avoie oublié, or le ferai si com as comandé.*

2, 15. In der Quelle (5592) findet sich hier ein ganz andres Bild.

2, 41. Statt *koberonge* ist wohl *geronge* zu ergänzen nach den Worten der Quelle (5657): *or voi mon desirer.*

2, 90. Auch hier ist das Bild in der Quelle (5714) ein andres.

2, 125. Vor *merie* muß doch wohl der Artikel oder das Possessivum ergänzt werden; die Quelle (5759) bietet beide Lesarten.

2, 169. Roth (S. 35) will *anderssin* als ein Wort fassen und aus mnl. *andersins* ableiten. Ich lese lieber: *anders sîn bliven dôt* und vergleiche 3, 76.

2, 187—189 ist nach der Quelle (5840) vielmehr eine Rede Wilhelms, also kann der Name hier nicht Vokativ sein.

2, 193. Ich ergänze vielmehr *daz it verholen sî* nach den Worten der Quelle (5849): *ne voil que soit celé.*

3, 145. Die Zeile gibt auch mit Suchiers Änderung (S. 157), die Roth aufgenommen hat, keinen vernünftigen Sinn; ich weiß nicht zu helfen, da auch die Quelle (6052a. 6056) keine Handhabe gewährt.

3, 147. Über *bühel* in dem Sinne von 'Warze' oder 'Buckel' vgl. Grimm DWb. 2, 497. Ich habe mich in der Mundartenliteratur vergeblich nach modernen Belegen umgesehen, die sich vielleicht zur Lokalisierung unsres Denkmals mit verwerten lassen würden.[1])

4, 124. *Ne sotte nit* übersetzt das *ne foloie* der Quelle (6400); das Verbum ist sonst nirgends belegt.

4, 129. Diesem und den folgenden beiden Versen entspricht in der Quelle nichts; doch muß die Vorlage unsres Gedichts Zeilen ähnlichen Inhalts gehabt haben, da der Laissenreim *-oie* des betreffenden Abschnitts (6400—6413) bewahrt geblieben ist.

4, 138. Die eigenartige Verbindung *wîb van blîscepe* ist genaue Übersetzung von dem *feme de joie* der Quelle (6407 c)..

4, 159. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Professor Karl Vollers, den ich wegen Dietrichs Deutung

---

[1]) Beiläufig sei dies Wort in seiner Hauptbedeutung 'Hügel' in einer Stelle in Albers Tundalus wieder in seine Rechte eingesetzt, aus denen es Müllenhoff vertrieben hat. Es heißt dort (674; Hahn 48, 84) von einem höllischen Tier: *im wâren sîniu ougen sam die buchel viurin.* Nach Müllenhoff (Zs. 13, 575) soll hier das bairische *puchl, puchtl*, 'Fackel', in mhd. Form vorliegen, eine Deutung, der Haupt (ebda. 15, 255) zugestimmt hat. Daß sie irrtümlich ist, lehrt die lateinische Quelle, die Visio Tnugdali, wo es an der betreffenden Stelle (16, 7 Wagner) heißt: *oculi vero ejus igniüs assimilabantur collibus.*

der arabischen Worte (Suchier Germ. 17, 215) befragte, sind die Worte bis *Mahomet* einschließlich als arabisch anzusehen und bedeuten 'Beistand, Beistand durch Muhamed!' Das Nomen lautet *riddâ'a* oder mit Umlaut *riddê*; *ar* (*al*) ist Artikel.

4, 230. Zur Lesart und Erklärung vgl. oben S. 395.

ZEHN MEISTERLIEDER MICHAEL BEHEIMS.

Mitgeteilt von

JOHANNES BOLTE.

In der Geschichte des älteren Meistergesanges, die näherer Erforschung noch immer bedarf, ist der Schwabe Michael Beheim oder Beham (1416 bis gegen 1474) eine der interessantesten Persönlichkeiten. Schon die treue Hingabe an den Dichterberuf, um dessen willen er dreiundzwanzigjährig das Weberhandwerk aufgab und im Dienste verschiedener Herren ein unruhiges Wanderleben in Schwaben, Bayern, Österreich, Ungarn, Böhmen, Baden, ja selbst in Dänemark und Norwegen führte, hat etwas Rührendes und vermag mit mancher Geschmacklosigkeit und Unbeholfenheit zu versöhnen. Sein Leben, das er als Schultheiß seines Heimatsortes Sulzbach bei Weinsberg beschloß, hat Karajan 1842 ausführlich dargestellt[1]), mehrere seiner Dichtungen veröffentlichten Karajan (1843. 1849) und Wassmannsdorff (1886), während R. von Liliencron sie für seine Historischen Volkslieder der Deutschen nicht heranzog; auch einige Meisterlieder wurden durch W. Wackernagel (Altdeutsches Lesebuch[5], S. 1409), Holtzmann (Germ. 3, 308. 327), Ph. Wackernagel (Kirchenlied 2,

[1]) Vgl. noch Caspart, Germ. 22, 412 (1877). Priebsch, Deutsche Handschriften in England 1, 121. 295—300 (1896). Korrespondenzbl. f. siebenbürg. Landesk. 27, 44. 49.

666—689) und in Georg Wickrams Werken (3, 314. 326. Tübingen 1903) gedruckt und ein Inhaltsverzeichnis einer eigenhändigen Meisterliederhandschrift von Bartsch (Die altdeutschen Handschriften zu Heidelberg 1887, S. 57—69, Nr. 147) gegeben. Trotzdem fehlt noch viel zu einer unbefangenen und einigermaßen vollständigen Würdigung, und das Urteil, das Bartsch (ADB. 2, 281) über Beheims Meistergesänge fällt: 'meist in sehr künstlichen Formen, nach Sprache und Stil sehr roh', scheint mir nicht völlig zuzutreffen. Gewiß ist der Reichtum seiner Reime bisweilen erzwungen und die Darstellung nicht immer gleichmäßig, vielfach aber wirkt sie frisch und ansprechend, zumal bei der Vielseitigkeit seiner Stoffe. Neben Frühlings- und Liebesliedern finden wir biblische Dichtungen, Gleichnisse mit geistlicher Auslegung, Lehren für die einzelnen Lebensalter, Sittenschilderungen, die den Richterstand oder die Juden betreffen, Fabeln mit satirischer Spitze, Schwänke und persönliche Erlebnisse. Um Interesse für Beheim zu wecken, dessen Verstechnik, Melodien und Zusammenhang mit älteren und jüngeren Meistersingern der Erforschung würdig erscheinen, stelle ich hier zehn Meisterlieder aus der Münchner Hs. zusammen. Auf seine Schilderung der Bettler und Spieler denke ich in anderem Zusammenhange zurückzukommen.

I. Ein exempel, wie ein mensch wart gejagt von ainem ainhorn.

(In Michel Pehams trummeten weis.)

1.

Ein mensch der wart gejaget
Von einem aingehürn auf herten tam.
Der mensch was nach verczaget,
Durch ein gepirg viel er czu teich.
In disen nider springen
Pehing der selbig mensch in einem pam

Ob einer tieffen clingen,
Da lag ein trak, was graussamleich.
Auf iglich seiten in dem paum stelt sich ein maus,
Die an den wurczeln nuge,
Die ain was weiss, die ander swarcz. Do er die maüs wart spürn,
Do cham sein hercz ın graus,
Do er die augen nider sluge
Und sach den traken ligen in der laus;
Als er sein haubt auf truge
Und ob im sach das aingehürn,

2.

Do wart sein leben piter.
In grosser vorcht was er auf disem paum
In angstigcleichem cziter.
Do er ein weil dar auf gestunt,
Zwuschen des paumes zweigen
Sach er ein waben clain von honigsam;
Darczu pegund er steigen
Und nam das hong in seinen mund.
Da er enphant der sussen miltung, die da was
An dem clainen und snoden,
Des trakens und des aingehurnes, aller seiner not
Er genczigcleich vergas.
Sein hercz pegund im nymer ploden,
An vorcht und angst er an dem pame sas;
Im dauch[t], er swebt in freüden,
Wie wol im nahent was der tot. —

3.

Hie solt ir merken eben:
Der tot ist der ainhoren ungeslacht,
Der paum pedeüt das leben,
Da wir gar torlich hangen an.
Meıkent, ich wil euch sagen,
Die maüs weiss und swarcz das ist tag und nacht,
Die unser leben nagen,
Pis es nit lenger mag peston.
Der teufel ist der trak, der nach dem menschen stot;
Wie dik in got ermanet,
So sterkt er sich mit dem hung, das ist der weltlich lust,
Pis er vergisst seinr not,
Damit er seiner sel nit schonet.

Auch mensch, pedenk dein swachait und den tot,
Wie nach es pey dir wonet,
Pedenk, wo du zu kumen must!

Aus dem Münchner Cod. 291, Bl. 179 a; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 184 b. — Über die bekannte Parabel aus Barlaam und Josaphat vgl. Oesterley zu Gesta Romanorum c. 168. J. de Vitry, Exempla ed. Crane c. 134. E. Kuhn im Festgruß an Böhtlingk 1888 S. 68 und Barlaam und Joasaph 1893 S. 77. Boxberger und Fischer, Jb. f. Phil. u. Pädag. 106, 140 und 136, 628. Zart, Zs. f. d. Unterr. 12, 735. Pfaff im Schauinsland 24 (1897). Chauvin, Bibliographie arabe 3, 99. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur[2] 1, 211 Anm. 84 (1879). Menzel und Mone, Anzeiger f. K. der t. Vorzeit 1839, 279 f.

II. Von drein fronten.

(In Michel Pehams trummeten weis.)

1.

Ein man der het drey frunde.
Den ain het er vil lieber dann sein leib,
Zu dem sucht er vil chunde,
Den andern hielt er als sich selb;
Den dritten hielt er slechte,
Wann er den mynsten handel mit im treib.
Horent und merkent rechte,
Wie im peschach seinr fronde helb!
Der arm des kaisers ungenad gewan an sich
Und sorgt, er must sein sterben.
Er gie czu seinem liebsten front und sprach: 'Ich han dich ye
Gehabt lieber dann mich;
Darumb so lass mich nicht verderben,
Gang mit mir fur den chaiser zornigclich
Und hilff mir gnad erwerben,
Lass mich frontschaft geniessen hie!'

2.

Er sprach: 'Ich daug dir nichte,
Fur den chaiser gee ich nit mit dir hin.

Hilfft es dich aber ichte,
Ein leinen clait das leich ich dir.'
  Das daucht dem armen wilde,
Und er gedacht: 'Dis hat ein fromden sin;
Es nymt mich gross unpilde,
Wil er an treuen prechen mir.'
  Er ging zu dem, der im darnach der liebest was,
Und pat in pey im seine.
Sein front der antwurt im und sprach: 'Ich wil gern mit dir gan
Fur des kaisers palas,
Du pringst mich aber nit hin eine.'
Der arm gedacht: 'Was fromder sach ist das!
Die liebsten fronde meine
Dy wellen mich in noten lon.'

3.

  Da ging er czu dem driten
Und sprach: 'Mein lieber front, hilff mir umb gnott
Und hult den kaiser piten!
Ich han gross lieb zu zwain gehan,
  Het ich dy lieb czu dire
So genczigcleich gehaben, das wolt got,
Ich hoff, du tetest mire
Nicht, als mir dise hand geton.'
  Sein front der antwurt im und sprach: 'Gern das sol sein,
Als du mich hast gepeten.
Mit dir so wil ich zu gericht und fur den kaiser gan,
Wo du pegerest mein,
Do wil ich selber mit dir treten,
In kainer not wil ich vergessen dein.
Mag ich, ich wil dich reten.'
Der arm ein trostung da gewan. —

4.

  Der man mit seinen fronden
Das ist der Mensch, der hie auf erden lebt.
Nu wil ich euch verkunden
Sein ersten front, der ihn verlot,
  Das ist das czeitlich gute,
Nach dem der mensch czu allen czeiten strebt,
Wann er in seinem mute
In diser welt nit liebers hat.

So dann der himlisch kaiser ubr in gepeut,
Das er mus varn von hinnen,
So sneit man im ein leinen cleit, das furet er czu grab,
Sunst volgt im anders neüt,
Wie vil er gutz mag hie gewinnen.
Daran gedenket all, ir cristenleüt,
Suchet in euren sinnen,
Was euch müg helffen gut und hab!

5.

Sein ander front nach deme
Ist weib und chind, durch die er hat vil qual.
Wann er mus in die heme
Fur got, den starken kaiser grim,
Das ist zu seinem sterben
Hin czu dem grab, das ist des kaisers sal,
So volgen im sein erben,
Doch legt sich chainr hin ein zu im.
Sein driter front ist anders nit wann gute werk.
Möcht er der vil peginnen,
Die gingen mit im fur den kaiser und auf alle ort.
Sundiger mensch, das merk,
Hab gute werk in deinen sinnen!
Sy haben wol also vil macht und sterk,
Das sy dir huld gewinnen
In himel ewigcleichen dort.

Aus Cgm. 291, Bl. 178 a, 1; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 184 b.

Ebenfalls eine Barlaamparabel; vgl. Oesterley zu Gesta Rom. c. 238. J. de Vitry, Exempla ed. Crane c. 120. Stricker, De düdesche Schlömer ed. Bolte 1889 S. *18. Chauvin, Bibliographie arabe 3, 100. E. Kuhn, Barlaam und Joasaph 1893 S. 77.

III. Ein peyspiel von eim kung, der hett drey sun, und perurt got den vater und dy drey glauben, cristen, juden und haidenn.

(In Michel Pehams slecht gulden weis.)

1.

Ein | chung was do | czo | Rom regiren, | firen | mit grossem rat | stat | machtigcleich, | reich, | menigveltig | gweltig | von adel her;

Der | het drey son | schon. | Er het sunder | under | den selben drein | ein | fur die zwen, | den | er den libsten, | hibsten, | edelsten his.

Dis | künk | his im ein rink | giessen, | darein sliessen | ein | edelen stein | reich | und chostperleich, | chreftig | manig heftig | stark. | Die pruder ark | worn | gemein in zorn | wider; | wann ir yder | den stein wolt hon.

2.

Schon | machet dy | zwy- | trecht der kunig | sunig. | Er lis da pey | czwey | gleser mach | nach | dem stein edlen, | medlen | lies er czu den

Zwen | ring, die sich | glich | worn formiret, | cziret | sein ring also. | Do | wart sich das | glas | ein verseczet, | scheczet | czu steinen vein.

Sein | sun, | der liebste, nun | erben | und erwerben | gund | die clainheit und | stein. | So wurt den zwein | iglich- | em ein triglich | glas. | Do freut sy das | joch, | iglicher doch | meinet, | er het cleinet | des rechten steins.

3.

Eins | tages auch | nauch | des chungs tote | rate | ein weiser gab: | 'Ab | dise[n] stein | sein | wir in zweivel, | cheivel | hab wir umb solchs,

Welchs | ist der recht. | Slecht | lat versuchen, | ruchen | die stein all drey; | pey | welchem ir | schir | durch sein tugend | mügend | zeichen versten,

Den | sult | ir furbas hult.' | Disen | wart pewisen | do | die [*l.* der] stein also: | mit | den glesern nit | cleret | noch peweret | wart | chainr tugent art, | ein | an disen stein | reichen | vant man czeichen | craft, tugent, sterk. —

4.

Merk, | mensch, an spot, | got | ist der kunig | wunig | in himel, dy | dri | sun das ist | crist, | jud und heide. | Peide | die zwen mit uns

Suns | namen hond | ond | gotes chinde | sinde | nach der schephnis. | Dis | glas pedeut | neüt | wann zwen felscher, | helscher | petrieger hie,

Die | sein | in ringen zwein | tauben | ungelauben | phaft. | In haidenschaft | stet | der Machamet | plumet | und perumet |

hoch, | wie er sich doch | mort | schedlich petort. | Deser | falscher gleser | noch ains ist mer:

5.

Der | anticrist | ist | nun der ander | plander | der judschen dit, | mit | dem sich nun | tun | alle juden | cruden, | da ist doch czwar

Gar | nichten an | wan | ein petriegen | liegen, | der herr ist hin, | in | iren stand | hand | sy versloffen, | hoffen | und trost ist vort.

Hort | eins | gerechten steins | tugent, | der vermugent | was | groß czaichen, das | muß | nun sein Cristus, | cler ich | und pewer ich | mit, | als chung Davit | spricht: | Wir sachen nicht | gleichen | chainer tzeichen, | da glaub wir nit.

Aus dem Cgm. 291, Bl. 203 b; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 199 a. — Über die Parabel von den drei Ringen vgl. Oesterley zu Gesta Rom. c. 89. Landau, Quellen des Decamerone 1884, S. 183. G. Paris, La poésie du moyen âge 2, 131. 163 (1895). E. Schmidt, Lessing[2] 2, 325.

IV. Ein peyspil von dreyn faulen puben.

(In Michel Pehams hofweis.)

1.

Hie horet schand spot,
Und welche das erhuben!
Drey fauler treger puben
Lagen, als wern sy lam,
Dort under einem pam
Mit piren uberczogen;
Die est hingen gepogen
Nider pis in das gras.
Das
Obs so lustig was
Und gab so sussen rauch,
Das seu lustet darnauch.
Sy risen auf den wasen
Und hingen vor den nasen
Den selben puben faul.

2.

Der ain tet auf das maul
Und sprach: 'Welt got, das mire
Von disem paum ein pire
Her viel in meinen mund!'
Der ander sprach auf stund:
'Der wunsch möcht dich wol reuen;
Wer wolt dir sy dann cheuen?'
Der drit antwurt und sprach:
'Ach
Der verlornen sach!
Verdreust euch nit der wort?
Land euch selbs unpetort!
Mich chrenket solches gelffen;
Der wunsch mag uns nicht helffen,
Es mocht dann war gesein.' —

3.

Dicz peispil wirt euch schein:
Den paum mit disen piren
Czell ich czu anders niren
Wann hin czu gotes reich.
Die puben sein geleich
Den faulen sundern tregen,
Die hie gancz sein verlegen
An gotes dinst und dauch
Nach
Seinem reich vil hauch
Nur seczen iren sin.
Wir wern all gern dahin
Und gen doch nit die wege.
Gotz parmung unser phlege,
Das tut uns sicher not.

Aus Cgm. 291, Bl. 263 b; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 219 b = Cod. germ. 334, Bl. 309 b. — Vgl. Gesta Rom. c. 61 und Grimm, KHM. Nr. 151. V. Schumann, Nachtbüchlein Nr. 13 und Frey, Gartengesellschaft 1896 S. 285.

V. Von einer abtisin peyspil.

(In Michel Pehams trumetenweis.)

1.

Ein peyspiel ich euch singe:
In einem closter want ein abtasinn;
Nu horet von dem dinge,
Sy was aushalb zu sehen an
In geistlicher geperde
Und was doch phlegen taugenlicher mynn.
Darnach stund ir pegerde,
Ir hercz gancz in der pulschaft pran,
Wie wol sy in der sach gar ungelaubig was
Den armen closter frauen;
Wan sy von pu[l]schaft wegen von ir liten manchen kief.
Sy vorchten iren has,
Ir herten straffung und ir drauen.
An einem abet sich gepurt het das,
Das sey ir pul tet schauen,
Die selben nacht er pey ir slieff.

2.

Des morgens zu der metten
Eilt sy von irem pulen, das ist war;
Wann sy ir czeit was peten,
Hin czu der kirchen was ir not.
Da graiff sy nach dem weile,
Den sy ob den slayren tragen zu kor,
Dy frau in diser eyle
Pegraif irs pulen niderwot.
Die swang sy auf und want, das es ir weile wer.
Die nunnen wurden lachen,
Do sy die abtisin so spotigclichen sahen gen,
In dem kor treten her,
Aus ir sy grossen spot wont machen,
Die abtisin wart da erczurnet ser.
Die nunnen czu ir sprachen:
'Nemt euren weil und schauet den!' —

3.

Den pristern in dem tempel
Die abtisin wol czu geleichen ist,

Die geben pos exempel;
Was sy uns wern, das tun sy selb.
  Geitikeit sy uns weren
Und suchen doch vil falscher poser list,
Wie sy ir guter meren,
Die sy dann haben mer dann helb.
  In ubermut und hochvart sein sy gancz entwicht,
Snöd, upig und versorten,
Und mit unkeuschikait volpringen sy vil missetot;
Ir schand leit an dem licht,
Wann sy erschein an allen orten.
Was sy uns lern, das tun sy selber nicht.
Ir laien, volgt irn worten
Pas dan den werken! Das ist not.

Aus Cgm. 291, Bl. 172 b; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 181 a = Cod. germ. 334, Bl. 249 b. — Vgl. Bolte zu Montanus, Schwankbücher, 1899, S. 630 zu Nr. 109. J. Werner, Beiträge zur lat. Literatur 1905, S. 93. H. Sachs, Fabeln und Schwänke 4, 38. Euling, Studien über H. Kaufringer, 1900, S. 77.

VI. Ein peyspil, wie ein wolf peicht.

(In Michel Pehams hofweis.)

1.

  Vernement fromde mer!
Ein wolf der cham czu reue
Umb seine gross untreue,
Wan er gedacht im das:
  'Nun wil ich mich furbas
Vor einem prister peichten,
Mein sund an mir erleichten
Und nymer sunden mer.'
  Der
Wolff ging hin, da er
Ein prister vand fur sich,
Und sprach: 'Herr, horent mich
In meinen grossen sunden,
Die wil ich euch verkunden,
Genczlichen peichten hie.

2.

'Ich han gesundet ye
Mit stelen, rauben, morden.
Also stund, herr, mein orden,
Ros, esel, chu und geiss,
Schaff, swein ich all czureis,
Mit enten und mit gensen
Het ich vil grosses tensen,
Also mein leben stund.
Tund
Mir czu pussen kund!'
Der prister sprach also:
'Wiltu pus nemen do,
So wirstu dich vermessen,
Das du chain vleisch welst essen,
Dieweil du lebest nun.'

3.

Er sprach: 'Das wil ich tun.
Mein treu wil ich euch geben,
Die weil ich hab das leben,
Das ich chain fleisch nit iss.'
Er schied von im auf dies;
Das weret also lange,
Pis in der hunger zwange,
Er cham in einen pach.
Ach
Hort, was da geschach!
Er sach ein vaistes swein,
Das was gangen darein.
Do hub er sich furpasser
Zu dem swein in das wasser:
'Sol ich chain fleisch nit hon,

4.

So wil ich fischen gon
Des han ich gute laube;
Damit ich niemen raube.'
Do sprach er czu der seü:
'Frau brechsen, got gruss eü!'
Sy sprach: 'Lass dich perichten,
Ich pin chain prechsen nichten,

Ich pin ein armes swein.
Mein
Durst traib mich herein.'
Der wolf sprach auf der stet:
'Das wer als vil geret,
Als ich nit visch erkante.'
Der wolf das swein anwante
Fur prechsen fische gut. —

5.

Der wolf peczaichen tut
Ein sunder, der sein sunde
Dem prister machet chunde
Mit ganczen reuen da,
Im furseczet alsa
Die sund furbas czu meiden.
Darnach in kurczen zeiden
Er wider velt in die.
Wy
Ist die menschait hie
An ir so gar gekrenkt,
Das sy das nit pedenkt,
Das wir ein kurczes leben
Wol umb ein langes geben,
Das ymer ewig ist.

Aus Cgm. 291, Bl. 264 a, 1; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 219 b. — In einem Beispiel des Strickers (Grimm, Reinhart Fuchs S. 321, vgl. CCLXXII) frißt der Wolf einen Esel für einen Krebs; vgl. Keller, Erzählungen aus altd. Hss. 1855 S. 197. Bei Eyring, Proverbiorum copia 3, 177 ist es eine Sau, die der Wolf wie oben für einen Hecht erklärt. Beide Benennungen (Esel = Hausen, Sau = Krebs) sind in einem Meisterliede der Kolmarer Hs. Bl. 590 c (vgl. Bartsch, Meisterlieder 1862 S. 60) vereinigt. Bei Romulus (ed. Oesterley, app. 28 'Lupus poenitens'), Gerhard von Minden (ed. Leitzmann Nr. 102) und Marie de France (Fables ed. Warnke Nr. 73) verzehrt der Wolf einen Hammel unter dem Namen eines Lachses. — Poggio

hat aus dem Wolfe einen Bischof gemacht, der am Freitag die Rebhühner zu Fischen segnet; vgl. Bolte zu Frey, Gartengesellschaft Nr. 85; dazu Warnke, Quellen der Marie de France 1900 S. 40, Celtes, Epigrammata 4, 17 (1881) und ein Gedicht Vogls 'Huhn und Hecht' (Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter 3. Aufl. S. 624).

VII. Von einem wolf und einem lemplein.

(In Michel Pehams hofweis.)

1.

An einem tag hie vor
Eim wolff sein turst peczwanke,
Da er gie hin und tranke
Aus einem wasser da.
Das auch peschach also
Von einem jungen wider,
Under dem wolf her nider
Dasselbig lemlein stund
Und
Trinken es pegund.
Nu horent schalkait gross,
Wie diser wolff sein los
Traib in dem wasser oben!
Er wart grimlichen toben,
Czum lemlein er da sprach:

2.

'Du trubest mir den pach,
Daraus ich hie sol trinken,
Den machestu mir stinken;
Dir sol nit wesen gut
Dein grosser ubermut,
Den du gen mir tust treiben.'
'Her wolff, las mich peleiben',
So sprach das lemlein clein,
'Chein
Schad mag ich dir sein.
Das trub rint ab auff mich,
Nicht wider auf an dich.

Was machtu dann gesagen?
Mir tett vil noter slagen,
Wann ich hie unden stond.'

3.

Do sprach der wolff: 'Dein schand
Und smachait muss ich schauen,
Darczu pistu mir drauen;
Es muss dein leben ston.
Du hast es auch geton
Dem vater mein hie vore,
Des ist wol czwainczig jare.
Nu lass gen mir dein dro!'
Do
Sprach das schaff also:
'Her wolf, las mich an not,
Ich han dir nicht gedrot.
Herr wolf, du droest mire
Und sprichest, ich hab dire
Gesmecht dein vater hie.

4.

Czwar den gesach ich nie,
Wann ich vor czwainczig joren
Was dannoch ungeporen,
Ich pin nit eines alt.'
Do sprach der wolff: 'Gewalt
Wiltu an mir volpringen.
Czwar dir mag nicht gelingen,
Es get dir an dein leip.
Treip
Gen mir chainen cheip!
Wie torstu, snodes vich,
Gen mir so troczigclich
Hie claffen und auch challen!'
Das schaf was er anvallen,
Im seinen leib zuczern. —

5.

Der wolf geleicht den hern,
Die mit gewalt an rechte
Vil swachait, schand und smechte
Dem unschuldigen tun.

Da hor ich clagen sun [*l.* nun?]
Auf erd sovil der armen,
Das es wol got erparmen
In seinem himel salt.
Gwalt
Der wirt fur geschalt,
Das recht geht hinder sich.
Ir fursten, horent mich,
Tut niemen sunder schulde,
Habend gnad und gedulde!
So wirt euch gotes gnad.

Aus Cgm. 291, Bl. 266 a, 2; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 221 b. — Das Lied ist wohl 1450 entstanden; vgl. Karajan, M. Beheims Buch von den Wienern 1843 S. XXXVI. — Vgl. Vitry Nr. 135. Boner Nr. 5 (Waas, Die Quellen der Beispiele Boners 1897 S. 16). Oesterley zu Kirchhof, Wendunmut 1, 57. Eichhorn, Mitteldeutsche Fabeln 2, 7 Nr. 2 (Meiningen 1897).

VIII. Von den narren, die sich weiber lassen affen.

(In Michel Pehams hofweis)

1.

Nun sag mir, nachpaur Chuncz,
Wiltu das gancze jare
Albegen sein ein tare?
Du tust recht [als] ein chint.
Ich main, du seiest plint,
Das du dich hie lest effen,
So spottigcleichen treffen.
Du wenst, sy hab dich holt.
Solt,
Silber unde golt
Weil du dasselbig hast,
So pist ein werder gast.
Wann du chumst umb dein habe,
So pistu dann schababe,
Ir lieb get verrer nicht,

2.

Wann wo sy phenning sicht.
Dieweil du die ausgibest,
Wy ser du ir nu liebest,
Sy sicht dich neben an
Und sprichet: 'Tasch mein man,
Mit treuen ich dich meine,
Zwar ich pin dein alleine,
An dir ich nie gebrach.'
Ach
Du vil tumer gach,
Du wenest gencziglich,
Sy main sust nicht wann dich.
So mainet sy dein taschen,
Darinn wil sy dir naschen.
Furwar sy gibt dir ein,

3.

Das sy sey ainig dein.
So pistu ir von Flandern;
Furwar sy hat ein andern,
Der ir dann lieber ist.
Zwar sy hat dir mit list
Das he[l]mlein vor geczogen;
An ir pistu petrogen
Allczeit spet und auch fru;
Du
Pist ir spot darczu.
Ach du vil tumer man,
Das soltu sehen an.
Lass dich nit also plennden,
So spotigcleichen schenden,
Wiltu nit sein ein tor!

Aus Cgm. 291, Bl. 296 b, 1; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 242 a. — Zu V. 20 vgl. P. Olearius, De fide concubinarum (Zarncke, Die dtsch. Universitäten im Mittelalter 1, 89. 1857): *Illud proverbium, quo hodie convenientissime utuntur sacerdotum concubinae: 'Dasch mein lieber herr, gelt du bist mir lieb.'* — Zu V. 32 vgl. Uhland, Schriften 4, 44 (1869).

Zs. f. Volksk. 17, 399. — Zu V. 36 Grimm, DWb. 4, 2, 241: 'einem das Hälmlein vorziehen'.

IX. Ein exempel, wie sich all ding verkerenn.

(In Michel Pehams verkerter weis.)

1.

Hie horend ein exempel wild,
Ein gleichnus und ebenpild,
Dapey ir horn und merken sild,
Wy sich all ding verkeren.
Der teufel hat das himelreich
Gewunnen gar gewaltigcleich,
Wann das hinder das get fur seich.
Das vorder get hin hinder,
Seint das die jungen chinder
Die alten wellen leren gan,
Der man ist weib, das weib ist man,
Das hundlein pint [*l.* gint] den leben an,
Der igel vecht den peren.

2.

Das reit ros strigelt den stalknecht,
Und die ku den fleisschaker slecht,
Der has den jeger maister vecht,
Der esel reit den mulner.
Der vogel leget strik und hern,
Das chumpt zu schaden den voglern.
Der visch legt angel, necz und pern,
Darmit vacht er den vischer.
Noch ist das lemlein frischer,
Wann es den wolf zurissen hot.
Die gans geht auf des fuch[s]es tot,
Die maus die chaczen pringt in not.
Auch ist der frosch ein fuller,

3.

Wann er den storken hat verslikt.
Auch hat der sperk dem falken gsikt
Und die flieg den geyren gestrikt.
Der plint laitet und furet

Und zaigt dem gsehendem die spor.
Auch lauf[t] die snek dem hirsen vor,
Und das kalb steiget auch enpor
Gar hoch uber die affen.
Es ist nu so geschaffen,
Das dy stul springen auf die penk.
Ir herrn, dicz lidlein ich euch schenk,
Dapey eur iglicher gedenk,
Wen ich mit hab peruret.

Aus Cgm. 291, Bl. 156 a, 1. — Zu den Dichtungen von der verkehrten Welt vgl. Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 11. 19 und Bolte, Zs. f. Volksk. 15, 158 und 17, 425 f.

X. Von zwain und sibenczig namen der kunigin Marie.

(In Michel Pehams hofweis.)

1.

Maria maget rein,
Du edler nam so reiche,
Dein nam ist wunnigcleiche,
Dein nam ist hoch genant,
Dein nam ist weit erkant,
Dein nam ist wunnesame,
Hoch wirdig ist dein name,
Dein nam ist ausgeczalt,
Schalt
Also manigvalt,
Dein edler nam ist gross.
Maria diva flos,
Virgo nubes regina,
Machtige kunigina,
Theotocos Mari.

2.

Theotoca haist sy,
Imperatrix gepieterin,
Pacifica ein friterin
Oder fridmacherein.

Auch ist das magetein
Dei genetrix genennet,
Ir nam ist weit erkennet
Immaculata ein
Rein,
Aller masen kein
Sy haisset domina
Pia et theoma
Gracia ortus Maria
Et fons puteus via
Semita aurora.

3.

Et luna sol porta
Domus templum beata,
Tellus malogranata,
Acies gloriosa.
Aula rubus stola,
Ancilla scala stella,
Vitis vinea sella,
Wirdich auch haissen hie,
Die
Edel magt Marie
Ist auch genant thuris,
Et redemptrix navis
Et liberatrix archa.
Juncfrau, mein ding mir warcha,
Das es zum pesten chum!

4.

Thalamus, palsamum,
Cinamomum sy heisset,
Ir nam ist hoch gebreisset,
Auch haisset sy amo
Et generacio
Et femina amica.
Von dem tot uns erkica,
Columba et vallis,
Pis
Unser furdernis!
Turtur tuba liber
Pulchra sponsa mater

Pharetra benedicta,
Du gsegente gselicta,
Alma rosa, lilium.

5.

Et thabernaculum
Et ianua Maria
Et civitas haist sia
Et magna columpna.
Mulier spes Maria
Die magt geheissen isti.
O mater Jesu Cristi,
Ita tu dignare,
Ste
Uns zu hilff ane
Durch deinen magetum,
Semper esse [*l.* esto?] mecum
Et in omnibus meis
Angustiis mater reis
Miserere mei!

Aus dem Münchner Cod. germ. 219, Bl. 250 b, 1; steht auch im Heidelberger Cod. germ. 312, Bl. 208 b. — Vgl. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Hs. S. 49. Zs. f. Volksk. 13, 449; 14, 409. 411.

DIE GRUNDFABEL UND ENTWICKLUNGS-GESCHICHTE DER DICHTUNG VOM BRUDER RAUSCH.

Von

ROBERT PRIEBSCH.

Der ausgelassene Schwank von Bruder Rausch und seinen Taten darf sich hinsichtlich seiner Verbreitung über Dialekte germanischer Zunge getrost neben seine stolzeren Brüder, die Schwänke vom Pfarrer von Kalenberg oder von Till Eulenspiegel stellen. Nieder- und Oberdeutschland, Dänemark, Schweden und England haben sich nach Ausweis der uns erhaltenen Drucke und gelegentlicher Notizen am Ende des 15., vor allem aber im 16. Jh. an des Bruders z. T. freilich recht rüpelhaften Späßen erfreut; ja der Norden hat bis tief ins 19. Jh.[1]) herein literarischen Zusammenhalt mit der alten Überlieferung bewahrt. Nicht so der Süden. S. Lipiners epische Dichtung 'Bruder Rausch' hat mit der alten Sage wohl kaum mehr als den Namen gemein[2]). Das alles ist ja genugsam bekannt. Auch hat H. Anz, der in zwei Aufsätzen Euph. 4, 756 ff. und Jb. f. nd. Sprachf. 24, 76 ff., der

---

[1]) Vgl. Euph. 4, 757.

[2]) Mir war davon freilich nur der erste Gesang in 'Deutsches Dichterbuch aus Österreich' hsg. von K. E. Franzos, Leipzig 1883 S. 309 ff. zugänglich.

Bruder Rausch-Forschung neuen Antrieb und Förderung gab, mit Recht wieder den noch deutlich erkennbaren kirchlichen Ursprung der Geschichte betont. Wie schon der erste Herausgeber der oberdeutschen Version F. Wolf, vermutet er ihn in einer jener zahlreichen Teufelssagen, die als Predigtmärlein im Umlauf waren. Eine solche, eine Legende vom Teufel als Abt, hatte Gering als einen der Keime, aus dem sich die Sage vom Bruder Rausch entwickelte, aufgewiesen [1]); daß er im Irrtum war, hat Anz (Jb. a. a. O. S. 84 f.) theoretisch dargetan, praktisch läßt sich der Beweis liefern durch Aufzeigung einer 'Teufelslegende', die inhaltlich dem ursprünglichen, noch unerweiterten Teil der Bruder Rausch-Dichtung so nahe kommt, daß man in ihr nicht nur einen Keim sondern die Grundfabel selbst erblicken darf. Ich kenne sie nur in md. Gewande. Sie lautet:

Ez waz ein closter, da waren heilige mŭniche und bruder inne. Der appet als er der erste waz an deme namen, alse waz er och der beste an alle sime lebene. Si helden vride und brŭderliche minne, iren orden und allez daz gute und heilige lute zu rechte solden halden. dez dufelez wille mochte nicht da geschein. durch daz so bildet er sich zu eime manne und quam an die porten und bat durch gotez libe daz man in wolde scheren und zu bruder machen, er were ein meister coch und heize meister Albrecht. Do er beschoren wart und gehorsam, si machten in kuchen meister und bewulen ime genug dez closterezdingez. Er lif umbe werbende und einen hi den anderen da verwerende, [2]) *biz di bruderliche minne irkulde und unvride und nit und hat under in wart wazsende. Er waz gar ein claffere und brach den orden und sine swien zu allen ziten. vleisch, smalz und smer, swaz er dez mochte irwerben, daz stiz er in di ulen* [3])

---

[1]) Íslendzk Aeventýri 2, 85.

[2]) = *verwerrende*.

[3]) *ule* swF. irdener Topf (Aul) DWb. I, 817, westdeutsch.

und machte die besten mûz der si ie enbizen. Der apbet waz ein alder man und hette in dem orden ni vleischez inbizen. Bruder Albrecht red ime daz er vleisch eze, er lebete deste langer, und were och vrûme und heil aller der samnunge. doch wold er ime nicht volgen. der unreine dufel ginc zu dem priore und nam di besten altherren di da waren, und ried so vile, daz si alle den apbet baten, daz er bruder Albrechte bat, daz er ime vleisch bereite. Do lif er under di herte und nam einer armen witven ir rint und slug ez dar nider und briet und sod und gap sime apbete zezsen. Dez armen wibez sune sochte sin rint und bleip dez nachtez under eime bome. dar quamen vile dufele und och bruder Albrecht und helden ire capitel. Do rumde sich bruder Albrecht waz er ubelez in dem clostere irworben hette, und wi der apbet einer armen wituwen rint hette gezsen. do der wituwen sun diz irhorte, er ginc dez murgenez an den apbet und bat in durch got daz er gelten wolde siner armen muter ir rint daz er gezsen hette, und saget ime allez daz er dez nachtez von bruder Albrechte gesehen und gehort hette. Der heilige man hiz deme jungelinge zwei rint wur daz eine geben und nam sine mûniche und alle sine brudere und claget in mit weiniden ougen den grozen mort den bruder Albrecht under in hette begangen. Alle di da waren, di irscraken der rede innenclichen sere. Bruder Albrecht wart beklaget. der apbet gebot ime bi der heiligen gehorsame daz offenliche sagete, wi er dare were kumen, und wer er were. Do er offenliche sagete, der apbet gebot ime bi der heiligen gehorsame und bi dem jungesten urteile daz er wol balde dannen wure und nimer me wider queme. Alsuz wûrden di heiligen mûniche dez dufelez lidic und helden wurbaz me iren vride und bruderliche minne.

Die Hs. Additional 9048 des British Museum, auf deren 30. Blatte dieses Geschichtchen steht zur Erläuterung des Prophetenwortes: '*Gotez wonunge ist in dem*

vride', setze ich in das ausgehende 13. Jh. Ihren Inhalt bildet eine mit derartigen Exempeln reich durchspickte Regel für ein vollkommenes geistliches Leben, deren Entstehung ich in einem hessischen oder niederrheinischen Zisterzienserkloster um 1250 suchen möchte; der Schreiber dieses Teils der Hs.[1]) aber wird auf nfrk. Boden zu zuhause gewesen sein. Diese Lokalisierungen sind für unsere Untersuchung nicht ohne Belang.

Trotz aller schlagenden Ähnlichkeiten zwischen der Bruder Rausch-Dichtung und unserem Exempel die ihm gewiß das Prädikat 'Grundfabel' zuerkennen lassen, bleiben doch auch wichtige Unterschiede bestehen, deren Betrachtung helleres Licht auf den Entwicklungsgang des Teufelsmärlein zur Dichtung zu werfen verspricht, besonders wenn wir die bis jetzt allzu sehr vernachlässigte dänische Volkssage[2]) in die Untersuchung hereinziehen. Vorher müssen wir jedoch eine in der Überlieferung des Exempels begründete Frage aufwerfen. Ist das aus Add. 9048 mitgeteilte Stück Original oder Übersetzung aus lateinischer Vorlage? Da es mir gelungen ist in 40 unter 48 Fällen die lateinischen Quellen dieser in die 'Regel' eingestreuten Geschichtchen nachzuweisen, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch für die übriggebliebenen von dem Verfasser des Traktates lat. Vorlagen benutzt wurden. Man muß eben bedenken, daß aus der Fülle der lat. Exempel gewiß viele auf immer verloren sind, viele andere leider noch ungestört in Hss. schlummern.

---

[1]) Ich bereite ihre Ausgabe für die Deutschen Texte des Mittelalters, hsg. von der kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften vor.

[2]) Tiele, Danske Folkesagn. Kjöbenh. 1819, II S. 68 ([2]1843, II, S. 74); abgedruckt bei F. Wolf u. St. Endlicher, Von Bruder Rauschen, Wien 1835 S. XVIII (= Kloster Bd. XI, S. 1070 bis 1118). Chr. Brunn, Broder Russes Historie, Kjöbenhavn 1868 geht ebenfalls an ihr vorüber; mehr Aufmerksamkeit hatte ihr O. Schade im Weimar. Jahrbuch 5, 357 ff. geschenkt.

Es wäre sehr wünschenswert, daß uns jemand mit einer sytematischen Sammlung dieser Befruchter der deutschen Literatur des späteren Mittelalters beschenkte. Auf einen stilistischen Grund, der gleichfalls für Übersetzungstätigkeit in vorliegendem Falle spricht, — die Spitzen stellung des Subjekts bei voraufgehendem Nebensatz — will ich hier nur hinweisen. Dürfen wir also eine lateinische Vorlage als erwiesen oder doch als höchst wahrscheinlich erachten, so fragt es sich weiters: ist der Verfasser des Traktates in diesem Falle seiner Vorlage treu gefolgt? Darauf läßt sich nur antworten: eine Vergleichung der bestimmbaren Geschichtchen mit ihren Quellen lehrt, daß die Abweichungen im allgemeinen geringfügig sind, doch macht sich öfters eine kürzende Tendenz geltend. Ob diese Beobachtung auf den etwas abrupten und farblosen Schluß unserer Fassung anzuwenden ist, darauf komme ich noch zurück. Und nun zur eigentlichen Untersuchung!

Die von Wolf aufgestellte und seither wohl nirgend bezweifelte Ansicht, die ursprüngliche Rauschsage habe mit der ersten Demütigung des Teufels geendet und alles, was in der Dichtung folgt, sei lediglich spätere Zutat, wird durch den Fund der Grundfabel (G) vollauf bestätigt. Daß auch die dänische Volksage (V) die Zutat nicht kennt, diese auffallende Tatsache hat man zwar bemerkt, aber nicht genügend gewürdigt. Doch noch in einem zweiten wichtigen Punkte stimmen G und V überein: in beiden lockt, was sehr verständlich ist, die Tugend und Frömmigkeit der Mönche den Dämon heran, während man bei der Darstellung in der Rausch-Dichtung (D)[1]) nicht recht einsieht, warum sich der arme Teufel um den Fall dieser gottlosen Gesellschaft erst noch mühen sollte.

[1]) Ich fasse darunter die nd., obd. u. dänischen gereimten Versionen sowie die aus der nd. Fassung hervorgegangene englische Prosadarstellung zusammen.

Diesen Übereinstimmungen stehen anderseits weit mehr Abweichungen schwererer und leichterer Art gegenüber. 1. V lokalisiert die Geschichte in dem dänischen Benediktinerkloster Esrom. 2. Bruder Albrecht in G ist bereits zu Ruus geworden, der zunächst als Küchenjunge dient und erst nach Tötung des Meisterkochs in dessen Stelle einrückt, um später nach sehr erfolgreichen Proben seiner Kochkunst zum Bruder gemacht zu werden. 3. In V klingt bereits leise ein vielversprechendes Motiv: Verführung der Mönche zur Unkeuschheit[1]) leise herein, während umgekehrt die Hervorhebung des Abtes in G und das damit verbundene Motiv: Verführung desselben zum Fleischgenuß, hier gefallen sind. Daraus aber fließt der Übelstand, daß in V die Tötung der Kuh durch Ruus zur bloßen Episode herabsinkt, während sie in G mit jenem Motiv in kausalem Zusammenhang steht[2]). 4. Geringfügigere Unterschiede ergeben sich auch in der Detailausführung dieser Szene und der sich anschließenden Teufelversammlung. Letztere trägt in V eher den Karakter eines Elfenreigens im Walde, bei dem übrigens Ruus nicht einmal gegenwärtig ist; in ersterer ist an Stelle des Witwensohnes, dem — ein trefflicher Zug — die Kuh doppelt vergolten wird, ein nicht näher bezeichneter Bauer (in D ist er Klosterhöriger) getreten, und die Auffindung des getöteten Tieres wird breiter ausgeführt. 5. Breiter ist auch der Schluß in V ausgefallen, denn weder die Messe noch die Verwandlung des erkannten Dämonen in ein rotes Pferd hat in G eine Parallele; daß aber nur die Überliefe-

[1]) *Ja der siges endog, at han förte Qvinder til Klosteret og kom derved meget in Abbedens Gunst.*

[2]) Auch in D trägt dieser Sagenbestandteil den episodenhaften Charakter, weshalb Anz, Jb. a. a. O. S. 81 ihn mit der Geschichte von der Ermordung des Meisterkochs auf eine Stufe stellt und dem Eingreifen der populären Anekdote zuweist.

rung von G daran schuld sei, glaube ich schon deshalb nicht, weil es im Wesen der Exempel liegt, daß sie nur den Kern, die Tendenz, um derenwillen sie geschaffen sind, hier also die Störung des Klosterfriedens, herausarbeiten, über alles übrige jedoch rasch hinweg gehen.

Fast alle diese Abweichungen lassen sich auch in D nachweisen, allein mit einer wichtigen Einschränkung: die Lokalisierung zu Esrom teilt nur der oberdeutsche Zweig von D mit V, im Sachsenlande (bzw. *beyond the sea*) sagen die anderen, und das steht erst in dem unorganischen Anwuchs (Anz, Jb. a. a. O. S. 108, V. 338). Im übrigen akzentuiert D einige der berührten Unterschiede weit kräftiger, anderes wird neu hinzugefügt. Neue Zutat ist abgesehen von dem ganzen Schlußteile (V. 299—420) die Prügelszene (V. 108 bis 183), neu ist, wie schon erwähnt, die Schilderung der Mönche als liederliche, sittenlose Gesellen, eine tiefeinschneidende Änderung. Im Zusammenhang damit wird dem Laster der Unkeuschheit nun ein breiter Raum gegönnt: der Abt selbst stellt an Rusz das Anliegen ihm ein *frouwelin fyn* (V. 38) zu verschaffen, und durch Ausführung des gleichen Auftrages verbirgt er geschickt die Tötung des Meisterkochs (V. 77—79), während er sich in V eines anderen Mittels bedient: *gav sig derpaa til at löbe og skrige, klagende over den Ulykke, som i Kjökkenet var hans Mester vederfaret.* Die Teufelversammlung hinwieder steht nahe zu G, ist aber stark über den Rahmen der ursprünglichen Darstellung hinausgewachsen, vielleicht unter dem Einfluß des weit verbreiteten Exempels[1]) in der Vitas patrum (Migne, tom. 73. c. 885), das z. B. auch in das Passional (Köpke S. 284) aufgenommen wurde.

Man sieht leicht: GVD repräsentieren verschiedene Entwicklungsstadien; es reizt den Versuch zu

[1]) Vgl. G. Paris, Hist. lit. de la France 28, 200 ff.

machen mit Hilfe dieser drei Glieder nun ein zusammenhängendes Bild von der Entstehung und dem Entwicklungsgange der Bruder Rausch-Sage zu entwerfen, mögen auch nicht alle seine Linien mit gleich sicherer Hand gezeichnet scheinen.

Zur frommen Erbauung seiner Mitbrüder, so will ich schließen, verfaßte, vielleicht im 12. oder frühen 13. Jahrhundert, ein Mönch ein kurzes lateinisches Exemplum (O), das allein in einer md. allem Anscheine nach recht getreuen Übertragung (G) aus der Mitte des 13. Jahrhunderts sich auf unsere Tage herübergerettet hat. Ob diese deutsche Fassung, die, wir erinnern uns, in der Nähe nd. Gebietes entstanden und später von einem nfrk. Schreiber kopiert wurde, die Ursache ward oder doch dazu beitrug, daß die Teufelslegende daselbst sich einbürgerte, wissen wir nicht, möglich wäre es. Bürgerrecht erwarb sich das lateinische Teufelsmärlein hier, indem es, wie wir alsbald sehen werden, nd. Volkssage an sich zog. Zugleich zeigt sich die Tendenz, das der Klosterzucht feindliche Wirken des Dämons stärker herauszuheben (Brechen der Freitagsfaste, Anreizung der frommen Mönche zur Unkeuschheit), sowie seine Erkennung und Bestrafung wirksamer zu gestalten (Messesingen, Verwandlung). Allein ungleich wichtiger ist die eben betonte Mischung mit nd. Volkssage. Als Zeuge derselben darf m. E. schon die Namensänderung gelten: der Bruder Albrecht, mit dessen Namen sich keine irgendwie bestimmte Vorstellung verband, ist zum Bruder Ruske (Ruus, Rausch)[1]) geworden. Und das ist doch wohl nur eine andere Bezeichnung für den nd. Poltergeist Pueck oder Hödeken (gewiß nur verschiedene Benennungen für denselben Geist, wie etwa englisch Puck und Robin

[1]) Die schon von Schade, Weim. Jahrbuch 5, 381 gegebene Herleitung von *rûschen* (stürmen) befriedigt völlig: *Rusch(e)* 1. der Sturm, Lärm 2. persönlich: der Stürmer, Lärmer.

Goodfellow identisch sind) oder, wie schon Wolf [1]) des breiteren ausgeführt hat, wenigstens für ein ihm engverwandtes koboldartiges Wesen. Man blieb jedoch bei dieser Namensübertragung nicht stehen. Schon früh (die Jahre 1132 und 1222 werden genannt) knüpfen sich auf nd. Boden Geschichtchen [2]) an das Treiben des Geistes, von denen auf dieser zweiten Entwicklungsstufe wenigstens eine, [3]) die freilich so recht auf dem Wege lag, Veranlassung ward, um dem ursprünglich einfachen Küchenmeister-Motiv von G neue Züge anzufügen, es zu spalten. Und daher ist es weiters auch wahrscheinlich, daß die Verwandlung in ein Pferd d. h. in eine von diesen Wesen oft gewählte Gestalt [4]) hieher zu rechnen ist. Dann erst erklärt sich das Fehlen dieses Zuges in G (bezw. O) ungezwungen. Das lateinische Mönchsexempel ist also in den Kreis der nd. Volkssage eingetreten, allein erhalten ist uns dieser Niederschlag (X) auf nd. Boden selbst nicht — vielleicht hat er nur in mündlicher Tradition in der Volkssprache gelebt —, aber er gelangte, auch wohl eher auf mündlichem als auf literarischem Wege, nach Dänemark und bildet in der V-Gestalt ein unentbehrliches Mittelglied in der Entwicklungsgeschichte. V hat, wie wir bereits wissen, das Geschehnis in dem berühmten Benediktiner-Kloster Esrom lokalisiert. Wohl möglich, daß schon in X von einem Kloster *swarten ordenes* die Rede war; vermuten wenigstens läßt sich das aus V. 5 der Rusche-Dichtung: *Unde swarte kappen droghen se daer.* Dann wäre die Fixierung in Esrom

---

1) Kloster Bd. XI, 1086 ff.

2) Vgl. Anz, Jb. a. a. O. S. 81 ff.

3) Vgl. I. Tritheims Chronicon Monasterii Hirsaugiensis, Basel 1559, S. 160 f. und Widmanns Faustbuch, Erinnerung zum 13. Kapitel (Anz. a. a. O. S. 83).

4) Kloster a. a. O. S. 1093 Anm. 19. Schade a. a. O. 5, 382 ff. und The pleasant History of Friar Rush, London 1828 p. II.

umso naheliegender, wobei wir nicht unberücksichtigt lassen wollen, daß die Mönche als fromm und tugendhaft gelten, auf das Kloster also noch kein schiefer Seitenblick fällt. Ob diese Lokalisierung Platz griff, ehe sich daselbst 'auf Grund tatsächlicher Ereignisse seit dem Ende des 14. Jhs. eine ähnliche Lokalsage von einem Priester Johannes: 'John Praest'[1]) ausgebildet hatte, ob umgekehrt die Sage von John Praest die Anknüpfung erleichterte oder ob beide Sagen im Volksmunde nebeneinander gingen, bis sie im 16. Jh. in der Gestalt des Frater Johann Ruschius, Bruders und Kochs in Esrom, zusammenflossen, darüber wird sich Sicherheit kaum erzielen lassen. Von Wichtigkeit ist doch nur die Erkenntnis, daß die dänische Lokalisierung sekundär und V keineswegs, wie Anz Jb. S. 81 meint, eine literarische Wiedergabe der in Dänemark so oft wiederholten Drucke des alten Gedichtes ist.

Ist X in getreuer[2]) Nachbildung nach Dänemark gedrungen, so ist es anderseits der Grundstein, auf dem 'die Bearbeitung in nd. Reimen d. h. das Original der auf uns gekommenen nd. Drucke ruht. Welche einschneidenden, den Kern der Grundfabel umgestaltenden Änderungen auf dieser dritten Entwicklungsstufe sich einfanden, haben wir bereits gesehen. Erst jetzt kommt mit dem abschreckenden Bild vom Leben im Kloster die antipfäffische Tendenz herein, zugleich aber weiß der Bearbeiter dem skurrilen Geschmack seines Publikums durch lustige Zutaten Rechnung zu tragen, von denen eine — des Dämons letzter Klosterdienst — wiederum engen Zusammenhang mit einem Geschichtchen zeigt, das Pueck zugeschrieben wurde (Jb. a. a. O. S. 83). Man schöpfte also noch

[1]) Anz, Euph. a. a. O. S. 768.

[2]) Nur die Schilderung der Teufelsversammlung in V halte ich neben der Lokalisierung noch für nordische Umbildung.

einmal aus dem volkstümlichen Sagenbrunnen, daneben allerdings auch aus geistlicher Literatur — der Zenolegende, und vielleicht einem Exempel zur Ausschmückung der Teufelversammlung.

Wie die nd. Dichtung in mehr oder weniger treuer, gelegentlich auch erweiternder Bearbeitung in Vers und Prosa sich einerseits in Dänemark und England, anderseits in Oberdeutschland festsetzte, wie hier, möglicherweise auf Grund mündlicher Information, die Lokalisierung zu Esrom wieder auftritt, über alles das hat Anz ausführlich gehandelt; ich wüßte nichts Neues hinzuzufügen. — Zum Schluß also nur noch eine bibliographische Bemerkung. Ein Exemplar des von E. Weller, Repertorium typographicum auf S. 113 unter Nr. 941 zitierten Nürnberger Druckes durch Valentin Fuhrman (ca. 1590) befindet sich auf dem British Museum (Sign.: 11517. de. 24. (6)). Es sind 15 nicht gezählte Oktav Bll. mit der Sign. Aij—Av und B—Bv. Titel auf der Vorderseite des ersten Bl.:

Bruder Rausch.
Was Wunders er getrieben
hat | in einem Kloster | darinen er siben
jar gedinet hat | in eines Kochs ge-
stalt | gar schimpfflich vñ kurtz-
weilich zulesen.

Darunter in schwarzer Umrahmung ein Holzschnitt: ein nur mit einem Schurz bekleideter junger Mann (jedesfalls Bruder Rausch) den rechten Arm vorgestreckt, den linken in die Seite gestemmt. Ein zweiter Holzschnitt ebenfalls schwarz umrahmt auf Bl. 7v zeigt die Überschrift: *Hie schlagen die Mönch einander mit Knůteln | vmb den Kopff auff die Kutten | in dem wirft Bruder Rausch ein grosse banck vnder si | darob sie grosse beůlen entpfingen.* Der Schnitt selbst aber zeigt einen Bauern und einen Mönch, die mit Knüt-

teln aufeinander losschlagen, während auf dem Boden eine weibliche Gestalt liegt, die ein Hund in die rechte Achsel beißt; er ist also sicher einem anderen Werk entlehnt! Am Schluß Bl. 15^{v} steht: *Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin Fuhrman.*

Was die Textgestalt angeht, so folgt dieser Druck (N ^{2}) bis auf ganz geringfügige Abweichungen (Auslassung oder Hinzufügung von Flickwörtern, Ersetzung eines veralteten Wortes durch ein gangbares z. B. V. 3 *mechtig* statt *michel* usw.) dem von Schade a. a. O. veröffentlichten Nürnberger Druck von Friedrich Gutknecht ca. 1555, den Anz in den Varianten mit N bezeichnet; allein am Schluß ersetzt N ^{2} die Anrufung Christi in N (Schade V. 565—69) durch die dem Straßburger Drucke (St) entlehnte Apostrophe Mariens (Wolf, die 4 letzten Zeilen), um darauf wieder in N einzumünden:

Hie auff erden all mit namen |
Wer das begert der sprech | Amen.

EIN BEITRAG ZU MITTELALTERLICHEN VOKABULARIEN.

Von

ALOIS BERNT.

Das Kaadner Stadtarchiv bewahrt eine Handschrift des beginnenden 15. Jhs., welche auf Blatt 46/47 einen kleinen lateinischen Vokabularius enthält. Prof. J. Hofmann, der Archivar der Stadt, machte mich schon vor Jahren auf diese Eintragung aufmerksam und verzichtete zu meinen Gunsten auf seinen Plan der Veröffentlichung; ich bin ihm dafür zu Dank verpflichtet und benütze die Gelegenheit, ihm sowohl als auch Herrn Bürgermeister Dr. Träger für die freundliche Übersendung des Bandes nach Leitmeritz auch an dieser Stelle herzlichst zu danken.

Der Codex ist kunstlos in ein starkes Pergamentblatt gebunden und nur der Rücken mit sinnreicher Verschnürung und zwei Lederstreifen festgemacht, wohl die Arbeit der Mönche, aus deren Hand die Hs. stammt. Ein aufgeklebter Papierstreifen mit der Schrift des 15. Jhs. deutet auf den Inhalt hin: *Super Cantica Canticorum exposiciones vocabulorum Et libellus sancti Thome de humanitate Christi,* doch erschöpft dieses den Inhalt nicht. Der Band hat 138 Bll. (etwa 29×21 *cm*), die Seiten sind zweispaltig beschrieben, mit feinen Rand-, ohne Zeilenlinien (Spaltenhöhe 23·6—24·2 *cm*

Spaltenbreite 7·4 *cm*). Der lateinische Kommentar der Cantica liegt in 4 Lagen zu 6 Doppelblättern mit der Merkwürdigkeit, daß immer das äußere und innere Doppelblatt der Lage schönes Pergament ist; nur bei der 4. Lage ist die Mitte (Bl. 42/43) schon Papier, stark, grobrippig, Wasserzeichen: zwei nach oben gekreuzte Schlüssel mit mehrfach gezacktem Bart, deren Griffe nach unten durch in einen Winkel laufende Linien verbunden sind, deren Kreuzung wieder ein Knopf bildet. Der Kommentar der Cantica schließt Bl. 45ᵃ, dann folgt gesondert nochmals der Text der Cantica, der Bl. 46ᶜ mit der einfachen Notiz *Expliciunt Cant. Cant.* endigt. Die Abschnitte weisen rote Initialen auf, die Satzanfänge sind nach hergebrachter Weise rot durchstrichen. Die Schrift zeigt bis Bl. 13ᵃ die flüchtige Lateinschrift des 14./15. Jhs., mit Bl. 13ᵇ setzt eine hübschere und feste Hand ein, die man nach gewissen Anzeichen noch dem 14. Jh. zurechnen könnte. Sie schreibt auch das unmittelbar anschließende kleine Glossar auf Bl. 46ᵈ und Bl. 47; das Perg.-Bl. 48 ist in der äußeren Längshälfte abgeschnitten und leer. Der sonstige mannigfaltige lateinische Inhalt der Hs. bringt zur Lokalisierung nichts bei; Bl. 117ᵇ wird vom Werte der Hallischen Groschen geredet; als Federproben stehen auf Bl. 138 *frawleyn Betterleyn, frewleyn Enleyn.*

Bl. 46ᵛ und 47 steht eng zusammengedrängt und vierspaltig geschrieben — die Halbierung der Spalten ist durch neue Doppellinien vorgenommen — mit der kleinen hübschen Schrift des zweiten Schreibers der Vokabularius vornehmlich mit philosophischen Ausdrücken, der wegen seiner Anlage und Verwandtschaft unser Interesse verdient und auch sprachlich bemerkenswert ist. Die Buchstaben des Alphabets sind mit roten Initialen ausgezeichnet, sonst zahlreiche rote Striche. Die lateinischen Worte scheinen ohne jede weitere Ordnung unter die Buchstaben verteilt zu sein,

der Buchstabe *H* ist am Schlusse nachgetragen, die Worte *liuor, liuidus* und *neomenia* stehen ohne deutsche Entsprechung, aber mit zwei Zeilen Raum dafür. Das alles weist auf eine erste Anlage, nicht auf eine Kopie hin. Zu einzelnen Zeilen hat der im ganzen liederliche Schreiber Nachträge gemacht, wie sich aus folgendem zeigt: zu *species eyn naturlich kunne* ist mit dunklerer Tinte hinzugesetzt *bewegunge*, das aber zu *sensualitas* 2 Zeilen darunter gehört, wo neben der Bedeutung *sinlichkeyt* der Raum für *bewegunge* frei gelassen war. Ähnlich ist es bei *infallibile*, wo *vntr. vnczw. craft* steht, während das Subst. zum folgenden Wort *impressiones* gehört. Auch der Umstand, daß zu manchem latein. Worte ohne Rücksicht auf die alphabetische Ordnung nach sachlichen Gesichtspunkten andere eingereiht sind, beweist eine neue Anlage. So findet sich *extensiue*, das Diefenbach überhaupt nicht belegt, hinter *intensiue, demeritum* hinter *meritum, innascibilitas* hinter *nationes, compassio* hinter *passio, inproportionabile* hinter *proportio, irreuerentia* steht unter *R*, es sollte offenbar nach *reuerentia* eingeschaltet werden. Hinter *sensus sacre scripture* wird *allegoria* usw., hinter *virtutes* wird *prudentia* usw. untergebracht, *opus super erogacionis* unter *O* und *S* verzeichnet. Auf die Tätigkeit eines Exzerptors weisen auch mehrere Zettel, die (am ehesten von der gröberen Hand des ersten Schreibers) sich heute noch im Codex vorfinden. Ein oben und unten abgerissener Zettel enthält noch 37 lateinische Pflanzennamen in der alphabetischen Ordnung *A—F, J—M*; ein 2. Zettel Notizen zu einem Vokabular: *mistice beczegelich, aureola crone, coclea wendilstey(n) id est torm, Cabulum (?) id est arena, intensiue crefliglich . . . firmus uel solidus, auricalcum messing, amenus lustic, nutus wincken uel gewalt, anxietas bangekeit*; ein 3. Zettel von der Hand des Schreibers unseres Vokabulars, nur in einem Reste erhalten, bietet das Vaterunser: *Vater*

vnser der du bist yn den hymil . . . reych, deyn wille der geschā yn hȳ . . . hewte vnd vorgyb vns vnser sch . . .; ein 4. Zettel gehört dem 16. Jh. an und redet von *costgelt.*

Woher nahm unser Schreiber den Bestand seines Vokabulars? In den Altdeutschen Neujahrsblättern für 1874, herausgegeben von Birlinger und Crecelius, Wiesbaden 1874, finden wir aus einer Perg. Hs. des 14./15. Jhs. neben anderen lat. deutschen Vokabeltabellen, die nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet sind, an erster Stelle S. 53 ein Vokabular, das im allgemeinen als eine erweiterte Fassung des Kaadners gelten kann. Leider hat Birlinger nicht den Aufbewahrungsort der Hs., deren Entstehung er nach Breslau verlegt, angegeben, sodaß es mir versagt blieb, in die Aufzeichnung selbst Einsicht zu nehmen. Die Breslauer Kgl. und Univ.-Bibliothek besitzt nach freundlicher Mitteilung ihrer Verwaltung den Kodex nicht.

Birlingers Hs. führt aber die lateinischen Wörter in leidlich guter — nach mittelalterlichen Begriffen — alphabetischer Ordnung an, während Cc (der Kaadner Codex) diese Ordnung zerstört hat. Man vgl. z. B. *Caracter* oder *carnis maceratio* oder *caute*, die dort gleich hinter *causa* folgen, während Cc sie viel weiter hinten unter *con-* und *cre-* gestellt und *caute* ganz am Schluß des Buchstabens untergebracht hat. Auch die in Cc außer der Buchstabenreihe zu findenden *compassio, innascibilitas, irreverentia* (s. o.) sind unter ihre Anfangsbuchstaben eingerückt, ebenso *demeritum*, wenn dieses auch eine andere Glossierung aufweist; *inproportionabile* steht aber ebenso hinter *proporcio*; *cbctudo* erscheint in Cc als *hebetudo* unter *H. Ypocrita* in Cc findet sich bei Birlinger als *ipocrisis glisinheit.* Die Tugenden *prudentia, iustitia, fortitudo*, die bei Birlinger in der alphabetischen Reihe — bemerkenswert aber als letztes Wort ihres Buchstabens — stehen, finden sich in Cc hinter

virtus aufgeführt und durch *tempcrancia* vermehrt; die Arten des *sensus* stehen aber beiderseits bei diesem Worte. Die von Cc unglossiert gelassenen *liuor, liuidus*, *Neomenia* kennt Birlingers Hs. nicht.

Dieses Vergleichsmaterial läßt zwei Annahmen zu, erstens, daß der Kaadner Codex, der sich nach den oben angeführten Belegen wohl als eine Neuanlage und nicht bloße Kopie erweist, in Rücksicht seiner geringeren Ordnung und Reichhaltigkeit als eine ältere Stufe des von Birlinger edierten Vokabulars darstellt, oder zweitens, daß der Schreiber des Kaadner Vokabulars nach eigenen Gesichtspunkten eine Umarbeitung der ihm in einer älteren Hs. vorliegenden Birlingerschen Sammlung vorgenommen hat. Zur Frage nach dem beiderseitigen Umfange des Vokabulars sei noch folgendes bemerkt: Birlingers Hs. glossiert *avaritia, castitas, carnis afflicio, coevum, continuatio, contradicetur, consilium, confidentia, continentia, concordia, constantia, detractio, desperatio; discretio, discordia, equitas* usw., die Cc nicht kennt, umgekehrt ist der Bestand von Cc reicher, wie in den Wörtern *arguere, agonium, affectata ignorantia, actuale, benignus, confusio, circumsessio, circumstantia, cura, cruenta bestia, confudit, concomitantia, emulator, essentia, esse* usw. Für den Buchstaben *P* ist das Verhältnis folgendes: Cc hat mehr: *persona, proprium, posteritas, prouentum, predium,* und weniger: *patientia, pax, pertinacia, presumptio, precipitatio, periurium, prouidentia, proditio.* Im ganzen zähle ich in Birlingers Vokabular 377 Schlagwörter gegenüber 357 in der Kaadner Handschrift. — Die beiden Fassungen sind aber auch in den deutschen Glossierungen nicht gleich, sie gehen mehr oder minder auseinander, wie in *actualissimus, affectio, carnis maceratio, caminus, creatio, circumferentia, consubstantialis, coequalis, confuse, corruptio, colera, excellentia* usw., oder es bietet Cc mehr als Birlinger, wie in den Wörtern: *analogice, apprehen-*

sio, actus, blasphemia, benevolentia, caracter, compositum (compositio), exemplar divinum usw., umgekehrt geht Birlingers Hs. in der Glossierung weiter, man vgl. *affectus, azima, benignitas, causa formalis, comparatio, consensus, conditio, delicie, dignatio, duratio, (h)ebetudo, emisperium, exultatio* usw. — In Gegensatz zu dieser im ganzen reicheren Ausstattung bietet aber Birlingers Überlieferung nicht selten arge Verderbnisse des Textes; so scheint *ars* und *approbatio* zusammengeworfen, ebenso *premium substantiale* und *accidentale* (nachweisbar aber nur ein Versehen des Schreibers), auch *abstractum* und *accidens, adoptio* und *apprehensio*; sonstige Verstümmelungen sind *appetitus naturalis, comprehensio* und *comprehensor, ceteris paribus, communicatio ydiomatum*; bei *habitus* ist *selen* ausgefallen.

Die Möglichkeit, daß die Kaadner Fassung eine ältere Stufe der durch Birlinger veröffentlichten Fassung bedeute, verliert an Begründung, wenn man weiß, daß letztere schon in einer Handschrift von 1340 vorliegt, nämlich in dem unter dem Namen Konrads von Heinrichau gehenden Vokabular (Hoffmann, Fundgruben I, 347 ff., besonders 349; in Diefenbachs Glossarium unter Nr. 155). Birlingers Abdruck und Konrads Vokabular sind gleich, aber nicht identisch. Die Niederschrift des Mönches von Heinrichau enthält die Handschrift IV. 4° 92 der Kgl. und Univ.-Bibliothek in Breslau, die mir die verehrliche Direktion über meine Bitte in entgegenkommender Weise zur Benützung nach Leitmeritz gesendet hat. Auch ihr sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen. Die Perg.-Hs., die übrigens nach der Benützertabelle schon für das Berliner Handschriftenarchiv beschrieben erscheint, enthält Bl. 67^{v}—71^{v} eine ältere Fassung von Birlingers Handschrift. In der Verfolgung der Frage nach dem Verhältnisse der Handschrift Konrads zu letzterer sowie nach der Originalität der Glossen des Heinrichauer

Mönches bemerken wir fürs erste eine wörtliche, ja fast orthographisch genaue Übereinstimmung. Nur hat sich meist *sh* > *sch, vbir* > *obir, mite* > *mitte. oder* > *adir, widir* > *wedir, vor* > *ver, kumen* > *komen, -ekeit* > *-ikeit,* wenigstens für die meisten Fälle, entwickelt, auch die *i* der Nebensilben treten häufiger auf, Kleinigkeiten, die auf Rechnung der Schreiber kommen.[1]) Was Konrad textlich mehr als Birlinger bietet, ist folgendes: Bei *apprehensio* fehlt bei Birlinger *irvreyssunge,* bei *approbatio annemekeit (ars eterna ewig behendekeit) hantwortekeit, kunstekeit,* das Eingeklammerte fehlt bei Birl., bei *armonya suze zcuclang mite (don),* wobei Birlingers *den* . . wahrscheinlich Verlesung für *don* ist, wie er bei *affectio mentis* statt *mutis* verlesen haben dürfte; bei Konrad *premium substantiale (gemeyne lon premium accidentale) zcuvallende lon sundirliche zcugift.* Das im Vorstehenden angeführte Plus Konrads wird durch die Lesung von Cc als älterer Bestand gesichert. Bei *stricte eygintlichen* finden wir das bei Birlinger nicht belegte *kerclichen,* das durch Cc gestützt wird, sowie *oder engetlichen*; hinter *intellectus practicus* liest Konrad *intellectus agens wirkynde vornunft*; hinter *zelus* ist eingefügt *zelator ein stridik oder ein strenge man, zographon heizit eyn meler, zographa gemelde*; bei *odium haz* ist ein *ist genant* eingeschoben.

Solchem Mehrbestand gegenüber zeigt Konrad auch kleine Lücken, die sich durch Birlingers Hs. ergänzen: Bei *donum gratuitum* fehlt die Bedeutung *(molschacz),* für welche allerdings in der nächsten Halbzeile Platz gelassen und die Ergänzung angedeutet wurde. Da die Kaadner Hs. das Wort ebenfalls belegt, haben wir zugleich einen Anhaltspunkt, daß Bir-

[1]) Ich bemerke übrigens, daß sich die andern kleinen Vokabularien und Stücke, die die beiden Codices enthalten, nicht in derselben Reihenfolge vorfinden. Es wäre von Nutzen, den Aufbewahrungsort der Hs. Birlingers zu kennen.

lingers Hs. nicht direkte Abschrift von Konrads Arbeit gewesen ist. Ähnlich ist es bei *ydolum opold elbe gesteltnysse,* wo das von Birlinger und Cc bezeugte *aptgot* ausgefallen, jedoch Raum gelassen ist. Bei *irreverentia* ist wiederum die deutsche Glosse ausgeblieben und der Raum freigelassen; bei *obedientia* fehlt das bei Birl. vorhandene und durch Cc gestützte *gehorsamkeit,* bei *verbum inspiratum* fehlt das bei Birl. auftretende *odir geodemit wort,* ebenso bei *gula (golheit vraz) gyczicheit.* — Dem gegenüber bietet Konrad die bessere Lesart bei *autenticum (vorwundene = verbunden? warheit), confessor (gotis bichter), fleuma (wazzirk blut), fontana primitas (erste vrsprunk), inmensum (vnmezlich), raptus (hynpritunge)* gegenüber *hingripunge* Birl. (zu dem interessanten Worte vgl. *extasis* bei Diefenbach, Glossarium und die mir von dem vielkundigen Prof. Peters beigesteuerten Belege Graff III, 287, Schmeller Wb. II, 1038 und I, 473, Lexer I, 1292, DWb. IV, 2, 1457, Schröer Vocabular 898, Zs. f. d. Phil. 24, 153 und Drechsler u. Scherffer, Die Sprache der Schlesier 140), an welchen Stellen meist die Kaadner Handschrift zur Kontrolle dient. *diuinum* statt *divum, divis, didymis* (Birl.) bietet Konrad richtig bei *exemplar, generatio, germanitas*; bei *qualitas (wigetanheit), univoce (meynelich)* haben wir vielleicht Lesefehler Birlingers vor uns; bei *dotes* (*brutilstucke* Konr., vgl. Cc unter dimensio, *brutstuckel* Birl.) kann ich die bessere Lesart nicht unzweifelhaft feststellen; das bei Birlinger doppelt belegte *inspirare* findet seine Aufklärung durch Konrads Lesung an zweiter Stelle *inspirauit inwehete, inedymete.*

Anderseits gibt sich bei *azyma (ungesuwirt, vngedeymit, derp), continuitas (inwendekeit), humidum (angewurcilt), intercessio* (*sune, werbunge der gnaden — irwerbunge* Birl. und Cc) wohl Birlingers Hs. als die bessere Lesart; auch bei *pusillanimitas krankmutekeit* Konr., *kintmutekeit* Birl. ist wahrscheinlich die letzte Über-

setzung die echte. Bei *perplexitas beworren. beides irrunge* (Konr.) deutet Birl. Hs. das Richtige an: *beworrenheyde irrunge*; da Cc *geworryn yrrunge* liest, muß der Fehler schon durch die Beschaffenheit der Vorlage Konrads und Cc veranlaßt sein. Kleine Versehen und Schreibfehler, die Birlingers Hs. nicht teilt, stehen bei *peccatum actule (selbtegete sunde)*, *precepta cerimonialia sundeliche* (statt *sunderliche* Birl. und Cc) *gewonunge*, ähnlich bei *processio (vonkumunge, vongank)*, *politum (glichit* statt *geglichet)*, *sensualitas lyplich beweunge* statt *bewegunge*, *triangulus drieckechet)*; bei *verbum incarnatum* fehlt *wort*. Gemeinsamer Fehler ist wohl das in beiden Hss. stehende *persecutio anvertunge = anvêrunge?*, wenn es nicht Schreibfehler für das in Cc stehende *anevechtegunge* ist.

Ich habe diese Belege vorgeführt, um dem Benützer von Birlingers Abdruck die abweichenden Lesarten von Konrads Handschrift von 1340 vorzuführen und zugleich den Schluß wahrscheinlich zu machen, daß Birlingers Hs. nicht jenen, sondern einen an mehreren Stellen besseren und auch durch den Kaadner Vokabularius gesicherten Text vor sich gehabt habe, wenn auch die beiderseitigen Textunterschiede gegenüber der sonst fast buchstabentreuen Übereinstimmung nicht viel besagen wollen. Alles aber deutet darauf hin, daß auch Konrads Vokabular nicht originale Sammlung, und seien es auch nur Exzerpte, sondern Abschrift einer älteren Handschrift ist. Ihre Verwandtschaft mit älteren Sammlungen zeigt sich durch wörtliche Übereinstimmung in einer Reihe von Glossen mit einigen bei Diefenbach verzeichneten und benützten Vokabularien. Ich untersuche die Frage der Verwandtschaft hier nur für den Bestand des Kaadners Vokabulars, das ich unten zum Abdrucke bringe, womit allerdings auch für Konrads Glossar Beweismaterial geliefert wird.

Am nächsten steht der Bestand von Cc dem von Diefenbach mit Nr. 9 bezeichneten voc. rerum der Mainzer Stadtbibliothek, das bezeugen starke Übereinstimmungen wie in *adoptio, concreatus, cura, consensus, confessor, celeberrimum, caute, effectus, ecclesia* usw.; noch größer ist natürlich die Verwandtschaft mit den Anhängen jenes Vokabulars, die nach Diefenbach philosophischer Gattung sind, man vgl. Übereinstimmungen in *contritio, continuum, caminus, conditio, differentia rationis, deficere, emanatio, equivoce, excessus mentalis, fantasia, fictio, genus* usw., besonders bemerkenswert sind übereinstimmende Glossierungen, die Diefenbach nur aus 9 Anh. belegt, wie *clara contemplatio, primitas,* aber auch nicht unerhebliche Verschiedenheiten sind in beiden Fassungen bezeugt, die anzuführen zu weit ginge, von den Erweiterungen unseres Glossars abgesehen. Da 9 mit 8 und 15 bei Diefenbach eng verwandt ist, finden sich, abgesehen von den Fällen, wo 9, 8, 15 an sich zusammenstimmen, charakteristische Gleichungen mit 8, z. B. *armonia, appetitus, zelotypus (lybe),* dann Berührungen mit 15 wie in *creator, concomitantia, intellectus possibilis, perseverantia, typus, univoce;* dazu treten Fälle, in denen 8 und 15 zusammenstimmen wie in *apprehensio, argumentum, causa formalis.* Die Verwandtschaft mit jüngeren Sammlungen wie 63, 65 bei Diefenbach ergibt sich auf den ersten Blick.

Es erübrigt noch, auf den Dialekt des Kaadner Vokabulars zu verweisen, weniger um den offensichtlichen schlesischen Charakter der Mundart festzustellen, wie er auch in den beiden anderen besprochenen Überlieferungen zum Ausdrucke kommt, als um möglichen Schlüssen für die Sprachgeschichte nachzugehen.

î erhalten (an 60 Fälle) mit folgenden Ausnahmen: *ŷ*: *bewŷsunge, des lŷbes, glîch,* ausgeschrieben in *zyet (quantitas); ei* nur einmal in *neyt (zelus), leyp*

(tenerum) und *keczcreye (heresis).* — *û* (19 Fälle in deutschen Wörtern), zerdehnt nur *ovsbrengunge (productio)* und *rovch (hyrtum)* und in *lavterkeyt (sinceritas).* — *iu* in deutschen Wörtern als *û* (3 Fälle: *vure, grulich, vvchtnisse),* daneben schon 4 Fälle Zerdehnung: *rewe (contritio), gereume (large), töwfe (profunditas), levte (precepta).* — *ie* ist Monophthong, nur einmal *tŷr.* Von vokalischen Erscheinungen fällt noch auf *ê* für *ei* in *warczechegunge, zechyn, beczechyn;* auch *in enander (circumsessio)* und *enliz (= einliz). ei* für *ê* in *seyllekeyt (beatitudo)* ist vielleicht nur Vorwegnahme des folgenden *ey.* — Charakteristisch aber sind Nebenformen des Suffix *-heit, -keit*: *-heyt* (12 Fälle), *-keyt* (40 Fälle); daneben *-hyt (contunderi), -kyt (conprehensio, superficies), -ket (oppositio, relatio), -hŷt (qualitas), -kŷt (approbatio, blasphemia, beatitudo);* es sind beweisende schlesische Formen; vergleichbar auch *ortŷl (precepta).* — *u > o* in *orkunde* (2), *orsprynk, ortŷl, orsache (vrsache* aber 3 mal), *oneren (blasphemare), korczewile, dorchsichtig, togunde* (2), *meistersproch (auctoritas), vorstelich, vorstentum, obyr; o > u* in *unvordrussen.* — Die Verdumpfung von *â > ô (worheit, strophen, strofunge, strofflich, vnderlos, nochvolgunge, molsczhacz, won, lidemose,* also in 9 Fällen vor *l, r, n, s, f, ch* (Liquida, Nasale und Spiranten), doch *âne (continuum, sine preiudicio).* — *ou>ô* in *berobvnge* gegenüber *rawp (sacrilegium).* — *i > e* in *yngesegyl, segehaft, eynsedil, bescrebin, hentrawge (raptus), metevolgunge* und 8 mal in *wedir.* An Einzelheiten verzeichne ich *erbeyt (vita), yayt (persecutio), ovsbrengvnge; adir* für *oder* (7 mal). Die Vor- und Nachsilben zeigen die md. *i*, dazu *ys = ez (historia), ver > vor* (18 Fälle), *zer > zu (liquescere), vmb > vm(me)* (5 Fälle). — *pp* und *mp* in *scepper* (2), *gesceppte, schepvnge,* aber *vngeschepft (verbum increatum),* und *stumpheit.* — *b* und *w* wechseln in der Schrift in *ebege* neben *ewege, ewinmesik, ewinmesekeyt, ewinaldyr* neben *daz selwe;* ebenso

v und *w* in *hynewellyk, gewangen, wlechys* neben *bewisunge, vesyn, v̄kende.* Die Schreibung *chs* für *sch* tritt wiederholt auf. Bemerkenswert ist *kegen* und *ken (precepta, obiectum)* und *enkeyn (habitudo),* 2 Fälle von Partic. Praes. auf *-unde* und mehrere *-uge* für *-unge (gratuitum, ierarchia, instinctus),* die mit Rücksicht auf heutiges nordböhmisch *-ich* = *-unge* sprachliche Geltung haben könnten.

Im ganzen sind unverkennbar die geringen Fortschritte, die die Kanzlei- und Schriftsprache in unserem Denkmale aufzuweisen hat, gegenüber den zäh erhaltenen stark mundartlichen Eigenheiten; dieser Charakter würde sich durch den mönchischen Schreiber leicht erklären. Man muß wohl bei Folgerungen aus dialektischen Eigentümlichkeiten bei einer nicht datierbaren Handschrift solchen Charakters Vorsicht üben und allgemeine Folgerungen für die Schriftsprache jener Zeit und Gegend nur mit allem Vorbehalt wagen. Die Handschrift Birlingers des 14. 15. Jhs. zeigt nur in wenigen Punkten Abweichungen und eine Art Weiterentwicklung gegenüber der Hs. Konrads von Heinrichau von 1340, man sieht im allgemeinen (von wechselndem *i, y, e* in den Nebensilben abgesehen) einen genauen Kopisten an der Arbeit, und es liegen an 60 Jahre zwischen den beiden Niederschriften, wenn auch Birlingers Hs. eine anders datierte Vorlage benutzt hat. Das Deutsch des Kaadner Vokabulars ist allerdings, was mundartliche Färbung anlangt, weit gröber und ohne Zweifel von einem schlesischen Schreiber. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß der schlesische Mönch in einem Kloster Böhmens seinen Sammeleifer betätigt hat, unbeeinflußt durch eine sprachlich modernere Umgebung, die in ihren schriftlichen Aufzeichnungen den Charakter der böhmischen Kanzlei nicht verleugnete. Nach einer Mitteilung Prof. Hofmanns deuten mehrere Bände des Kaadner Archivs auf

ein Komotauer Kloster. Ich glaube sogar die Hand eines Schreibers in dem Kaadner Codex (Bl. 49 ff. 114 ff.) in der Schrift eines 2. Bandes dieses Archivs wiederzuerkennen, der dort Bl. 1—25 die statuta provincialia des Prager Erzbischofs Ernst (vgl. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation S. 37) schrieb; der Schreiber nennt sich Wenzel von Tachau und schrieb im J. 1408.

Abschließend können wir sagen: Wir betrachteten auf diesen Blättern einen in den Anfang des 14. Jhs. zurückreichenden Zweig eines Vokabulars, dessen Bestand seine Verwandtschaft mit anderen mittelalterlichen Sammlungen beweist. Das unter dem Namen des Konrad von Heinrichau gehende Vokabular, das eine Fassung in Birlingers Handschrift besitzt, ist kaum Arbeit dieses Mönches, sondern Abschrift einer älteren, vielleicht in Schlesien entstandenen Sammlung; abseits steht als merkwürdige Verarbeitung und Veränderung dieses Zweiges das in der Kaadner Handschrift vorliegende Vokabular, das ich im Folgenden zum genauen Abdruck bringe.[1])

Abstractum gevromyt, gevryet, geeinlyzet, geschychtit (= geschicht) des wesins schyn.
Accidens zu val
Accio prout predicamentum wyrkynde kraft in der materien
Actualissimus allercundyster
Adherere czuhaldyn, czuhaftyn
Adoptio czuwunczunge (= zuwunschunge) der vornunft
Apprehensio erst ankomen vnd volkomen yrfreyschunge
Ars eterna ebege behendekeyt, antwortekeyt, kunstekeyt
Argumentum warczechegunge, bewŷsvnge, gruntvesteugunge (!), orkunde
Analdice (= analogice) gotlich, ordynlich, czeychynlich
Attricio bewegunge des herczen, dy ruwe
Auctoritas meystersproch

[1]) Kürzungen sind nur beibehalten, wo sie zweideutig oder von sprachlichem Interesse sind, die großen Buchstaben durch kleine ersetzt, meine Besserungen und Vermutungen in Klammer beigefügt.

Armonia suser klang mit dem done
Autenticum vorwundene worheyt
Affeccio mutes berunge (!).
Azyma vngesuwert, vngedermit
Arguere strafen
Approbacio annemekŷt
Amor excessiuus obyrswenklyche lybe
Actus gewerb, natürlycher gelust
Agonium eyn [1]) kanpf
Appetitus naturalis vltimi finis reysm'unge (= reizunge) naturlycher dynge, gelust dez lecztyn endis
Affectus gunst
Affectata ignora(n)tia begerte vnwyssekeyt
Actuale hanthaftiger, werklich

Blasphemia schameliche, schendlyche vorsmeunge, lestyrunge, smeekŷt
Benignus mynsam
Blasphemare schentlychen on eren (= vneren)
Beniuola (= beniuolentia) gutes willen, enste
Beatitudo ewege seyllekŷt, dez ob'styn gutes gebruchunge
Beneficium benignitas susemutekeyt

Causa formalis stellynde vrsache
Comprehensio eyn [1]) vollygis durchgrvndie (= durchgrundunge?) bestetekyt in der vrovdẙn
Comprehensor gebrucher gotes
Causa efficiens wirkunde wrsache
Causa materialis, naturalis muglychkeyt
Causa finalis zcuryside (= zurisinde) vrsache
Circumspectus (= circumseptus) beulossen (= beslossen) adyr bevangen
Circumferentia vmme senewellekeyt, vmmereyf (= vmmesweyf?)
Centrum myttenheyt
Coeternus glych mit ewyk
Consubstantialis glych wesynde
Coequalis glych ewinwesik (= ebinmesik)
Contunderi (?) confuse vnderscheyd'in gemeynhyt
Confusio schentlych lastyr
Ceteris paribus mit den andyrn glyche, ob daz andern glich ist allis
Contemplacio betrachtunge des obyrstin gvtes (v *aus* o *gebessert*), innyge andacht, geistes andacht, bekentnisse des grundelosyn gutis, bewegunge dez ynnegyn geystis
Coheredes mitte erbin
Concreata glich alle dink, glich geborn ader geschafne ding.
Comparacio glicheunge.
Compositum gestukt, gesampnit

[1]) *hsl.* ey

Circumsessio eyn wesyn eynis in dē andyrn vngeuale, in enander mite wesyn
Carnis maceracio dez lÿbes swendunge, kestegunge
Creator scepper ichtis von nichte
Creacio gesceppte
Creatura gotis wswendik gewrchtehe (*vgl.* effectus)
Circumstancia vmme stende der wysse si getan syn
Caracter ein gebreche, vnvortriplich, vnuorgenklich, vnuortiliklich, vnuurterharft (= vnverterbhaft?) zechyn
Comitacio (= communicacio) ydyomatum der sprache samenunge
Cura ruche
Consensus gehorchunge
Contricio volkom̄ene rewe
Conregnare mit herren vnd' (= vnde, vnder?) rychen
Continuum an vnderlassynkeyt, vnteylsampkeyt
Contiguum bewesyn (= bywesen) vnderscheydynneide
Caminus dez vures eygyn wonunge, hertstat, esse, gluthert
Cruenta bestia grulich tÿr
Corruptio vorterplichkeyt, vor odungne (= verodunge?), vor gewenunge
Concavum ingebogyn
Confessor gotis bychter
Conuexum wsgebogen
Celeberrimum aller groste vyertag
Corripere czuthigen (= zuchtigen), strophen
Colera huzyc blut
Cerimositas (= curiositas) wyrwyk (= vurwicz?)
Contradictionis implicacio zyn (= syn) selbyr wedyrsemkeyt (= widerzemekeit?), strofunge an ym selbyr
Confudit truygit
Condicio naturlich art, syn, wyse, orkunge (= orkunde), beczechyn
Continuacio stetekeyt
Continuare steti antribyn, an vnderlos volmeryn (= volvuren)
Caute gewerlichen
Clara contemplacio diuine pulcritudinis luter bekentnisse gotlicher clarheyt
Concomitancia mit ein' wesin ycht' noch volgunge

Differencia eynis wesins von dē andern vnderscheydvnge
Differentia rationis eyner wyse von der andern scheyde
Disposicio zuschikkunge
Duracio werhafttekeyt
Delicie yczlyche (= czertliche) korczewile
Dignativum dankhaftig
Dignacio genaden gunst
Distancia vnderscheynde verre
Dimensio lybis grosse, dez lypgedynge, brutylstukke, morgingabe [1])
Dulia anebetin creaturlich (*ver-*

[1]) *Die 3 letzten Bedeutungen gehören zu einem ausgefallenen* dotes, *man sieht die Unordnung des Schreibers bei seiner Anlage des Vokabulars.*

schrieben und gebessert) heylekeyt
Donum gratuitum molsczhacz
Deficere abenemin, hynewellyk werdyn, abelege

Effectus geworchte
Exemplar diuinum vncreaturlich yngesegyl (*das zweite* g *aus* d *verbessert*), ynbildunge, bilde gotis bekentnisses, gotlich inbildunge creaturen zu bekennen
Ecclesia militans vechtende
Ecclesia triumphans segehaft
Ewin naewyk
Euiternum naeweclych
Emanacio per modum nature barnaftykeyt
— per modum voluntatis, processio vel spiracio ynblywyde (= inblibende) wstrucht, wsgang, wskunft
Equiuoce beyd' wentlich, vngewisses namyn, gemeynde der namen
Emisperium halb sent'lekeyt (*die Verderbnis gebessert, aber unleserlich* = sinewellekeyt)
Enterogenia (= eterogenia) vngliche naturyn
Excellencia (?) vberswende vel hŷs
Exultacio vrolich gelezze
Excessus mentalis vberswendykliche begriffunge, inczukynde (= inczuckunge?) dez geystes
Enigma glichnisse
Emulator arkgedenklich eyns wesyn
Essencia wyssentlichkeyt (= wesenlichkeit)
Esse siue essentia selbstendekeyt

Fantasia elbetryk, getrognisse, inbildunge, selb komende vnbedacht
Fantasma getruknis
Fastidium vordrossynkeyt
Fontana primitas omnis emanacionis gespor spryngglycher erstekeyt gottlicher beschafftekeyt, erste orsprynk gottlicher vzuricht (= vztrucht)
Fomes vorkarte naturen, wedyrspeñekeyt, geysreysūgunge (= geyle reizunge) naturlycher neygunge
Ficcio vmmewegunge (= vnmeynunge?), valsche bevisunge
Fermentum suwer deysim
Figura iei (= ein) gesteltnisse
Fecundare swanger machyn
Flevma wassyryk blut
Finis intencionis leczte meynunge
Fenuste svntlich

Genus eyn gesamt anebogyn (= anebegin), eyn vornemlich stam
Generacio in diuinis ein geburt gottlich berndehafftekeyt, wskunpht
Gloriari schallen
Germanitas in diuinis szawēlichis (? = zwillingis?) ewin aldyr
Gratuitum begnaduge (!) gotis

Habitus der selen erbildunge, der selen kleyt

Homogenea gliche naturyn
Humor vvchtnisse
Hebetudo stumpheyt
Herenus wstenunge
Heremita eyn eynsedil
Hereses keczereye
Hyrtum rovch ader lodecht
Horror eysunge
Hym̃ire (= hinnire) ruchyln
Habitudo vel respectus eyn keyn sen, eyn keyn kor' (= kere?)
Habilis bene dispositus gemeine, genēme (*letzteres mit blasserer Tinte von derselben Hand flüchtig hinzugefügt*).

Idee in deo gotliche inbyldunge creaturen czu machen, vorbekante inbyldunge zu creaturlichyn dyngen
Idee in angelis ynwurfine (= entworfene) bilde
Indiuiduum ein eingenat (= eingenant) vesyn
Idem daz selbe an dem wesyn
Idem ratione daz selwe ander wyse
Incommutabile vnteylsam
Incarnacio menscheyt
Incircumscriptus vmbeselik (= vnbesigelt?)
Intellectus speculacionis sylik enliz (= einlicz) behende vornunft
Intellectus possibilis vngebilte vornunft
Infirmitas in grvndelosikeyt
Infinitum grvndelosvnge, vngeendit
Inmensum vnmeslich
Intelligencia lichte, vntrigliche, engeliche vornunft, vorsteliche kraft
Imaginacio bedechtnisse, betrachunge (!), bebildunge
Idola aptgote, elbinge gesteltnisse
Iperdulia gottis hohis vordechnis, hoflich anebitin geweldygis gotes
Incuria vnruchlosekeyt
Inspirare inwehyn
Infallibile vntruglich, vnczweyliche
Inpressiones ynw'kynde craft (craft *steht ohne Verweis in der Zeile darüber*)
Iubilacio vsbrechende, vsdrynginde, vnmessige frewde
Intercessio sune, der gnadyn yrwerbunge
Intensiue muekreftteklychen
Extensiue manchveldeklychen
Iudicium racionis gemerke
Illectus betrogyn
Inerudicio vnchzuht (= vnczucht, *Vorwegnahme des* ch)
Instans vnteylsam snellekeyt, alle mst (?)
Ierarchya heylic vorstentum, vorstenuge (!)
Instancia operis vmvordrossyn vlis
Instinctus naturalis czuneygunge rechtis der naturen ordinuge (!)

Karitas gottlicher gnadyn

Latria scehppers (!) anebetyn
Lex gesezcze, gebot, ee
Large volleclychyn, gereume, mildeclychen

Longidudo lenge
Latidudo breyte
Liuor
Liuidus
Liquor flysende nasheyt
Liquescere zulassen

Meritum condigni ut per gratiam per gloriam vorderngunge (!) gotes hulde
Meritum digni vorderunge genantis suldis
Demeritum vndinst, vndank
Minare drewen
Meditacio trachtvnge
Misterium geystlich vorspil vnsers herryn lychenam
Mens gedanke
Misticum corpus geystlich lichenam
Mistice geystlich
Monarchia furstum, keysertum
Memoria beheldenisse, behucnisse, behaldynde craft

Nationes geburte
Innascibilitas vngebort, vngebornheyt
Negociacio werbunge, gescheftnisse, begenknisse
Naturalia naturliche schepvnge
Neomenia

Obstinacio wed'steung gatlycher (!) gnadyn
Obstinatus homo eyn weder speñyk mensche
Orizoma (?) eyn gotlicher vmvank
Obediencia vndertenekeyt
Obediens gehorsam, vndertenyk
Opus super erogacionis obyr pflichtik werk
Opposicio wederseczeke[1]
Opinio czwyfilhaftig won
Orexis der sode
Ocasionabiliter schychlich (= schichtlich, schicklich?)
Omen geluke
Organum lidemose
Obiectum kenwart, wed'schyn, wydesage ab .. ebos (*die beiden unleserlichen Buchstaben scheinen* ti *oder* ci)
Olere richen
Obumbracio beschateunge

Persona eyn selbstendik wesyn, eyn person
Proprium eygyntlich art
Passio lidunge
Compassio mittelydunge
Processio vsgank, vstrucht
Productio ewic ovsbrengunge, von komunge, vongank
Participare czuplich (!) mitteylyn
Priuacio berobvnge
Profunditas dy tŏwfe
Precepta cerimonalia sunderliche gewonunge
— judicialia bescrebene ortÿl
— moralia gemeynis heylegyn leben kegen gotte vñ den levten
Premium substanciale gemeyn lon
— accidentale zuvallende lon, sunderliche czugift
Predestinacio vorerwnge (= vorerwelunge?), vorordenunge, gewycze
Presciencia vorbekentnisse, vorwissynheyt

Prepositum vor satz, volkomyn ganczen wyllen
Pregnans swangyr
Politum geslicht, gehobilt
Proporcio ewyn mesekeyt;
Inproporcionabile vnmogelich zu glichen, an keym teyl glich
Pusillanimitas blodekeyt
Potencia intellectiua vornemende kraft
— affectiua begeruk (= begerik)
— interpretatiua sprechende
— operatiua v'kende (= wurkende)
Propiciatorium eyn stat der gnadung, dez genedygyn gotis antwort
Perseuerancia stetekeyt, vnvordrussen harrunge
Punctus eyn teylsam kleyne
Prolixitas (= perplexitas) geworryn yrrunge
Peccatum actuale selbtetege sunde
Persecucio vintliche yayt, anevechtegunge, echtunge
Primitas erstekeyt
Posteritas lecztekeyt
Possibilitas moglichkeyt
Perspicuum (*nach der Kürzung eigentlich* prospicuum) dorchsichtik
Pietas gotes(!) wyllen susekeyt
Prouentum (?) id est gratie augmentum eyn mytte hulffe
Predium vndscheyt(!) der stete

Qual(i)tas sogetanhŷt
Quantitas dez dingys grose ader michylheyt
Quantitas discreta dez dyngis menyge ader czal ader vndescheydunge(!)
Quantitas predicamentum vnderscheydunge der czyet

Relacio vnvornemclichkeit, mete wlgunge (= mitevolgunge), czu gedenkunge
Raptus hympirtunge, hentrawge (= hintrawrunge?) dez geystis
Radius glanster dez lichtis, vsbrechvndyr schyn
Regnare herrschyn
Racionalis vornunft
Radyus reflexus wederschyn
Racio vorsteunge
Reuerencia werthabunge, eren de vorchte, vndyrtenege bywysunge
Racio primordialis ewege orsache
Racio naturalis naturlich art
Reputare (*verschrieben für* representare) weder czeygyn
Reputacio (= representacio) des[1]) bildis wederschyn
Reprehensibilis strofflich
Irreuerencia on ere, ruchlosekeyt
Regula ordinis geseczze, gemeyne recht

Substancia selbsynde wesyn
Subsistencia idem
Singulariter sunderlichyn
Species eyn naturlich kunne, bewegunge (bew. *gehört hinter* sensualitas)
Situs predicamentum sacze
Sensualitas sinlichkeyt (*vgl.* species)
Simplex eynveldik

[1]) *hsl.* de

Scibile kunstik
Substamen wefil
Suspicare ark denkyn
Subiectum vndersaczet, vnderleget
Speculacio kaffunge, wartunge
Suffragia vorbetende hulfe
Superficies vswendekyt
Sensus sacre scripture vslegvnge
Allegoria von der cristinheyt
Tropologia von der selen
Anagoya von hym̄elichsyn dyngen
Historia alz ys gescheen yst an ym selbyr
Sacrilegium kyrch rawp
Stringere zu bestrycken
Stricte strenge, kerclich
Splendor weder glanst, schyn
Stupor yrschrekvnge
Synderisis uon vortryplichen (= vnuorterplich?) adel
Sinceritas lavterkeyt
Strenuus strytik
Seueritas grymekeyt
Sylogismus antwort
Syon eyn warte
Sylogysmus eyn genotychte warheyt
Supererogacionis opus obyr pflichtik werk
Sine preiudicio ane vorwerffunge eynis bessyrn wanis, an var, an schaden, an ark
Status patrie hymelichs lebyn
Strangwinea harnwynden
Strangulare streckyn
Scutum pokeler
Stridere czen knarschen, czen klaffen

Transsubstanciacio obyr naturliche waldunge (!)

Tersum gevegit, gewichst (= gewischt?)
Triangulus dyryeckecht (!)
Testamentum selgereth, leczte gelobde
Typus vor spil, vorczeychunge
Transire obervarn, vmczogen
Tencio besessyn, gewangen
Intencio vor sacz
Tentum gespannen
Transmigracio wandelunge, ober varunge
Tenerum corpus czertlich (*oder* czeytlich?) leyp
Tutum sycher
Tutela sychyrkeyt
Tremulus vorchtik, czytterndynk
Tumire klynsen
Tymiama salbe
Tthima kle

Viator wegevertik
Vniuersum alles dinges summa
Vniuersale vornemliche gemeykeit (!) manchyr dynge
Vicissitudo wandylberkeyt
Vniuoce eyn gemeynlich eynēlich (ein gemeyn eynlichkeit *bei Diefenbach*)
Vita actiua eyn erbeytsam le byn, woltetik lebyn
Verbum increatum vngeschepft wort, vngeschaffen, vncreaturlich wort
Verbum incarnatum wlechys (= vleisch) wordene, menchse wordene wort
Verbum inspiratum ingesante, ingewete wort
Vetidum vorbotyn
Virtutes cardinales czuchtliche togunde

Prudencia kluckeyt
Justicia gerechtekeyt
Temperancia messekeyt
Fortitudo sterke der geduld
Virtutes theolye (= theologyce) gottliche togunde
Vis racionalis vornemende kraft
Vis irascibilis kryginde kraft
Vis concupiscibilis begerende craft
Vis apprehensiua begrifynde kraft
Vestiguum spor, pfat
Vitta coctine (= coccinea) eyn rot borte
Vehemens gehe, wemuttik (= gehmutik?)
Violencia vorefylkeyt (= frevilkeit)

Ypocrita glysener

Zelus amor invidia zelus ira vo^{u}t' (?) lybe ader neyt ader czorn
Zelator ein recht vertegyr
Zelotipus amor eyn vor tragynde lybe
Zyzania rate, trespe

ZUR GESCHICHTE DER AGGLUTINATIONSTHEORIE.

Von

M. H. JELLINEK.

In seinem Erstlingswerk 'Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache' hat Bopp einen Teil der indogermanischen Verbalformen durch die Annahme einer Einverleibung des Verbum substantivum in die Verbalwurzel erklärt, in einem Nachtrag die Personalendungen als wirkliche Pronomina bezeichnet und in dem schwachen Präteritum des Germanischen die Verbindung einer Wurzel mit dem Hilfsverbum 'tun' nachzuweisen gesucht. Seine späteren Arbeiten zeigen ein Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn.

Daß nun Bopp mit seiner Annahme, daß die Flexionsformen ursprüngliche Komposita seien, keinen durchaus neuen Gedanken ausgesprochen habe, zeigten Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 306 ff. und Delbrück in seiner 'Einleitung in das Sprachstudium'. Anknüpfend an die 3. Auflage dieses Werkes verfolgte ich IF 12,158 ff. die Herleitung der Personalendungen aus alten Pronomina weiter ins 18. Jh. zurück und IF 14,43 machte ich darauf aufmerksam, wie auch auf die Wortbildung die Lehre angewandt wurde, die man später mit dem ursprünglich spöttisch gemeinten Namen Agglutinationstheorie belegt hat.

Aber die Verbreitung dieser Theorie ist bisher doch nicht erkannt worden und ebensowenig der Umfang ihrer Anwendung. Es wird sich zeigen, daß auch die Lehre von der Einverleibung des Verbum substantivum schon vor Bopp aufgestellt worden ist.

Zu der Annahme, daß die Flexionsendungen aus Wörtern entstanden seien, konnte man u. a. durch die Beobachtung gelangen, daß dasjenige, was die klassischen Sprachen durch Veränderung des Wortausgangs ausdrücken, in den modernen vielfach durch selbständige Wörter bezeichnet wird. Den Unterschied des Perfekts und des Plusquamperfekts z. B., den die Endungen von *feci* und *feceram* andeuten, gibt das Französische durch die dem unveränderlichen *fait* vorangestellten Wörter *j'ai* und *j'avais* wieder. Hier liegt der Ausgangspunkt für die Theorie des Philosophen Condillac in seinem 'Essai sur l'origine des connaissances humaines', seconde partie, section première, chap. 9 (Oeuvres de Condillac, Paris 1798 ff., I 362 ff.). Sie hängt innig mit seinen Anschauungen über die ursprüngliche Wortstellung zusammen.

Beim Übergang von der Gebärden- zur Lautsprache entstanden zuerst die Namen sinnlich wahrnehmbarer Dinge, dann erst die Bezeichnungen der Seelenzustände, d. h. die Verba. Das régime wurde dem Verb vorangestellt, z. B. *fruit vouloir.* Denn die Lautsprache war an die Reihenfolge der Vorstellungen gebunden, die in der älteren Gebärdensprache zum Ausdruck kam, und in dieser war es natürlich, zuerst auf den äußern Gegenstand hinzudeuten, mit dem der zu bezeichnende Seelenzustand in Beziehung stand. Auch war diese Wortstellung für den Sprechenden wie für den Hörenden bequem, weil derjenige Ausdruck an die Spitze kam, der als der früher entstandene geläufiger war als das Verbum. Aus denselben Gründen traten die Wörter,

welche schließlich die noch lange Zeit nach Erfindung der Verba durch Gebärden ausgedrückten Modifikationen des Verbalbegriffs bezeichneten, hinter das Verbum. Statt *je mangerai du fruit* sagte man etwa *fruit manger à l'avenir moi.* Diese die Verbalbedeutung näher bestimmenden Wörter verschmolzen endlich mit dem Verbum zu einer Einheit. Das ist der Ursprung der Konjugation. Man kann sich eine Vorstellung von ihrem Aussehen bilden, wenn man die Wörter, die im Französischen vor dem eigentlichen Verbum, d. h. der Bezeichnung des Tuns oder Leidens stehen, sich hinten angefügt denkt: an Stelle von *je suis aimé, j'étois aimé* gäbe dies *aimésuis, aimétois.*

Die ältesten Verba drückten ein Tun oder Leiden aus; die Verba neutra sind aus Adjektiven hervorgegangen. Ursprünglich hatte die Verbindung von Substantiv und Adjektiv kein besonderes Zeichen, die beiden Wörter wurden einfach nebeneinander gestellt, so zwar, daß dasjenige Wort, auf dem der größere Nachdruck lag, an die Spitze trat. Da man aber bemerkte, daß das den Verben hinzugefügte Wort nicht nur die Person, das Tempus usw., sondern auch die Verbindung mit dem Subjekt ausdrückte, setzte man zu diesem letzteren Zweck jenes Wort oder ein ähnliches, das *être* entspricht, hinter das Adjektiv. Dieses nachgestellte Wort verschmolz wieder mit dem Adjektiv zu einer Einheit, dem Verbum neutrum.

Ebenso wie die Konjugation entstand die Deklination: man stellte hinter das Nomen Wörter zur Bezeichnung von Numerus, Casus, Genus.

Dem Philosophen Condillac kam es bei seiner Ableitung der Konjugation und Deklination nur auf das Prinzip an, die Grammatiker wollten die wirklichen Formen der alten Sprachen erklären. Auch in diesen gab es periphrastische Bildungen, die auf den Gedanken

führen konnten, scheinbar einheitliche Formen als alte Komposita zu deuten. So lehrt Augustin Bischoff in seinem 'Cadmus' (Ienae 1708) p. 299 ff., daß das Verbum substantivum, das in ***τετυμμένος ὦ***, ***τετυμμένος εἴην*** *explicite* vorhanden sei, *implicite*, als Kompositionsteil, erscheine in dem sogenannten Futurum II. (***τυπ-ῶ***, ***τυπ-οῦμαι***), dem Plusquamperfekt (***ἐτετύφ-ειν***), den Passivaoristen und Passivfuturis (***ἐτύφθ-ην***, ***ἐτύπ-ην***, ***τυφθ-ήσομαι***, ***τυπ-ήσομαι***). Deutlich zeige sich das Verbum substantivum in den unkontrahierten ionischen Formen wie ***τεμέω***, ***κτανέεις***. Wie man sieht, operiert Bischoff durchaus nicht immer mit den wirklich belegten Formen von ***εἰμί***, sondern setzt erschlossene Formen wie Ind. ***ἔω*** an, spricht von einem Praesens des Mediums und einem Aorist udgl. Das Verbum substantivum erkennt er auch in den Endungen des lateinischen 'Futurum subiunctivi' d. h. des Futurum exactum (*legero*), des Plusquamperfekts (*legeram*, *legissem* für *legessem*), des Perfektinfinitivs (*legisse* für *legesse*). An einen älteren Zustand, wo Verbal-, bez. Tempusstamm und Verbum substantivum unverbunden nebeneinander standen, scheint er nicht zu denken. Bemerkenswert ist noch, daß er p. 262 ff. die Verba auf ***αζω***, ***ιζω***, ***ευω***, ***υνω*** als Komposita aus einem Nomen mit den Verben ***ἅζω*** 'colo', ***ἵζω*** 'colloco' und den veralteten ***εὔω***, ***ὕνω*** 'sum', 'facio' erklärt.

Bischoffs Hypothesen sind keineswegs unbeachtet geblieben. Im Jahre 1772 bemerkt Heynatz im 3. Teil seiner 'Briefe die Deutsche Sprache betreffend' S. 34, es sei bekannt, daß Bischoff die griechischen Endungen auf eine ähnliche Art zu erklären gesucht habe wie Wachter die deutschen. Vgl. über Wachter IF 14, 43.

Besonders bei französischen Grammatikern des 18. Jhs. scheint die Zusammensetzungstheorie beliebt gewesen zu sein. Court de Gébelin nennt in seinem 'Monde primitif' II (1774), 236 ff. als seine Vorgänger

den Abbé Barthelemi in seiner 'Dissertation sur le Raport des Langues Phénicienne, Egyptienne et Grecque' (Mém. de l'Acad. des Inscr. et Bel. Let. Tom. XXXII) und den Abbé Bergier in seinen 'Elémens Primitifs sur les Langues'. Beide Schriften waren mir nicht zugänglich. Barthelemi soll bewiesen haben, daß die griechischen Verba durch die Verbindung eines Wortes mit dem Verbum substantivum entstanden seien, und Bergier behauptet in einer von Court de Gébelin abgedruckten Auseinandersetzung, daß, wenn man von *τύπτω*, *τύπτεις* usw. die Wurzelsilbe wegnehme, das Verbum substantivum übrig bleibe mit all seinen Biegungen 'avec de très-légères variétés'. Bergier bringt diese Theorie auch zusammen mit der üblichen Analyse des Urteils in Subjekt, Kopula, Prädikat.

Court de Gébelin selbst erklärt S. 184 f. die Personalendungen des Verbum substantivum für Pronomina. Ursprünglich habe man für alle Personen nur eine Verbalform gehabt, wie noch jetzt die Inder angeblich überall *he* anwenden. Man habe also gesagt: *je est bon, tu est bon, il est bon.* Um dieser Eintönigkeit zu entgehen, hängte man dem *he* eine dem Pronomen entlehnte Endung an. *mi* bedeutete 'moi', so sagte man *ei-mi* statt 'moi est'. Ebenso in der 2. Person. Für die dritte blieb *he* oder *est*. Da auf diese Weise die Pronomina mit dem Verbum vereinigt waren, drückte man sie nicht mehr durch besondere Wörter aus, bis die Verdunklung der Personalendungen dies wieder nötig machte.

Das Verbum substantivum ist für Court de Gébelin das einzige wahre Verbum. Was man sonst noch so nennt, ist dem Begriffe nach die Verbindung dieses Verbums mit einem Partizip. Diese Verbindung wurde aber der Kürze, dem Nachdruck, der Mannigfaltigkeit zuliebe elliptisch ausgedrückt, durch einen Nominalstamm, sei es allein, sei es so, daß das Verbum sub-

stantivum ihm als Endung angefügt wurde. Vgl. S. 234 ff. Die erste Art ist die der Hebräer, die zweite die der Griechen und Lateiner. *phil* bedeutet im Griechischen 'toute idée relative à l'amitié', *phil-ei* heißt wörtlich: 'il est uni à l'amitié'. Ebenso heißt *doc-et*: 'il est uni à l'enseignement, il existe enseignant'. In dem *a* und *i* der Endungen der lateinischen 1. 3. und 4. Konjugation erblickt Court de Gébelin in Übereinstimmung mit Bergier Verkürzungen der Verba *habere* und *ire*, die das Verbum substantivum vertreten können, wenn es eine Verbindung bezeichnet. So sage man *j'ai de la force* um auszudrücken, daß *force* und *moi* vereinigt seien. Bei Besprechung der Passiva *τί-ομαι doc-eor*, die gleichfalls als Zusammensetzungen mit 'sein' gedeutet werden, wird auf klare Umschreibungen verwiesen, wie *je suis aimé, amatus sum* und die bekannten griechischen Parallelen. Die lateinischen Perfekta wie *legi* werden dagegen S. 245 unter Verweis auf die semitischen Sprachen durch die Annahme des direkten Antritts der Personalpronomina an die Wurzel erklärt.

Auch auf die Deklination wird die Zusammensetzungstheorie angewandt. S. 371 wird die griechische und lateinische Pluralendung *es* aus dem semitischen *im* hergeleitet; dieses habe 'la profondeur, la multitude, l'immensité' bedeutet, es stecke im lateinischen *im-us*, das auch das Zeichen des Superlativs sei. Die Erklärung der Kasusendungen S. 375 weicht etwas ab, ist auch nicht ins einzelne ausgeführt. Zuerst bezeichnete man am Pronomen, ob die Person handelnd oder leidend auftrete. Durch eine Personifikation der Dinge übertrug man dies später auf die Nomina. Die Endungen entlehnte man dem Artikel. So bildete man nach *ho* den Casus activus auf *-o* oder *-os*, nach *hon* den Casus passivus auf *-on, -om* oder *-um* usw.

Daß unsere Theorie auch in die Wortbildungslehre hineinspielt, lehrte schon die Bemerkung über

-imus als Superlativendung. S. 144 wird das *-or* des lateinischen Komparativs als ein Wort mit der Bedeutung *montagne, élévation* bezeichnet, oder S. 136 das *-é* von *glacé* u. ä. von dem Verbum *e*, das Existenz bedeute, hergeleitet oder S. 138 die Endungen *-or* und *-ix* der Nomina agentis als Wörter für 'Mann' und 'Weib' aufgefaßt.

Adelung schilt in seiner Lehre vom Verbum, Umständliches Lehrgebäude I, 722 f., Court de Gébelin aus, ein sicheres Kennzeichen, daß er ihn hier benutzt hat. Wir brauchen auch nicht lange zu suchen. S. 719 lesen wir: 'Es läßt sich daher nicht allein jedes Verbum in ein Adverbium mit dem Verbo *seyn* auflösen, sondern es läßt sich auch sehr deutlich beweisen, daß die Biegungssilben jedes Verbi nichts anders sind, als die ältesten Wurzellaute des Verbi *seyn*'. Aber diesen sehr deutlichen Beweis ist Adelung schuldig geblieben. Was er später S. 755 ff. über die Entstehung der Konjugationsendungen aus unbestimmt tönenden Wurzellauten sagt, ist mit der Zusammensetzungstheorie zwar verwandt, aber doch etwas anderes, und S. 764 werden die Endungen von *lieb-e*, *am-o*, *φιλ-ω* als alte Pronomina erklärt, während, wie oben gezeigt, Court de Gébelin Zusammensetzungen der Wurzel mit dem konjugierten Verbum substantivum annahm. Adelung folgt hier eben Fulda, vgl. IF 12, 159, während er S. 719 unter dem Einflusse Court de Gébelins stand.

In Deutschland wurde eine bestimmte Formenkategorie der eigenen Sprache gerne durch Zusammensetzung erklärt. Die Darstellung der deutschen Adjektivdeklination machte den Grammatikern Schwierigkeiten, da das Lateinische nichts der doppelten Flexion Vergleichbares hatte. Ein vollständiges Paradigma der starken Deklination stellte unter den ältesten Sprachlehrern nur Ölinger auf; erst in Bellin (Syntaxis

Praepositionum Teutonicarum, Lübek 1661) hat er einen Nachfolger gefunden. Da man gewöhnt war, den Artikel in die Paradigmen der Nominalflexion einzubeziehen, betrachtete man bis auf Bellin die schwache Deklination als die normale und behandelte die starken Formen, soweit man sie überhaupt beachtete, anhangsweise. Ihre Ähnlichkeit mit den Formen des Artikels war unverkennbar. Diese Ähnlichkeit wird einfach konstatiert, wenn Laurentius Albertus, ed. Müller-Fraureuth S. 81, XI, sagt: *quotiescunque articulus omittitur, tum ablatiuus et datiuus terminationem articuli accipiunt,* oder Clajus, ed. Weidling S. 53, lehrt: *Genitiuus singularis et pluralis in formulis laudandi et vituperandi desinit in terminationem articuli ipso dissimulato.* Aber Schottelius spricht in der Syntax des Artikels, Regel X, es geradezu aus, daß die Endung des fortgelassenen Artikels hinten an das folgende Adjektiv oder Partizip gefügt werde (Teutsche Sprachkunst, 1641, S. 563 = Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache, 1663, S. 701). Im 18. Jh. finden wir dann häufig die starke Deklination als die Deklination mit dem *articulus postpositivus* bezeichnet, so bei Freyer, Hentschel, Popowitsch, Bob. Nast lehrt, daß zum Zweck der Deklination dem 'Urstand' des Adjektivs *e* angefügt werde; dann trete der Artikel *der* entweder vor oder werde hinten als Suffix angefügt, woraus sich zwei Deklinationen, Grimms schwache und starke, ergeben (Der teutsche Sprachforscher, I, Stuttgart 1777, S. 90 ff., vgl. Schwäbisches Magazin, 1775, S. 381 ff.). Ja noch Adelung hat sich im 'Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart' zu der Lehre vom nachgestellten Artikel bekannt. Vgl. bes. I, 1706 und 1546. Er verweist zu ihrer Begründung darauf, daß noch 'unter den schwäbischen Kaisern' der *articulus praepositivus* mitunter dort stehe, wo man jetzt den *postposi-*

tivus setze, z. B. *das ist min der beste teil,* ferner auf die Äquivalenz von Wendungen wie *(er steckt) in großer Not* und *in einer großen Not.*

Im 'Umständlichen Lehrgebäude' ist die Auffassung der Adjektivdeklination eine andere, aber an der Existenz des *articulus postpositivus* hält Adelung fest. Vgl. I, § 258. Schon Schottelius hatte in gewissen Endungen des Substantivs, wie dem *n* von *Schreibern, Vatern* = *dem Schreiber, dem Vater* und dem *s* von *Friedens(halber)* = *des Frieden* die Endlaute des ausgelassenen Artikels erblickt, vgl. Ausf. Arbeit 305. 702, bei Hentschel und Popowitsch ist diese Auffassung auf das *n* in den obliquen Kasus der Eigennamen ausgedehnt. Adelung erklärt noch andere Wortausgänge auf diese Weise und ist nicht abgeneigt in den schwachen Substantivendungen den nachgesetzten Artikel anzuerkennen. Noch J. Grimm fühlt sich, Grammatik I[1], 381, veranlaßt gegen Adelung zu polemisieren. Daß auf die Lehre vom *articulus postpositivus* abgesehen von den skandinavischen Sprachen auch die semitische Grammatik von Einfluß gewesen ist, dürfte aus Adelungs Bemerkungen Umst. Lehrg. I, 552 hervorgehen.

Nachtrag. Angedeutet ist die Zusammensetzungstheorie schon in der Encyclopaedia Alsteds (1630). In der Grammatica generalis (S. 273) bezeichnet er die verba substantiva als die *claves* der übrigen. Er tadelt die lateinischen Grammatiker, die *sum* nicht an die Spitze aller Verba stellen, *cum* (= da doch) *hoc verbum sit omnium simplicissimum ac irresolubile, et mensura omnium verborum, ut manifestum est ex Logicis.* Dann heißt es weiter: *Hinc etiam dependent terminationes verborum activorum et passivorum,* und nun folgt eine Nebeneinanderstellung des Indikativ Praes. von 'εἰμὶ et ἔω', τύπτω und τίθημι, dann von '*sum* et olim *fuo*' und *doceo* und schließlich ein Hinweis auf die Verwendung von

εἰμί und *sum* im Passiv: *τετυμμένος ὦ*, *doctus sum* usw. '*Ex quibus liquido liquet conjugationem verbi s u m esse fontem reliquarum conjugationum*'. Diese Bemerkungen lassen es noch im Dunkeln, ob Alsted an wirkliche Zusammensetzung gedacht hat. Deutlicher ist eine Stelle in der Grammatica Hebraica (S. 285). Nachdem der Zusammenhang der hebräischen Personalsuffixe mit den Pronomina auseinandergesetzt ist, heißt es: *Tyroni licebit haec declarare ex lingua Graeca hoc modo. In τύπτω, ω est ex antiquo ἔω, vel pronomine ἐγώ. τύπτεις, εις est ex εἶς. τύπτει, ει est ex ἐστὶ. Reliquae terminationes sunt ex verbo substantivo εἰμι.* — In der Grammatica generalis beruft sich Alsted übrigens als auf Vertreter ähnlicher Anschauungen auf Bibliander, weil er das Verbum substantivum *ostium sermonis* genannt habe, und auf Hoeckelshovius in seiner Didaktik.

DER GENITIV IN DER GOTTSCHEER MUNDART.[1])

Von

HANS TSCHINKEL.

Während Nominativ, Dativ und Akkusativ in der Gottscheer Ma. sich als grammatische und syntaktische Einheit vollständig erhalten haben, hat der Genitiv starke Einbußen erlitten. Der Gen. des Pl. ist bis auf einen kleinen Rest geschwunden, im Sg. hat das Streben der Sprache nach möglichster Ausgleichung zu einer wesentlichen Vereinfachung geführt. Die Ma. kennt jetzt ohne Unterschied des Geschlechtes nur mehr eine starke Bildung durch ein *š*-Suffix und eine schwache durch ein *n*-Suffix.

A. Formales.

I. Starke Bildung.

1. a) *-iš* (fast nur bei Hausnamen), *-əš* — teils nebeneinander, teils örtlich geschieden — bei Stämmen auf einen Labial, Dental, Guttural und bei einigen auf *r, m, n: pùəbəš* des Buben, *Groffəš* des Grafen (Hausname), *Žmīdiš, -əš* des Schmiedes (Hausn.), *gŏtiš* Gottes, *Hanžiš, -əš* Hansen, *khīnigəš* des Königs, *pārəš* des

1) Bezüglich der Schreibung verweise ich auf meine 'Grammatik der Gottscheer Mundart', Halle, 1908.

Bären, *Rommǝš* des Rom (Familienn.), *monnǝš* des Mannes. Vereinzelt findet sich auch die Endung *-öš: göttöš, Likköš* des Lukas (Hausn.).

Anm. Über *-is* für *-es* vgl. Weinhold, Mhd. Gr. S. 478, BGr. S. 340, AGr. S. 413.

b) Bei den Stämmen auf *l, r, m, n* und Vokal tritt in der Regel Synkope des Endungsvokals ein: *Pūlš* Pauls (Hausn.), *Jöžlš* Josefs, *Kattlš* Katharinens, *leararš* des Lehrers, *Görš* Gregors, *müǝmš* der Muhme, *Mînš* Maries, *Zeffoš* Josefas, *Pǝloanoš* Apollonias, *Mārkoš* des Markus.

2. Der Gen. der Deminutiva. Ahd. *-înes* mußte **-ainš* ergeben, doch ist der Nasal jetzt geschwunden; nur in einer Gegend (Walden) hat sich die Nasalierung erhalten: *-ãĩš, -ãš,* sonst erscheint *-aiš, -aš* und in dem Hochtale mit dem Hauptorte Suchen noch eine ältere Stufe *-eiš.* Hieher gehören: a) die Koseformen auf *-ei, -äi, -ai, -a, -e* für ahd. *-î: Lüttsãĩš, -ãš, -aiš* usw., Dem. zu Ludwig, *Mattaiš* Dem. zu Matthias, *Miŋkaiš* Dem. zu *Miŋko* Maria, *Laŋkaiš* Dem. *Laŋko* Magdalena, *attaiš* des Vaters (zu *atte,* das nicht auf ahd. *atto,* sondern auf ein Dem. **attî* zurückzuführen ist, vgl. Kluge, Etym. Wb. unter 'Ätti'). Dieser Gruppe haben sich einige andere Wörter angeschlossen: *ammaiš* der Mutter, neben *ammoš, -öš,* zu *ammo, -ö,* Niedertiefenbach *amma* (ahd. *amma*), *götaiš* Gottes, *šmoar(g)aiš* morgens, *šūbaiš* abends (*š* = des).

b) Die Deminutiva auf *-lei, -läi, -lai, -la, -le* für ahd. *-lî: baiblaiš* des Weibleins, *teaχtǝrlaiš* des Töchterchens, *hintlaiš* des Hündchens, *vakhlaiš* des Schweines (zweifelhaft, ob < mhd. *verkelîn,* vgl. Lexer, Kärnt. Wb. S. 87), *Jākǝlaiš* Dem. zu Jakob.

3. Der Gen. des Gerundiums. Im Gen. (ebenso im Dat.) des flektierten Infinitivs ist der Vokal der *-ô*-Verba verallgemeinert; *-ônnes* > *-onš, -öš: vuǝronš* des

Fahrens, *šraibonš* des Schreibens. Nach dem Muster dieser Formen erscheint auch *šmoaronš*, *šūbonš*.

Anm. Einfluß der Schriftsprache liegt wohl vor in: *dar gontsn bārlt dərleažar* der ganzen Welt Erlöser.

II. Schwache Bildung.

Während das starke Suffix noch lebendig ist, findet sich das schwache nur mehr bei Hausnamen und vereinzelt bei Personennamen: *Jūrn* (Hausn.) zu *Jūr* Georg (vgl. slow. *Juri*), *Greatn* (Hausn.) zu *Greato* Grete, *Kattn* (Hausn.) zu *Katto* Katharina, *Miŋkŋ* zu *Miŋko* Maria, *Zeffm* zu *Zeffo* Josefa.

Eine eigenartige Suffixhäufung zeigen die Personennamen auf *-ə* und einige auf *-o*, deren Gen. auf *-nš* ausgeht (vgl. nhd. Herz, Wille u. ä.); da die Gruppe der schwachen Bildungen allmählich sehr klein geworden ist, haben sich viele den starken Bildungen angeschlossen: *hārnš* des Herrn, *tōtnš* des Paten (mhd. *tote*), *pōtnš* des Boten, *khottsnš* der Katze, *Miŋkŋš* Maries.

Nicht minder auffällig sind die pluralischen Genetive auf *-š*; an einige Plurale tritt das Suffix *-š*, selbst *-nš*: *ēn mandərš* jener Männer, *inžər baibərš* unserer Weiber, *dan khindərš* dieser Kinder, *uərm laitnš* armer Leute.

Ein wirklicher Gen. Pl. liegt nur vor bei den von Ortsnamen abgeleiteten Bildungen auf *-er* in Verbindungen wie: *Liəmpoχar də püəbm* Lichtenbacher Burschen, *Khümmərdoa(r)far akkhər* die Äcker von Kummerdorf, *Mošnittsar də baibər* die Weiber aus der Tschermoschnitzer Gegend, *Štautsar pārgle* der Berg von Stalzern, *Riəkar learar* Rieger Lehrer. Das Bewußtsein für diesen Gen. ist jedoch vollständig geschwunden, es sind lediglich erstarrte Wendungen, nach denen neue Analogiebildungen vorgenommen werden.

B. Syntaktisches.

I. Genitivus possessivus.

Der freie syntaktische Gebrauch des Gen. ist nur mehr beim Gen. poss. erhalten. Dieser kann attributiv und prädikativ gebraucht werden: *Tōnaiš rökh* Antons Rock, *Evoš trūgə* Evas Truhe, *dār khoštə 'št Frontsəš* dieser Kasten ist des Franz, *dai hūdər 'št Ūrššlš* dieses Umhängtuch ist Eigentum der Ursula (mhd. *huder*). Er steht immer v o r dem Beziehungsworte, und zwar ohne Artikel, wohl aber kann ihm ein attributives Nomen oder Pronomen vorausgehen.

1. Eigennamen.

Taufnamen: *Hannaiš žēgŋ* Johannis Segen (Minnetrank), *Mihēlaiš žümmərle* Michaelis Sommerchen = Altweibersommer, *Mattlš* des Mathias, *Štaffonš* Stefans, *Andərlaiš* des Andreas (Dem.), *Lindlš* Karolinens, *Nānaiš* Magdalenens; *Böštaiš Lōzaiš* der Aloisia aus dem Hause des *Böšte* (Sebastian), *Žüpponš Bārvoš* der Barbara aus dem Hause des *žüppon* = Ortsvorstehers (slov. *župan*), *inžər Elžaiš* unserer Else.

Familiennamen: *Joŋkaiš* des Jonke, *Titmonš* des Titmann, *Rüppaiš* des Ruppe, *Partaiš* des Parthe, *Taŋkaiš* des Tanke, *Štampflš* des Stampfel, *Ranklš* des Rankel.

Hausnamen (nach der Lage oder Beschaffenheit des Hauses, von Tauf-, Schreib-, Spitznamen, Berufs-, Herkunftsbezeichnungen abgeleitete Namen): *Grüəbarš* zu *grüəbə* Grube, *Kottrarš* zu *kottər* Gatter, *Hōvarš* zu *höf* Hof, *Poχχarš* zu *poχχə* Bach, *Mroaiš – Peatərš* des Ambrosius – Peter, *Jərgəlaiš* Jörgels, *Gašparš* Kaspars, *Bölvəš* des Wolf, *Žlaimarš* des Schleimer, *Khrūmarš* Krämers, *Pintarš* Binders, *Paiərš* Bayers, *Kroainarš* Krainers, *Khārnarš* Kärntners; *autn Baisəš* des alten Weiß, *ōbər Tōmlš* des oberen Thomas, *üntər Miχχəlaiš* des untern Michael. Wie Eigennamen werden auch 'Gott' und

'Teufel' gebraucht: *göttain* (aus *göt dan*) *härnš* Gott des Herrn, *taivlš* Teufels.

2. Gattungsnamen.

a) Mit genereller Bedeutung: *došt knaχtəš, diərnš uərbait* das ist des Knechtes, der Dirn = Magd Arbeit, *došt baibəš zoχχŋ* das ist Sache der Frau, *bïrtəš* des Wirtes, *hātarš* des Hirten.

b) Mit individueller Bedeutung: *α*) mit einer näheren Bestimmung: *dan monnəš* dieses Mannes, *main eahŋš* meines Oheims, *inžər khoaižərš* unseres Kaisers, *aiər noχparš* eures Nachbars, *main müətərš* meiner Mutter, *žain žbāhərš* seines Schwähers, *inžər härnlaitnš* unserer Herrenleute, *an uərm pattlarš d' carəpflə* eines armen Bettlers Erdäpfel; *β*) ohne nähere Bestimmung, wo ein Zweifel ausgeschlossen ist: *ammaiš* der Mutter, *aut attaiš* Großvaters, *vettərš* Vetters = Onkels, *pforrarš* Pfarrers, *vaintiš satton* Feindes = Teufels Satan.

3. Tiernamen: *dan röššəš, ēžlš, hüntəš žbonts* dieses Rosses, Esels, Hundes Schwanz, *pārəš tottsə* des Bären Tatze, *hiənlaiš hüf* Hühnchens Hüfte (mhd. *huf*).

Anm. Der Gen. poss. kann auch durch ein Pron. poss. verstärkt werden: *Škïbarš žain baip* Skibers Frau, *Rāχəš žain guərtə* Rauchs Garten, *došt taivlš žain uərt laitə* das ist des Teufels Art Leute, *dü pišt vaintiš žain piəble, dü* du bist des Teufels Bübchen, du!

Häufig kommt ein substantivierter Gen. poss. vor, wenn das leicht aus dem Sinne zu ergänzende Beziehungswort der Kürze halber weggelassen wird; es stehen dann nicht die proklitischen Formen des Artikels *dər, də, 's,* sondern die vollen Formen *dar, dai, dos,* die auch als Demonstrativa verwendet werden: *dar attaiš* der des Vaters (erg. Stab u. dgl.), *došt dai noχparš* das ist die des Nachbars (z. B. Kuh), *dai Pālš* die des Paul. Von hier gelangt man leicht zu Fällen, wo derartige Genitive eine selbständige Bedeutung angenommen haben ohne Beziehung auf etwas Voran-

gegangenes: *dai vettərlaiš* die Frau des Onkels, *dar Rāχəš, Žùpponš, Elžaiš* der Besitzer des Hauses *R., Ž., E., dai Gȫraiš, Jūrš, Greatn* die Besitzerin des Hauses *G., J., G., di Kottrarš, Grùəbarš* die Leute aus dem Hause *K., G., i gean ts'an Roaižmonš* ich gehe zu den Bewohnern des Hauses oder in das Haus des 'Reismann' (mhd. *reisman*); *došt dar łearарš* das ist Eigentum der Frau des Lehrers.

II. Genitivus relationis.

Bei einigen Adjektiven steht der Gen. des Gerundiums: *žot biəgonš, vuəronš, mūnonš* das Wiegen, Fahren, Mähen satt, *i pin vērtikh pokkhonš* ich bin mit dem Packen fertig.

III. Reste verschiedenartiger Genitive.

1. In adverbialen Wendungen:

a) Ortsbestimmungen: *griš* gradaus (mhd. *gerihtes*), *gəraχtiš* rechts, mit der rechten Hand, *taŋkiš* links, mit der linken Hand (zu mhd. *tenc*), *šruənš* querüber (vgl. mhd. *schræmen* schräge machen), *indərtš(bu)* irgendwo, *nindərtš(bu)* nirgends, irgendwo, *ībərbartš* überwärts = querüber, *aūf-, tau-, vīr-, hintərbartš* auf-, tal- (= ab-), vor-, rückwärts, *gəraχtər, gətaŋkər hont* rechter, linker Hand, *ea(r)tərbaiš* örterweise = da und dort.

b) Zeitbestimmungen: *šmoar(g)aiš* morgens, *šūbaiš* abends, *voarmitūgəš* vormittags, *nümmitūgəš* nachmittags, *haintigŋtūgəš* heutigentags, *bārtogəš* werktags, *khīrtogəš* Kirchtags = an einem Markttage, *žüntogəš* Sonntags, *ērtogəš* Ertags = Dienstags, *pfinstogəš* Pfinztags = Donnerstags, *voštogəš* an einem Fasttage.

c) Bestimmungen der Weise: *gāhiš* jählings (mhd. *gâhes*), *ondərš* anders, *oldər hont* allerhand, *oldər łoaiə* allerlei, *tsboaidərłoaiə* zweierlei, *vərpoargaiš* im Verborgenen, *vərdūχtiš* verdammt (mhd. *verdâhtes*).

d) Bei Präpositionen: *voar-, vərtúgaiš* vor Tagesanbruch (mhd. *vor tages*), *intərtūgəš* untertags (im Oberland auch *intərtūgə* wie *intərbāgə* unterwegs, vgl. mhd. *under* c. gen. bei zeitlichen Bestimmungen, c. dat. bei räumlichen), *voar šūbaiš* vor dem Abend, *voar noχtš* vor Anbruch der Nacht.

Anm. Neue Entlehnungen sind: *îbrigŋs* übrigens, *hekstns* höchstens, *haubeks* halbwegs, da hier *s* und nicht *š* steht. Darnach wurde wohl auch *îbərhaps* überhaupt (ohne zu messen oder zu zählen) gebildet, wofür noch eine ältere Form *îbərhāpit* (mhd. *über houbet*) vorhanden ist. In *göt dərpuərn 's* Gott erbarme es, ist *göt* Dat., *'s* Nom.; in der Verbindung: *bēgŋ ar eššn* wegen einer Esche, liegt wohl ein Dat. vor, da 'wegen' (außer in der Verbindung mit dem Pers. Pron.) jetzt mit dem Dat. verbunden wird: *bēgŋ dāmon* deswegen, *bēgŋ attain* des Vaters wegen.

2. In erstarrten syntaktischen Verbindungen: *in göts* oder *götiš nūm* in Gottes Namen, *in Jēžiš nūm* in Jesu Namen, *if götiš billə* um Gottes willen (*if* < *dürχ*), *maindər göttiš žeal* oder *göttšeäl* meiner Gottes-Seele, *mainžal* meiner Seele, *maindər drai* meiner Drei (statt Treu), von *prāχəš bāgŋ* des Brauches wegen (mhd. *von — wëgen*), *tūgəš lābm* von der Luft leben (mhd. *des luftes lëben*), *oain žlūgəš rēdn* immer von derselben Sache reden (vgl. mhd. *slages* Schlag auf Schlag), *'št et dər rēdə bart* es ist nicht der Rede wert, *'s išt dər miə bart* es ist der Mühe wert, *i 'ən et dər ba·lə* ich habe nicht Zeit (der Gen. 'der Weile' ist abhängig von der Negation; diese Verbindung ist vorbildlich für die folgende), *miər 's loŋkh dər bailə* mir ist es langweilig, *an oartš doarfə* am Ende des Dorfes (mit eigentümlicher Vertauschung der syntaktischen Funktion).

IV. Genitiv in Zusammensetzungen.

1. Sg. a) Stark: *bintšprātə* Windsbraut, *vükšžbonts* Fuchsschwanz, *vikkšlaišhaitlc* Fuchsfell, *birtš(h)aus* Wirts-

haus, *khaublaišhātar* Kälberhirt, *bölvəšokkhər* Wolfsacker (Flurn.), *nūməštokh* Namenstag, *toadəškhöpf* Totenkopf, *götšbakh* Wallfahrt (mhd. *goteswëc*), *khrötišmándle* Krötenmännchen (Schimpfwort), *hüntišuərm* hundsarm (vgl. hundsmüde).

b) Schwach: *žai Jērntokh* St. Georgentag, *Mērtntokh* Martinstag, *mūgŋroažə* Mohnblume (zu mhd. *mâge*), *Rāχŋ-Liətlaiš* gegenüber *Rāχəš* (Hausname zu Rauch und Lienhart), *Kümpm-Mattl* gegenüber *Kümpəš* (der Matthias aus dem Hause eines Kump), *tötngārtle* Paten-Gärtchen = Friedhof, *haubmtoail* zum halben Teil, *rüəbmšēloχ* Rübenschalen, *bompmvlakkhə* Kuttelflecke (mhd. *wampenvlëc*), *štūbmtīr* Stubentür. Analogie-Bildungen sind: *maüžnlöχ* Mausloch, *praütngəbont* Brautgewand.

2. Pl. *a*) Stark: *hiəndərašt* Hühnernest, *rindərhātar* Rinderhirt, *khindərdiərn* Kindsdirn, *pattlarštop* Bettelstab. Doch ist es zweifelhaft, ob hier immer ein Genitiv-Kompositum vorliegt. So ist *ə* in *röššəkhöpf* Pferdekopf, *žbainəkhaijə* Schweinerüssel (*khaijə* ist eine ähnliche Bildung zu kauen wie Fresse zu fressen) u. ä. wohl Stammauslaut. In *maüžəvollə* Mausefalle. ist *ə* nur ein Mittel der Komposition.

b) Schwach: *kātšnašt* Schlangennest (zu slow. *kača* Schlange), *khcštnkhīrtokh* Kastanienmarkt, *offmoaiər* Froscheier (*offə* Affe = Frosch).

V. Umschreibung des Genitivs.

1. Mittels des Vorwortes *von* von: *a*) Für den Gen. poss. kann zumeist Umschreibung eintreten: *von Lettsain* des Alexius, *'s khint von maindər toχtər* das Kind meiner Tochter, *də šüəhŋ von khnaχtə* die Schuhe des Knechtes.

b) In den nicht angeführten Fällen muß dies geschehen: *'s doχ von dər khīrχŋ* das Dach der Kirche, *dər šüs von haüžə* der Schuß = Giebel des Hauses, *də haupšait von rāboχə* die Halbscheid des Weingartens

(Koll. zu Rebe), *dər štol von dār žaijə* der Stall dieser Sau, *də pössait von łaitn* die Bosheit der Leute, *von dan Jûrš a bügŋ* ein Wagen der Bewohner des Hauses J.

2. Durch den Dat. des Subst. mit dem folgenden Pron. poss.: *a*) Die Umschreibung kann erfolgen: *in Peatər žain* statt *Peatərš uərbait* Peters Arbeit, *dər Neažl īr* statt *Neažlš gəbont* der Agnes Kleidung, *in Bets žain haižle* das Häuschen des Wetz (Kurzform zu Werner), *in hüntə žain khaupar* des Hundes Halsband (vgl. mhd. *këlbant*, vgl. dazu B. I. Anm.).

b) Die Umschreibung muß erfolgen: *dər Bettsin īr rāboχ* der Weingarten der Wetzin (Frau des Wetz), *dar Greatn īr də khindər* die Kinder der Frau aus dem Hause Gr., *dār khiə īr hāi* das Heu dieser Kuh, *dan Likkaiš žain də röš* die Pferde des Besitzers des Hauses L., *dan Štaffonš īr okkhər* ein Acker, der den Bewohnern des Hauses St. gehört, *main žbeštərn īr ērtoail* das Erbteil meiner Schwestern, *an uərm łaitn īr zoχχŋ* die Sache = das Eigentum armer Leute.

3. Durch Bildung eines 'besitzanzeigenden' Adj.s aus dem Gen. poss.: *a*) Mittels der Ableitungssilbe *-ig-*, die nur an den Gen. Sing. angehängt werden darf, und nur in Verbindung mit dem unbest. Art.: *a Mattlšigər rökh* ein Rock des Matthias, *a Tšiŋklšigəs giətle* (Dem. zu ahd. *guot*, das in der Ma. nur die Bedeutung 'Vieh' hat) ein Rind des Hauses T., *an attaišigai pfoait* (ahd. *pfeit*) ein Hemd des Vaters.

b) Mittels des Suffixes *-š-*, das nur an den Gen. Pl. angehängt werden darf, mit dem best. und dem unbest. Art.: *a Šaukhŋdoa(r)faršər püə* ein Schalkendorfer Bursche, *a Mēzlaršai praüt* eine Braut aus dem Dorfe Mösel, *dar Žeabaršə ökkšə* der Ochs aus Brunnsee.

DIE MUNDART VON VASTO IN DEN ABRUZZEN.

Von

GUSTAV ROLIN.

Vorbemerkungen.

1. Die Stadt Vasto. Vasto (besser il Vasto, lu Uašt), Kreishauptstadt in der italienischen Provinz *Chieti*, am Adriatischen Meer und an der Eisenbahn *Ancona-Foggia* gelegen, hat einen gotischen Dom, einen Munizipalpalast mit einer Sammlung römischer Antiquitäten, eine technische Schule, Ölgewinnung, Fischerei, Fabrikation von Teigwaren, Zündhölzern, Handel, einen kleinen Hafen und als Gemeinde etwa 18.000 Einwohner (1900). Vasto ist das altertümliche *Histonium* der Frentaner, eines Zweiges der Samniter, die mit Illyriern vermischt, auf dem südöstlichen Teile des heutigen *Abruzzo Citeriore* im Neapolitanischen, nördlich vom Fluß *Frento,* heute *Fortore,* seßhaft waren. Die Stadt litt 1706 durch ein Erdbeben.

2. Dar Gebiet der Stadt Vasto. Das Gebiet der Stadt *Vasto (l'agro vastese)* besteht aus der Stadt, den drei Lehngütern *(i tre fèudi) Salivènto* im Süden, *Castiglione* im Westen und *Pennaluce* im Norden, und dem *Distretto,* der folgende Ortschaften umfaßt: *Anginese, Cacciotta, Cappuccini, Carrozza, Casarsa, Casetta, Catello, Cinque Olivi, Codalfa, Colli, Costa Calana,n*

Diritta, Fonte Grugnale, Fonte Joanna, Grotte, Livustra, Lota, Luci, Maddalena, Madonna della Neve, Madonna del Soccorso, Magazzeno, Maltempo, Montevecchio, Murello, Paradiso, Passo della Noce, Pietra, Pietraquattrocchi, Ponte della Marina, Ripa dei Ciechi, Salce, Salvatore, San Biase (Biagio), San Giácomo, San Lorenzo, San Michele, San Pietro Linari, San Sisto, Sant' Antonio Abate, Sant' Onofrio, Sette Dolori, Tagliaferro, Trave, Tre Segni, Tubello, Valloncello, Vallone di Cénere, Vasca delle Pietrie, Vavone, Vilignina. Das bedeutende Lehngut *Castiglione* selbst ist aus folgenden Ortschaften zusammengesetzt: *Carpineto, Castellano, Castello, Cervara, Cipranneto, Colle San Giácomo, Colle Sinello, Cunicella, Cupa, Defensa, Fonte del Fico, Fonte Villa Macchione, Piana d'Ischia, Pisciarello, Salavuca, San Leonardo, Sellotto, Surienza, Tratturo* und *Villa.*

3. Der Gerichtsbezirk Vasto. Der Gerichtsbezirk (*mandamento*, Kanton) *Vasto* zählt vier Gemeinden: *Vasto, Cupello, Monteodorisio* und *San Salvo.*

4. Der Kreis Vasto. Der Kreis (*circondário, arrondissement*) *Vasto* besteht aus neun *mandamenti: Vasto, Atessa, Bomba, Casalbordino, Castiglione Messer Marino, Celenza sul Trigno, Gissi, Paglieta, San Buono.*

5. Die Grenze des Kreises Vasto. Das *Circondario di Vasto* grenzt im Norden an den Kreis von *Lanciano,* im Osten an das Adriatische Meer, im Süden an die Provinz *Campobasso* (früher *Molise*), im Westen mit derselben Provinz *Campobasso* und mit dem *Circondario di Lanciano.*

6. Die Hülfsmittel, welche dem Verfasser bei der Erforschung der Mundart zur Hand waren:

a) Die *Beobachtungen,* die er an Ort und Stelle gemeinschaftlich mit seinem Freunde, dem Schriftsteller Cav. Prof. Luigi Anelli gemacht hat.

b) *Ricordi di Storia vastese,* I. e II. edizione, Vasto 1885, 1897, veröffentlicht von L. Anelli.

c) *Fujj' ammĕšche (Foglie miste).* Sonetti in dialetto vastese da L. Anelli. Vasto 1892.

d) *Fra Serafino Razzi,* Priore del Convento di San Domenico nel Vasto: *Cronaca Vastese* (anni 1576—1577) annotata e pubblicata da L. Anelli, Vasto 1897.

e) *Crĕšte gna vaite accuscĕ pruvaite* (Cristo come vede così provvede), Proverbio in un atto in dialetto vastese da L. Anelli, Vasto 1897.

f) *A ch' attocch' attocche!* (A chi tocca tocca!), Proverbio in un atto in dialetto vastese da L. Anelli, Vasto 1897.

g) *Origine di alcuni modi di dire* popolari nel dialetto vastese da L. Anelli, Vasto 1897.

h) *Proverbi vastesi,* raccolti ed annotati da L. Anelli, Vasto 1897.

i) *Auspicatissime nozze Signorini-Benedetti,* da Luigi Anelli, Vasto 1901.

j) *Macchiette vastesi* del Prof. Luigi Anelli, Vasto, ohne Datum.

k) L. Marchesani, *Poesie vastesi,* Vasto.

l) Das noch nicht fertiggestellte *Vocabolario vastese* des Cav. Prof. Luigi Anelli, Vasto 1901 etc.

m) An ungedruckten Dokumenten sind zu erwähnen:

Aus den Jahren

1503: *Statuti del Vasto,* im Archivio Comunale.

1550—1602: *Protocolli del notar Francesco Antonio Viti,* in der Bibliothek des Gabinetto Archeologico.

1559—1681: *Parlamenti dell' Università del Vasto,* im Arch. Com.

1565—1808: *Libro dei Battezzati di S^a. Maria,* im Arch. del Capitolo Cattedrale del Vasto.

1576—1577: *Viaggi di Fra Serafino Razzi*, in der Biblioteca Marucelliana zu Florenz.

1576—1810: *Libro dei Morti dell' Arciconfraternita della Carità*, im Archiv derselben Erzbrüderschaft.

1579—1808: *Libro dei Battezzati di S. Pietro*, im Arch. del Cap. Catt.

1600—1640: *Protocolli del notar Fantini*, in der Bibl. des Gab. Arch.

1645: *Vita di Suor Maria Zocchi*, scritta da Fra Marcello Oliverio, in der Bibl. des Gab. Arch.

1683—1808: *Libro dei Morti di St. Maria*, im Arch. del Cap. Catt.

1688—1808: *Libro dei Morti di San Pietro*, daselbst.

1700—1725: *Cronaca di Diego Maciano*, in der Bibl. des Gab. Arch.

1720: *Processo di avvelenamento*, im Arch. Com.

1797—1798: *Cronaca vastese*, im Besitze des Ing. Filippo Laccetti.

1799: *Processo dei Rivoltosi del 2 febbraio*, im Arch. Com.

1800—1860: *Deliberazioni decurionali*, im Arch. Com.

1812—1862: *Diario di Florindo Muzi*, im Besitze des Cav. Prof. Luigi Anelli.

7. Die Schwierigkeit der Dialektforschung. Wenn hier wie anderswo die Unzahl der Lokalmundarten die Aufstellung allgemeiner, einer Unterdialektgruppe gemeinsamer Merkmale behindert, so treten der Dialektologie in Folge des durch gegenseitigen Verkehr bedingten Einflusses fremder Mundarten und des siegreichen Vordringens der Schriftsprache neue Schwierigkeiten in den Weg. Durch das Streben geleitet, nach der politischen auch die sprachliche Einheit zu erlangen, führt auch hier die Regierung durch Schule und Mi-

litärdienst gegen die *lenga uaštaréule*,[1]) wie sonst gegen das verächtliche *parlare sporco,* einen unerbittlichen Kampf. Es gelingt ihr zwar, bei der jüngeren Generation die angestammte Sprechweise zu verdrängen, im allgemeinen aber entsteht, selbst bei der älteren Generation, aus der Mischung fremder Elemente mit der Mundart eine Zwittersprache, bei deren Untersuchung es nicht leicht ist, die ursprünglichen, reinen Bestandteile von den durch die Schriftsprache oder die benachbarten Mundarten beeinflußten zu sondern.[2])

---

[1]) *lingua vastese* (*vastaiuola*).

[2]) Vgl. das Volkslied: *I vujje sapé coma vi chiamate* (statt *gna t'arimëtte*). — *Mi chiame sanacore, chi vvulite?* (statt *M'arimátte sanachéure, chi vvuláile?*) — *E già chi sanacore vi chiumate,* — *Sane štu core chi mmi si firite!* — (statt *štu chéure . . . firiute!*) — *Firita di curtelle si po risana,* — *Firite di prim' amore n dз arisane ma* (statt *Firëite di c. . . .* — *Firëite di p. amáure . . .*). Im volkstümlichen Neujahrswunsch des *Voc. Vastese* des Luigi Anelli SS. 68—69 sind die Formen *scaline*, *cuscine*, *attacche* (2. Pers. Sg.) durch die echt vastesischen *scalëine*, *cuscëine*, *attècche*, die Formen *line* und *halline* durch *lëine* und *hallëine* zu ersetzen. — Ein altes Weib aus dem Volke, das niemals Vasto verlassen hatte und dem der Name Mascagni und die Meisterwerke dieses Komponisten sicher unbekannt waren, sagte uns eine Oktave her, die der *Siciliana* der *Cavalleria Rusticana* entnommen zu sein scheint und gar manche fremde Form aufweist: *Voi siete bianghe come na camisce* (statt *Vu saite b. gna na camëisce*), *Siete russcette più di na cirasce* (statt *Sete russciátte cchiu di na c.*); *Canda t'ingondre ti sbotte la rise* (statt *rëise*), *Vijat' a chi ti dà iu prime vasce. Nз mmi ni cura di murirce accise* (statt *chiure di murirece accëise*); *Nnandз a la casa to lu sangh' é spase* (statt *casa té*); *E si i more e vate m baradise* (statt *méure e vajje m baradëise*), *Si nin gi trov' a tté manghe ci trasce* (statt *a ttá*)! — Die reine Mundart ist nirgends mehr zu finden; überall beeinflußt die Schriftsprache den Dialekt: *vòjje* statt *vujje* nach *voglio*, *ámbie* statt *mbiëssce* nach *émpie* (Verb.), *fino* (Präp.) statt *schine, schinèndze*, *almeno* statt *a lu manghe, meno* statt *cchiu ppéuche*, *ciò* statt *ásse, quášte*, *patre* statt *tate*, *succéte* (*succède*) statt *é cummunènde* (*convenente*). Anderswo wird die schriftitalienische Form dem Dialekt angepasst: *s'ingiágne* — *s'ingegna*, *signëfeche* — *significa*, *riggina* — *regina*; *crogiòlo* (mit silbenbildendem *i*!) ergibt *crusciujéule* (*crugi* + *j* + *olo*, wobei *i* dem *u* assimiliert wird). Nicht selten werden ganze Redensarten ohne Verständnis der Schriftsprache entnommen; z. B. *puzz a ccapèšte* — *puzza che appesta.*

I. Lautlehre.

A. Allgemeines.

1. **Wirkung des Akzentes.** Das Vastesische gehört zu jenen abruzzischen Mundarten, in denen die meisten langen, d. h. in offener Silbe stehenden, überstark betonten Vokale ohne Ausnahme diphthongieren. Überstark betont werden aber nur jene Worte, die vom Satzakzent getroffen werden, welcher in diesem Dialekt gewöhnlich auf das letzte Wort des Satzes fällt:

Mi cuoce lo stomaco: 1. *Me cóce lu štuómeche.*
2. *Lu štuómeche me chéuce.*

Die starkbetonten, langen Vokale, die vom phraseologischen Akzent nicht getroffen werden, diphthongieren nicht:

Sing. *boccone* — *ccóne* schwach- und starkbet. — *ccáune* überstarkbefont.

Plur. *bocconi* — *ccune* schwach- und starkbet. — *cchîune* überstarkbetont.

z. B.: *nu ccone ccáune pochino pochino.*
L' a fatte ccune cchîune. L' ha fatto a pezzi.

So finden wir *mbile mbëile in filo in filo*; *lu bbon é bbéune, ma ddure péuche*; *chéure* — *cuore*, aber *core mé*; *tre trá* — *tre tre* (drei Dreier); *máise* — *mese*, aber *lu muése d' ahášte* — *il m. d' agosto*; *ásse* — *esso*, aber *esse štásse* — *esso stesso.*

Es kann als Regel aufgestellt werden, daß die undiphthongierten, schwach- oder starkbetonten Vokalwerte des Vastesischen den toskanischen entsprechen.

Anmerkung. Die Diphthongierung reicht nicht über das sechzehnte Jahrhundert zurück; die ältesten vastesischen Denkmäler weisen nur einfache Vokale auf: 1503 *ceppone* Sing. — *cippuni* Plur., heute *cippáune* — *cippîune.*

2. **Einfluss der Vokalextreme** *a, i, u.*

Das *a* des Auslauts, welches in manchen abruzzischen Dialekten die Vokalbrechung, besonders die der

o-Laute, hindert, übt im Vastesischen auf den Tonvokal keinen Einfluß.[1]) Ebenso wenig kann die Beeinflussung der Tonsilbe durch auslautendes *u* endgiltig nachgewiesen werden. Formen wie *Pitre* — *Pietro, Frangische, Frangi* — *Francesco* neben *Frangiá* — *Francesca, ucchie* — *occhio*, *jinucchie* — *ginocchio*, *surchie* — *sorso, sorsata, n gurpe* — *in corpo* usw., können auf eine andere Weise, die letzteren z. B. in der Analogie mit dem Plural oder dem Einfluß des *j* ihre Erklärung finden. Dagegen ist die Einwirkung des *i*, ganz besonders in der Mehrzahl der Haupt- und Eigenschaftswörter, und der zweiten Person Sing. der Verben, eine sichere und trifft sogar das offene Vokalextrem *a: la carne* — *li chèrne: carne* — *carni*, *la náuce* — *li nîuce: noce* — *noci, jĭ allave* — *tu allève: io lavo* — *tu lavi, jĭ céche* — *tu ciche: io accieco* — *tu acciechi, jĭ afféuche* — *tu affuche: io affogo* — *tu affoghi* usw.

Das erwähnte auslautende *i* verwandelt freies *a* zu *é*, gedecktes *a* zu *è*, *è* zu *i*, freies *é* zu *ëi*, gedecktes *é* zu *ë*[2]), *ò* zu *u*, freies *ó* zu *îu*, gedecktes *ó* zu *ĭ*.[3])

Anmerkung. Die ältere Zeit kennt auch hier keine Diphthongierung, so daß sich der durch auslautendes *i* beeinflußte Vokalstand des Vastesischen dem entsprechenden des Neapolitanischen nähert: *a* > *e* (neap. unbeeinflußt), *è* > *i* (neap. *ie, ié*), *é* > *i* (wie neap.), *ò*, *ó* > *u* (neap. *ò* > *úo*, *ó* > *u*).

3. Stellung der Tonsilbe im Worte.

In den Abruzzen und ganz besonders im Vastesischen sind infolge der Schwächung oder des Schwundes der nachtonigen Vokale die freien Proparoxytona als gedeckte Paroxytona zu betrachten und dementsprechend zu behandeln: *jĭ abbáte* — *tu abbéte* —

---

1) Vereinzelte Beispiele wie *vrógne*, *vrógnele* für *prugnola* (*bitorzolo*) können kaum die öffnende Wirkung des *a* endgiltig dartun.

2) Sehr offenes, an palatales *á* streifendes *è*.

3) Offenes, etwas gerundetes *i*.

chèlle abbàtene[1]: *io bado — tu badi — quelli badano.*

B. Vokale.

α) Betonte Vokale.

A.

1. Das freie *á* wird stark palatal artikuliert und entspricht etwa pariserischem *a* in *patte*. Hinter geschlossenen Konsonanten kommt vor demselben als leiser Gleitlaut ein *e* zum Vorschein: *casa — kᵉásə, dispera (smaga) — zmᵉágə.*

Beispiele: *fámə*[2] — *fame, fama, kášə — cacio, pátrə — padre,* im Infinitiv der 1. Konj. *-á — -are,* wie *purtá — portare, mañá — mangiare* usw.

Durch folgendes, auslautendes *i* beeinflußt, verwandelt sich freies *a* in geschlossenes *é*: *jĭ abbátə, tu abbétə — io bado, tu badi; jĭ allávə, tu allévə — io lavo, tu lavi; surdátə,* Pl. *surdétə — soldato, soldati; kánə,* Pl. *kénə — cane, cani.*

2. Das gedeckte *à* wird, je nach der konsonantischen Umgebung, wie ein mehr oder weniger gerundetes, velares, pariserisches *â*, z. B. in *pas, passe, âme,* artikuliert; nach Labialen kommt es dem offenen englischen *o* in *not* gleich: *màngə — manco.*

Beispiele: *pàssə — passo, làssə — lasso, kàššə — cassa, àlmə — anima, kavàttšə — *cavaccio*[3], *àddə — alto, màštrə — maestro* usw.

Durch folgendes, auslautendes *i* beeinflußt, geht gedecktes *à* in offenes *è* über: *jĭ kàndə, tu kèndə — io canto, tu canti; jĭ kkjàppə, tu kkjèppə — io*

[1]) *á* palatal, *à* velar. In *abbàtene* ist das *à* velar, weil es gedeckt ist wie in *àlme.*

[2]) *ə* ist ein ungerundetes französisches *e*, wie z. B. in *je te dis.*

[3]) von *cavus*, im Sinne von *gozzo*; vgl. frz. *se gaver.*

acchiappo, tu acchiappi; kavàllə, Pl. *kavèllə — cavallo, cavalli; kàrnə*, Pl. *kèrnə — carne, carni.*

Anmerkung 1. Folglich, nach I A, 3., finden wir: *fá — fare*, aber *fàrəjə — fargli*; *jĭ kákə, tu kékə, kĕllə kàkənə — io caco, tu cachi, quelli cacano; jĭ kàpətə, tu kèpətə — io capito, tu capiti* usw. Ebenso wechseln die *a*-Laute ab in *vá! — vàttšə! va! vacci!* in *dá! — dàmmə! dà! dammi!* usw.

Anmerkung 2. Der charakteristische Vokal der I. Konj. *a* geht unter dem Einflusse eines vorhergehenden, zum Stamme gehörigen *i* oder *u* (lat. ī, ū), oder eines unmittelbar vorhergehenden *j* in *e* über: *fikké — ficcare, štuté — *stutare (spengere*[1]), *arizbijjé — risvegliare* usw., *kupujé — accoppiare*[2]); aber *kupujèrəsə — accoppiarsi* usw.

Anmerkung 3. Es tritt *e* für *a* ein in: *ménə*[3]) — *mano* durch Einfluß der Mehrzahl, darnach *mènəkə — manico, manica; hué* neben *huá — guaio* nach dem üblicheren Plural; *annèndə, annèndsə — innanzi* durch Einwirkung des Schluß-*i*; *pińétə — pignatta*, wo Suffixtausch vorliegt (*-atta* mit *-ata* des Part. Perf. vertauscht und demgemäß behandelt[4]); *Lunèrdə — Leonardo, kèddžə — calcio; pètəmə, pèttə* usw. für *pàtrəmə, pàtrətə (mio, tuo padre)* nach **kuńètəmə, kunètəmə (mio cognato)*, welch' letzteres phonetisch erklärt werden kann.[4]) — Den Wandel von *a* in *o* findet man in *ndžó* neben *džá (non già — già)*. — Für das Suffix *-arius* ist nur *-árə* volkstümlich: *jinnárə — gennaio, pukurárə — pecoraio, bangunárə (monello) — *bancone + ariu, párə — paio*, Ortsnamen *Tširvárə — Cervara, Buššárə* usw.; *tšikárə — cicala* (Suffixtausch). Das fremde[5]) Suffix *-ière* wurde als *-irə* oder *-érə* herübergenommen (*-iere* > *-irə, -iére* > *-érə*): *artirə, bikkirə, fumirə, banirə (bandiera), kjangirə*[6]) (*macellaio*); — *firrérə (ferraio), skupunérə (scopina = cornamusa), kukkjérə* neben *kukkjárə (cochiara* 1620).

[1]) Vgl. das Verb (Formenlehre 4).

[2]) eig. *kuppjé* > *kuppijé* > *kuppujé* (assimiliert).

[3]) Doch, aus der Schriftsprache, *sottamánə (sottomano)* und *a mmán a mmánə.*

[4]) Vgl. Formenlehre 4.

[5]) *kavallárə* Pferdehändler, *kavalirə — cavaliere.*

[6]) Siehe unter *p*.

E.

I. **Offenes** E.

1. Das freie *è* wird zu *é*: *pétə* — *piede*, *arrétə* — *arrietro*, *frévə* — *febbre*, *vé* — *viene*, *té* — *tiene*, *mé* — *mĕus* usw.

Durch folgendes, auslautendes *i* beeinflußt, wird freies *è* zu offenem *i*: *pitə* — *piedi*, *ttšékə* — *ttšikə* accieco — *acciechi*, *vi* — *vieni*, *ti* — *tieni*, *mi* — *miei*, *ajjirə* — *ieri* usw.

2. Das gedeckte *è* bleibt *è*: *jĭ pèndzə* — *io penso*, *dèndə* — *dente*, *aèššə* — *esce*, *arrènnə* — *rendere*, *kappèllə* — *cappello*, *mètəkə* — *medico*, *ttšèkənə* — *acciecano* usw.

Durch folgendes, auslautendes *i* beeinflußt, wird gedecktes *è* zu offenem *i*: *tu pindzə* — *tu pensi*, *dində* — *denti*, *tu arrinnə* — *tu rendi*, *kappillə* — *cappelli*, *kkjitə* — *Chieti* usw.

Anmerkung 1. Der Einwirkung des folgenden *j* ist das *i* zuzuschreiben in: *priddžə*[1]) — **plebium*, *liddžə*[1]) — **levius*, *vikkjə*[2]) — *vecchio*, *piskə* — *pestio*, *peschio*, vielleicht auch in dem Suffix *-indzə* (*-enza*), neben welchem die Form *-èndzə* sehr selten vorkommt: *kummunijindzə* — *convenienza*, *diššindzə* (neap. *descensio*) — *malanno*, *krinindzə* Dürftigkeit, Elend, *dá audindzə* — *dar retta* (fręmd: *difirèndzə*, *krissèndzə* — *crescenza*), dann in *Vitšindzə* — *Vincenzo*, *kupirkjə* — *coperchio*, *tšitširkjə* — *cicerchia*.

II. **Geschlossenes** E.

1. Das freie *é* wird zum Diphthong *ái*, mit palatalem *á* und schwach artikuliertem, offenem *i*: *náirə* — *nero*, *sáitə* — *sete*, *tšáitšə* — *cece*, *-áivə* — *-eva*, *dáitə* — **deto*, *dito*, *pjáimə* (Hochwasser) — *plēna*. Im Auslaut verliert dieser Diphthong, ebenso wie alle anderen Diphthonge, seinen zweiten Bestandteil: *tiná*

---

[1]) Jedenfalls entlehntes Wort; frz. *pleige* Bürgschaft.

[2]) Nicht etwa Verallgemeinerung der Pluralform.

— *tenere*, *vulá* — *volere*, *trá* — *tre*, *rrá* — *re*, *pikká* — *perchè* usw.

Durch folgendes auslautendes *i* beeinflußt, schließt sich der Diphthong *ái* zu *ëi*, d. h. zu sehr offenem, an *á* streifendem *è*, auf welches ein offenes, schwach artikuliertes *i* folgt [1]): *tšëitšə* — *ceci*, *jï váivə* — *tu vëivə io bevo* — *tu bevi*; *vëitə*, *vë! vedi, vedi!*

Anmerkung. In entlehnten Wörtern bleibt *é*: *putékə* — *bottega* usw. Vorhergehendes und nachfolgendes *j* schließen *é* zu *i* und hindern die Diphthongierung in *kkjišə* — *chiesa*.

2. Das gedeckte *é* wird allgemein zu palatalem *á*, welches nach oder vor Labialen zu reinem *a* geöffnet werden kann [2]): *sáñə* — *segno*, *fráddə* — *freddo*, *dándrə* — *dentro*, *kapállə* — *capello*, *táñə* — **tengere (tïngere)*, *ássə* — *esso*, *-ávənə* — *-ēbant*, *ammáskə* — *meschio*, *mischio*, *máttə* — *mettere*; *fammənə* — *femmina*.

Durch folgendes, auslautendes *i* beeinflußt, geht das palatale *á* in *ë* über [1]): *jï máttə* — *tu mëttə io metto* — *tu metti*, *kapëllə* — *capelli*, *dábbətə* — *dëbbətə debito* — *debiti*, *vëndə* — *venti*.

Anmerkung 1. Regelrecht *á* aus *é*, und kein *i* haben wir in *tšáñə* — *cigna*, *tšándə* — *cinta*, *arištráñə* — *restringere*, *avvándšə* — *vincere*, *lángə* — *lingua*, *-áñə* — *-ĭgnu* (*kavalláñə*) usw. Lautliche Vorgänge liegen vor in *kapirkjə* — *capecchio*, *pijjə* — *pĭius*, *bištijə* — *bēstia*. Eigentümlich sind die analogischen Formen *virdə* — *verde* und *frëskə* — *fresco*.

Anmerkung 2. Das Suffix *-èllu* ergibt *-èllə* und *-illə*, das häufigere Suffix *-éllu* regelrecht *-állə* (Plur. *-ëllə*): *battèllə*, *battarèllə*, *kkjandèllə* (*piantella*, Zwischensohle), *kkjanèllə* (*cestino piano*, **pianella*), *matšillə* — *macello*, *kaminarillə* (Gängelwagen), *vurdšillə* — *borsellino*; — *kunnulállə* — *culla*, *kudállə* — **codella* (*nuca*), *dijavilëllə* — *diavoletti*. Die Doppelform *-èllə* und *-illə* führe ich auf eine ursprünglich schließende Einwirkung des auslautenden *u* zurück: *la bangarèllə* (*tavola dei rivenditori*)

---

1) Eigentlich wird *é* zu *i* (wie im Neap.), welches zu *ëi* diphthongiert oder, wenn gedeckt, in *ë* übergeht.

2) Aber nicht muß.

— *lu bangarillə* (von *panca:* Werktisch für Schuhmacher).[1] — Auch das Suffix *-mentum* hat eine doppelte Form: *-mèndə* und das in volkstümlichen Wörtern vorkommende *-mində: trummèndə — tormento, mumèndə — momento* usw.; *karijamində — carreggio, dilikamində — *dileticamento, tšavulijamində — *ciab-oleggiamento* (Geschwätz) usw.; hieher gehört auch *tim(m)ində — tieni in mente (guarda!)*. Auch hier dürften lautliche Vorgänge vorliegen.

I.

1. Das freie, unbeeinflußte oder beeinflußte *i* wird zu *ëi: amëikə — amico, attšëisə — ucciso, kummutè — convitare: ji kummëitə, tu kummëitə, *Marëijə > Marëjjə — Maria.* Im Auslaut fällt das zweite Element weg: *Marë! — Maria! kë? — chi? -arë — -eria, vrivuñarë — vergogna + eria* usw.

2. Das gedeckte, unbeeinflußte oder beeinflußte *i* wird zu *ë: dëttə — dīctum, rëttə — ritto, Krëštə — Cristo, dëmmə — dimmi, abbitšënənə — avvicinano, pittšinënnə* Sing. und Plur. — *piccinino* (Suff. *-innu*), *San Dumënəkə*[2]), aber *dumánəkə, pëštə — pīst(at)us* usw.

Anmerkung. Auffallend ist *tsámətsə*[3]) — *cīmicem*, welches vielleicht von *páddžə*[3]) — **pūlicem* beeinflußt wurde.

O.

I. **Offenes O.**

1. Freies *ò* wird zu *éᵘ*, d. h. zu geschlossenem *é*, auf welches ein schwach artikuliertes, offenes *u* sich

---

[1]) Ursprünglich ergab die Maskulinform *-èllu* das Suffix *-illə*, die Femininform *-èlla* das Suffix *-èllə*. Mit der Zeit entstanden hieraus zwei verschiedene, gleichbedeutende Suffixe, die ohne Unterschied zur Verwendung gelangten. Anders Meyer-Lübke, Gramm. der rom. Spr. II, 544, H. Schneegans, Laute und Lautentwicklung des sizilianischen Dialektes S. 31. — Vgl. noch Cornu, Grundriss f. rom. Ph. I, 926.

[2]) Das Wort wurde aus dem Kirchenlatein mit *i* übernommen.

[3]) Beide männlich.

anschließt; im Auslaut fällt das zweite Element weg: *vré^u tə—brodo, paré^u lə—parola, -ijé^u lə—-iòlum, ré^u lə—areola, ké^u tšə—cuoce, ké^u rə—cuore* usw.; *mé—modo (ora), vé—*vòlet (vuole), bom bré—buon prò* usw.

Durch auslautendes *i* beeinflußt, verwandelt sich der Diphthong *é^u* in *ůú*, d. h. in einen Diphthong, der mit offenem *u* einsetzt und mit geschlossenem *u* schließt: *fé^u kə—fůúkə fuoco—fuochi, ji sé^u nə—tu sůúnə io suono—tu suoni.* Im Auslaut fällt das zweite Element weg: *vujjə—vů voglio—vuoi, tapů—dappoi* usw.

Anmerkung. Die schriftitalienischen Wörter mit *ó* werden mit *ò* herübergenommen und demgemäß behandelt: *ké^u mə—come* usw. Somit erhalten wir aus der Kirchensprache *confessòre—kumbussé^u rə, Candelòra (-aia)—kannilé^u rə.*

2. Gedecktes *ò* wird zu einem mittleren *o*, das wir mit *ó* bezeichnen:[1]) *pópələ, fóssə, vónnə—vogliono, fójjə—foglia, sórtə* usw.

Durch auslautendes *i* beeinflußt, wird *ó* zu offenem *u*: *akkójjə—akkujjə accolgo—accogli, arróbbə—arrubbə rubo—rubi, šujjə—sciogli, ujjə—oggi, ómmənə—ummənə uomo—uomini* usw.

Anmerkung. Einfluß des *j* dürfte in *kurjə—còrium, prurijə—pròprium* (neben *prúpətə* nach *sibbətə subito*), auch in *ukkjə—occhio* vorliegen, wenn die Form nicht etwa dem Plural entnommen ist.

II. **Geschlossenes** O.

1. Freies *ó* wird zu *á^u*, d. h. zu palatalem *á*, an das ein schwach artikuliertes, offenes *u* sich anschließt; im Auslaut fällt infolge der Kürzung das *u*-Element weg: *amá^u rə—amore, fjá^u rə—fiore, baštá^u nə—bastone, ká^u tə—coda, cote; ná^u nə, ná—non, addá^u və, addá—dove* usw.

Durch auslautendes *i* beeinflußt, geht *á^u* in *í^u* über, d. h. in einen Diphthong, dessen erster Bestandteil ein etwas gerundetes, offenes *i* und dessen zweiter

[1]) Ganz offenes *ò* kommt nur in Interjektionen vor: *tò!—tieni! mbò!—oibò!*

Bestandteil ein schwach artikuliertes, offenes *u* ist:[1]) *a l'attindĭ^u nə—a tentoni (tastoni), fjĭ^u rə—fiori, jĭ kā^u lə—tu kĭ^u lə*[2]) *cōlo—cōlas, uratsijĭ^u nə—orazioni* usw. Im Auslaut schwindet der zweite Bestandteil: *n ĭ —noi, v ĭ—voi* usw.

Anmerkung. Regelrecht *lŭpus—lá^{u}pə*. Das Suffix *-osus* ergibt *-á^{u}sə* und *-ĭ^{u}sə: kurrivá^{u}sə—dispettoso* (**corrivoso*), aber *diliki^{u}sə—solletico + oso, tšandžĭ^{u}sə—ciancia + oso, arrajĭ^{u}sə—rabbioso* usw. Ich halte *-ĭ^{u}sə* für die ältere, durch folgendes *u* beeinflußte Form.[3])

2. Gedecktes *ó* ergibt *á*: *álmə—olmo, kándžə —acconcio, vrivánə—vergogna, ahástə—agosto.*

Durch auslautendes *i* beeinflußt, wird gedecktes *ó* zu *ĭ*: *páddžə—pĭddžə pulce—pulci* (**pŭlex*), *jĭ áñə—tu ĭñə—áñənə ungo—ungi—ungono* (*ŭngo*).

Anmerkung 1. Das Suffix *-ōrium* ergibt 1. **-órjə, *-órə, -á^{u}rə: kakatá^{u}rə cantero, kulatá^{u}rə—*colatorium* (*cenerácciolo*); 2. *-urijə: vindaturijə vento impetuoso* usw.; 3. **-urə*, welches zu *-ĭ^{u}rə* weiter entwickelt wird: *kuttĭ^{u}rə*[4])—**cortorium* (*paiuolo*) usw.; 4. gelehrtes *-òrijə: kumbissiunòrijə—confessionario.* — Das Suffix *-ōnium* ergibt *-únəjə: krisšimunəjə—crescimento.*

Anmerkung 2. Merkwürdig sind die Formen *dáddə—dōtem* und *vuddə—vŏcitus* (*vuoto*). Zur Erklärung diene der Umstand, daß das Volk den Konsonanten hinter einem Diphthong gerne dehnt: *nŏvem—né^{u}vvə.*[5])

U.

1. Freies, sowohl unbeeinflußtes als durch *i* beeinflußtes *u* wird zu *ĭ^u*, d. h. zu etwas gerundetem, offenem *i*, auf das ein schwach artikuliertes, offenes *u* folgt; im Auslaut fällt das *u*-Element weg: *mĭ^{u}rə—*

---

[1]) Eigentlich geht *ó* in *u* über, welches zu *iu* diphthongiert.

[2]) *cōlant—kólənə.*

[3]) Also *-ōsus = -iusə, -osa = -áusə.* Verallgemeinerung der männlichen Pluralform ist weniger möglich. Sonst könnte auch *-á^{u}sə* schriftitalienischem *-oso*, *-ĭ^{u}sə* neapolitanischem *-uso* entsprechen.

[4]) *cottoro* 1591.

[5]) Vgl. *addindzə* neben *audindzə udienza.*

muro, muri, -ī^u rə— -ura, fjī^u mə—fiume, fī^u mə—fumo; kkjī—più, dī—due usw.

2. Gedecktes *u*, gleichviel ob unbeeinflußt oder beeinflußt, wird zu *ī*: *frīttə — frutto, frutti, līffə — luffo, līťšətə — lucido, nnīmmərə — numeri, kījjə — acūlea* usw.

Anmerkung. Formen wie *riddīttə — redūctus, kurrīttə — corrūptus* usw. sind analogisch gebildet; *kuńīndə* entspricht der Grundform *coniūnctus*.[1])

β) Unbetonte Vokale.

Allgemeines.

1. Nach dem Hauptton werden alle Vokale zu ungerundetem *ə*, vor dem Hauptton bewahren sie ihre eigene Artikulation, doch wird dieselbe etwas geschwächt: *kamëinə ťšàngula ťšàngələ* (watschelnd; *cianca* + *ula*), *ddàtsəjə — dazio.* Der *a*-Laut bleibt folglich zwischen sinnlich eng verbundenen Wörtern, von denen das erste den Neben-, das zweite den Hauptton hat; in dieser Stellung kann *a* sogar andere Vokale vertreten: *bbóna sáⁱrə* (*sera*), *sànda krá^u ťšə* (*santa croce*), *sànda Niké^u lə* (*Nicola*), *újjamé* (*oggimai*) usw. — Somit auch nachnebentonig im Worte: *pùndatèllə, sólamèndə* (gelehrt) usw.

2. Im Nebenton werden die Diphthonge des Haupttons zu ihren entsprechenden einfachen Vokalen: *l' amá^u rə — pi l'amórə té* (*per l' a. tuo*), *bé^u nə (buono) — bónə Ddë (b. Dio)*, *krèitə — krit'a ddë* (*credi in Dio*).

3. Der Vertreter der tonlosen palatalen Vokale ist *i*, der velaren *u*; unter Einfluß der Umgebung verdrängt oft das *i* den *u*-Laut: *pritšissijá^u nə* (*processione*).

4. Die tonlosen Vokale vor dem Tone werden womöglich angeglichen: *lu kruštujánə — li kri-*

[1]) Neben *kuńáńə — coniūngere.*

štijénə (*cristiano, -i*), *lu tsujánə*, — *li tsijénə* (*zio, -i*), *lu lujáᵘnə* — *li lijîᵘnə* (*leone, -i*).

A.

1. Tritt gerne vor das Präfix *r(i)-* und vor einfache Verben, bei denen es den anlautenden Konsonant geminiert: *arifá* (*rifare*), *armidijé* (*rimediare*), *abbuské* (*buscare*).[1] So auch bei anderen Redeteilen: *assáprə* (*sopra*), *ajjirə* (*ieri*) usw.

2. Ist als Auslaut von Adverbien und Konjunktionen beliebt: *koma* (*come*), *kanda* (*quando*), *addónna* (*donde*) usw.

3. Wird zu *o* in *domàskə* (*damasco*), hinter nachklingendem *u*: *lu kwoppèllə* (*il cappello*); zu *u* in *kuppuláᵘnə* (*cappa* + *ulu* + *ona*), *kuvëttsə* (*cavezza*) usw.

E.

1. Es wird zu *a*, besonders im Anlaut: *assàmənə* (*esame*), *tramîutə* (*tremoto*, Einfluß von *tramutare*), *tšartšèllə* (*circellus*), *baffátə* (*beffata*) usw.

2. Es schließt sich zu *i* in *pitrátə* (*pietrata*), *annihá* (*annegare*), *rrikkjáttə* (*orecchietta*), *vriváñə* (*vergogna*), *ittá* (*gettare*) usw.

3. Es geht in *u* über, besonders in Berührung mit Labialen: *kuffujé* (*beffare*; *còffa* = *corba* + *-eggiare*), *prubbalá* (*prevalere*), *kumbussá* (*confessare*), *sulluvá* (*sollevare*), *trumundá* (*tormentare*) usw.

4. Es fällt in *abbindëitšə* (*benedire*) und wird von dem silbig gewordenen *w*-Laut verdrängt in *kurélə* (*querela*, gelehrt).

I.

1. Es erscheint sehr oft als Gleitlaut: *kariváᵘnə* (*carbone*), *kalikárə* (Kalkofen) usw. Suffixtausch liegt vor in *autîniə* (*autunno*).

---

[1]) *aprire* > **rapë* (Metathese) > *arrapë*.

2. Es ist erhalten in *aripinitë* (*pentirsi*).

3. Es wird zu *a* assimiliert in *katàrrə* (*chitarra*), *bahándzə* (*bigoncia*), *tšamárrə* (*cimurro*).

4. Es verwandelt sich durch Assimilation oder Einfluß von Labialen in *u*: *tšuváttə*[1]) (*civetta*), *suspuré* (*sospirare*), *kušutáᵘrə* (*cucitore*) usw.

5. Es wird von dem silbig gewordenen *w* aufgesogen in *sákutə* (*seguita*).

O.

1. Es wird zu *a* assimiliert: *arrakanátə*[2]) (*origanato*), *arikannášš ə* (*riconoscere), bammëinə* (*buon vino, sorta d' uva*) usw.

2. Eines der wichtigsten Merkmale des Vastesischen ist der Wandel des *o* in *i*, besonders vor *r* und *š* und, durch Assimilation, vor *á, ë: firtîᵘnə* (*fortuna*), *firmëikə* (*formica*), *prittšillîttšə* (*porcelluccio*), *rišéᵘlə* (**rossuolo, triglia*), *kijjáᵘnə* (**cogliona, berta*), [3]) *akka villëitə* (*acqua bollita*) usw.

3. Vortoniges *o* wird allgemein zu *u: vurdzáṅə* (*Orsogna*), *arruvuné* (*rovinare*), *trummèndə* (*tormento*), *kruhàttə* (*cravatta*), *addžunukkjèrəsə* (*agginocchiarsi*) usw.

U.

Dieser Vokal ist in den tonlosen Silben so beliebt, daß jedes *u*, sowohl im Wortinnern als auch zwischen zwei eng verbundenen Wörtern, in der folgenden Silbe als leises *w*[4]) nachklingt; es gleitet sogar zwischen Kons. und folgendes *j*: *mélə* (*miele*), aber *lu mwélə*, *kîulə* (*culo*), aber *nu kwîulə, kéurə* (*cuore*), aber *lu kwéurə, kungwarèllə* (*conca + -arella*), *lu kwándə*

[1]) Wenn nicht *o* zu Grunde liegt (vgl. altit. *ciovetta*).

[2]) *a* als Präfix aufgefaßt.

[3]) Posse, doch *kujuná* (*coglionare*).

[4]) Hiemit ist der *why*-Laut gemeint.

(*conto*), *nu kwavàllə, du kwavèllə* (*cavallo, due c.*), *allungwá* (*allungare*), *lu hwalandé* (*galantuomo*), *lu kwariváunə* (*carbone*); *lu dujàvələ* (*diavolo*), *nu fujáurə* (*fiore*). In schwachbetonten Wörtern kommt der Nachklang kaum zur Geltung: *nu kkonə kkáunə* (*boccone, pochino pochino*) usw.

γ) Unbetonte Diphthonge.

Abgesehen von *au*, das in einzelnen gelehrten Wörtern vorkommt (*laudá, aurátə orata, autînia autunno* usw.), duldet das Vastesische in tonlosen Silben keine Diphthonge. [1])

Zusatz 1. Wegfall der Vokale. Im Anlaut fallen regelrecht die Vokale hinter vokalischem Auslaut weg: *la ngurnátə l'incoronata, é ššiutə è uscito* [2]), *vo kkattájə vuole accattare* usw. Im Inlaut ist der Vokalschwund zwischen Konsonant und *r* (*l*) äußerst häufig: *spirdə spirito, fraštirə forestiere, saprëitə saporito, libbré liberare, mirdá meritare, varlóttə barilotto, kaddžáunə calicione*. Auch sonst *pietas* > **pita* > *pëitə, Lunèrdə Leonardo*.

Zusatz 2. Gleitlaute. Im Vastesischen entstehen zwischen Konsonant und *l, r*, seltener *m* Gleitlaute, und zwar vortonig *i*, nachtonig *ə*: *jèrəvə erba, vàrəkə barca, tšèrəvə cervo, kórəvə corvo, fáfare*, aber *fàrəmə farmi, àləmə alma, -ësəmə -ismo, háləpə volpe, kariváunə carbone, arimiddžá ormeggiare, kalikàňə calcagno, rriddžèndə argento, kalivàrijə calvario* usw.

C. Konsonanten.

Allgemeines.

Die sehr energische Artikulation und überstarke Betonung der Haupttonsilbe haben zur Folge, nicht nur daß alle nachtonigen Vokale zu *ə* herabgedrückt, sondern auch daß alle nachtonigen stimmhaften Konsonanten devokalisiert werden: *abbátə* (*bada*), *prètəkə*

---

[1]) Silbig ist das Präfix *a* in *aujjá inoliare, aunë unire, ausé usare* usw.

[2]) Folglich *šté*(*a*) *ddá stai a dare*.

(*predica*), *kómətə* (*comodo*), *rrëikə* (*riga*), *ndrëikə* (*intrighi*), *vréutə* (*brodo*).[1]

α) Lippenlaute.

p — *b* — *w* — *m*.

1. *p* aus *b* in *putékə*[2]) *bottega*. Erhalten in *kapáttsə çavezza*. Zu *b* geworden im Anlaut einzelner Wörter: *battîjjə pattuglia* (Einfluß von *battere?*), *bëfərə piffero*, *Bufanëjjə Epifania*, *baffáunə paffutone*; auch sonst *Kuštandinóbbələ Costantinopoli*, *lèbbrə lepre* usw.; ausnahmslos hinter *m*, *n*: *abbambá avvampare*, *arimbupattsá rinchiccolarsi* (*a* + *ri* + *in* + *pupazza* (röm.) + *are*), *nim bindzə non pensi*, *m balàttsə in palazzo* usw.[3]) — *pl* wird oft zu *pj*, zuweilen zu *kkj*: *pjàñə piangere*, aber *kkjàngə planca (macello)*, *kkjàttə piatto*, *kkjî più*, *kákkjə coppia*, *kkjánə piano*, *kkjîppə pioppo*, *kkjàndə pianta*, *kkjattállə piattone* (eig. **piattello*; Filzlaus).

2. *b* im Anlaut wird regelrecht zu *v*; in entlehnten Wörtern pflegt es zu bleiben: *váttə botte*, *vráttə bretto*, *varlóttə barilotto*, *vréutə broda*, *véuvə bove*, *várdzə borsa*, *vussá bussare*, *vàrəkə barca* usw.[4]) Oft auch im Inlaut intervokalisch: *kànəvə cannabis*, *tšèrəvə acerbo*, *tšivá çibare*, *karivdunə çarbone*, *frévə febbre*, *trîvələ triboli*, *jèrəvə erba* usw. — *b* zu *p* im entlehnten *palahîštrə balaustro*. — *b* wird dem vorhergehenden *m* (*n*) assimiliert: *mmaššátə imbasciata*, *Bbámmə Bomba* (Ortschaft), *zgámmərə scombro* usw., *mmákkə*[5]) *in bocca* usw. — *bj* wird zu *j*: *arrajá arrabbiare* usw.

---

[1]) *puplico* (1503), heute *pribbəkə*.

[2]) Fremdwort; nicht etwa erhaltenes, ursprüngliches *p*.

[3]) Und weiter zu *mm* in *kummujjé compigliare* (*mp* > *mb* > *mm*).

[4]) Die kräftigere Expiration des Affekts erhält das *b* (als *bb*); daher findet man nur *bèllə*, *béunə* (*buono*), *bènə*, *béunə*, *bunə*, *bóne* (alle vier Formen = *bene*).

[5]) *nb* > *mb* > *m m*.

3. *w* ist erhalten in *vèrrə guerra, ngwajjá ingaggiare,* ist silbig geworden in den gelehrten *s'ingujétə s'inquieta, kupaddžá equipaggiare, kuštunijé quistionare,* fällt sonst immer hinter *k* und *g: àkkə acqua, kàkkə qualche, sàngə sangue, lángə lingua, karrèllə quadrello* usw. Doch durch die Schriftsprache erhalten in *kwarándə, tšingwëinə (cinquina)* und im entlehnten *kapingwá capo in qua.*

4. *m > mm > mb*: *kambumèllə camomilla*; *mbj > (m)mj > ň: kaňá cambiare*; *mj = ň*: *vinnëňə vendemmia* (nach *vëňə vigna*). *m* fällt und wird durch hiattilgendes *h* ersetzt: *nu humèndə un momento.*

β) Lippenzahnlaute.

f—v.

1. *n + f* wird zu *mb: mbrándə in fronte, mburná infornare, Dom Bilë Don Filippo, mbaššá infasciare, arimbriská rinfrescare;* oft wird *f* durch *mb* vertreten: *la bona mbámə (fama;* eig. **infama).*

2. *n + v* wird zu *mm: mmétšə invece, mmëjə! in via! mèrdzə (*mmèrdzə) inverso, kummëitə convito* usw.; *v > *b > m* in *minë venire* (Assim. an *n*),[1] *Mindžèndzə Vincenzo; v = b: zbruvuňátə svergognato,*[2]) *prubbalá prevalere*, besonders hinter geminierendem *a: abbàllə ad vallem, abbijjé avviare* usw.; *v = f: fáfə fava, zbrafá sbravazzare, kafúrkjə* (Spelunke; Stamm *cav[are]*). Es wird zu *w*, besonders hinter *u: lu wàštə il Vasto, arruwétə arrivato, arruwëinə rovina.* Es fällt weg und wird durch hiatustilgendes *h* ersetzt: *kotə di háləpə coda di volpe.*

---

[1]) *vingə, vi, vé, minëimə, minëitə, vènnə. — minëivə* usw., *minavámə, minëvənə.* — Vgl. frz. *remnir* für *revenir.*

[2]) *zv* ist unbeliebt: *arizbijjé—arivijjé risvegliare.*

γ) Vorderzungenlaute.

t—d—s—š—l—n—r.

1. *tj* hinter Kons. zu *tš*: *skórtšə scorza,* vortonig hinter Vokal zu *š*: *stašáunə stagione,* vortonig hinter Kons. zu *ts (dz)*: *akkumundzá accominciare;* merke auch *pàndzə pancia.* — *t* zu *tš*: *tšištínəjə testuggine.* — *t* zu *d, ts* zu *dz, tš* zu *dž,* hinter *n* ohne Ausnahme: *ndrá entrare, pèndzə pensa, tšindžáunə cencione;* hinter *l* (*lt* zu *dd*): *vóddə volta, rikkóddə raccolta;* hinter *r*: *spirdə spirito, mirdá meritare, várdzə borsa,* sonst selten: *Dikidéurə*[1]) *Teodoro, štàduə statua, kádəkə cotica;* zu *dd* in *dáddə dote, vuddə vuoto, prèddə prete, ddátə*[2]) *età, kaddánə Gaetano.* — *tš* zu *ts* in *tsíllə ciullo; št* zu *šk* in *króškə crosta, bruškḗ *per-ustare, mbiàškə impiastro.* — Suffixtausch liegt in *patánə* (*-ata*) vor.

2. *d* im Anlaut = *t* in *traškárdzə discorso*[3]), *tapú dappoi, tundzèllə donzella, talifëinə delfino.* — *dj* anlautend und hinter Vokal = *j, jj*: *ujjə oggi, jurnátə giornata, -ijjé, -ijé = -eggiare (burdijé bordeggiare);* darnach das fremde *dammàjjə* frz. *dommage.* — *nd* regelrecht zu *nn*, in Proparox. zu *n*: *-ànnə = -ando, appènnə appendere, rènətə rendita* usw.; *ld* regelrecht zu *ll*: *kàllə caldo* usw.; *dr* selten zu *rr*: *karrèllə quadrello.* — *d* erscheint immer als Gleitlaut zwischen *r, n—z*: *várdzə borsa, pèndzə pensa.*

3. *s*, durch palatalen, besonders durch *i*-Einfluß, zu *š*: *máisə (mese)* — Pl. *mëisə,* schwachbetont *mišə, ši (šëi, šë) sei* (Verb), *ňoršë signorsì, akkušë così, kušë cucire, aritrašë rientrare (transire), šimmijé simulare* (Einfluß von *scimmia*), *ddžuluššëjjə* (gelehrt) *gelosia, niššíunə nessuno, šušëňə susino, ruššukwá*

---

[1]) Ursprünglich nur hinter *San.*

[2]) Vielleicht liegt hier das Wort *data* vor.

[3]) Eig. als *trascorso* aufgefaßt (*traškárrə = discorrere*).

rosicare, *turnëišə* *tornesi;* — *ráššə*[1]) *rosso,* *Ruššáttə* *Rossetti* (Dichter); auch in *šáurə* *nonno* (**sior, senior*) und *kàššə* *cassa*; sodann aus *sj* in *kkjišə* *chiesa,* *tširášə* *ciliegia,* *tšinëišə* *cinigia,* *fašéulə* *fagiuolo,* *Bjášə* *Biagio,* *kášə* *cacio.* — *s* wird vor *t* allgemein, vor *k* seltener, zu *š*: *štàndzə* *stanza,* *štištá* *quest'estate,* *škumə* *schiuma,* *ammišká* *mischiare,* *króškə* *crosta* usw. — *s* = *tš*: *Tšitšëləjə* *Sicilia*; *s* = *ts*: *tsáukə* *soga.*

4. *l* + *t* = *dd*: *altro* > **aldrə* > *àddrə,* *tóddə* *tolto,* *kèddžə* *calcio,* *páddzə* *polso* (über *poltso*), *dáddžə* *dolce*; an *d* assimiliert in *bîddžə* *bolgia*; weggefallen in *kátərə* *coltre,* *îtəmə* *ultimo,* außerdem in *mbannèllə* *in flanella (in camicia)* und, als Pron. pers. aufgefaßt, in *assá* *lasciare.*[2]) — *l* zu *u* in *celsus* > **tšéusə* > *tšîusə*; zu *n* in *tšèfənə* *cefalo* (Suffixtausch); zu *r*: *kotədiṇdzëndzərə* *codinzinzola* (Suffixtausch), *ruššèrtə* *lucertola,* *surdátə* *soldato,* *kurtèllə* *coltello* (nach *corto*), *arravá* *lavare*; auch zuweilen in *pr* aus *pl* statt *pj*: *priddžə* **plebium,* *prîbbəkə* *pubblico.* — *kl* > *kj* > *k* in *škattá* *schiattare,* *ammukká* *ammucchiare,* *škaffá* *schiaffare,* *ammišká* *mischiare,* *piskə* *pèschio (serratura),* *škupputtátə* *schioppettata.*[3]) Es bleibt *j* in *kkjáppə* *chéppia, chieppa* und wird eingeschaltet in *kkjapparèllə* *cappero.* — Dem dorsalen *l* entspricht *j* (*jj*): *tajjá* *tagliare,* *fëjjə* *figlio,* *tójjə* *togliere* usw. In *bahîjjə* *baule* und *kruàjjə* *corallo* liegt Suffixtausch vor (*-uglio, -aglio*).

5. *n* dem *l* assimiliert in *kapillá* *capo in là* (vgl. *kapingwá* *c. in qua*); *n* zu *l* dissimiliert: *grannilijé* *grandin-eggiare*; *n* = *m*: *krîumə* *cruna,*

---

[1]) *rüssîus*, wenn nicht ursprüngliche Form des Plur. masc.: *rossi* > *riššə*.

[2]) *àssa fá mmá! lascia far a me!*

[3]) *škumə* ahd. *skum* (*schiuma*). — Überhaupt ist die Gruppe *skj* im Vastesischen unbeliebt.

pjáimə piena (Subst.); *n* = *ñ*: *šušëñə susino* (Suffixtausch); *n* + *j* = *ñ*: *kuñáñə congiungere,* darnach *ariñáñə ri* + *giungere, káñə*[1]) *nicchio.* — *n* fällt in *Vitšindzə Vincenzo, kusijé consigliare.*

6. *r* fällt: *séurə soror*, *àrbə albero, màšt'Andrá maestro Andrea, kwattódətšə quattordici, pètəmə padre mio*; assimiliert: *pikká perchè, zmittšá sberciare, muttšiká morsicare, fussə forse*; wird eingeschaltet, besonders hinter *p*: *sprikkjá specchiare, arittsupprá ri-zuppare, kapirkjə capecchio, kafurkjə* (Schlupfwinkel; *cavo* + *ukkjə*) nach *coperchio, firnë finire* (nach *fornire*), in *rèssə essere,* aus *pi rèssə per essere.* — *r* zu *d*: *pidîunə per uno*; zu *l*: *arisalbá riservare.*

δ) Zungenrückenlaute.

j.

Es bleibt *j* in volkstümlichen Wörtern: *jittá gettare, jumèndə giumenta, jéukə giuoco, jinnárə gennaio*; es bleibt *dž* in entlehnten Wörtern: *ddžúdətšə giudice, ddžisî Gesù, ddžîñə giugno* usw. — *j* wird äußerst oft zur Tilgung des Hiats verwendet: *vijátə beato, lijáunə leone, pajáisə paese, ki jé? chi è? fa ja ngannà fa ad ingannare, -ijáusə -ioso, -ónəjə -onia, -ijéulə -iolo* usw.

ε) Zungenwurzellaute.

k — *g* — *h*.

1. *k* bleibt in *kamèllə gamella, kajéulə caveola, kàjjə cavea, karófənə garofano,* im Wortinnern zumeist unter Einfluß der stammbetonten Formen in *annikà annegare, assukwé asciugare, sfrikulijé fregare leggermente* (**sfreg-ol-eggiare*); — *kj* bleibt, wird nicht zu *tš*:

---

[1]) **conchea* > **kongea* > **konjea* > *káñə.*

kkjîrmə ciurma, kkjéukjə ciocia. — *k* zu *g*, immer hinter *n*: *ngàddzə incalza* usw., dann in *zgámmərе scombro, zgrujàttsə scuriata* (mit Suffixtausch: *-azza*); *k* > *g* > *h*: *haštëikə castiga* usw.; *k*>*g*>*v*: *vriváñe vergogna*; *k* > *g* >*j*: *fatijé faticare.* — *k* vor Palatal regelrecht zu *tš* in *vammàtšə bambagia,* zu *š* in *rušèrtə lucertola.*[1]) — *kj* zu *ts*: *-àttsə -accio*, *bahándze bigoncia.* Es wird hiatustilgend eingeschaltet in: *déka* (Masc.) *idea, Dikidéurə Teodoro.* — Lat. *ks* (*x*) ergibt regelrecht *ss*: *kóssə coscia, assîttə asciutto, assamá sciamare.*

2. *g* vor Velaren wird vortonig zu *h*, nachtonig zu *k*: *pahá pagare, jî pákə io pago*; es fällt anlautend vor *r*: *ránə grano, rattá grattare,* oder überhaupt: *doga* > **doa* > **dova* > *dáuvə*, Dimin. *duarèllə.* — *g* vor Palatalen = *j, jj,*[2]) in entlehnten Wörtern = *dž*, *tš* (Anlaut): *jènəmə mio genero, štrîjjə struggere*; *rullóddžə orologio, džávənə giovane, tšardinàttə giardinetto, tšibbèrnə giberna*; es fällt vor *j* in *juttáunə ghiottone*; *g* vor Palat. zu *dz*: *arruddzunè arrugginire.* Es wird zu *k* verhärtet in *kaváttə gavetta, kuttsáttə gozzetto.* — *n* + *g* + Palatal = *ñ*: *táñə tingere*; *gn* zu *n* in *láinə legna.*

3. *h*, der stimmhafte *ach*-Laut,[3]) wird äußerst oft unmittelbar vortonig, besonders vor oder nach velaren Vokalen, also auch vor *îu* (urspr. *ū*), als hiatustilgend verwendet: *lijáunə* — *lihîunə leone* — *leoni, bahîjjə baule, pahîurə paura, é hîunə è uno, du héuvə due uova, jî aèššə* — *tu ahîššə io esco* — *tu esci* usw.

Zusatz 1. Metathesen. Das Vastesische zeigt eine große Vorliebe für den Anlaut Kons. + *r*: *kruàjjə corallo, kruñálə corniolo, frévə febbre, pribbəkə pubblico, skrupë scoprire, frabbiká fabbricare, Brittóləkə Bertoldo* (dummer Kerl), *právələ polvere, prétə pietra, arindruvutá intorbidare, vriváñə vergogna, krápə*

---

1) Eigentümlich ist *biušə buco.*

2) Wegfall vor *i*: *ilá gelare.*

3) Der stimmhafte velare Reibelaut im norddeutschen *Tage.*

capra, *kraštá castrare*, *štrippá sterpare*. — *n—l*: *alimánə animale*; *kr—s*: *skrippèllə crespello* (Kuchen).

Zusatz 2. Gemination der Konsonanten. Zumeist werden die vor dem Haupttonvokale stehenden Konsonanten geminiert: *a kàll a kkàllə caldo caldo*. — Oft ist die Gemination des Anlauts auf den Wegfall eines Vokals oder einer Silbe zurückzuführen: *ddummànnə addomanda*. — *v* aus *b* wird zu *bb* verdoppelt: *jĭ váivə io bevo*, *da a bbáivə dà a bevere*, *a vvëvə(rə) a vivere.*[1]) — Die Konsonanten in Propar., besonders *m* und *n*, werden gerne verdoppelt: *-ábbələ -abile*,[2]) *tšánnərə cenere*, *òmmənə uomo*, *ssàmmənə jë! lásciami ire!*[3]) — Es geminieren immer *kj*, *bj*, *kr*, *br* und entlehntes *dš*: *kkji più*, *kkjíšə chiesa*, *bbjàngə bianco*, *kkrókkə crocco*, *uttábbrə ottobre*, *ddšèndə gente* usw., sodann öfters *m*, *r*, *b*, besonders im Anlaut: *rróbbə roba*, *mmášiə mosto*, *bbardàššə ragazzo*. Präfix *ri* geminiert immer: *arikkòjjə raccogliere* usw.

II. Formenlehre.[4])

1. Substantiv. Wirkung des ausl. *i*: *la krápə la capra—li krápə le capre*, *lu surdátə—li surdétə (soldati)*, *la kráutšə—li krîutšə (croci)*. Das *a* der Neutra wird vor Adjektiv oder Possessivpronomen [5]) verallgemeinert: *li kórna tu le tue corna*, *fëkəra sëkkə fichi secchi*, *li dátəra mi le mie dita*;[6]) darnach *li kósa su le sue cose*, *li kwattrina mi*, *li pèkəra fraffáusə (mocciose)*, *li murta tu i morti tuoi*.

2. Adjektiv. Gibt man den Einfluß des auslautenden *u* zu, so ist im Sing. der Adjektive die weibliche, im Plur. die männliche Form verallgemeinert worden: Sg. *bèllə—bèllə*, Pl. *billə—billə*: *púvərə fámmənə povere femmine*.

1) Folglich sind urspr. *v* und *v* aus *b* artikulatorisch nicht identisch.

2) Eig. *-évole* (*á* palatal!), welches *-ábile* verdrängt.

3) *ssa* für *láscia* geminiert immer den Anlaut des folgenden *Affisso*.

4) Aus Mangel an Raum beschränke ich mich auf einige Bemerkungen.

5) Vgl. Unbetonte Vokale, Allgemeines, 1.

6) *candetera canneti* (1503).

3. Pronomen. Beim persönlichen Fürwort ist der Gebrauch der Präp. *a* im akkusativen Sinne zu erwähnen: *a mmá, m'a rittinîutə m'ha ritenuto, me;* — auch bei lebenden Wesen im allgemeinen: *prikə a li parinḍə tu! prega i parenti tuoi!* — *vëitə a kila kundžèttə vedi quella Concetta.* — Dem Imperativ nachgesetztes *ne* nimmt die starkbetonte Form *ënnə inde* an: *jamitšënnə andiamocene (eamus).* — Das reflexive *se* wird durch *ipse* ersetzt: *fatëjjə pi hássə lavora per se.* — Von den Possessivpronomina sind die angehängten zu erwähnen: *pètəmə, pèttə padre mio, tuo* usw., *fràtəmə, fràttə*[1]) *fratello mio, tuo* usw., *sórəmə, sórtə sorella mia, tua* usw., *fëjmə, fèjtə figlio(-a) mio(-a)* usw., *sótšəmə, sótšətə suocero(-a) mio(-a), jènəmə genero mio, nórəmə nuora mia, mȧjjəmə, mȧjmə moglie mia* usw.

4. Verb. Wenn der Stamm eines Verbs der 1. Konjugation ursprüngliches *ī* oder *ū*, oder auch, in einigen Fällen, sekundäres *u* enthält, so schließt sich in allen Zeiten[2]) der charakteristische Vokal *a* zu *é* (*è*): *spittšé spicciare* (*spittšèrəsə*), *filé, piššé, allumé, fumé, duré, puttsé, arruhwé arrivare, sudé,* aber *assudá assodare,* auch in *diliké dileticare, addukkjé adocchiare, spujjé spogliare, vuddé voltare,* aber *kwajjá quagliare, ammiškà* (*i*); darnach **kuñétə cognato*—*kunètəmə* usw.

Interessant ist im Vastesischen die Verallgemeinerung des Suffixes *-ijé* = *-eggiare,* die auf den Umstand zurückzuführen ist, daß die Endungen *-icare, -iare, -eare, -igliare* zu *-ijé* zusammenfielen: *faticare* > *fatijé, rimediare* > *armidijé, ricreare* > *arikrijé, compigliare* > *kummujjé,* zu denen sich zahlreiche, durch Suffixtausch oder Metathesen entstandene Formen gesellen,

---

1) *frátə sé* (= *suo*), wie überall in den Abruzzen, = *caro mio.*

2) *a* des Kondizionals bleibt, weil diese Art unvolkstümlich ist (*-arrë* = *-aria, -eria*).

wie: *rutšəlá ruzzolare* (allg. abbr.) > *rutšəliá* (allg. abbr.) > *rutšəlijé, rutšulujé* (vastesisch), *quistionare* > **kuštijuné* > **kuštujuné* > *kuštunujé* usw.

Was das Präsens dieser Formen betrifft, so sollten sie lauten: *-éggio, -éggi, -éggia, -éggiano* > *-ájjə, -ëjjə, -ájjə, -ájjənə*; doch verwandelt sich unter Einfluß von *àjjə habeo, *ajo, vàjjə vado* das *á* in *à*, welches in der 2. Pers. Sing. wie ein ursprüngliches *à* umlautet: *-àjjə, -èjjə, -àjjə, -àjjənə.*

Mit der Zeit wird bei den Zeitwörtern auf *-ijé* (assimiliert *-ujé*) das Suffix als zum Stamme gehörig betrachtet und die Verben dementsprechend konjugiert: *kuffujé *coffeggiare, trasportare con coffe, corbe*: *kuffujàjjə, kuffujàjjənə.* Von da tritt das Suffix an viele Infinitivstämme und wird ebenso beliebt wie das deutsche *-ieren*: *skundžurijé scongiurare, štuttsukujé stuzzicare, tšavulijé*[1] *ciabare* usw. Heute werden zahlreiche Verben mittels dieses Suffixes gebildet und viele alte Verbalformen nehmen im Präsens die Endungen *-àjjə, -èjjə* usw. an: *ña katarinàjjə, akkušë natalàjjə*[2]; *kundinuvá continuare — kundinuvàjjə, abbitá abitare — abbitàjjə, kapuná capponare — kapunàjjə* usw.

In der 2. Pers. Sing. des Imperativs werden die Zeitwörter der 1. Konj. wie im Indikativ behandelt, sie lauten um: *pruvə! prova! pindzə! pensa! mînnə! monda!* Nur die Verben mit *a* im Stamme bleiben ihrer lateinischen Grundlage treu und lauten nicht um: *tu mèñə tu mangi — màñə! mangia!*

Was die einzelnen Zeiten betrifft, so fehlt das *Passato remoto*; das *Futuro* wird durch das mit Adver-

---

[1]) Durch das Eindringen von fremden Verben auf *-igliare* bildet sich heute ein neues Suffix *-ilijé, -ulijé*, da das schriftital. *-iljare* (*-igliare*) als *-ilijare* aufgefaßt wird.

[2]) *Se fa buon tempo nella festa di Santa Caterina, fa buon tempo anche a Natale.*

bien verbundene Präsens ersetzt oder mittels *avere a* oder *da* und Infinitiv [1]) ausgedrückt. Das *Presente del Congiuntivo* [2]) fällt notwendig mit dem *Presente del l'Indicativo* zusammen. In den Bedingungssätzen steht nach lateinischer Art sowohl im Vorder- als auch im Nachsatz [3]) das *Imperfetto* oder *Piuccheperfetto del Congiuntivo,* oder auch, statt des letzteren, das *Imperfetto dell' Indicativo*: *Si tu l' avëssə dëttə, štattëssə* [4]) *kkju bbéunə* oder *Si li ditšëivə, štattëivə kkju bbéunə Se tu l' avessi detto* (*dicevi*), *staresti meglio* (*saresti stato, stavi m.*).

---

[1]) Eine Wendung, die auch das fehlende Verb *dovere* ersetzt.

[2]) Erhalten in *puttsə* (*possa*): *Puttsə murë ttšëisə!* (*ucciso*), in *ši* (*sii, sia*): *Ši skannatə! Ddi t' abbindëikə! D. ti benedica!*

[3]) Die Kondizionale auf *-arrë, -arrëinə -eria, -eriano, -iria, -iriano* sind entlehnt.

[4]) Vertritt auch das Plusquamperfekt des Konjunktivs.

REGELMÄSSIGE SATZ- UND SINNESEIN-SCHNITTE IN MITTELHOCHDEUTSCHEN STROPHEN.

Von

GUSTAV ROETHE.

Es ist allbekannt, daß den großen metrischen Einschnitten der dreiteiligen mhd. Strophen, dem Schluß der beiden Stollen, in der Regel auch ein Sinneseinschnitt entspricht. Die Dichter verfahren darin nicht gleichmäßig; sie gestatten sich, auch wenn sie der allgemeinen Tendenz huldigen, doch manche Ausnahmen: aber die Tendenz selbst ist unverkennbar; jeder Herausgeber mhd. Lyriker wird sie bei der Feststellung der Interpunktion berücksichtigen; und namentlich Sätze, die über die Grenze von Auf- und Abgesang ohne Einschnitt hinweg gleiten, fallen mit Recht auf. Der starke musikalische Absatz konnte ohne Schaden für den Vortrag auch im Satzbau nicht ignoriert werden. Als Norm darf an jenen Stellen der Punkt, der volle Abschluß des Satzes, gelten; und manches Komma unsrer Ausgaben wäre da durch einen Punkt zu ersetzen, wollte unsre Interpunktion in ihrer Satzgliederung mhd. Sprachempfindung entsprechen.

Kaum zweifelhafter liegt es in den nicht eben zahlreichen Strophenformen, die eine Umordnung und sonstige Variierung der üblichen drei Strophenteile vor-

nehmen. Walthers zweiter Friedrichston (26, 3) stellt zwei ähnliche, doch schon im Reimgeschlecht verschiedene stollenartige Teile an Anfang und Ende der Strophe und umrahmt so ein Mittelstück: die Satzgliederung respektiert auch diese ungewöhnliche Anordnung, und mit Recht hat Wilmanns (Ausg.[2] 60) die Vernachlässigung der Sinneseinschnitte in den Str. 27, 17. 30, 29. 31, 3 gegen die Echtheit dieser auch sonst verdächtigen Stücke ins Feld geführt.

Ich glaube, man darf und muß also noch weiter gehen. Der Abgesang dreiteiliger Strophen, meist beträchtlich umfänglicher als der einzelne Stolle, wird oft noch eine musikalische Gliederung in sich gehabt haben. Das gilt erst recht von den unteiligen, d. h. nicht dreiteiligen Formen. Sichern Aufschluß könnte da nur die authentische Original-Melodie des Dichters bringen. Der äußere Bau gibt wichtige Winke, läßt aber schon darum viel Zweifel, weil Reimordnung und Zeilenlänge an sich mehrdeutig sind und oft keineswegs zu den gleichen Ergebnissen führen. Es scheint mir durchaus notwendig, daß der Herausgeber zu diesen Kriterien stets die regelmäßigen oder deutlich vorherrschenden Sinneseinschnitte kontrollierend heranzieht: scharfe Absätze der Weise werden sich in ihnen besonders deutlich spiegeln.

Die Untersuchung hat freilich ihre Schwierigkeiten. Zwischen sicherem Satzabschluß und sicherer Satzverknüpfung liegen gerade für den mhd. Satzbau breite Grenzsphären. Und man darf keine ausnahmslose Festigkeit, keine tiefen Sinneseinschnitte bei diesen Absätzen zweiten Grades verlangen, wo doch selbst die Stollenschlüsse kaum von einem Dichter ganz konsequent respektiert worden sind. Liegen in einer Strophenform hunderte von Sprüchen vor wie in des jüngern Reinmar Ehrenton, so ist es kein Kunststück, auch über Zweifel und Ausnahmen hinweg die Regel zu er-

kennen: aber bei der üblichen lyrischen Strophenzahl die selten über 5 herausgeht, oft darunter bleibt, sind unter so erschwerenden Umständen sichere Resultate selten zu erwarten. Verzichten darf der Philologe auf die Erkenntnisquelle dennoch nicht.

Ich lege im Folgenden einige lose Beobachtungen vor, die meist aus den fünf- oder mehrstrophigen Tönen in Minnesangs Frühling und bei Walther gewonnen sind; die übrigen Minnesinger und Spruchdichter sind nur gelegentlich heran gezogen, die feinere Einzeluntersuchung mache ich nirgend überflüssig. Beachtet sind wesentlich die Satzschlüsse; die Frage wie weit damit auch ein tieferer Sinneseinschnitt verbunden ist, lasse ich im ganzen bei Seite. Ich beginne mit den Abgesängen.

Während z. B. Hausen und Lichtenstein für meine Zwecke ziemlich unfruchtbar blieben, zeigt Reinmar der Alte eine entschiedene Neigung, seine Abgesänge in ungleiche Teile zu zerlegen, die Sinnesgliederung aber in Übereinstimmung mit der Reimordnung[1]: so z. B. 154, 32 (a × a | × b | × b), 156, 27 (a a | b | c c b), 159, 1 (a a | b b b), 160, 6 (a b c | a b c | d d e e), 162, 7 (a a | b ⁄ b), 195, 10 (a a | b b b). Fehlt es bei Walther auch nicht an solchen Fällen (47, 36 a b a b | c c | d × d; 105, 13 a a b | a a b | c c), so ist für ihn charakteristischer eine Sinnesgliederung des Abgesangs in zwei annähernd (a b | b a) oder ganz gleiche Hälften (16, 36. 18, 29. 41, 13. 43, 9. 85, 34. 100, 24. 121, 33. 122, 24.).[2] Entsprechende Dreiteilung bei der Reimstellung a b a b a b zeigt z. B. Hartm. 212, 37; Kelin I; Rubin II.

Wo der Abgesang an den Aufgesang angereimt ist, wird die angereimte erste Zeile gern syntaktisch

[1]) Senkrechte Striche meinen im Folgenden regelmäßige Satzeinschnitte; die Buchstaben deuten die Reimordnung an; × meint Waisen.

[2]) Ebenso z. B. Hausen 47, 9. Fenis 84, 37. Johannsdorf 86, 1. Kolm. 120, 1. Mor. 123, 10. 130, 31. Hartm. 207, 11. Winsbeke.

vom übrigen Abgesang isoliert (Walth. 13, 5 a | b b; 120, 25 a | b b c c; Hartmann 205, 1 a | b b b b), worin sich gewiß ein melodisches Phänomen reflektiert. Überraschender ist diese Sonderung der Anfangszeile, wo die Anreimung fehlt; z. B. Walth. 51, 13 (a | b b a); Stammheim I (a | a b b), Reinm. 193, 22 (a | a b); 203, 24 (a | a a), dies schon Erscheinungen, auf die der äußere Aufbau der Strophe nicht geführt hätte. Es hat das aber eine gewisse Parallele in der sehr typischen Manier Bruder Wernhers, die beiden ersten meist kürzeren Zeilen des Abgesangs syntaktisch zu verbinden und hinter der so entstandenen Quasi-Langzeile mit Inreim etwas abzusetzen.

Sehr viel beliebter als diese Vereinzelung der ersten Zeile des Abgesangs ist die Absonderung des Schlusses. Darin liegt unter Umständen eine effektvolle epigrammatische oder zusammenfassende Zuspitzung. Selbst ein Dichter, bei dem sonst die Sinnesgliederung keine große Rolle zu spielen scheint wie Neidhart, ist dieser Art hold. Eine schlichtere ältere Form setzt ab vor der schließenden Langzeile, also vor der Waise: das tut besonders gerne Reinmar der Alte (so 103, 35. [152, 25.] 153, 5. 163, 23. 165, 10. 166, 16. [175, 1.] 181, 13. 187, 31. 191, 34. 192, 25. [198, 28]; Doppelwaise 167, 31); aber auch andere Lyriker des älteren Zuschnitts (s. u.). Sehr viel kräftiger und pointierter wirkt der feste Sinneseinschnitt vor der einfachen letzten Zeile (Kurzzeile), ein Kunstmittel, des in MF. noch selten (z. B. Fenis 80, 25. Reinm. 174, 3. 201, 12. 33. Hartm. 216, 1) bei Walther und Neidhart erst ganz zu seinem Rechte gelangt,[1]) von den Herausgebern nicht immer genügend beachtet.

[1]) Walth. 20, 16. 31, 13. 40, 19. 43, 9. 74, 20. 82, 11. 103, 13. Neidh. z. B. 10, 22. 26, 23. 29, 27. 50, 37. 61, 18. 62, 34. 78, 11. 82, 3. Lüenz I. Rubin XX. Brennenb. IV. — Über Einschnitte innerhalb der letzten Langzeile (z. B. Walth. 47, 36) gehe ich hinweg.

Um einen verhältnismäßig sehr ungünstigen, aber dadurch lehrreichen Einzelfall detaillierter vorzulegen: von den 14 Strophen des Wiener Hoftons zeigt die Hälfte bei Lachmann scharfen Abhub der Schlußzeile. 24, 18, der Reisesegen, Umformung einer ältern Vorlage, ist ungegliedert.[1]) 23, 23 ist wohl zu interpungieren: *ân erben müezen sie vervarn, daz tugendelôser hêrren werde iht mêre! daz soltu, hêrre got, bewarn.* Die lose angegliederten Schlußsätzchen 20, 30. 23, 10 stehen in D ganz für sich. 25, 10 hebt sich trotz syntaktisch engen Anschlusses in epigrammatischer Steigerung heraus. 22, 17. 24, 17 waren für mhd. Sprachgefühl stärker isolierbar als für uns. Obgleich dieser Ton gerade besonders viel scheinbare und wirkliche Ausnahmen hat, wird er die Tendenz doch erweisen.

Er ist in andrer Hinsicht dadurch interessant, daß sein Abgesang eine vorherrschende (nicht feste) syntaktische Anordnung zeigt, die zur Reimstellung fast im Widerspruch steht: a a b] c d | d b | c | b, wenigstens gewiß nicht aus ihr zu erraten wäre. Solcher Überraschungen bietet gerade Walther so manche. Der zweite Ottenton 11, 6, im Abgesang auf den ersten Blick glatt zweihälftig, gliedert sich syntaktisch wahrscheinlich: a b c a | b c; hinter 12, 3 ist ein wirkungsvolles Ausrufungszeichen *(und ie der Missenære!),* hinter 11, 27 Kolon (s. u.), hinter 12, 26 Komma, 27 Kolon zu setzen. Ich weise noch hin auf 36, 11 (a a b b | b a), 70, 22 (a b | b c a), 95, 17 (a a b c | c b), alles Gliederungen, die nicht aus dem Strophenbau folgen.

Den nicht dreiteiligen Strophenformen Walthers wende ich mich zu mit dem Bognerton 78, 24, wo niemand aus der Reimstellung a a b b c d d c einen Sinneseinschnitt nach der dritten Zeile erschlossen hätte; der weniger auffällige nach Z. 5 wird sogar stärker

---

1) So zerstört ein Zitat auch bei Morungen 132, 8 die Gliederung des Abgesangs a b | b a.

verletzt, und Z. 4, nach der Reimordnung der gegebene Abschluß, bildet durchaus keinen Absatz. In dem Traumlied 94, 11 heben sich gut die 3 letzten gleichreimenden Zeilen ab (a a b b c c | d d d). Die Tageliedstrophe 88, 9, durch den Dialog halbiert[1]), zeigt außerdem Einschnitte nach den ersten und vor den letzten beiden Kurzzeilen (a b | × c × d | d a × c | × b). Bei dem Vokalspiel 75, 25 sieht es fast so aus, als ob je 3 Zeilen vorn und hinten die eine Mittelzeile umschließen: so daß dieser Ton Formen wie 44, 35. 66, 21. 84, 14 an die Seite träte, bei denen äußere und innere Gliederung deutlich zusammenstimmt.

Von anderen unteiligen Formen zeigen die Langzeilenstrophen des Kürenbergers 7, 19, Dietmars 33, 15, Meinlohs 11, 1 übereinstimmend Gleichgiltigkeit gegen den Schluß der 2. Langzeile; dagegen wird von allen hinter der ersten[2]), von den ersten beiden daneben nach der 3., bei Meinloh nach der 4. abgesetzt. — Daß in der Strophe des Anonymus vor der schließenden Langzeile pausiert wird, war zu erwarten; dagegen ist bei der Reimordnung a a b | b c | × c der Einschnitt nach der 3. Zeile um so auffälliger (Ausnahmen nur 25, 15 und minder sicher 27, 8). Auch Spervogel wieder hat seinen einzigen durchgreifenden syntaktischen Einschnitt vor der letzten Langzeile; ebenso Otto zum Turme in der von ihm lyrisch verwendeten Titurelstrophe.

Alle diese Beobachtungen bedürften im Grunde eines eingehenden Kommentars: meine Auffassung der einzelnen Strophen ist gewiß nicht willkürlich, aber oft

[1]) Gleichmäßige Gliederung der Strophe durch Personenwechsel zeigen z. B. auch Johannsdorf 93, 12 und Singenberg XXX: aber bei ihnen ist dieser Wechsel, der Zeile für Zeile eintritt, zu häufig, um den Strophenbau zu klären.

[2]) Hinter MF. 8, 26 ist ein Punkt, hinter 29 Komma zu setzen.

angreifbar. Ich habe im Laufe dieser Untersuchungen manches anders interpungieren gelernt, als vorher: Wie ich Walth. 11, 27 ein Kolon für möglich halte, so zweifle ich gar nicht, daß bei Hartm. 207, 30. 208, 27 hinter dem ankündigenden *alsô* eine Pause anzusetzen ist (Kolon z. B. auch MF. 105, 30. 127, 39; Wernh. III 5, 9 [HMS. 2, 232a]). Vor hinzufügendem *dar zuo* ist zu pausieren Reinm. 173, 18. 25. 184, 37; Walth. 79, 12. Der bedingende Vordersatz in Fragestellung ist noch nicht so fest mit dem Nachsatz zusammengewachsen, wie das für uns der Fall ist: so sind Einschnitte möglich Reinm. 160, 2. 163, 10. 171, 23. 185, 11. 201, 31; Walth. 79, 35; Hohenfels VI 1, 8. Mancher *daz*-Satz wird gegen unsre Ausgaben Ausruf, nicht Vordersatz sein (Reinm. 104, 4. 184, 21; Walth. 122, 21; Neidh. 30, 35). Vor *wan*-Sätzen ist oft stärker zu interpungieren (Reinm. 153, 29. 154, 29. 192. 8. 15). Gar nicht zu reden von den zahllosen Fällen, wo in den Ausgaben ganz unnötig irreführende Kommata statt stärkerer Zeichen gewählt sind (z. B. Reinm. 198, 32; Walth. 13, 30. 94, 16 usw.). Gerade die Beobachtung regelmäßiger Sinneseinschnitte wird unsere noch unsichere Interpunktion, die Gefahr läuft modernem Gefühl zuviel Rechnung zu tragen, einen Anhalt geben können![1])

Auch Echtheitsfragen können so gefördert werden. Den Text C widerlegt bei Gutenburg 79, 6 schon der Umstand, daß ihm der Einschnitt nach der 2. Zeile des Abgesangs (a a | a b a) fehlt, den B aufweist. Die grobe Abweichung Reinm. 110, 13 (wonach Einschnitt zu erwar-

---

[1]) Ich möchte z. B. vorschlagen, Reinm. 156, 5, Stammheim 9, 7 als Ausruf zu fassen; Reinm. 166, 39 Komma, 167, 1 Punkt zu setzen; Walth. 75, 13. 21 Komma, 15. 23 Punkt; 80, 15 Punkt, 16 Komma; 88, 10 Punkt, 11 Komma; 123, 9 Punkt, 11 Komma; Raumsl. VI 10, 12 (C) Punkt, 13 Komma. Haupts bestrittene Interpunktion wird so Neidh. 11, 16 bestätigt; 27, 14 aber ist gewiß nicht in Ordnung.

ten wäre) könnte gegen diese in C nachgetragene Strophe sprechen; ebenso mag es Lachmanns Zweifel an Morungen 124, 8. 20 stützen, daß ihnen der Einschnitt hinter der 10. Zeile fehlt, den die A-Strophen des Tones haben. Reinm. 165,.1 weicht nicht nur in der Überlieferung und in der zu kurzen 6. Zeile von den übrigen Strophen des Tones ab, sondern auch in der Gliederung: sonst liegt der Einschnitt vor der Waise, hier eine Zeile früher. Es ist gewiß kein Zufall, daß in den nur durch C überlieferten Strophen Hartm. 210, 35. 211, 8 Auf- und Abgesang syntaktisch verknüpft sind, während die B-Strophen reinlich absetzen. Und ist die Schlußstrophe in Friedrichs des Knechts 2. Liede, die gegen den Brauch der andern Aufgesang und Abgesang eng bindet und ebenso der Schlußzeile die sonstige Einzelstellung raubt, wirklich von dem Verfasser der 5 anderen? Auch der Inhalt trennt sie von ihnen.

Schon die Parallele der syntaktischen Pausen nach den Stollen legt die Annahme nahe, daß derartige Einschnitte musikalische Gründe haben. Nun bringt uns ja die Jenaer Handschrift manche Melodien, und so möchte man dort die Probe machen. Leider handelt es sich meist um späte Lehrdichter, deren lange Verse sowieso überwiegend in sich syntaktisch abgeschlossen sind und also die strophische Gliederung im Satzbau nicht so deutlich werden lassen wie kurzzeiligere Strophen; dazu kommt die bald erstarrende Technik des 3. Stollens, der den Abgesang nach einem neuen Präludium wieder in den Aufgesang einlaufen läßt und durch dies stereotype Verfahren die alte Freiheit strophischer Gestaltung stark beeinträchtigt. Hierbei ist es nun aber bemerkenswert, daß der Sinneseinschnitt nicht notwendig v o r dem Beginn des 3. Stollens liegen muß, wo wir zunächst den musikalischen Einschnitt suchen möchten. Im Aspiston Konrads v. Würzburg beginnt

der 3. Stolle natürlich mit V. 12; der reguläre Sinneseinschnitt aber liegt hinter V. 12, also hinter der Eingangsmelodie der Stollen, da wo die erste bekannte Schlußphrase des Aufgesangs im Abgesang wiedererklingt. In Raumslands 8. Tone fällt der durchgehende Einschnitt allerdings gerade vor den 3. Stollen; aber dieser schließt die Melodie nicht, sondern den Abschluß gibt eine Wiederholung eben des 12. Verses, der gerade dem 3. Stollen vorhergeht. Ähnlich ist im 3. Tone Raumslands dafür gesorgt, daß der syntaktische Haupteinschnitt des Abgesangs, der gerade vor dem 3. Stollen liegt, eine Kadenz hat, die zu den Schlußmelodien der Stollen und des Abgesangs stimmt. Nimmt man dazu, daß in der Regel das dem 3. Stollen vorangehende Stück des Abgesangs selbst zweiteilig ist, also eine Melodiewiederholung in sich bringt, so stellt sich als gemeinsam heraus, daß der Sinnesabschnitt zusammenfällt mit einer melodischen Phrase, die entweder, und das ist die Regel, schon vorher ertönte, oder doch mindestens später noch einmal Abschluß markierend erklingt, und die besonders eindrucksvoll als gliederndes Element beabsichtigt ist.

Und dazu stimmen die Melodien, die vom 3. Stollen noch frei sind. Jener Sinneseinschnitt in Spervogels Strophe V. 6 folgt auf dieselbe Melodie, wie sie schon die 2. und 3. Zeile der unteiligen Form geschlossen hatte In Alexanders Kinderlied (4 a ⌣ 4 a ⌣ 4 b | 4 b 3 c ⌣ 2 c ⌣ 4 b) liegt der einzige greifbare Sinneseinschnitt hinter V. 3, auffallend genug: aber die Melodie zeigt, daß wirklich die 3. Zeile dieselbe Schlußphrase hatte wie der letzte Vers der Strophe. Nicht ganz so glatt geht das Exempel in den Strophen Wernhers auf. Der schärfste Sinneseinschnitt nach der 2. Zeile des Abgesangs im 1. Ton läßt das musikalische Gegenbild vermissen, während der leichtere Absatz nach der 4. Zeile zur Geltung kommt. Dagegen sind die Schlüße derselben

Zeilen des Abgesangs im 2. Ton ebenso in der Weise wie in den Worten markiert; nicht minder im 5. Ton, während die übrigen Töne keine so ausgesprochene Sinnesgliederung hergeben. Kelins erster Ton endet V. 2 und 4 des Abgesangs mit derselben Kadenz wie die 2. Zeile der beiden Stollen. So bestätigen die Melodien der Jenaer Hs. immerhin, was aus der Parallele der Stollenschlüsse ohnedem zu erschließen nahe lag.

Die Gedanken und Beobachtungen, die ich hier andeutete, werden manchem Herausgeber und Kritiker mittelhochdeutscher Lyrik nicht fremd sein. Ich wünschte aber, daß zur obligaten Forderung würde, was als gelegentliches Hilfsmittel doch nur schwache Dienste leisten kann: die konsequente Prüfung regelmäßiger oder doch deutlich vorherrschender Satz- und Sinneseinschnitte an bestimmten Stellen mittelhochdeutscher Strophen. Wohlgemerkt: Prüfung, nicht Durchführung: denn Dichter und Töne haben sich zu diesem Symptom eines intimeren Zusammenhangs von *wort* und *wîse* sehr verschieden verhalten.

EIN BRUCHSTÜCK EINER DEUTSCHEN PREDIGT BERTHOLDS VON REGENSBURG.

Von

HANS LAMBEL.

Kelle hat vor nun mehr als sechsundvierzig Jahren im Serapeum 22 (1861), 376 zuerst auf das Pergamentdoppelblatt hingewiesen, das dem ersten Band einer auf der Prager Universitätsbibliothek unter der Signatur I. A. 29 aufbewahrten lateinischen Papierhandschrift der Bibel aus dem 15. Jh. als Vorsetzblatt eingeheftet ist, und er hat dort auch bereits von dem Bruchstück einer altdeutschen Predigt, das es gewährt, eine Textprobe Bl. 1^a, 20—1^b, 14 mitgeteilt. Der Hinweis scheint aber bei den Fachgenossen so gut wie unbeachtet geblieben zu sein und nur Truhlář gedenkt, soviel ich sehe, bei seiner Beschreibung der lateinischen Bibelhandschrift Catalogus Cod. manscr. lat. qui in C. R. Bibl. publ. atque univ. Prag. asservantur 1, 9 f. Nr. 38 39 auch jenes ersten Hinweises auf das deutsche Predigtbruchstück. Der Grund ist jedenfalls nur darin zu suchen, daß dabei nicht zugleich schon die Zugehörigkeit zu Berthold von Regensburg festgestellt wurde, von der auch noch bei Truhlář nicht die Rede ist. So kam es, daß auch der Herausgeber des zweiten Bandes der deutschen Predigten Bertholds das Bruchstück unbeachtet beiseite liegen ließ.

Das Doppelblatt ist mit der Kopfseite in die Handschrift eingeheftet; es bildet daher das dem Textzusammenhang nach erste Blatt gegenwärtig die obere, das zweite die untere Hälfte; die Spuren der alten Faltung und Heftung sind ganz deutlich zu sehen. Die Blatthöhe beträgt 21 *cm*, die Gesamtbreite des Doppelblattes nicht ganz 30 *cm*, davon entfallen auf das etwas breitere erste Blatt nicht ganz 16, auf das etwas schmalere zweite 14 *cm*. Die Blätter sind zweispaltig beschrieben, jede Spalte regelmäßig zu 35 Zeilen zwischen wag- und senkrechten mit Tinte gezogenen Linien. Die Schrift haben schon Kelle und Truhlář übereinstimmend in das 14. Jh. verwiesen und darüber kann auch füglich kein Zweifel aufkommen; genauere Bestimmung dürfte sie wohl eher gegen den Ausgang als höher gegen oder gar über die Mitte des Jhs. hinaufrücken. Sie konnte durch die Art der Verwendung des Blattes nicht leiden und ist daher durchweg deutlich lesbar geblieben. Über die rubrizierten Anfangsbuchstaben, die sonst keinerlei besonderen Schmuck aufweisen, ebenso über die als Satzzeichen gebrauchten Punkte und die Bindestriche (in der Regel zwei) bei der Wortabteilung am Zeilenschluß gibt der folgende in diesen Punkten getreue Abdruck selbst Aufschluß. Verzichten mußte ich aber aus typographischen Gründen auf die Wiedergabe der Abkürzungen; man verliert an ihnen nichts; es sind die gewöhnlichen für *n* (unterblieben 2ᵃ, 19 *helfet*, 2ᵈ, 11 *lese*), *m*, auch (*chomen* 1ᵇ, 12) *-en*; *-er* (auch diese einmal vergessen 1ᵃ, 33 *vlanczen*); endlich *vnd*, das in zahlreichen Fällen so (kein *vnde*) ausgeschrieben ist, so daß über die Auflösung kein Zweifel bestehen kann. Wohl aber mag man angesichts der 2ᶜ, 1 ausgeschriebenen Form *ewren* zweifeln, ob nicht auch an der ganz gleichartigen Stelle 2ᵇ, 25 richtiger so statt *ewern* aufzulösen wäre: aber es findet sich nicht nur in allen acht Spalten kein Beispiel, in dem

das bekannte Zeichen durch *re* aufgelöst werden müßte, sondern es steht 2^{c}, 32 sogar über *ewrn*, wo diese Auflösung die unmögliche Akkusativform *ewrern* ergäbe, und so genau zwischen *w* und *r*, nicht etwa nach Art späterer lateinischer Handschriften nach dem *r*, daß man schwerlich auch hier *ewren* auflösen darf; anderseits begegnet sonst in ausgeschriebenen Formen (*vnsern -erm, andern, ewer*) nur *er*, nie wieder *re* und so wird wohl auch 2^{b}, 25 *ewern* vorzuziehen sein. Verzichtet habe ich ferner auch auf die diplomatisch getreue Wiedergabe übergeschriebener Buchstaben und der häufigen Akzente über *i*, sowie auf die wertlose Unterscheidung zweifacher Buchstabenformen. Übergeschrieben sind *r* 1^{a}, 2. 3 (*chrvmmen, chrvmme* hier etwas verblaßt), 2^{b}, 29 *pruder*; *l* 1^{c}, 27 f. *chlainait* und namentlich *e*, einmal als Silbenträger zwischen konsonantischer Umgebung 2^{a}, 17 *pedurfet* (letzte Silbe), öfter über *u* (*v*) und *i* als zweiter, aber auch erster Bestandteil eines Diphthongs: 1^{b}, 32 *guet*, 1^{c}, 18 *guetev* (1. Silbe), 1^{d}, 3. 2^{c}, 21 *tuet*, 2^{c}, 17 *tuest*, 1^{b}, 13 f. *muezzen*; 1^{b}, 13 *nevelich* (das erste *e*, das zweite durch einen darunter gesetzten Punkt getilgt), 2^{d}, 23 *Pheu*; 1^{a}, 13 *diern*; 2^{b}, 11 *veintschaft*, 2^{b}, 12 *neit*; es sind größtenteils dieselben Worte, in denen wie in anderen sonst auch beide Buchstaben neben einander in der Zeile stehn. Diesen übergeschriebenen *e* werden mehrfach die z. T. bis zu einer Schlinge verschnörkelten Akzente über *i* so ähnlich, daß sie nicht immer ganz sicher zu trennen sind; ich hoffe doch richtig unterschieden zu haben, wenn ich nur 1^{b}, 8 *wiers ie* annehme, in andern Fällen, wo es etwa noch möglich wäre, mir aber zu unsicher blieb, mich mit einer Anmerkung begnüge; 1^{a}, 31 *wier*, 2^{d}, 31 *ier* und überdies noch mit dem *e*-ähnlichen Akzent über dem *i* wie auch sonst noch einigemale bei Diphthongen, wo er also keine weitere Bedeutung haben kann, 2^{b}, 3 *dier* steht *ie* nebeneinander in der Zeile geschrieben in der Hs. selbst. Als Umlaut-

bezeichnung begegnet das übergeschriebene *e* (genauer nur noch der runde untere Zug davon, ähnlich wie auch 1^b, 32 *guet*) 2^a, 22 *süst*. Wo der Schreiber selbst (oben S. 517 *nevel'ch* 1^b, 13 schon einen Schreibfehler berichtigte, nehme ich diesen beim Abdruck nicht in den Text auf, verzeichne aber den Sachverhalt in einer Anmerkung; auf letzteres allein beschränke ich mich 1^b, 15. In allem Übrigen ist der Abdruck buchstaben- und zeilengetreu.

Über die Herkunft der Handschrift, der das Doppelblatt angehörte, läßt sich Genaueres nicht ermitteln. Der bayrisch-österreichische Lautcharakter ist trotz vereinzelter alter *î* und *iu* (*iw*) und des Schreibfehlers *anderin* 1^b, 4 f., aus dem ich nicht einmal auf die Vorlage schließen möchte, die nach der verbesserten Stelle 1^b, 13 vielleicht selbst schon *u* mit übergeschriebenem *e* für *eu* < *iu* aufwies, dem Texte so deutlich aufgeprägt, dass es überflüßig ist auf Einzelheiten einzugehn. Weiter führen aber auch die nach Südböhmen weisenden Eintragungen in die lateinische Bibelhandschrift nicht, die Truhlář bereits in seiner Beschreibung berücksichtigt. Denn wenn darnach zu schließen die Handschrift sich auch einmal in einem südböhmischen Kloster befunden hat, braucht sie ja doch nicht auch dort geschrieben zu sein.

Das Textstück, das uns das Doppelblatt gewährt, gehört zu Nr. XXXIX der deutschen Predigten Bertholds von Regensburg bei Pfeiffer-Strobl 2, 28, 39 *fri(unde)* — 32, 13 *versûm(et)*, die bekanntlich nur eine kürzere Parallelbearbeitung ist zu Nr. II. auf den Tag des hl. Alexius 1, 11—28 (lateinisch auf das Fest des hl. Clemens im Rusticanus de Sanctis: Jacob, Die lat. Reden des sel. Berthold von Regensburg, S. 58 Nr. 18. Schönbach, Studien z. Gesch. der altd. Predigt 4, WSB 151, S. 57 Nr. 13. S. 78 *g* und 123 Nr. 125; vgl. Jacob, S. 152—154). Der Text läuft in unserem Doppelblatt

ohne Unterbrechung fort; es war also das innerste einer Lage der vollständigen Handschrift.

1a 28, 39 vnde noch durich gabe · Daz
gereht chrvmmen noch daz
chrvmme slihten · wan reht
dem armen als dem reichen
dem fremdem als dem naht
pawern · alles nach rehte ·
Jr vorsprechen ir sult ewer
ampt mit trewen vben ar-
mer leut wort sprechen ·
Jwer ampt si nider oder h-
och · ir sult alle ewer ampt
mit trewen vben chneht
vnd diern · ewer herschaft
getrewlich dienen · nicht
stellen noch vnwilchleich
wurchen · Vnd so es weder
vraw noch herre siht · so su-
lt ir also vaste dienen · vnd
wurchen also so sies sehen ·
Jr priester pfleget der leut
mit trewen an der peiht ·
vnd wo in ewer not geschiht
so sult ir gahes inder naht
auf šten · vber alle ewer
ampt · durich den allemech-
tigen got · Daz dritte
phunt muezze wir auch
wider raiten · an dem iun-
gesten gerihte · daz ist von
vnserr zeit · Daz ain
ist wier sullen vnser ze-
it nuczeleich an legen ni-
cht vtanczen noch mit vn-
nuczeleichen dingen an-
werden noch pozleich · wan

1a, 5 fremdem *so, nicht abgekürzt.* 22 in ewer *zusammengeschrieben?* 24 vber *deutlich* : *l.* vbet. 33 vtanczen *so ohne Abkürzungszeichen.*

1b 29, 17 vnser herre wil die minsten zeit nicht vber sehen · von der weil daz wir geporn werden piz daz ain pra an di anderin chvmt · vncz an vnsern tot als wenich so er des chlainisten hares vergezzen wil · wie wiers verlorn haben ·

Dar vmme ir herschaft alle sampt · durich den allemechtigen got · legt ewer zeit nuczleichen an · wir chomen alle nevlich her · vnd muezzen alle schir von hinnen ·

Zv dem andern mal sulln · wider raitten von vnserr herren zeit · daz iste daz wir · alle vnser zeit · stet an got beleiben sulln · vnd nimmer von got schaiden wellen durch chainer slaht guet · noch durich friunde · noch durich foriht · noch durich niht auf aller erde · wan daz wir steten willen haben pei got peleiben · Daz vierde phunt · daz vns vnser herre enpholhen hat · durich zwai dinch vnd muezzen auch zwivalt wider raitten von dem selben phunden · daz ist irdisches guet

Da von sult ir zemersten wider raitten · daz ir chint vnd hausvrawen · vnd ewer

1c 29, 33 gesinde · vnd euch selber · da von pesehen sult · an speis vnd gewante die notdurft · vnd

---

1b, 3 wir: *vielleicht* wier; *vgl. S. 517.* 5 derin: *das* i *mit Akut, also nicht* derm. 13 nevlich (*vgl. S. 517. 518*) *aus* nevelich *gebessert.* 15 dem: *unter dem* d *ein Punkt.* 17 iste *so ungebessert.* 31. 32 dem *und* phunden *so, nicht abgekürzt.*

sult des andern ein tail dü-
rich got geben vnd nicht
durich ere · noch durich rv-
em · noch durich guften no-
ch durich loblachen · weder
gumpel wolch noch spilman
noch niemant wan durich
got · So sulle wir an der-
stunt wider raiten von vn-
serm guet · waz ev vber w-
irt · vber ewer notdurft ·
daz sult ir leihen durich got
armen leuten auf guetev
phant · daz ist ev an svnde ·
daz ir auf guetev phant
leichet · wan es ist nv vil
trughait indem lande · daz
man es nimmer zesicher
mach gemachen Da von
ist daz an sunde · daz ir gutev
phant nemt · Vnd sult aber
nihtes niht dar vmme ne-
men · weder vor noch nach ·
weder phenninge noch chlain
ait · noch dicz noch iens noch
chlain noch grozz · wan daz got-
tes lon · Nv seht ich wer
recht ein tor · ob ich gottes
hulde · wol er werfen moht ·
an aller slaht chummer · vnd
an arbait · vnd an aller slahte
schaden · also muget ir got-

1d 30, 10 tes hulde erwerfen an aller
slahte vngemach · nvr daz
ir leiht durich got tuet · vnd
daz ir nimmer dester ermer
werdet · wan daz man lihet ·
Dem ist reht der sunnen
schein swie vil vns dev sun-
ne ir lihtes leihet · so hat
sisein niht dester minner ·

wan si nimt es ́ie des nah-
stes wider zv ir vnd schei-
net aber des andern tages ·
als vil als da vor · vnd dar
vmme daz vns die sunne
ir lieht leichet pei dem tag
so wil si vnser herre vil schoner
machen · an dem iungesten
tage · danne si iezve ist · vnd
wil den manen gancz machen
dar vmme daz er vns sein
lieht leihet · etwenne peider
naht ein wenich · Also wil
euch der almechtige got schon
machen · die also wider rei-
tent · daz si durich got leihent
vnd geben · Phfi rauber · waz
leiht ir disen armen gottes
chindern vor mein augen ·
vnd ir gewalter vnreht voit
Geittiger wie raitestu
wider andem iungestentage ·
vnd ir vrawen dida gewan-
des vber ein ander legent
daz iz erfaulet · vnd daz reht
dev stange nider presten-
2a 30, 26 moht · so mantel so mantel ·
so rochlein · so rochlin · so pad-
lachen vnd padlachen · so fur
span vnd furspan · Des ist
also vil · daz ettleiche vber
ein ander legent · Vnd ist
manich armer mensch der
rehte erfriesen moht da pei
Pruder Bertolt · da welle wirs
durich vnser sel wellen ge-
ben · so wir andem tot ligen ·
so geturren vor vnsern w-

1d, 10 nimt: *zuerst* mimt, *aber der erste Strich des anlautenden* m *durch einen darunter gesetzten Punkt getilgt.* 11 stes *so unverbessert.*

2a, 10 wellen *so!* 11 wir *mit Akzent, aber kaum übergeschr.* e; *vgl. S. 517.*

irten nicht anderz geben
wan vnser gewant· Vil-
wunderleichen palde gebt
iz vmme phenninge· wan
des ir zv rehter not pedurfet
so gebt daz ander hin· Ja
helfet aines etwenne sehs
phenning als wol· der im
si leichet als der ims vmme
süst gebe· Dar vmme
ir herschaft alle durich den
allmechtigen got· werbet
also vmme gotes hulde· vnd
daz ev doch an schaden sei.
Daz fumfte phunt· da
wir got von wider raitten
muezzen· an dem iungesten
tage· daz ist von vnserm
ebenchristen· da muezzen
wir auch zwivalt von rai-
ten. Zem ersten· dv solt
deinen christen durich got
liep haben· daz dir lait sei
2b 31, 4 waz im werre· vnd ob er
paz mage dann dv· des soltu
in nicht neiden· ob er dier
iht laidez hat getan· so solt
du in durich got reht liep
haben· vnd durich reht got
weder neit noch haz tragen·
hat aber er dir lait getan·
so solt du in durich got liep
haben· Jst iemant hie der
veintschaft habe· vnd seinem
eben christen neit vnd haz
trage· der sol daz heut got
ergeben· den worten· daz im
der allmechtige got alle sein
sunde vergebe· wan ir muez-

2a, 19 helfet *so ohne Abkürzungszeichen über der Endung.*
2b, 14 iem *mit übergeschriebenem* e? *vgl. S. 517.*

zet von den fumfen phunde · als wol wider raitten · als von dem ersten · vnd von dem andern · von dem dritten als wol · als von dem vierden · vnd dem fumften · Dar vmme ir herschaft alle sampt durich den allmechtigen got habt ewern ebenchristen liep durich got · ob er iz vmme dich verdienet · hat er deinen vater erslagen oder den pruder · oder pei deiner swester gelegen oder dein niftel enteret · oder dein hausvrowen oder swas er dir zvlaide hat getan · daz solt du im allez durich got vergeben · Zv dem andern

2c 31,20 mal so sult ir ewren eben christen lieb haben in got · nv seht daz ist also · deinem eben christen der dir nicht tut · dem solt du weder haz noch neid tragen · durich got · Vnd dem der dir hat lait getan · vnd der dir da lieb hat getan · daz dv in got lieb habest · also daz dv in nimmer so lieb gehabest · daz du immer totleich sunde · durich sein willen tust · Ez sei chint oder vater oder pruder · noch chain mensch sol dir immer so lieb werden daz dv totleich sunde tuest durich in · wan daz ist alles vnrehtev lieb · swer durich seinen frevnde totleichev svnde tuet · Als iudas der

---

2b, 17 den fumfen *so* (fumfen *abgekürzt*). 23 ier *mit übergeschr.* e? *vgl. S. 517.* 25 ewern: vgl. *S. 516 f.*

wart geittich durich seiner
chinde willen · daheut sich
allev dev werlte vor gese-
gene · lat niemant so lieb
sein · als iudas daz ir vnreh
tes guetes gewinnet du-
rich hausvrawen oder durich
chint oder durich euch sel-
ben · noch main sweren noch
niemant slahen durich-
chainen ewern frevnt · noch
chainer slaht totleich sunde ·
sult ir durich niemant tun ·
daz ist in got ir sult auch
2d 31,36 niemant veint sein · der ev
hat lait getan · daz ist du-
rich got · Also wider lernet
raitten · vnd seht alle tage
an hende und an fuezze ·
wie ir die fumfe phunt
wider raitten sult · Vnd
daz hat ev got · anewer hen-
de vnd an ewer fuezze ge-
schriben · Dar vmme sult
ir lernen vnd lese alle tage ·
an den geliden daz ir got
schuldich seit · wider raitten
fumfe phunt · vnd swer
dev also wider geraitet ·
als ich ev fur han gelait dem
geschech wol · daz er̥ geporn
wart wan der stet freleich
an den raittunge · Vnd
swer auch auch nicht wider
raittet · der sol hende noch
fuezze nimmer an gesehen ·
Pheu geittiger · wie rait-

2c, 26 ier *mit übergeschr.* e? *vgl. S. 517.* 32 ewern: *vgl. S. 517.*
2d, 5 an hende *und* an fuezze *scheint fast zusammengeschrieben zu sein.* 11 lese: *so ohne Abkürzungszeichen über der Endung.* 16 dem *abgekürzt.* 19 den *so, nicht abgekürzt.* 20 *so!* auch *doppelt.*

test du wider andem iun-
gesten tage · dir gepristet
an der raittunge · dv wol-
test danne gelten · vnd
wider geben oder immer
mít dem tevfel prinnen ·
Jr herschaft alle sampt
nv sehet ob ier also wider
raitten wellet oder nicht
daz stet inewer frei chur · die
niemant mage petwingen ·
Vnd wo ir euch her gesav-

Während der Predigttext II nur in der Heidelberger Handschrift Nr. 24 erhalten ist, liegt uns XXXIX nach Angabe des Herausgebers 2, 561 (vgl. S. XI—XIII) in fünf Handschriften vollständig und bruchstückweise in Resten zweier untergegangener vor. Nur von vier der vollständigen Überlieferungen hat er die Lesearten mitgeteilt, von der fünften, einer Wiener, unterließ er es, weil sie im wesentlichen mit der Klosterneuburger stimmt. Von den zwei Bruchstücken kam das Halberstädter (*h*) erst ziemlich gleichzeitig mit dem zweiten Bande der deutschen Predigten Bertholds ans Licht (Zs. f. d. Ph. 12, 129—134; vgl. S. 183—185); das jetzt hinzukommende Prager *(P)* war, wie schon gesagt, nicht eigentlich unbekannt, aber unerkannt und unbeachtet geblieben. Bisher mußte *h*, geschrieben an der Wende des 14. und 15. Jhs., als die älteste Textquelle für XXXIX gelten; keine der vollständigen Überlieferungen reicht über das 15. Jh. zurück. Diesen Vorrang läuft ihm nun *P* ab und darin liegt zunächst seine Bedeutung, wenn es sich auch nicht entfernt vergleichen darf mit dem kleinen, durch sein Alter aber umso wichtigeren Innsbrucker Funde, den Schönbach Zs. 35, 209—215

2[d], 33 daz: z *nachträglich hinzugesetzt, so daß es den Raum zwischen* da *und* stet *ganz füllt.*

veröffentlicht und zugleich gewürdigt hat, oder wenigem andern, wodurch unsere deutsche Bertholdüberlieferung bis an die Grenze des 13. und 14. Jhs. oder noch in das 13. selbst zurückgeleitet wird (Schönbach Stud. z. Gesch. d. altd. Predigt 6, WSB 153, 91 f.); unser Bruchstück reicht in dieser Gesamtüberlieferung nur etwa bis zur Heidelberger Hs. Nr. 24 oder der nach Strobl 2, 282 leicht noch etwas alteren Brüsseler hinan; für XXXIX allerdings bietet es die älteste Überlieferung; wie sich zeigen wird, keine fehlerlose, aber auch keine für die Textkritik innerhalb des dargebotenen Stückes und wohl auch über dieses hinaus wertlose.

Ehe ich aber in die kritische Würdigung eintrete, möchte ich zu dem Textabdruck von *h*, der nächst ältesten Überlieferung, einige Bemerkungen vorausschicken. Mehrere verfehlte Besserungsvorschläge, die in den Anmerkungen unter dem Text beigedruckt waren, sind wohl durch die von Zacher S. 184 f. aus dem damals eben erschienenen zweiten Bande der Ausgabe ausgehobenen Stellen stillschweigend beseitigt und dürften niemand beirren, zum Abdruck selbst aber hat Zacher dabei nirgends ausdrücklich Stellung genommen; ich kann an einzelnen Stellen Zweifel gegen die Richtigkeit der Lesung nicht unterdrücken. S. 130, Z. 20 steht im Abdruck *nu sech*: Zacher hat die entsprechende Stelle der Ausgabe (2, 30, 7) nicht ausgehoben; steht wirklich *sech* in der Hs. und nicht vielmehr entsprechend der anderweitigen Überlieferung wie 132, 16. 133, 1. 26. (134, 2) *seth*? Denselben Fehler vermute ich 131, 22 (30, 36, ausgehoben S. 185 zu 131, 18) in *liech*: in der Hs. steht wohl wie 130, 15. 23. 131, 5 *lieth*; die Stelle ist wie andere (vgl. S. 129) infolge der Verwendung der Blätter als Buchdeckel beschädigt; das unlesbare vorausgehende Wort lautete ohne Zweifel *se*; ob das folgende *ist* richtig gelesen ist und nicht etwa *als* in der Hs. steht, muß ich dahin gestellt sein lassen,

jedenfalls wäre *ist* nur ein Schreib- oder Lesefehler für das richtige *als* der Textstelle. Ich zweifle nicht, daß dieses selbe *lieth* 131, 10 (30, 22, ausgehoben S. 185) in der Hs. steht statt des im Abdruck selbst mit einem Fragezeichen versehenen *sieth*, das in Anm. 3 übel gebessert wurde; im schlimmsten Falle wäre auch hier wieder *sieth* nur ein Schreib- oder Lesefehler der Hs. für das richtige *lieth*. Ähnlich beurteile ich 131, 18 ff. (30, 31 ff., ausgehoben S. 185): 18 *endowe* ist in Anm. 7 durch *endorre* richtig gebessert; sollte aber dies nicht in der Hs. selbst stehen? Z. 20 ist das 'unverständliche' (Anm. 10) *valde*, wenn es wirklich in der Hs. steht und nicht *balde*, natürlich nur Schreib- oder Lesefehler für dieses; 19 hätte im Abdruck die handschriftliche Leseart *nicht anders nicht* (Anm. 8) ruhig stehen bleiben können, wie auch 131, 11 (30, 23) nichts zu ändern ist (Anm. 4), sondern nur die getrennt geschriebenen Silben zu *gewaltser* zu verbinden sind. 131, 24 (30, 38, halb ausgehoben S. 185) ist die Lesung zweimal unsicher: statt das unpassenden *gelebeth* (vgl. Anm. 11) dürfte doch in der Hs. das richtige *werbeth* (*PHD, KM* fehlen diese Worte) stehen und in der fraglichen Ergänzung *daz* (*iz ane?*) *schadhen si* wird statt *iz* vielmehr *iu* = *HPD* (*KM* versagen auch hier) anzunehmen sein; ob man weiter mit *ane* auslangt, ist ohne Einsicht in das Raumverhältnis nicht zu beurteilen. 131, 26 (31, 2, ausgehoben S. 185) steht im Abdruck nach der zweiten Lücke ein sinnloses *dinsten*: das ist schwer glaublich; nach der sonstige Überlieferung wäre zu erwarten *von* (*unsem eben*)*cristen* (wie 132, 1. 5. 11. 16. 17. 133, 16) und das steht vielleicht auch wirklich in der Hs. Für die Ergänzung der ersten Lücke in der Zeile gibt die anderweitige Überlieferung keinen Anhalt, *h* scheint da eine alleinstehende La. gehabt zu haben; ist das am Schluß der vorausgehenden Zeile stehende *v(nde* richtig, so führt das wohl kaum auf etwas anderes als *solen*

(*vnde muzen* oder *mozen*). Die Lücken 132, 18 ff. (31, 23 ff., unvollständig und ohne die hier nicht außer acht zulassenden Varianten ausgehoben S. 185 zu 132 16) sind ohne Einsicht in die Raumverhältnisse nicht, sicher zu ergänzen, diese hätten daher angegeben werden sollen; 19 kann wohl nicht mehr verloren sein als *also daz du* oder *dhu*; ob darnach auch die beiden andere Stellen zu bemessen sind, läßt sich ohne Einblick in die Hs. selbst nicht sagen; es käme eben darauf an ob 18 Raum ist für mehr als *de* oder *dhe leph*, d. h. ob *danne* (*H*) oder *da* (*P*) durch *h* mitbezeugt wird oder nicht (*KM*; *D* hat hier gekürzt); 20 sollte man erwarten *im*(*ber totliche sunde*), vorausgesetzt, daß der Raum dafür zureicht; die Ergänzung *mensche* in 21 ist durch die Ausgabe 31, 27 bestätigt und das Fragezeichen daher zu tilgen. 133, 10 (32, 9, ausgehoben S. 185) muß man das noch lesbare ... *den* doch zu *gelden* ergänzen: sollte dann nicht statt des sinnlosen *rade* in der Hs. richtig *vnde* folgen? In der nächsten Zeile (32, 10, von Zacher nicht ausgehoben) liest der Herausgeber an beschädigter Stelle (*allensamt?*), zweifelt also selbst: es könnte allerdings auch zu lesen sein *alle nu seth* und da *nu seth* sonst fehlen würde, wäre diese Vermutung die wahrscheinlichere, wenn *h* nicht sonst (129, 4. 131, 23. 132. 10) regelmäßig *ir herschapht allen samt* (oder *allensamt*) schriebe. 131, 13 (30, 26, ausgehoben S. 185) steht vielleicht auch st. *strige* richtig *stange* (abgekürzt?) in der Hs. Über die unnötigen Änderungsvorschläge zu 132, 17. 23 (Anm. 5. 6), 133, 1 f. (Anm. 1) brauche ich angesichts der S. 185 ausgehobenen Stellen kein Wort zu verlieren, ebenso wenig über einiges andere, was eigentlich die Laa. von *h* nicht berührt; nur um diese ist es mir zu tun. Als durch *h* bezeugt sind selbstverständlich auch alle die zu betrachten, auf welche die besprochenen Schreib- oder Lesefehler, falls sie wirklich in *h* stehen sollten, mit Sicherheit zurückweisen.

Die Überlieferung in *P* habe ich vorhin als nicht fehlerlos bezeichnet. Dass einigemale Punkte und rubrizierte Initialen an unrechter Stelle stehen, wird man dabei gewiss nicht hoch anschlagen. Aber eine Reihe der *P* eigentümlichen durch keine zweite Hs. bezeugten Laa. bestätigt dieses Urteil. Es handelt sich dabei z. T. um gewöhnliche Schreib- oder Lesefehler: dahin gehören 1^a, 5 (29, 2) *fremdem* st. *-en* 24 (29, 11) *vber* st. *-et* 1^b, 4 f (29, 19) *anderin* (*-eren h -ern HDKM*) 17 (29, 25) *iste* st. *ist* 31 f (29, 32) *phunden* st. *-de* 1^c, 9 (29, 37) *gumpel wolch* st. *g. v.* 2^a, 10 (30, 31) *wellen* st. *willen* (vgl. 9) 2^b, 17 (31, 11 f) *den fumfen* st. *dem fumften* 2^a, 19 (30, 35) *helfet* st. *-ent* und 2^d, 11 (32, 2) *lese* st. *-en* (vergessener Abkürzungsstrich, vgl. oben S. 516) 19 (32, 6) *den* st. *der* 20 (32, 6) *auch* doppelt geschrieben 33 (32, 11) *frei chur* (*frien kür HDKM vrier willecheit h*). Auch die Wortumstellung *wider lernet raitten* st. *l. w. r.* 2^d, 3 (31, 38) gehört hieher und auch 2^b, 29 (31, 17) ist *den* vielleicht nur verschrieben für *deinen*. Eine zweite Fehlergruppe wird gebildet durch Auslassung einzelner Worte: es fehlt 1^b, 15 f (29, 24) *wir* (gleicher Anlaut mit dem folgenden *wider*) 26 (29, 28) und 2^d, 13 (32, 3) *ze* 1^d, 6 (30, 12) *als* 2^a, 32 (31, 3) *wider* 34 (31, 4) *eben*(*christen*) 2^c, 9 (31, 24) *den* (*H*) oder wahrscheinlicher *in* (*hM di K si D* kürzend), woraus sich dann vor *in got* der Ausfall leicht erklärt 25 (31, 31) *iu* 2^d, 20 (32, 6) *also* vgl. 15 (4). Alles dies ist rein mechanisch und unbewusst und der Fehler verrät sich sofort von selbst. Wenn dagegen 1^b, 24 (29, 28 *ûf aller der erde*) *der* fehlt (vgl. Zimmert Beitr. 26, 328 f. 359 f.), 1^c, 19 (30, 3) *so* (*als M*), 1^d, 23 (30, 20) *gar*, 2^c, 14 (31, 27) *oder neve*, 2^d, 17 (32, 5) *ie*, so sind diese Worte für Sinn und Konstruktion nicht unentbehrlich, ja auch 2^a, 12 (30, 32) könnte man das fehlende *wir* allenfalls aus dem Vorausgehenden herabbeziehen und so könnte rein für sich betrachtet in

diesen Fällen auch *P* das Richtige gewähren; angesichts des übereinstimmenden Zeugnisses der sämtlichen andern Hss. wird aber niemand zweifeln, dass *P* auch diese Worte in seiner Vorlage vorfand und nur aus Unachtsamkeit übersprang. 2[d], 20 f (32, 6) *wider raittet* st. *wider reiten wil* ist nicht mehr eine bloße Auslassung sondern zugleich eine Änderung, zu der 15 (32, 4) mitgewirkt haben mag; vgl. *aber* 32 (32, 11). Diesen Auslassungen stehen gegenüber einige Zusätze: 1[d], 3 (30, 11) *tuet*; die Veranlassung lag in dem Mißverständnis von *leiht*, das als *lîhte* verstanden wurde statt als *lîhet*; 2[b], 6 (31, 7) *got*, wiederholt aus der vorhergehenden Zeile; auch mag zu *neit noch haz tragen* ein Dativ vermisst worden sein; 2[c], 23—25 (31, 31) *da heut sich allev dev werlte vor gesegene*; der Anlaß lag wieder in einem Mißverständnis: *hüete* (in der Vorlage wohl mit übergeschriebenem *e*) wurde als *heut* verstanden und wiedergegeben und das infolgedessen fehlende Verbum durch *gesegene* ergänzt. In diesen drei Fällen kann die Auffassung kaum zweifelhaft sein und der letztbesprochene setzt voraus, daß die neuen Diphthonge bereits durchgedrungen waren, er darf also mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dem Schreiber von *P* selbst zugeschrieben werden, dem dann leicht auch die beiden andern, von denen mindestens der erste ganz gleichartig ist, zur Last fallen werden. Schwanken könnte das Urteil höchstens in einem vierten Falle 1[b], 16 f (29, 24) *unserr herren zeit*: die Zeit ist 'Gottes' Zeit, 'seine' Zeit (Berth. 1, 21, 16. 23) und so könnte man füglich auch von *unsers herren zît* Rechnung legen müssen; dann müßte aber *vnserr* verschrieben sein st. *vnsers*; dies anzunehmen verbietet die Gesamtüberlieferung, also muß *herren* ein Zusatz sein; in dem ganzen Abschnitt über das dritte Pfund ist auch durchaus nur von *unser* (*iuwer*) *zît* die Rede. Ein Anlaß zu dem Zusatz scheint gleichwohl erkennbar: es

handelt sich bei der zweiten Rechnunglegung um die Zeit, die Gott, unserm Herrn, gewidmet sein sollte. Schwerlich aber rührt dieser Zusatz von dem Schreiber von *P* her: hätte er ihn selbständig angebracht, so hätte er wohl auch *vnsers* geschrieben; jenes mit der sonstigen Überlieferung übereinstimmende *vnserr* erschwert überhaupt eine befriedigende Erklärung, auf welche Weise der Zusatz *herren* in den Text geriet. Neigung zu bewusst absichtlichen Neuerungen fehlt nach all dem in *P* nicht ganz, macht sich aber doch nicht allzu häufig geltend.

Die übrigen durch *P* allein überlieferten Laa. können wenigstens für sich betrachtet richtig sein; sie sind in den meisten Fällen den bisher bekannten mindestens gleichwertig, in einigen verdienen sie den Vorzug. Über 1[a], 35 (29, 17) werde ich besser später (S. 551) reden. Das Übrige betrifft meist Formales oder Wortstellung. Für richtig halte ich die La. von *P* und gebe ihr den Vorzug 2[c], 3 (31, 22) *deinem* (*deinen DKM*; *dhin h* aber mit veränderter Satzfügung und daher wertlos; *H* hat nach Bartsch Beiträge zur Quellenkunde der altdeutschen Literatur S. 118 'eher *dem* als *dein*', die Ausgabe setzte *dîn* in den Text) und noch zuversichtlicher 2[c], 27 f. (31, 32) *vnrechtes* (*unrehtez KMh unrehts D unreht H*) *guetes* (*guot HhDKM*): der partitive Gen. bei *gewinnen* ist sicher weniger der Änderung von Schreiberhand verdächtig als der geläufige Akk. der übrigen Hss., den gewiß jeder ruhig weiter abgeschrieben hätte. Als an sich gleichwertig erscheint die neue La. von *P* 1[b], 3 (29, 19) *werden* (*wurden HDKMh*, was man vielleicht geneigt sein wird doch für das Ursprüngliche zu halten); 32 (29, 32) *irdisches* (*erdische h irdisch HDKM*); 33 (29, 32 f.) *zemersten* (*zuo dem e. HDKMh*); 1[c], 20 (30, 3) *trughait* (*trügenheit HDKM trogene h*); 29 f. (30, 7) *wan daz* (*w. den DKM wann dann H*

wanne ohne Artikel *h*) *gottes lon* (*w. g. l.* Ausg.; sollte auch *H* auf *daz* oder *den* in seiner Vorlage noch durch ihren Fehler hinweisen?); 1[d], 29 (30, 23) *gewalter* (*gewaltser h*, vgl. oben S. 528, *gewaltiger HD* fehlt *KM*); 2[a], 31 (31, 2) f. *da muezzen wir auch zwivalt von raiten* (*da von m.* usw. *HhDKM*); 2[b], 33 (31, 19) *hat getan* (*g. h. HKM g. hab*(*e*) *hD*); 2[c], 7 f. (31, 23) und 2[d], 2 (31, 36) *hat lait getan* (*l. h. g.* alle, nur an zweiter Stelle *l. g. hab K*); 2[c], 8 (31, 24) *da* (*danne H* fehlt *KM*, *D* hat andern Text, *h* ist an der Stelle beschädigt: vgl. oben S. 529); 2[d], 15 (32, 4) *geraitet* (*reitet HhDKM*) 22 (32, 7) *Pheu* (*Pfui H phi hDKM*); 33 (32, 11) *in* (*an hHDKM*). Ich setze hieher endlich auch zwei Laa. aus einer in *H*, der Haupths. der Ausgabe, übergangenen Stelle, 2[b], 20 und 22 (31, 13. 14): es fehlt das einemal *und*, das zweitemal *von*; mit der Möglichkeit einer Auslassung muß nach den bereits gemachten Beobachtungen wenigstens an der zweiten Stelle gerechnet werden. Und überhaupt, wenn ich solche Laa. an sich gleichwertig nenne, will ich noch nicht sagen, daß sie in den Text gehören. Darüber haben noch andere Erwägungen zu entscheiden.

Aus einzelnen der angeführten *P* eigentümlichen Laa. ergibt sich schon, daß keine der übrigen Überlieferungen aus *P* geflossen sein kann, was sonst dem Altersverhältnis nach ja nicht ausgeschlossen wäre. Tritt man weiter der Frage näher, wie sich *P* zu den einzelnen Handschriften oder Handschriftengruppen stellt, so können in einem so kurzen Stück nur aus sehr charakteristischen Laa. einigermaßen überzeugende Schlüsse gezogen werden.

Den Anfang mache ich mit *H*, weil auf diese Hs. ja so gut wie ausschließlich die Textgestaltung der Ausgabe gegründet ist. Sieht man sich nun nach *PH* gemeinsamen Fehlern oder Neuerungen um, die auf nähere Verwandtschaft hinweisen könnten, so weiß ich

nur einen Fall von Belang anzuführen: 2^{d}, 16 (32, 4) f. *dem geschech wol*; die Ausgabe liest mit *D d. geschach w.*, woraus sich unsere Überlieferung am wenigsten erklärt; das Echte gewähren ohne Zweifel *hKM*: *den gesach got*; diese altehrwürdige Wendung scheint den jüngeren Schreibern nicht nur an dieser Stelle Anstoß gegeben zu haben: auch 1, 383, 13 läßt sie die Brüsseler Hs. weg und ändert darnach den Text; ebenso erging es dem Gegenteil *dem ergaz got daz er ie geborn wart* 2, 76, 14 f., wo *D* ändert *we dem*. Dem Herausgeber müssen diese Stellen, zu denen er selbst die Varianten eintrug, so wenig gegenwärtig gewesen sein oder Eindruck gemacht haben, wie andere Belege für *gesach got* in Bertholds deutschen Predigten (Mhd. Wb. 2, 2, 277^{b}, 35 ff.), sonst hätte er das Echte an vorliegender Stelle nicht verkennen können auch ohne die damals noch nicht bekannte Bestätigung durch *h*. Zu einer einigermaßen verläßlichen Gruppierung der Hss. scheinen mir aber derlei Änderungen wenig brauchbar; denn wenn die Formel einmal anfing zu veralten und Anstoß zu erregen, was lag näher als so zu ändern wie es *PH* und *D* tun? Es ist also zufälliges Zusammentreffen verschiedener Hss. in einer solchen Änderung nicht ausgeschlossen. Noch weniger freilich 2^{b}, 28 (31, 16), wo in *PH*, aber auch *h dir* fehlt; ja es ist noch sehr die Frage, ob man hier überhaupt von einer Auslassung reden darf und ob nicht *dir* vielmehr ein gemeinsamer Zusatz in *DKM* ist. Nachdem es einmal von diesen bezeugt ist, entbehrt man es nicht gern; aber es ist auch für den Sinn nicht unentbehrlich notwendig und daß gerade die beiden ältesten Zeugen dagegen zu *H* treten, ist jedenfalls nicht zu übersehen; dadurch verliert der von Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 118 (31, 17 ist Druckfehler) betonte Umstand des Fehlens 'beim Zeilenschluß' seine Bedeutung: wie es damit in *h* steht, ist aus dem Abdruck nicht zu ersehn; für *P* trifft er

nicht zu. Will man in solchen Fällen zu einer mehr als lediglich subjektiven Entscheidung gelangen, so ist das nur auf Grund einer möglichst klaren und richtigen Anschauung von dem gegenseitigen Verhältnis und dem kritischen Wert der einzelnen Überlieferungen zu erreichen. Engere Zusammengehörigkeit von *PH* ist mit dem vorliegenden Leseartenmaterial nicht zu erweisen. Denn die übrigen Stellen, in denen sich *P* zu *H* stellt, sind entweder dazu noch weniger geeignet oder überhaupt keines Fehlers oder gar einer Änderung verdächtig.

Soweit nun *H* ohnehin schon durch andere Hss., namentlich der bereits für die Ausgabe benutzten Gruppe *DKM*, hinlänglich bestätigt ist, hätte es keinen Sinn auch noch die Laa. von *P* einzeln vorzuführen, es müßte denn sonst ein Anlaß zu einer textkritischen Bemerkung vorliegen. So hätte ich über 1[b], 8 (29, 20) kein Wort zu verlieren, hätte nicht der Herausgeber gegen die einstimmige Überlieferung *wie*, der jetzt auch *P* beitritt, *swie* in den Text gesetzt; nun weiß allerdings jeder, der mit mhd. Hss. öfter zu tun hatte, daß in solchen Formen auf jüngere Schreiber kein Verlaß ist; aber in diesem Fall ist gleichwohl ein zwingender Grund zu ändern umsoweniger anzuerkennen, als sonst doch in der Regel wenigstens eine oder die andere Hs. die zusammengesetzte Korrelativform bewahrt und der Nebensatz keineswegs notwendig konzessiv gefaßt werden muß, sondern ebenso gut als indirekter Fragesatz verstanden werden kann im Einklang mit der entsprechenden Stelle der ausführlicheren Bearbeitung 1, 19, 21. 2[a], 15 (30, 33) fehlt nach *Vil wunderlichen balde* (über *h* vgl. oben S. 528) in *PhHD hin*, das der Herausgeber aus *KM* aufnahm: man wird es wieder streichen, zumal *KM* gerade an dieser Stelle den überlieferten Text durch Beseitigung von *Vil wunderlichen* geändert haben. Auch 2[c], 4 f. (31, 22) be-

stätigt *P* nicht die aus *KM* in die Ausgabe aufgenommene La. *niht entuot*, sondern zusammen mit *h* die von *HD* gebotene *niht tuot.* 2[a], 22 (30, 37) *Dar vmme* bis 26 (39) *sei* fehlt *KM*, es bleiben also als Textquellen *PhHD*; über die beschädigten Worte in *h* und ihre wahrscheinliche Ergänzung vgl. oben S. 528; der Text ist, auch soweit in *h* Einzelnes fraglich bleibt, vollkommen gesichert: *werbet* durch *PHD* und wohl auch *h*; *und* (fehlt *D*) durch *PhH*; *doch*, auch wenn es in *h* fehlt, durch *PHD*; für *daz* (*PHD* und, wenn meine Ergänzung richtig ist, auch *h*) mit der Ausgabe *dazz* zu schreiben ist unnötig.

In einer Anzahl von Stellen war die La. von *H* bisher nur noch durch eine zweite Hs., meist *h*, mitbezeugt und erhält jetzt durch *P* weitere Bestätigung: 1[b], 25 (29, 28) *stæten willen haben — ze blîben* (*stät beleiben wellen D*, in *KM* fehlt die Stelle); 27 f. (29, 30) *unser herre* (*got DKM*); 31 (29, 31 f.) *von dem selben pfunde* (*da von D*, *daz K*, beide in anderer Stellung, fehlt *M*); 1[c], 18 (30, 2) f.) *daz — lîhet* (fehlt *DKM*); 28 (30, 7) *noch* (*weder D*) *clein noch grôz* (in *KM* fehlen diese Worte überhaupt); 34 f. (30, 9) *und ân arbeit und ân* (fehlt *h*) *aller slahte schaden* (*u. sch. u. a. KM an allen sch. D* nach Strobls Angabe, die allerdings nicht völlig klar ist); 1[d], 8 (30, 13) *ir* (fehlt *D*, in *KM* fehlt die ganze Stelle); 13 (30, 15) *alsô* (*als Ph*) *vil sô* (*als Ph*) *dâ vor* (*als vor D*, in *KM* fehlt die ganze Stelle); 23 (30, 20) *der almehtige* (fehlt *DKM*, vgl. 29, 21 f. 31, 15); 2[a], 2 f. (30, 27) *sô badelachen und badelachen* (*da padlachen D* fehlt *KM*); 2[b], 27 (31, 16) *ob erz umbe dich verdienet* (*ob erz verdient hab durch dich D* fehlt *KM*); 2[c], 14 f. (31, 27) *bruoder noch* (*prüder oder öheim oder D* fehlt *KM*); 2[d],7 *Vnd* — 11 (31, 38 *Wan* — 32, 2 *tage*), beziehungsweise 14 (32, 3 *pfunt*) in *KM* und *D* gekürzt (ganz klar sind mir allerdings die Angaben über *KM* nicht); endlich, wo bisher nur *K* zu *H* stand,

2[d], 33 (32, 12) *kür* (*wal D vrier willecheit h euerm freien willen M*).

Mit einigen wenigen Laa. stand *H* bisher ganz allein, findet aber jetzt Bestätigung durch *P*: 1[b], 24 (29, 29) *erde* (*werlde h werlt D*, in *KM* fehlt die Stelle); 1[c], 9 (29, 37 f.) *spilman* (daß so auch *H* hat, bezeugt ausdrücklich Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 117, der auch schon für die Richtigkeit dieser La. eintrat; *spamanne* in *h*, wenn wirklich so dort steht, ist selbstverständlich Schreibfehler; Strobl liest mit den übrigen Hss. *spilmannen*, ohne die La. von *H* anzuführen); 2[d], 9 (32, 1) *an* (fehlt *h*) *iuwer füeze* (in *D* und *KM*, die kürzen, fehlen diese Worte); endlich gehörte hieher, wenn meine zweifelnde Vermutung über *h* oben S. 529 sich bestätigen sollte, auch 2[d], 30 f. (32, 10); jedenfalls ist die Lesung von *h* unsicher und *samt* nur durch *PH* wirklich zweifellos bezeugt, in *D* fehlt es und in *KM* fehlt die ganze Anrede *Ir* — *samt*; *nu sehet* ist, auch wenn es in *h* fehlte, durch die übrigen Zeugen gesichert.

Diesen Laa. gegenüber gibt es aber auch nicht wenige andere, mit denen *P* von *H* ab und zu andern Hss. tritt. Ich habe auch hier mein Augenmerk sogleich auf gemeinsame Fehler oder Neuerungen gerichtet. Mit *h* allein teilt *P* 2[a], 19 (30, 35) das schon S. 516 erwähnte Schreibversehen (in *P* wenigstens kann es nichts anderes sein, in *h* könnte *unde h.* ungeschickter gedankenloser Anschluß an *gebet hin* sein) *helfet* für *helfent* (*DKM -en H*: bei Strobl steht zweimal *H* bei verschiedenen Laa., es wird wohl das zweitemal Druckfehler sein für *D*) und 2[d], 7 (31, 39) die leicht erklärliche Wortvertauschung *Und* (*vnde h Wan H*, *D* und *KM* kürzen hier). Mit *K* berührt sich *P* 2[b], 17 (31, 11 f.) in dem auch schon S. 530 erwähnten Flüchtigkeitsfehler *den fumfen* (*den fünf K*) für *dem fünften* (*hHDM*). Ich rechne auch noch hieher 2[b], 4 (31, 6)

iht (*PhD niht HKM*), worüber noch die Rede sein wird (S. 552 f.). Folgern läßt sich aus all dem nichts. Interessanter und wichtiger sind Fehler oder Änderungen, die *P* mit allen andern Hss. außer *H* gemein sind. 1ª, 25 (29, 11) fehlt *PDKM* (*h* setzt erst später 29, 18 ein) *mit triuwen*: diese Worte können nicht etwa in *H* zugesetzt sein; denn sie sind gerade die leitende Grundforderung für die zweite Rechenschaft über das zweite Pfund von 28, 25 an wie für die erste *durch got* von 27, 33 an, sie sind also in den vier Hss. weggelassen. 1ª, 30 (29, 14 f.) fehlen *PDKM* die Worte *die gab uns ouch unser herre durch zwei dinc*; auch diese sind unentbehrlich; gleich der nächste mit *daz ein* anfangende Satz setzt sie voraus. Auch 2ª, 18 (30, 34 f) nach *hin* (fehlt *H*) lassen *PhKMD* die Worte *umbe pfenninc und lîhent armen liuten durch got* vermissen, in *D* fehlen auch noch die vorausgehenden von *sô* an und auch da darf man nicht an einen Zusatz in *H* denken; zwar *umbe pfenninc* könnte verdächtig sein aus 16 (33) wiederholt zu sein; aber die weitere Mahnung *und lîhent armen liuten* hat einen Halt in den (20 f. 30, 36) folgenden Worten *der im si lîhet*, die gerade *H* überspringt, also um so weniger in Verdacht kommen kann, vorher das Entsprechende eingeschoben zu haben. Dadurch ist aber die ganze Wortreihe gesichert; sie muß in den andern Hss. ausgefallen sein. Infolge dessen wird aber das in *H* fehlende *hin* (*PhKM*) verdächtig: es kann leicht zugesetzt sein um den infolge des Ausfalls unvollständig gewordenen Satz *sô gebent daz ander* abzuschließen; in *D* ist statt dessen auch noch der unvollständige Satz selbst getilgt. So, scheints, ordnet und sondert sich an dieser Stelle die Überlieferung. Rein äußerlich und leicht erklärt es sich, wenn 2ᵇ, 35 (31, 19 f.) nach *vergeben* in *PhDKM* die Worte *daz dir got alle dîne sünde vergebe* fehlen: es ist der bekannte Sprung von einem gleichen oder ähnlichen Worte auf

das andere, der so vielfach Lücken erklärt; auch einiges von dem, was Strobl S. XIV unter *α* als gemeinsame Auslassungen in *y* zusammenstellt. Nicht eben so sicher ist es, ob die nach 2[d], 34 (32, 12) in *PhDKM* fehlenden Worte *dan ir selbe* in diesen Hss. ausgefallen sind; sie könnten allenfalls auch in *H* eingeschoben sein. Nicht um eine Lücke, sondern um verschiedene Laa. handelt es sich 2[b], 2 f. (31, 5). Bartsch hat Beitr. z. Quellenk. S. 118 festgestellt, daß in *H* nicht *des*, sondern *das* steht, also *daz soltû in niht an nîden,* wofür *PhDKM* und Strobl schreiben *des — niht nîden.* Ich halte natürlich mit Bartsch die La. von *H* für die richtige, die als die seltenere Wendung in den andern Hss. in die gewöhnliche geändert wurde; das Umgekehrte ist unglaublich. Auch 2[b], 14 (31, 10) f. macht *im* und *sein* (*PhDKM*) gegenüber *iu* und *iur* (*H*) den Eindruck einer Änderung, die wegen der vorausgehenden *ieman —der— der sol* 10. 13 (31, 8 ff.) leicht erklärlich wäre; immerhin könnte auch — freilich unwahrscheinlicher — *H* wegen des 16 (11) folgenden *ir müezent* geändert haben, wie *h* und *K* hier ändern (*her muz h, wir muzzen K*). Wie man über diese Stelle auch urteilen mag, es bleiben immer vier gemeinsame Auslassungen und eine gemeinsame Textänderung übrig; an zweien der Auslassungen und an der Textänderung nimmt auch *h* Teil, man wird es also ohne Bedenken mit einschließen dürfen, umsomehr als es gewissermaßen zum Ersatz für die beiden uns entgehenden ersten Stellen in dem Rest der Predigt, den *P* nicht mehr gewährt, auch eine Lücke mit *DKM* teilt: es fehlen ihnen allen 32, 25. 26 die Worte *der — luft*, wieder ein Sprung (von *luften* auf *luft*) wie der vorhin verzeichnete 31, 19 f. Aus der Textänderung 31, 5 läßt sich allerdings nichts Sicheres folgern: sie zählt zu den Fällen, in denen, wenn einmal geändert wird, auch Zusammentreffen mehrerer in der Neuerung gar nicht auszuschließen ist

(vgl. oben S. 534 über *gesach got*). Und viel anders stünde es auch mit der zweiten nicht, wenn man sie zugeben will. Auch gemeinsame Auslassungen, namentlich soweit sie sich rein mechanisch erklären, bedeuten nicht immer allzu viel, mindestens nicht so viel als gemeinsame Zusätze, die in unserm Fall nicht nachweisbar sind. Gleichwohl sind vier gemeinsame Auslassungen innerhalb 280 geschriebener, 129 Druckzeilen der Ausgabe doch auch nicht gar so geringfügig um sich ohne weiters darüber hinwegsetzen zu dürfen, besonders wenn die an 2ª, 18 geknüpften Erwägungen zuträfen. Wir kämen dann zu dem Ergebnis, daß *P* und *h* der Gruppe *DKM* nahe stehen und mit ihr auf eine gemeinsame ältere Überlieferung zurückweisen, die namentlich bereits mehrfach lückenhaft war und wohl auch den Wortlaut nicht immer unberührt ließ; eine gewisse natürlich auf älteren Mittelgliedern beruhende Sonderstellung hatte schon Strobl *D* neben *KM* zuerkannt: dies scheint auch die Vergleichung von *P* und *h* zu bestätigen; diese unter einander oder mit einer der drei (oder vielmehr zwei; denn *KM* wird man, so eigene Wege zuweilen jede geht, soweit sie übereinstimmen, doch nur als eine einzige rechnen können) übrigen Hss. zu einer Sondergruppe zu verbinden berechtigt, soviel ich sehe, das geringe Beobachtungsmaterial uns nicht; als den ältesten Zeugen kommt ihnen, namentlich *P*, eine erhöhte Bedeutung zu. Ich stelle dieses Ergebnis natürlich mit dem ganzen Vorbehalt auf, zu dem die Kürze von *P* (und *h*) zwingt.

Die Übereinstimmung von *PH* in den oben S. 534-536 f. angeführten Fällen gewinnt durch das beobachtete Verhältnis zu den übrigen Hss. an kritischem Gewicht und einzelnes rückt erst dadurch in die richtige Beleuchtung. Die einseitige Bevorzugung von *H* in der Ausgabe aber war schon vor dem Auftauchen neuer Textquellen nicht unbedenklich, seit dem Innsbrucker Fund

ist sie vollends nicht mehr aufrecht zu halten. Übrigens sah sich der Herausgeber selbst schon gar nicht so selten (ich zähle innerhalb des Umfangs von *P* 19 Fälle und dabei sehe ich noch ab von Formen wie *swer* u. dgl.) durch augenfällige Fehler und Auslassungen in *H* veranlaßt diese Überlieferung zu verlassen. *P* bestätigt an diesen Stellen die richtige La. gegen *H* (zur Ergänzung und Berichtigung der nicht immer genauen Angaben Strobls vgl. Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 117 f.). Ich unterlasse es diese Fälle einzeln vorzuführen und begnüge mich zwei herauszuheben: 1[d] 3 bis 5 (30, 11 f.) *vnd* (*und doch H*, *ir* fehlt *H*) und *werdet* (*werde H*; *h* stimmt in allen drei Worten gegen *H* zu den andern Hss.), weil der Herausgeber in der Anmerkung seinen richtigen Text (nur über *und* oder *und doch* ließe sich streiten) wieder zurücknimmt und durch einen verunglückten Besserungsvorschlag auf Grund von *H* ersetzen will; 2[d], 16 (32, 4), weil er hier sein officium nicht ganz erfüllt hat: er folgt in der Wortstellung einzig *M*, aber schon die Übereinstimmung von *KDH* trotz der Scheidung im Wortlaut mußte ihn auf *für hân geleit* als das Richtige führen, das jetzt auch durch *h* und *P* ebenso bestätigt wird, wie das schon in seinem Text stehende *für* und *geleit* gegen *vor* (*do vor H*) und *gelert* in *DH*. Es steht bei ihm aber mindestens noch an zwei Stellen, soweit *P* zur Bestätigung reicht, das Echte in den Laa. statt im Text, weil er *H* zu sehr vertraute. Die bedeutsamere ist 1[c], 8 (29, 37) *loblachen* (*PD loblacheith h loben H*, in *KM* fehlt die ganze Stelle). Es kann kein Zweifel sein, daß *H* hier das Echte, das uns in *PD* erhalten ist, aber auch durch *h* noch mitbezeugt wird, geändert hat, und es ist nur wieder um so verwunderlicher, daß er dies verkennen konnte, als er selbst sich S. 310 zu 1, 54, 7 um die Erklärung des 'schwierigen Wortes', freilich vergeblich, bemühte und als die noch in heutigen Mundarten, z. T. wie auch

schon bei Berthold als Pluralformen, fortlebenden Kollektivbildungen auf *-lach* (Weinhold Mhd. Gr.[2] § 280, S. 275, wo auch *lobelach* richtig erklärt ist, vgl. Berth 2, 142, 10 f. Wilmanns Deutsche Gr. 2 § 276, 4 Anm. S. 366) in den deutschen Predigten Bertholds gar nicht unbeliebt sind; auch daß die Hss. diese Formen, nicht grundsätzlich aber doch gelegentlich, wegschaffen, konnte ihm aus den von ihm selbst eingetragenen Laa. nicht unbekannt sein; freilich den uns hier am nächsten angehenden Fall erfahren wir nicht durch ihn, weil er die Laa. der Wiener Hs. 2829 (*W*) zu *L* nicht mitteilt, sondern durch Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 139: darnach schreibt *W* 2, 142, 10. 11 statt *durch löbelech, eht löbelech* (*H*) einfach mit Tilgung der Wiederholung *durch lob*; dasselbe tut nun hier auch einmal *H*, wieder zum Beweis, daß auch sie nicht etwa bloß aus Unachtsamkeit fehlt oder Worte überspringt; nur wie *W* dort Substantiv statt Substantiv, setzt hier *H* Verbum (*loben*) statt Verbum: denn das muß *durch loblachen* sein und ebenso wohl auch 1, 54, 7 *hâst dû anders niht danne löbelachen*; mit dem Dat. Plur. können wir allenfalls 1, 173, 4 *mit lobelachen* (so *H* nach 2, 330; *löbelachen* Pfeiffer im Text) *unde mit ir tüechelehen* oder 1, 397, 9 *mit loblechen* (*a* 2, 424 *m. löbelehe A* und Pfeiffer im Text) auskommen, nicht an den beiden anderen Stellen, die den Akk. fordern, und auch eine schwache Nominalbildung sind wir schwerlich berechtigt anzusetzen. Daß unsere Wbb. das Verbum nicht belegen, kann nicht beirren; *h* gewährt dafür eine, soviel ich sehe, gleichfalls unbelegte Nominalbildung mit *-heit*. Daß 30, 24 mit *DKM die dâ* zuschreiben war statt des aus *H* aufgenommenen *die dô*, wäre selbstverständlich auch ohne die Bestätigung durch *P* 1[d], 32 und früher schon durch *h* (*de dar*): übrigens ist in *H* wohl dasselbe (vgl. oben S. 541 32, 4 *do vor* oder unten S. 550 32, 13 *do her*) gemeint. 31, 4 hätte der Herausgeber selbst

schon aus inneren Gründen erkennen müssen, daß *H* die von *D* und *KM* allerdings in verschiedener Stellung gewährten, seither durch *h* und jetzt auch durch *P* 2[a], 34 bestätigten Worte *durch got* ausgelassen haben muss: nicht nur daß sie das durchgehende Leitwort der ersten Rechenschaft über das fünfte Pfund sind (31, 6. 8. 15 f. 19), auf das der Prediger auch später (31, 23. 37) zurückgreift, wie *in got* für die zweite (31, 21. 24. 35); wie dieses *in got* gleich an der Spitze der zweiten steht (31, 21), so fordert die Entsprechung, daß auch an der Spitze der ersten, eben 31, 4), *durch got* nicht fehlen darf. Diese Entsprechung scheint aber doch zugleich der 21 (*P* 2[c], 2) einstimmig bezeugten Endstellung der beiden Worte in *KM* vor der in *PhD* auch an unserer Stelle den Vorzug zu sichern; vgl. auch 15 f. (*P* 2[b], 26).

Wenn an den bisher besprochenen Stellen kein Zweifel sein kann, auf welcher Seite das Echte anzuerkennen sei, so gibt es immer noch eine Reihe anderer, in denen die durch *P* mitbezeugte La. der in *H* überlieferten mindestens gleichwertig ist, und wo vollends *H* allein steht, wird sie nach den gemachten Erfahrungen das günstige Vorurteil der Echtheit keineswegs mehr ohne weiters voraushaben können; jedenfalls gewinnen die Laa. der anderen Hss, denen *P* beitritt, dadurch die Gewähr höheren Alters, die freilich nicht auch schon die Echtheit verbürgt. So setzen gleich 1[a], 15 (29, 6) f., wo die Hss. auseinander gehen (*h* entgeht uns da leider noch) und auch *D* nur teilweise *H* (*noch untriulichen würken noch unwillichen*) bestätigt (*noch unw.* fehlt *D*), *KM* noch offenbar dieselbe Überlieferung voraus, die jetzt auch in *P* vorliegt: *M* hat sie abgesehen von einer umgekehrten Schreibung (*unbilligklichen*) bewahrt, *K* hat mit einer bequemen Wiederholung Synonyma eingesetzt (*unwirdichleichen dienen*); die zugrunde liegende Überlieferung wird man jetzt wenigstens

nicht mehr schlechtweg als junge Willkür abtun können. Ebenso erweist jetzt *P* 1ª, 17—19 (29, 7 f.), wo uns *KM* im Stiche lassen und bisher nur *H* und *D* einander gegenüber standen, daß die Wortstellung *fraw noch herre* (*h. u. fr. H*) und weiterhin *dien und würchen als so* (*dienen als ob H*) nicht etwa erst willkürliche Änderungen der jüngern Hs. *D* sind; ja mindestens die zweite La. scheint nach 29, 6 f. (1ª, 14—16 *dienen—würken—sô*) tatsächlich die echte zu sein; Auslassungen sind in *H* ja öfter nachgewiesen. Dasselbe mag leicht auch für 1ª, 21 (29, 9) *an der* (fehlt *H*) *peiht PDKM* zutreffen (vgl. Zimmert Beitr. 26, 355, der 2. Beleg für die artikellose Formel muß verdruckt sein), wo auch die Präp. *an* eher für den Artikel spricht (ebda 344). 1ª, 23 (29, 10) lassen uns *KM* wieder im Stich und es standen sich bis jetzt *H gâhende* und *D gächs* allein gegenüber; *P* tritt mit *gahes* nahe zu *D*; ich verfüge über keine vollständige Sammlung dieser Ausdrücke in den deutschen Predigten Bertholds: *gâhende* belegt Lexer Nachtr. 170 nur mit unserer Stelle; 1, 726 (u. *gâhes*) belegt er aus dem 1. Band zweimal *gâhens*; an der zweiten Stelle (die erste gewährt sie nicht) schreibt aber die Brüsseler Hs. *gehens* und dies hat 1, 313, 29 auch die Heidelberger Nr. 24, die diese Predigt allein überliefert; Pfeiffer im Text *gâhes*. Dieser letzte Beleg und die Form *gæhens* überhaupt fehlen bei Lexer. Übergehen wir geringfügigere Abweichungen, so begegnen wir wieder einer bedeutenderen Sonderung der Überlieferung 1ᵇ, 35 f. und 1ᶜ, 3 (29, 33. 35). Ganz einstimmig stehen hier *PhDKM H* gegenüber in der Stellung der Wortreihe *und* (*u. al M u. ouch H*) *iuwer gesinde*; jene schließen sie schon an erster Stelle an *hûsfrouwen* an, *H* bringt sie an zweiter nach hinter *nôtdurft*. 1ᶜ, 11 (29, 38) fehlt in *PhDKM danne* (*H*) vor *anderstunt*. 1ᶜ, 13—15 (29, 39—30, 1) tritt *P* den Hss. bei, die hier mit der zweiten Person fortfahren,

hKM, während *H* und teilweise *D* die erste aus dem vorausgehenden Satz weiterführen; eine Änderung ist leichter verständlich, wenn *PhKM* das Echte gewähren, als umgekehrt; die Übereinstimmung von *HD* wiegt nicht schwer: *D* beseitigt zuerst zweimal das Pron. und schließt erst dann mit der 1. Pers. an das Vorausgehende an; das könnte auch selbständige Änderung sein und wenn zwei an dem Personenwechsel Anstoß nahmen, mußten sie ja eben deshalb in ihren Änderungen mindestens teilweise zusammentreffen. *P* 1[c], 17 (30, 2) *daz ist ev* (fehlt *H*) *an svnde* bestätigt die einstimmige Überlieferung von *hDKM* gegen *H* und hier wird man sich kaum bedenken *iu* in den Text aufzunehmen. 1[c], 21 f. (30, 4) gehen die Hss. in der Wortstellung auseinander: *ze sicher mach gemachen PDKM m. ze s. machen H zo s. machen m. h*; zugleich scheiden sie sich in *machen* und *gem.*; die La. der Mehrheit mit *P* an der Spitze kann leicht die ursprüngliche sein. 1[c], 23 (30, 4) steht *daz PhD* gleichwertig gegenüber *ez H*; *KM* lassen die Wortreihe aus. 1[d], 6 (30, 12) ist *der sunnen schein PhDK* und *dem s. sch. HM* gleich möglich: vgl. Zimmert Beitr. 26, 365, 8, wo freilich kein ganz gleiches Beispiel mit einem Dat. beigebracht ist; die Übereinstimmung von *HM* kann in diesem Fall nicht viel beweisen; sie kann leicht zufällig sein, da *sunnenschîn* (*-lieht* u. dgl.) schon mhd. als Kompos. begegnet; sonst entspricht mhd. Sprachgebrauch im Grunde doch genauer *der* als *dem s. sch.*, vgl. Zimmert a. a. O. 325, wo unsere Stelle ohne Rücksicht auf die Laa. angeführt ist, und 332 f. 1[d], 21 (30, 19) f. gehen die Hss. in der Wortstellung auseinander: *ein wênic bî der naht HM*, umgekehrt *b. d. n. e. w. PhD*, in *K* fehlt die ganze Wortreihe; *H* hat hier die Vorlage sicher nicht geändert, vielmehr ganz mechanisch gedankenlos abgeschrieben; das zeigt der Sprung von *lieht lîhet* 30, 16 (1[d], 15) auf dieselben Worte 19, infolge dessen nach *H uns diu sunne*

ir lieht lîhet etwann ein wênic bî der naht! dadurch gewinnt die Übereinstimmung von *HM* an Gewicht; es stehen einander in *H* und *P* zwei alte Laa. gegenüber. 1[d], 27 (30, 22) gewähren *PhDM* in *disen* (*den KM*) *armen* (fehlt *HK*) *gottes chinde*(*r*)*n* ein Epitheton, das *HK* fehlt und nicht unentbehrlich, aber recht passend und schwerlich ein Zusatz ist; es wird durch 1[c], 16 (30, 1) eigentlich geradezu bestätigt; die Übereinstimmung von *HK* bedeutet um so weniger als *M* das Wort mitbezeugt; *gotes kint* allein hat auch immer einen andern Sinn, als den hier geforderten von armen hilfsbedürftigen Leuten, die in der Welt stehen. Umgekehrt fehlen gleich darauf 1[d], 28 (30, 22) zwischen *chindern* und *vor* in *PhKM* die Worte *die hie sitzent* (*H*), *D* läßt die ganze Stelle *die—ougen* fort, kommt also nicht in Betracht; es scheinen wieder zwei alte Laa. einander gegenüber zu stehen; aber obgleich die fraglichen Worte nicht unentbehrlich sind, ihre sinnliche Auschaulichkeit ist doch so im Geist dieser deutschen Predigten (ich brauche nicht erst Parallelen beizubringen), daß ich nicht mit Zuversicht für die Ursprünglichkeit der durch *P* bezeugten Überlieferung eintreten könnte. Sehr merkwürdig gehen auf den ersten Blick unmittelbar darauf 1[d], 29 (30, 23) die Hss. auseinander: *KM* lassen diese Worte (zwischen 28 *augen* und 30 *Geittiger*) überhaupt weg und scheinen also nicht weiter in Betracht zu kommen; die übrigen scheiden sich äußerlich in zwei Gruppen: *Ph*, die beiden ältesten, stimmen mit geringen formalen Abweichungen zusammen in *vnd* (*unde h*) *ir gewalter* (*gewaltser h* oben S. 528) *vnreht* (*-te h*) *voit*; ebenso scheinen bis auf e i n Wort *HD* zusammen zu gehen mit *und ir gewaltiger und du* (*du* fehlt *D*); sieht man aber genauer zu, so gruppieren sich die Hss. doch ein wenig anders: in dem unmittelbar anschließenden *gîtiger* treffen nicht nur *PH*, sondern auch *KM* wieder zusammen; *h* setzt dafür wie 2[d], 23

(32, 7) *girer* (ebenso 2^{c}, 22 (31, 30) *girich* st. *gîtec*); *D* aber, die schon 1^{d}, 26 (30, 22) *geitiger* vorweg genommen hat st. *rauber*, setzt dies jetzt hier ein statt *gîtiger*; indem aber auch *du* fehlt, beruht die ganze Übereinstimmung zwischen *H* und *D* auf dem anknüpfenden *und*; das kann leicht Zufall sein, im Grunde geht *D* wieder seinen eigenen Weg und *H* steht allein; ich weiß nicht, ob die Interpunktion der Ausgabe, die mit *Und ir gew.* einen neuen Satz, eine neue Anrede beginnt und diese mit *und dû gîtiger* nur fortsetzt, auf *H* beruht oder nicht; Bartsch schweigt dazu, scheint sie also zu bestätigen; *Ph* beginnen den neuen Satz, die neue Anrede erst mit *Gîtiger* und *P* deutet das noch dazu durch die rubrizierte Initiale ausdrücklich an; dazu stimmen aber auch *KM* und es scheint, daß sie oder vielmehr schon ihre Vorlage die fehlenden Worte, wie sie immer gelautet haben mögen, fallen ließen als einen überflüssigen Nachtrag zu der vorausgehenden Frage; als Nachtrag muß man sie ja in *Ph* fassen und dem entsprechend interpungieren; streng genommen muß man das aber auch in *H* bezüglich des übrigbleibenden *und ir gewaltiger*; denn nur so, wenn mit *Gîtiger* oder *und dû gît.* eine neue Frage beginnt, paßt der folgende einstimmig überlieferte Sing. des Verbum, mag nun *widerreitestû* (*H*) oder *reitestû wider* (*PhDKM*) das Richtige sein; in *D*, wo *rauber* notwendig an *ir gewaltiger* angeknüpft werden muß, geht das allerdings nicht an und stört *reitestû wider* die Kongruenz; stehen aber *H* und *D* allein für sich und stimmen dagegen *Ph* und in der Konstruktion wenigstens auch *KM*, so gewinnt die La. der beiden ältesten Zeugen sehr an Bedeutung und Glaubwürdigkeit. Auch das eben erwähnte *raitestu wider* 1^{d}, 30 f. (30, 24) verdient alle Beachtung; es ist 32, 8 (*P* 2^{d}, 23 f.) einstimmig, auch in *H* überliefert. An und für sich gut und leicht richtig, aber nur noch durch *h* mitbezeugt

ist 2^a, 8 (30, 30) *moht* gegen *mac HDKM.* Einmütig stehen wieder *PhDM* und trotz seiner Änderung auch *K* 2^a, 17 (30, 34) *H* gegenüber mit *zv rehter* (fehlt *H*) *not* (*ze rechten nöten K*) und dieses *rehter* gehört wohl in den Text. Wahrscheinlich auch *aines PMD* (bei Strobl ist dazu *H* angegeben, aber da *H* schon bei einer andern La. steht, muß es wohl in *D* gebessert werden) oder *einen hK* (fehlt *H*) 2^a, 19 (30, 35): es wird doch kaum ein Einschub sein, veranlaßt durch den vorausgehenden Ausfall (oben S. 538), durch den freilich das folgende *im* die Stütze mit verlor, die es etwa an *armen liuten* (35) nach mhd. Sprachgebrauch haben könnte; eine schwache Stütze, neben der *einez* oder *einen* immer noch willkommen ist; übrigens fragt es sich noch, ob man mit solchen Erwägungen dem alten Schreiber nicht überhaupt zu viel Ehre antut; man stellt sie auch nur an um keine Möglichkeit außer Acht zu lassen. In der Stellung dieses *im* 2^a, 20 (30, 36) f. sind die Hss. nicht einig: da *H* die Worte *der—lìhet* ausläßt, so müßte jetzt auch Strobl mindestens das erstemal mit *PD* und ohne Zweifel auch *h* (oben S. 527) *im si* (*si im KM*) schreiben; es wird aber wohl auch das zweitemal, wo *K* sich *P* genau anschließt, *ims* (*PK*) oder *im si* (*Dh*) gegen *si im* (*HM*) vorzuziehen sein. 2^a, 23 (30, 37) lassen uns *KM* wieder einmal im Stich; *PD* schreiben *ir herschaft alle*, *h ir h. allen samt*; wenn *H* nur *ir h.* gewährt, so liegt der Verdacht einer Auslassung sehr nahe; *ir h. alle samt* ist die bekannte in diesen Predigten gewöhnliche Formel, an der freilich einzelne Hss. manchmal ändern: in den vier weiteren Fällen innerhalb unserer Predigt läßt *D* einmal 29, 21 (P 1^b, 9 f.) *alle samt*, ein andermal 32, 10 (P 2^d, 30) *samt* weg (vgl. oben S. 537) und an dieser zweiten Stelle tilgen *KM* die ganze Formel, einmal 28, 35 *alle samt* und zweimal, 29, 21 und 31, 14 (P 1^b, 9 f. und 2^b, 23) schreiben sie *ir herren alle*; auch die Brüs-

seler Hs. ersetzt gleich in der ersten Predigt, die sie mit *A* gemein hat, 1, 339, 24 *alle samt* durch *gemeinlich*, *h* führt, soweit die Lesung sicher ist, die Formel regelmäßig durch (vgl. oben S. 529), auch *P* außer an unserer Stelle; ich habe nicht untersucht, wie es *H* sonst damit hält; es wäre aber wohl möglich, daß sie hier auch einmal gekürzt hätte, wie vielleicht auch *PD* und daß nur *h* das Richtige bewahrte. 2ᵇ, 5 (31, 6) bezeugt jetzt auch *P* mit allen andern gegen *H reht* (fehlt *H*) *liep* mindestens als alte Überlieferung; desgleichen 2ᵇ, 8 (31, 7) mit *KM* (*h* und *D* lassen die ganze Stelle weg) die Wortstellung *hât aber er dir* (*h. er d. a. H*) *leit getân*, und wieder mit allen 2ᶜ, 5 f. (31, 22) *haz noch nît* (*n. n. h. H* wie 2ᵇ, 7. 12=31, 7. 9, wo nur *h* an der letzten Stelle die umgekehrte Folge hat); weiter 2ᶜ, 18 (31, 28) mit *hDK* und bei geänderter Wortstellung *M durch in* (*d. sînen willen H*). Den darauf folgenden Satz *wan* — 19 *lieb* (31, 29) lassen *KM* weg (so ist wohl die unmögliche Angabe in den Laa. richtig zu stellen): das darin *H* fehlende, jetzt auch durch *P* (*alles*) mitbezeugte *allez* (*hD*) ist mindestens wieder alte Überlieferung. Die Ausgabe setzt nach diesem Satz einen Punkt und beginnt mit *Swer* ein neues Satzgefüge und den Laa. und der Anmerkung des Herausgebers zufolge ist dies mindestens die Interpunktion von *HM*, vielleicht auch *DK*; durch *P* wird sie nicht bestätigt; wie es in *h* damit steht, ist aus dem Abdruck nicht sicher zu entnehmen; sie wird aber trotz der erwähnten Anmerkung fallen gelassen und durch die von Strobl selbst als die natürlichere empfundene aber verworfene ersetzt werden müssen; denn sie ergibt einen gezwungenen Gedankenzusammenhang. 2ᶜ, 32 (31, 34) *noch* — 35 (35) *got* sind in *KM* ausgelassen; *PhD* bezeugen *durch nieman tuon* gegen *H t. d. iemen.* Nach den nicht gerade sehr geschickten Angaben der Laa. zu 31, 39 — 32, 3 haben an dieser

Stelle *KM* und *D* in verschiedener Weise weggelassen und gekürzt (ich mache aufmerksam auf 2^d, 11 = 32, 2 *lernen und lesen Ph* gegen *lesen und lernen H*; vgl. 24, 18, aber auch 26. 27); ihre Zeugenschaft konnte darum auch für 32, 3 gegenüber *H* (*daz ir gote schuldic ze widerreiten sît fümf pfunt*) kein sonderliches Zutrauen erwecken; jetzt zeigt aber *P* 2^d, 13 im Verein mit *h*, daß ihre Wortstellung *sît ze widerreiten* (*M*) oder besser bezeugt *wider ze reiten* (*hKD*, in *P* ist *ze* ausgefallen) nicht erst eine junge Änderung ist. Dasselbe gilt von 2^d, 26 (32, 8) *der PhDKM* (*dîner H*). Wahrscheinlich nur durch ein Versehen des Herausgebers, der die La. von *H* nicht verzeichnet (Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 118), ist die jetzt durch *P* 2^d, 34 und *h* bestätigte Wortstellung *mac betwingen* (*b. m. H*) 32, 12 bereits in seinen Text gekommen; Bartsch fragt, da Strobl überhaupt nichts zur Wortstellung (nur eine gleichgiltige orthographische Var. von *D*) anmerkt, 'wie lesen die andern Hss.' d. h. *DKM*? ich vermute nach andern Stellen, wo Bartsch etwas nachzutragen fand (vgl. zu 31, 31), daß sie die Wortstellung von *Ph* haben. Endlich noch die letzte Zeile von *P* 2^d, 35 (32, 13) bestätigt zwei Laa. von *hDKM* gegen *H*: *her* (*do h. H*) und *gesûmet* (*vers. H*). Ich wäre für manche der angeführten durch *P* mitbezeugten Laa. entschiedener eingetreten, wenn sich nicht früher durch die gemeinsamen Auslassungen doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für einen näheren Zusammenhang zwischen *P* und den Hss. *DKM*, auch *h*, ergeben hätte, vielmehr *P* eine ganz selbständige Stellung neben *H* und den übrigen Hss. einnähme. Für einzelne Entscheidungen wären auch noch möglichst vollständige stilistische und syntaktische Sammlungen aus diesen Predigten erwünscht. Mir kam es zunächst darauf an, durch das geordnet vorgelegte Material an der Hand von *P* (auch *h*) zu zeigen, daß eine Reihe der Laa. der in der Ausgabe beiseite ge-

schobenen Hss. *DKM* keineswegs *H* gegenüber nur als wertlose jüngere Änderungen, vielmehr gerade als die ältere Überlieferung anzusehen sind. Daß darnach aber diesen 'Nebenhandschriften' auch durch *P*, wenn auch keine so 'mächtige Autorität' wie durch den Innsbrucker Fund (Schönbach Zs. 35, 214), so doch immer wieder ein erhöhtes Ansehn gegenüber *H* erwächst, namentlich soweit jene Zeugen alle einstimmig gegen diesen bevorzugten zusammentreten, ist klar. Ist einmal das günstige Vorurteil für die unbedingte Echtheit von *H* erschüttert, dann ist nicht einzusehn, warum die erwiesen ältere Überlieferung nicht auch die höhere Beachtung finden sollte, solange nicht gewichtige Gründe dagegen sprechen. Denn, daß ich auch *P* und die durch *P* bestätigte Überlieferung nicht überschätze, haben hoffentlich schon die bisherigen Ausführungen gezeigt und ich habe daher auch Stellen wie 2[a], 5 (30, 28) *daz* (*PhM d. ez K d. si D des H*) oder 2[c], 25 (31, 31) *so* (*PhDKM ze H*), wo mir *H* doch den Vorzug zu verdienen, wenigstens die gegenseitige Überlieferung nicht ganz unverdächtig scheint, trotz der Einstimmigkeit nicht angeführt. Auch solche, wo die Überlieferung sich spaltete und kreuzte oder wo es sich nur um Formales oder unbedeutende Kleinigkeiten handelt, überging ich.

Vorläufig zurückgestellt habe ich zwei Stellen, weil es sich da nicht einfach um *H* und *P* handelt. 29, 17 (*P* 1[a], 35) lesen wir in der Ausgabe (*wir sullen unser zît niht ... mit unnützelîchen dingen*) *âne werden, noch bœslichen âne werden* nach *H* (zur Berichtigung der Laa. vgl. Bartsch Beitr. z. Quellenk. S. 117), *h* entgeht uns leider gerade für diese Stelle noch; in *P* fehlt das zweite *âne werden*, in *DKM noch — werden*: *P* scheint in der Mitte zu stehen und teils *H*, teils *DKM* zu bestätigen: sieht man aber genau zu (und ich habe deshalb die Stelle ganz hergesetzt), so ist die

Überlieferung aus *P* nicht zu erklären; augenscheinlich beruht die Auslassung in *DKM* wieder auf dem bekannten Sprung von Gleichem auf Gleiches (*âne werden*), setzt also die La. von *H* auch in ihrer Vorlage voraus, die ja wirklich auch *P* noch z. T. bestätigt; nur hat *P* die Wiederholung von *âne werden* beseitigt; am Text ist also *P* zu liebe nichts zu ändern, so ansprechend diese neue La. auf den ersten Blick scheinen mag; sie vermehrt vielmehr die Zahl der Auslassungen oben S. 530 f. um eine weitere. 31, 6 (*P* 2^b, 4) liest die Ausgabe, diesmal nicht mit *H* sondern mit *KM niht liebes*; die sonstige Überlieferung ist *niht laides H* und *icht leides DhP*; wie man sieht, kreuzt sie sich: *niht HKM* — *leides HDhP*; *liebes* ist nur durch *KM*, also schwach bezeugt, etwas besser, aber auch nicht gesichert *iht*; nach seiner Anschauung von den Hss. hätte der Herausgeber *H* folgen müssen, zumal jedes der beiden Worte durch Vertreter der andern Gruppe mitbezeugt war; und das wäre, glaub ich und ich habe das schon S. 537 f. vorweg genommen, auch nach Sinn und Zusammenhang das Richtige gewesen: hat dir dein Nächster *niht leides* getan, so sollst du ihm um Gottes willen lieben und hast dann auch kein Recht (*durch reht* 7) ihn zu hassen; Gegensatz (7. f. in *hD* ausgefallen): hat er dir aber *leide* getan, dann liebe ihn um Gottes willen (von Recht ist hier natürlich nicht die Rede) und anschließend die Aufforderung an die Zuhörer, wer unter ihnen mit seinem Nächsten verfeindet sei, der soll das *gote ergeben* (10); dazu die Parallelen im Fg.: zu 6 f. (*niht leides*) 15 f. liebe den Nächsten um Gotteswillen, wenn ers um dich *verdienet* und 22 deinen Nächsten, der dir *niht tuot,* den hasse um Gottes willen nicht; und zum Gegensatz (7—15) 16—20 hat er dir Böses (einzelne Beispiele) getan, das sollst du ihm *durch got vergeben* (vgl. 10) und weiter wieder 23 auch den, der dir *leit hât getân,* hasse um

Gottes willen nicht; daran schließt sich dann noch die Mahnung: *und der dir dâ liep hât getân*, den liebe in Gott, d. h. nicht so um seinetwillen eine Todsünde zu begehn (vgl. auch 35—37 u. ob. S. 542 f.); ich denke, es ist klar, daß *niht leides* (6) das Entsprechende ist; nicht einmal *iht liebes*, worauf 16 (*verdienet*) weisen könnte, entspräche so genau; denn das positive *liep tuon* tritt erst 24 in den Gedankenkreis ein: *iht liebes* ist aber auch zusammen in keiner Hs. überliefert.

30, 9 deutet die Ausgabe eine Lücke an und in der Tat ist der Gedanke nicht vollständig ausgesprochen ('und ich täte es nicht' oder ähnlich). Auch *P* heilt 1[c], 35 den Schaden nicht; die Lücke (wenn wirklich eine solche vorliegt) muß also sehr alt sein.

Keine fehlerlose Überlieferung, sagte ich, gewähre uns *P*, aber auch keine für die Textkritik wertlose. Hoffentlich hat die kritische Musterung der Laa. dieses Urteil bestätigt, nicht bloß innerhalb des dargebotenen Stückes, sondern durch die neue Stärkung der Autorität der Nebenhandschriften, wie ich hinzufügte, wohl auch über dieses hinaus.

BEMERKUNGEN ZUR ÜBERLIEFERUNG DES ÄLTESTEN TEXTES DER GEORGS-LEGENDE.

Von
KONRAD ZWIERZINA.

Daß der griechische Text der apokryphen Georgslegende, von dem Detlefsen WSB. 27, 383 (1858) Bruchstücke aus einer Palimpsesths. des 5. Jhs. herausgegeben hat, die älteste uns bisher erreichbare Fassung der Georgslegende überhaupt ist, steht fest. Zur vollständigen Kenntnis dieser im Original nur fragmentarisch überlieferten Fassung gelangen wir durch die Vergleichung der uns erhaltenen Bearbeitungen und Übersetzungen des verlorenen Urtextes. Im Vordergrund des Interesses stehen da die beiden lateinischen Versionen, von denen die eine Arndt SSB. 26, 43 (1874) aus einer Brüssler Hs. (dem sog. Gallicanus) des 9. Jhs., die andere Zarncke ebenda 27, 256 (1875) aus einer S. Gallener Hs. gleichen Alters herausgegeben hat. Beide lateinischen Texte sind Übersetzungen griechischer Originale, die, wenn nicht identisch, doch mit einander aufs engste verwandt waren und beide dem Texte der Wiener Palimpsestfragmente sehr nahe standen. Die Übersetzung des Gallicanus (G) kürzt nicht, die des Sangallensis (Sg) kürzt. Das Latein beider Texte zeigt abenteuerliche Verwilderung der Formen und Überfülle

an Gräzismen, wie derlei für die ältesten Übersetzungen solcher griechischer Heiligenfabeleien eben immer charakteristisch ist. Jeder neue Kopist wird solchen Texten gegenüber zum Bearbeiter: er korrigiert am Latein mit oft recht kläglichem Resultat, er kürzt die Vorlage, indem er dort, wo die teratologische Phantasie ihre höchsten Flüge macht, das gerade ihm am verfänglichsten Scheinende fortläßt. Das ist älteste Legendenkritik. Hie und da übt sie auch statt des Schreibers die Schere des Lesers. Daß unter solchen Umständen der Text bloß éiner Hs. wenig Gewähr bietet, ist klar. Man kann hier ja auch reicherer Überlieferung gegenüber oft nur schwer entscheiden, wo der Schreiber, wo der Übersetzer kürzte oder fehlte, besonders da dieser meist ebenso ungebildet war wie jener und auch beider 'Kritik' vom gleichen Geiste ist. Nun gehört die Resurrektionslegende vom h. Georg zusammen mit der gleichartigen von S. Cyricus und Julitta zu den interessantesten Beispielen der fabulosen, populärchristlichen, zum Zweck der Symbolisierung konstruierten Märtyrerakten. Sie wird im Decretum Gelasianum zusammen mit dieser Cyricuslegende als apokryph und häretisch verworfen. Da der Text des Wiener Palimpsestes in Bruchstücken einer Hs. auf uns gekommen ist, die älter war als das Decretum Gelasianum (492), und dieser Text an fabulositas zu wünschen nichts übrig läßt, so können wir die Verwerfung des genannten Decretum wohl auf ihn beziehen. Friedrichs Einwendungen dagegen (MSB. 1899, 2, 159) werden niemanden überzeugt haben. Die Frage nach der Bedeutung des Symbols, zu dessen Ehren die Legende konstruiert wurde, die Frage nach der Herkunft der Motive, die vom Verfasser so unverschämt offen aus kanonischen und apokryphen Überlieferungen von Christus, Pilatus, den Propheten und Aposteln in seine Legende herübergenommen wurden, die Frage nach Spuren der Häresie

(ich möchte sagen naiver Laienhäresie) im Text, all das hat die Legendenforscher von Baronius und Papebroch bis auf Kirpičnikoff, Veselofsky und Friedrich immer von neuem beschäftigt. Die Voraussetzung solcher Arbeit wäre sichere Fundierung der Texte. Dafür ist bisher noch wenig geschehen. Matzkes sehr verdienstliche Untersuchung in den Public. of the Modern Langu. Assoc. 17 und 18 (1903) stellte die Filiation der verschiedenen ma.lichen Redaktionen der Legende fest, aber dem Text der zwei ältesten lateinischen Versionen kam seine Arbeit nicht zu gute, und die Texte jüngerer Rezensionen, die er 17, 525 ff. bekannt macht, sind Abdrücke sehr schlechter Hss. Dasselbe gilt von den Texten, die M. Huber in der Festschr. zum 12. deutschen Neuphilologentag 1906 (S.-A.: Erlangen 1906) zum Druck beförderte. Aber Huber bietet S. 39 nach Clm. 2552 s. XII und Clm. 22244 den Text *In diebus illis arripuit diabolus* (= Bibl. hagiogr. lat. 3364), der zur Feststellung der Textgestalt von G sehr wertvoll ist.

Sowohl Sg als auch G liegen auch noch in andern Hss. vor, als aus denen sie Arndt und Zarncke herausgegeben haben. Sg z. B. im Cod. Vindob. 2511 f. 152 und Clm. 22272 f. 74. Für G kommt zunächst Cod. Parisin. lat. 5265 f. 126v in Betracht. Diese Hs. stammt aus dem 14. Jh., ihr Georgstext aber geht in letzter Linie auf eine Vorlage zurück, die den Text des Gallicanus an Alter und Wert übertraf. Leider wird das Latein zu bessern gesucht. Anfangs geschieht dies nur schüchtern und wenig störend, in der zweiten Hälfte aber radikaler. Auch hat ein ängstlicher Leser schon aus der Vorlage ein Blatt, das die bedenkliche Teufelsbeichte enthielt, entfernt: die Lücke fällt jetzt mitten im Satz beginnend auf Seite 146a der Hs. und begreift c. 18 *et proiecit me ut pluuium* bis c. 19 *et uiuum me ibi mitti desideras* des Arndtischen Textes. Dem Text des Gallicanus näher als dem des Parisinus

steht die Bearbeitung, die Huber (s. o.) nach zwei Münchner Hss. druckt. Sie ist ungemein weit verbreitet. Sie findet sich u. a. noch in Cod. Bernens. 111 s. XII f. 161 und 188 s. XII f. 27, Parisin. lat. 5593 s. XI f. 40, Heiligenkreuz 12 s. XII f. 86, Admont 393 s. XII f. 196, Wien 336 s. XIII f. 117, deren Texte ich kenne. Diese Bearbeitung (B) geht aber nicht direkt auf einen mit dem des Gallicanus identischen Text von G (A) zurück, sondern bietet an verschiedenen Stellen des echten mehr als dieser, wie man aus einer Vergleichung von B mit der Pariser Hs. des G-Textes (P) oder mit der koptischen Übersetzung (K) des griech. Originals beweisen kann. Fügen wir dem Material noch die Passio des Lupercius hinzu, auf den die Georgslegende in der G-Fassung übertragen wurde (s. Acta Sanct. Jun. V 351), so sind wir zu einer mäßigen Ansprüchen genügenden kritischen Edition bereits gerüstet. Einige wenige Bemerkungen mögen nun zeigen, wie eine kritische Beleuchtung des Textes G die Dunkelheit so mancher Stellen in interessantestem Lichte erscheinen läßt. Den Text des Paris. lat. 5265 (P) zitiere ich nach einer Abschrift, die Herr Engerand von der Bibliothèque Nationale für mich angefertigt hat, den Text von A nach Arndt, den von B nach Huber, die koptische Version nicht nach Amélineau, sondern nach der englischen Übersetzung von Wallis Budge, London 1888. Der syrische und der arabische Text sind mir nicht zugänglich.

Die Legende beginnt nach A *In illo tempore adripuit diabolus regem Persarum et regem super quattuor cedros saeculi.* Was heißt das *quattuor cedros saeculi*? Gutschmid konjizierte in Arndts Text *cardines* statt *cedros*, ein Notbehelf. Auch die Bearbeitung B gibt *super quatuor cedros saeculi.* Und durch P wird das Rätsel zunächst noch dunkler, denn P liest *super quatuor cedros scriptorum saeculi.* Und doch kommen

wir von hier aus zur richtigen Auffassung. Der Anfang der Legende ist uns nämlich im Original des Wiener Palimpsests überliefert. Es heißt da: *προ[ς]αιρίζει ὁ Σατανᾶς βασιλέα Δαδιανὸν Περσῶν καὶ δίδωσιν αὐτῷ τὰ: σκῆπτρα.* Zwischen *τὰ* und *σκῆπτρα* stand ein Buchstabe mit einem schrägen Balken wie er dem *Δ* eignet (s. Detlefsen S. 386). Es kann also nur *τὰ δ' σκῆπτρα* geheißen haben, was weder Detlefsen noch Vetter (Der h. Georg von Reinbot S. XX) bemerken. In P ist also zu bessern *sceptrorum* st. *scriptorum*, womit zugleich auch P gegenüber BG die echte La. zugesprochen ist. Bleibt noch immer *cedros.* Die Laut- und Formengebung des Wiener Palimpsests ist die des vulgären Griechisch des 5. Jhs., s. Detlefsen S. 296. Nun wissen wir, daß bes. im ägyptischen Griechisch hellenistischer Zeit *ντ*, *τ* und *δ* und die korrelaten Laute unterschiedslos für einander gebraucht wurden: für *δ* wird ebenso gut *ντ* wie für *ντ* ein *δ* geschrieben, s. z. B. Thumb Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus S. 136. 137. 207. Es stand also in der unmittelbaren Vorlage der lat. Version *κέδρα* für *κέντρα* geschrieben, welches der Übersetzer wie *κέδρους* verstand und ohne sich um den Sinn zu bekümmern herübernahm. Daß ihm derlei zuzutrauen ist, werden wir noch sehen. Daß ihm zwar eine nah verwandte, aber doch nicht die gleiche Fassung, wie die des Wiener Palimpsests (D), vorlag, ist damit erwiesen. D bot *τὰ δ' σκῆπτρα*, seine Vorlage *τὰ δ' κέντρα σκήπτρων*: die vier Szepterstäbe.

c. 6, S. 52 des Arndtschen Textes will der Zauberer Athanasius vor dem Kaiser eine Probe seiner Kunst ablegen, bevor er dem Heiligen entgegentritt. Er verlangt zwei Stiere. Auch zu dieser Stelle ist D(etlefsens Fragm.) erhalten. Dort verlangt Athanasius nur einen Stier [1]). Als 'die Stiere' gekommen sind, spricht er

[1]) l. im griech. Text *θέθη* (resp. *ἐτέθη*) statt *θύθη* 388, 15, erg. 388. 19 *ρη: εν* zu *ρῆξεν*, ferner ist das *β* in dieser Zeile, wie

einen Zauberspruch ins Ohr 'des Stiers' *et partitus est thaurus in duas partes ... iterum iussit iugum et taurum, qui partitus fuerat, iunxit eum et miratus est populus in opera eius.* Hier hat die falsche Auffassung von griech. ζυγόν als *iugum* 'Joch' anstatt als *iugum* 'Wage' = *statera* weitere Verderbnisse nach sich gezogen. Was im Original stand zeigt der koptische Übersetzer: *Athanasius said to Dadianus 'Let them bring me a pair of scales', and they brought them to him; and he threw the one half of the ox into one pan of the scales and the other half into the other, and they were exactly equal, and there was not the least difference between the weight of the two halves* (Budge S. 209). Auch im Sg hat falsche Auffassung von griech. ζυγόν die Übersetzung verwirrt. Es heißt hier (Zarncke S. 268): *Iube uenire iugum. Et adtulerunt iugum, et duo tauri facti sunt.*

c. 9, S. 53 des Arndtschen Textes bekennt sich Dadianus zu seinen Göttern, u. a. auch zu *Herculis et Neptunus qui tres palmites caeli continent.* Die drei Weinreben des Himmels. Der Wiener Palimpsest kennt den Itazismus. Die Vorlage von G hatte κλήματα τοῦ οὐρανοῦ geschrieben für κλίματα τ. οὐ.

c. 12, S. 57 bittet ein Weib den Heiligen um eines seiner Resurrektionswunder: er möge ihr ihren gefallenen Zugstier wieder erwecken, *ut subuenias incredulitati meae, quia nulla est substantia mihi in ospitio meo.* Hier verwechselte der Übersetzer ἀπορία und die ἀπιστία von Marc. 9, 23. In K heißt es *help my poverty* und von ihrer *incredulitas* zeigt sich nichts, wenn sie hier hinzusetzt: *for I know that my lord is able to do so through God* (Budge S. 218).

c. 18, S. 65 des Arndtschen Textes beichtet der Teufel: Gott erzürnte gegen mich und nahm mir all

---

schon Hagen bei Vetter a. a. O. gesehen hat, als Zahlzeichen zu nehmen, l. also ἔρηξεν αὐτὸν εἰς β' = *et partitus est thaurus in duas partes.*

meine Glorie *et proiecit me ut pluuium super terram.* Das könnte ja richtig sein (in BP fehlt der Passus). Aber K übersetzt: *Then God was very wroth with me and He cast me forth from the glory with which I was surrounded, and He cast me forth from heaven like an eagle on a rock,* und da hat einer der beiden ὑετός oder ἀετός verlesen. Nach allem was wir jetzt schon wissen, war es wohl der Lateiner, der sich irrte.

Gleich darauf schwört der Teufel *per eum qui sedit in septimo caelo et bis nouenas paginas caeli continet et radia solis, cursum lunae.* Was sind das für Buchseiten des Himmels, die hier mit Sonnenstrahl und Mondlauf koordiniert erscheinen? *pagina* heißt griech. σελίς (Jer. 36, 23) resp. mit η für ι: σελής. Die Gestirne des Himmels hießen etwa τὰ σέλη τοῦ οὐρανοῦ. Sie wurden dem Übersetzer zu *paginas* (σελίδας). Was für 18 Sternbilder gemeint sind, weiß ich so wenig zu sagen, wie was für 4 Szepter zu Anfang. Die Richtigkeit der Texterklärung scheint mir aber sicher.

Gräzismen finden sich auf Schritt und Tritt: ἄρχων wird mit *prior* wiedergegeben (c. 1 u. ö.), ἀσπασάμενος merkwürdigerweise immer durch *uisitans,* das erst P in *salutans* korrigiert. Der Brief des Dadianus an seine Völker beginnt c. 6: *Dacianus imperator per omnem terram gaudens; gaudens* d. i. χαίρων. *signaculum Christi* c. 6 u. ö. bedeutet überall noch Taufe: τὴν σφραγῖδα τοῦ Χριστοῦ, ist aber vom Schreiber hie und da zu Kreuzeszeichen mißverstanden worden (z. B. c. 9 Schluß); ebenso wurden die *tabulae* σανῖδες, aus denen die Thronsesseln c. 11 verfertigt sind, wohl schon als zu den Stühlen gehörige Tische verstanden; *operire* c. 11, S. 56 heißt 'begraben', κρύπτειν; *suscitare martyrium* c. 15, S. 61 u. ö. soll ἀναστῆναι μαρτύριον wiedergeben, 'eine Grabkirche errichten'; der griechische Genitiv beim Komparativ (z. B. *cuius pauperior* c. 14, S. 59) ist nicht selten u. dgl. m.

Daß der Text von G durch A, die Brüssler Hs. Arndts, allein nicht Gewähr findet, zeigt sich auf Schritt und Tritt. Gleich cap. 2 S. 49 heißt es vom Heiligen *uenit ad Datianum imperatorem, ut, cum sol procederet, apparuisset illi.* Es soll aber heißen *ut consul procederet* und *apparuisset illi* ist bereits Zusatz dem Fehler zuliebe. So haben nicht nur P und auch B (Huber S. 40), sondern wir lesen auch bei Budge: *he came to the governor Dadianus and wished to be made a count by him.*

cap. 3, S. 50 hat A zwei Lücken. Die eine vor *draconem inueteratum* macht den Satz unverständlich: es soll heißen < *non propter te,* > *draconem inueteratum, sed populo . . . dico,* wie P und z. T. auch B ausweisen. Die andere Lücke unterdrückt eine Anspielung auf einen Mythos, der m. W. sonst noch nicht nachgewiesen ist. Georg stellt den heidnischen Göttern christliche Apostel oder Propheten des alten Bundes entgegen. Petrus dem Apollo, Helias einem Ascamander magus, einen Bel, dessen Namen er als Jezabel, interfectrix prophetarum, erklärt, stellt er gegen Maria. Von diesem Aschamander P, Cumander B, Skamandros K wird nun eine ganze Geschichte erzählt. Die Stelle lautet in P, zu dem B und K im großen und ganzen stimmen: *Quos mihi similes facis, imperator?* < *Petrum, qui est columpna ecclesiae, prior apostolorum, an Appollinem, qui est perditio animarum? Helyam Thespiten, terrenum hominem et caelestem angelum, qui in terra ambulat et in caelo commanet, aut Aschamandrum magum, qui ignem per magicas suas fecit, amicum Mediae* (*Timetia* K), *quae genuit Tharsar et Sarcafas* (*Saar and Sarphat* K), *qui per sua opera merserunt in medio mari? Dic mihi, imperator, quam eis facis similem?* > *Jezabel* etc. In Arndts Hs. fehlen die in Klammer gestellten Worte. Es ist das also eine omissio per homoeoteleuton. Und auch die übrigen zahlreichen Lücken von G, die B und P ergänzen, sind zumeist Flüchtigkeiten und verdanken

nicht der 'Kritik' ihr Dasein, durch deren Mangel diese Hs. sich vor den übrigen allen auszeichnet und die wichtigste des Textes bleibt. Aschamander, der Gemahl einer Media, könnte Sikander, Iskander = Alexander sein. Aber zur Stütze dieses Einfalls weiß ich augenblicklich nichts weiteres vorzubringen.[1])

cap. 4, S. 50 wird eine neue Marter vorbereitet und der Peiniger *iussit eum arcam magnam et galeam eius acutis configi ab intus arce.* Aber in K heißt es an der entsprechenden Stelle (Budge S. 208); *made them build a high platform and bring sixty very sharp stakes and lacerate the flesh* etc., sodaß wohl P dem Original näher steht, das schreibt *iussit eum figi ad aram magnam et ilia eius acutis infigi ab intus in aram.*

cap. 7, S. 52. Der Zauberer beschwört zum zweiten Mal die Dämonen, nachdem er ein erstes Mal erfolglos gewesen war. Bei Arndt *inuocauit nomina priorum demonum.* In B (Huber S. 42) und P aber *nomina fortiorum* (*fortiora* P) *daemoniorum priorum* mit dem obenerwähnten griech. Genitiv nach Komparativ, was jedesfalls die richtige Lesung ist, s. auch K bei Budge S. 210.

cap. 8, S. 52 muß es nach P heißen *clauauit eam* statt *clauia uitrea* A, cap. 10, S. 55 *fumo acri* nach *acro* P statt *fumo aereo* A.

Ganz unverständlich ist cap. 12, S. 57 in der Fassung bei Arndt. Das Weib bittet Georg ihren Zugstier wieder zum Leben zu wecken. Ihr Sohn sei mit ihm zur Arbeit (*ad opera*) gefahren *et dispexit aram domino et cecidit bos.* Das sieht aus wie eine Strafe Gottes. Davon stand nichts im Original, sondern der Zug wurde einem Schreibfehler zulieb eingeführt. Es hieß *et perrexit ad opera domini sui, ut araret,* wie B (wo *ut araret* fehlt) und P (wo *ad opera domini sui* ausgefallen ist) erkennen lassen. Georg hilft: *mulier, accipe*

[1]) Derselbe Gott erscheint als Mandres auch in der Götterreihe des cap. 9, S. 53 in A (hier *Gamandrus* P, fehlt B).

signaculum cum et uade, pone eum super bouem etc. Aber statt *signaculum* muß es *baculum* heißen (s. die ähnlichen Wunder des Elisa 4 Reg. 4, 29 und des Petrus cum Simone) und so schreiben auch nicht nur B und P, sondern auch Sg.

Viel reicher und wie der Vergleich mit K erweist auch originaler ist dann die Szene der dritten Wiedererweckung Georgs cap. 14, S. 61 in P überliefert als in A, auch die Namen der bekehrten Soldaten stehen da in P denen in K näher als denen in A. Dasselbe gilt vom Martyrium der Alexandrina c. 19, S. 66 und 67. Vor ihrem letzten Gebet heißt es von Alexandrina: *gens autem adstantium concisionis suae dixit spiculatoribus.* Das könnte nach dem Latein dieser Texte heißen: als eine Menge Volkes bei ihrer Hinrichtung anwesend war etc. Es soll aber lauten *iens autem ad statum concisionis suae,* s. *eunte autem ad statum uocationis suae* B (Huber S. 54), P fehlt, s. aber K: *and while they were taking her away to destroy her.* Die Vorlage von A schrieb vor *e* und *i* ein *g* statt *j* (s. *ienua* = *genua* cap. 14, S. 60) und so las A *iens* als *gens* (wie oben *ilia* als *galea*) und machte aus *ad statum* ein *adstantium.*

Damit sind die Fehler und Lücken von A noch lange nicht erschöpft. Die Feststellung eines kritischen Textes von G, die schon Huber a. a. O. verlangt, wäre nicht aussichtslos, weil das reich überlieferte B mit A eine Gruppe bildet und überall wo es mit P stimmt die Entscheidung bringt und weil der koptische Text eine genaue Überprüfung der lateinischen Überlieferung gestattet.

EINE PRAGER HANDSCHRIFT DER LAMENTATIONS DE MATHEOLUS UND DES LIVRE DE LEĔSCE.

Von

EMIL FREYMOND.

Vor nahezu einem halben Jahrhundert begann der hochverdiente Gelehrte, dem dieser Band gewidmet ist, die auf Bibliotheken Prags vorhandenen altdeutschen Handschriften zu besprechen,[1]) bzw. Auszüge daraus mitzuteilen. Durch diese ebenso mühevolle wie ergebnisreiche Arbeit wurde der Schreiber dieser Zeilen erst auf die Existenz mehrerer der zahlreichen Prager Privat-, Klosterbibliotheken usw. aufmerksam gemacht und dazu angeregt, sich seinerseits in diesen Büchereien nach etwa vorhandenen romanischen Handschriften umzusehen. Es war von vornherein anzunehmen, daß die Ausbeute eine unvergleichlich geringere werden würde wie die durch Kelle erreichte; Kelle hat ja auch selbst in seinem Artikel *Perceval le Gallois* (ZfdA. 18, 314—317 nach zwei Pergamentvorsätzblättern der Hs. I E 35 der Prager Universitätsbibliothek die Abweichungen von Potvins Text des *Perceval* Crestiens de Troyes V. 9057 bis 9221 und V. 9852 bis 10010 abgedruckt.

Die Handschrift Nr. 448 der Bibliothek des Fürsten Georg Lobkowitz, die weiter unten be-

---

[1]) Serapeum Bd. 20, 1859, Nr. 3. 4. 5; Bd. 21, 1860, Nr. 1. 4; Bd. 22, 1861, Nr. 23. 24; Bd. 28, 1867, Nr. 20. 21; Bd. 29, 1868, Nr. 8. 9. 11. 12. 15. 16. 20. 21.

schrieben werden soll, enthält zwei Werke des Pariser Parlamentsanwalts Jehan Le Fèvre, nämlich die altfranzösische Übersetzung der *Lamentationes Matheoli* und das Gegenstück dazu, den *Livre de Leësce.*

Der aus Boulogne gebürtige Kleriker und Magister Matheus, bald ein vielbeschäftigter Advokat, hatte i. J. 1274, vermutlich im Gefolge des Bischofs von Thérouenne, Henri de Muris, an dem Konzil zu Lyon teilgenommen, durch welches unter anderem die Sitten des Klerus, namentlich die des verheirateten, reformiert werden sollten. Das war nötig; nicht wenige der verheirateten Kleriker legten nämlich zeitweise das geistliche Gewand ab, um Stellen in städtischen Verwaltungen zu übernehmen oder Handel zu treiben, traten aber gern wieder als tonsurierte Kleriker auf, wenn es sich darum handelte, Steuern zu zahlen oder Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, die ihnen die weltliche Autorität bereiten konnte. Diesem Unfug sollte durch die am 1. November 1274 von Papst Gregor X. sanktionierten *Constitutiones* des Lyoner Konzils gesteuert werden; es wurden insbesondere die sogenannten Bigamisten unter den Klerikern aller kirchlichen Privilegien für verlustig erklärt und der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. Obwohl Matheus diese Bestimmung recht gut kannte, heiratete er eine Witwe Namens *Petronilla.* Er hoffte vermutlich, daß man wie vordem gegen die Übertreter nicht scharf vorgehen würde; möglich ist auch, daß er seine Ehe geheim hielt oder daß man längere Zeit nichts davon wußte, daß Petronilla bereits einmal verheiratet gewesen war. Schließlich wurde die 'Bigamie' offenkundig und Matheus, oder *Matheolulus,* wie er sich nun auch nannte, mußte auf seine Rechte und Privilegien verzichten. Dieser Schlag traf ihn um so schwerer, als er in der Ehe mit seiner zwar treuen aber allezeit keifenden und widerspenstigen Gattin arge Erfahrungen gemacht

hatte. Um seinem Herzen Luft zu schaffen, schrieb er um das Jahr 1298 in gereimten Hexametern seine *Lamentationes.* Er beklagt darin sein hartes Los, warnt eindringlich vor der Ehe und zieht in der allerschärfsten Weise gegen die Frauen los. Sein Gedicht 'die ausführlichste Dichtung des Mittelalters gegen die Frauen',[1]) ist, wenn man von den gar zu intimen Einzelheiten und Unflätigkeiten absieht, in mannigfacher Beziehung interessant. Quellen verschiedener Art hat nämlich der Dichter zahlreiche, z. T. ergötzliche Exempla entnommen, durch die er seine Beobachtungen beweisen, seine Erfahrungen bestätigen will; außerdem bietet er gelegentlich Schilderungen des bürgerlichen Milieus seiner Zeit, worüber wir sonst im allgemeinen nur wenig erfahren. Endlich enthält das dritte der vier Bücher den Bericht einer Vision, eine merkwürdige Zwiesprache des Dichters mit Gott, in der sehr freimütig allerlei Dinge, die der Schöpfer nicht praktisch eingerichtet habe, zur Sprache gelangen; so wird, um nur ein recht modern klingendes Beispiel anzuführen, die Frage erwogen, ob nicht eine Ehe auf Kündigung empfehlenswert sei.

Von dem lateinischen Original ist nur eine einzige Handschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten, die der zu früh verstorbene van Hamel vor 20 Jahren[2]) in der Utrechter Universitätsbibliothek (*Scriptores latini* Nr. 65) auffand und seither zugleich mit Jehan Le Fèvre's Übersetzung und dem Livre de Leësce herausgab.[3]) Die 1371—1372 entstandene alt-

[1]) Vgl. G. Gröber im Grundriß der romanischen Philologie II[1] 431.

[2]) S. Rom. 17, 284 f.

[3]) *Les Lamentations de Matheolus et le Livre de Leësce de Jehan Le Fèvre, de Resson (poèmes français du XIV[e] siècle). Edition critique, accompagnée de l'original latin des Lamentations d'après l'unique manuscrit d' Utrecht, d' une Introduction et de deux Glossaires. T. I. Textes français et latin des Lamentations.* Paris 1892. *T. II. Texte du Livre de Leësce. Introduction et Notes.* Paris 1905. — Zum Alter der Handschrift des Originals, in dem das Gedicht *Liber Lamentationum Matheoluli* betitelt ist, s. Bd. II, S. 259.

französische Übertragung war im 15. und 16. Jahrhundert gut bekannt und ließ das lateinische Original in Vergessenheit geraten. Das ist begreiflich, da Le Fèvre verständlicher schreibt als der mitunter dunkle Matheus. Sieht man von einigen Mißverständnissen und ziemlich häufigen Zusätzen ab, so hält sich Le Fèvre eng an seine Vorlage; nur an der Stelle, an der der Geiz der Frauen gegeißelt wird, bittet er seine Leser nicht zu vergessen, daß er nur Übersetzer sei. Bald nach Vollendung seiner *Lamentations* hatte Le Fèvre aber die Empfindung mit seiner Übertragung Anstoß erregt zu haben; gegen Ende des Jahres 1373 verfaßte er daher zu seiner Verteidigung den *Livre de Leësce,* in dem er die Frauen um Entschuldigung bat und mit wahrer Advokatenkunst die in den Lamentations gegen die Frauen erhobenen Vorwürfe beleuchtete und widerlegte.

Zur Herstellung des kritischen Textes der Lamentations konnte van Hamel acht Handschriften [1]) und vier alte Drucke, für die Ausgabe des Livre de Leësce sechs Handschriften und zwei Drucke benutzen.

Daß die Handschrift Nr. 448 der fürstlich Lobkowitz'schen Bibliothek, die ich in folgenden mit Lo. bezeichne, bisher unbekannt geblieben ist, [2]) liegt z. T. vielleicht daran, daß der in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts geschriebene Katalog zu diesem Codex den Vermerk aufweist: 'enthaltend Werk in provinzialischer Sprache'. Der Band in klein Folioformat (272 × 207 mm) umfaßt 260 Papierblätter, von denen

[1]) Zwei weitere wurden ihm nachträglich bekannt; s. Bd. II, S. XXVII.

[2]) Unter den von G. H. Pertz im *Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde* Bd. 9, S. 478—481 (1845) kurz angeführten Handschriften der fürstlich Lobkowitz'schen Bibliothek befindet sich die unsrige nicht; wohl aber wird die französische Papierhandschrift Nr. 467 (s. XV) erwähnt, die eine Genealogie der Fürsten von Luxemburg enthält.

zwei und ein halbes Blatt am Schluß unbeschrieben sind. Dazu kommen je ein in neuerer Zeit vom Buchbinder vorn und hinten hinzugefügtes Blatt; auf das vordere Blatt folgt ein Pergamentblatt, auf dem mit der Feder das Wappen der Grafen von Manderscheid aufgezeichnet ist,[1]) jedoch noch ohne den Mittelschild, der in Siebmachers *New Wapenbuch*, Nürnberg 1605. I Blatt 17 zu sehen ist. Darunter steht — nicht von der Hand der Schreiber des Codex herrührend — der Name des ehemaligen Besitzers: *Coin jonggraue zu manderscheit graue zu Blanckenheym etc. 1473.* Da das erste Wort *Coin* auch *Com* gelesen werden kann, lag mir daran, mich darüber zu vergewissern. Zufällig befindet sich das Familienarchiv der Grafen von Manderscheid, jenes ehedem zwischen Maas und Mosel ansässigen Geschlechts, auf dem Landesmuseum zu Prag und so konnte ich unter gütiger Mithülfe des Archivars Herrn Dr. Schulz, dem ich für seine Freundlichkeit bei dieser Gelegenheit meinen Dank ausspreche, feststellen, daß es in der in Betracht kommenden Zeit zwei *Kuno von Manderscheit* gegeben hat, die als Besitzer der Handschrift mit größter Wahrscheinlichkeit angesehen werden dürfen: nämlich ein *Kone*, der in dem Familienvergleich vom 10. September 1464 (Akt CCLXXX) als Sohn Diederichs und Gatte der Walburga von Huerne genannt wird und der in zweiter Ehe Mechtildis, Gräfin von Wirnenburg, heimführte. Sein Name wird in

[1]) Ein Wappen, von dessen Helm ein Band mit der Inschrift *Manderscheit* fliegt, findet sich nach H. Suchier (ZfdPh. 19, 257) in der ehedem der Manderscheid'schen Bibliothek angehörenden Papierhandschrift von Wolframs Willehalm (Köln. Stadtbibliothek XIII. 12 in 4°). Den Germanisten sind noch weitere Handschriften der Manderscheid'schen Büchersammlung bekannt; Herr Kollege von Kraus war so liebenswürdig, mich auf andere Literaturangaben bei G. Ehrismann, Beitr. 22, 261 und in Marolds Ausgabe von Gottfrieds Tristan. I. Leipzig 1906. S. XLVII aufmerksam zu machen.

anderen, teils nordmittelfränkisch, teils französisch geschriebenen Akten *Koene* (1468), *Coyn* (1485), *Coin* (1487) geschrieben. Er muß 1489 verstorben gewesen sein, wie sich das aus dem Akt v. J. 1489 ergibt, dessen Anfang lautet: *Wir Metz van Virnenburg gravinne zu Manderscheit, wedwe* ... Der andere als ehemaliger Besitzer der Handschrift in Betracht kommende Kuno von Manderscheit war ein Onkel des zuvor genannten; von ihm berichten die Familienakten, soweit ich sie durchgesehen habe, nichts Bemerkenswertes. Die reichsgräflich Manderscheid'schen Besitzungen gingen i. J. 1780 an die älteste Tochter des letzten Grafen von Manderscheid, Auguste Gräfin von Sternberg, über; mit der Erbschaft wird auch unsere Handschrift in ihren Besitz und nachher in den ihres Sohnes Franz gelangt sein. Die Bibliothek dieses Franz Grafen von Sternberg wurde nach dessen Tod (8. IV. 1830) von dem Fürsten Johann Lobkowitz aus der Melnik-Horschiner Linie angekauft.[1])

Die Handschrift Lo. ist, wenn man von einigen Wurmstichen und wenigen Flecken absieht, ganz vorzüglich erhalten. Das durchweg gleiche Papier weist 20 Rippen auf 28^{mm} auf, 10 Stege auf den ganzen Bogen in einer Entfernung von 52^{mm}; das Wasserzeichen, eine Wage, ist demjenigen sehr ähnlich, das in C. M. Briquets wertvollem Werk *Les Filigranes*[2]) unter Nr. 2425 verzeichnet ist und das in der Zeit zwischen 1433 und 1445 in Luxemburg, Lothringen, Elsaß und in angrenzenden Gebieten, aber auch in Seeland Verwendung

---

1) S. dazu J. Kelle, Serapeum 28, S. 305 ff.

2) *Les Filigranes. Dictionnaire historique des marques du papier dès leur apparition vers 1282 jusqu'en 1600. Avec 39 figures dans le texte et 16112 fac-similés de filigranes.* 836 S. Text. 4 Bände gr. in -4°. Genève 1907. Für den Verweis auf dies Werk und die Angaben über das Wasserzeichen bin ich meinem verehrten Kollegen Herrn Hofrat Holzinger Ritter von Weidich zu Dank verpflichtet.

fand.[1]) Die Größe dieses Papiers (28 × 38)[2]) stimmt dagegen nicht ganz zu der Blattgröße von Lo. (272×207 mm); allerdings ist unser Papier wohl durch den Buchbinder stark beschnitten worden, wie man aus der z. T. abgeschnittenen alten, mit roter Tinte vorgenommenen Numerierung der Lagen ersehen kann. Die alten zuerst roten, bald schwarzen Nummern der Lagen sind ganz deutlich auf dem oberen Rand von f° 15 r° (II), f° 29 r° (III), weiter auf den Blättern 45, 59, 73, 87, 115, 227; dagegen sind von den Zahlen nur einzelne Striche zu sehen f° 129, 143, 157, 171 usw. Die angeführten Zahlen zeigen, daß die Lagen zumeist aber nicht immer aus 7 Doppelblättern bestehen.

Wenn schon das Wasserzeichen des Papiers auf die Zeit 1433—1445 oder etwas später hinweist, so läßt sich noch auf anderem Wege ungefähr dieselbe Zeit für das Alter von Lo. feststellen. Als terminus ante quem darf man wohl das auf dem Pergamentblatt unter dem Manderscheid'schen Wappen angebrachte Datum 1473 betrachten; einen terminus post quem bietet uns eine nur in unserer Handschrift f° 110 v° erhaltene Interpolation von 26 Versen[3]), die sich, wie ich vermute, schon in der Vorlage von Lo. vorfand und in der Christine de Pisan als verstorben bezeichnet wird. Die Handschrift Lo. ist demnach zwischen ca. 1430 und 1473 geschrieben. Sie ist einspaltig mit 24 bis 28 Zeilen auf der Seite. Einfache mit roter Tinte[4]) ausgeführte Initialen finden sich am Anfang größerer Abschnitte; sie sind nachträglich hinzugefügt. Anfang bzw. Schluß der vier Bücher der Lamentations werden nicht be-

---

[1]) Das Papier der i. J. 1437 geschriebenen Willehalm-Handschrift hat gleichfalls eine Wage als Wasserzeichen; s. Suchier a. a. O S. 258

[2]) Diese Zahl 38 gilt für das ganze Blatt.

[3]) S. weiter unten S. 581 f.

[4]) Am oberen Rand von f° 38 r° steht mit roter Tinte *biauvain*.

sonders angezeigt. Den Text haben zwei Kopisten geschrieben; der eine (S^1), ein Pikarde, kopierte die Blätter 1–87 v°, auf denen die Anfangsbuchstaben eines jeden Verses rot durchstrichen sind; der andere (S^2), der wohl aus dem Osten stammte, schrieb das Übrige. Die Lamentations sind in Lo. nicht vollständig erhalten; vom vierten Buche sind nur die ersten 54 Verse kopiert. Das Blatt 176 enthält auf dem Recto nur den einen Vers *Mais il estoit bien reclamez,* der Lamentations IV, V. 54 entspricht. Darunter steht *Explicit matheolus.* Er beginnt auf f° 177 r° der Livre de Leësce, der bis f° 258 r° mitgeteilt wird.

Kopist S^2 scheint seine Vorlage mechanisch abgeschrieben zu haben; er merkte nicht, daß ein großer Teil seiner Abschrift des Livre de Leësce, nämlich ca. 1000 Verse gänzlich ungeordnet war. Die Handschrift, die er als Vorlage benutzte, war vermutlich ungebunden und die Lagen waren durch einander geraten; denn da öfters mitten auf einem Blatt der richtige Anschluß fehlt, sind die Umstellungen natürlich nicht durch ein falsches Binden der Lagen in Lo. zu erklären.

Es war etwas zeitraubend, die in Lo. auf den Blättern 212 bis 243 vorliegenden Versetzungen genauer festzustellen. Es entsprechen

in Lo.	dem Text in van Hamels Ausgabe:
a) f° 212 r° V. 1–13	V. 1707–1719,
b) f° 212 r° V. 14 — f° 214 r° V. 19	V. 2282–2393,
c) f° 214 r° V. 20 — f° 222 v° V. 15	V. 1834—2281,
d) f° 222 v° V. 16 — f° 225 r° V. 1	V. 1720—1833,
e) f° 225 r° V. 2 — f° 240 r° V. 9	V. 2394—3176,
f) f° 240 r° V. 10 — f° 243 v° V. 13	gehören gar nicht

zum *Livre de Leësce*, sondern sind den *Lamentations* Buch II, V. 847—1022 entnommen.

g) f° 243 v° V. 14 — f° 246 r° V. 16 entsprechen dem *Livre de Leësce* V. 3177—3313; dann springt der Text in Lo. auf V. 3389 und führt das Gedicht bis f° 258 r° V. 17 zu Ende.

Die mit den Buchstaben a—g bezeichneten Stücke ergeben folgendermaßen geordnet die richtige Reihenfolge: a d c b e g; es fehlen in Lo. die Verse 3314 bis 3388. b umfaßt 111 Verse von van Hamels Text, c 447 Verse, d 113, e 782, f 179 Verse. Aus den Zahlen für a bis e ließe sich vielleicht schließen, daß je ein Blatt der Vorlage von Lo., je nachdem, ob die Schrift sehr klein war oder nicht, je nachdem die Seiten zweispaltig oder einspaltig beschrieben waren, 112 bzw. 56 Verse enthielt, bzw. daß bei der Annahme einer einspaltigen Handschrift mit 28 Zeilen auf der Seite, b und d zwei Blätter einnahmen. Das Stück e umfaßte 7mal so viel Blätter als b bzw. d, d. h. 7 Blätter mit je 112 Versen oder 14 Blätter mit 56 Versen = 784 Verse; 2 Verse würden dabei fehlen.

Wie dem auch sei, der nachlässige Kopist S^2 hat dieselbe Vorlage benutzt wie der aufmerksamere Kopist S^1. Das ist in solchem Falle ja das Nächstliegende, ergibt sich aber für Lo. ganz deutlich aus der Vergleichung des Stückes f mit der nämlichen Stelle aus den Lamentations II 847—1022, die in Lo. das erste mal f° 47 r° Z. 18 bis f° 50 v° Z. 22 von der Hand des Schreibers S^1 vorliegt. Die betreffenden Abschnitte von S^1 und S^2 stimmen, wenn man von mundartlichen Schreibungen absieht, überein; nur ganz vereinzelt liegen unwesentliche Abweichungen vor, so wenn z. B. S^1 f° 49 r° in dem Lam.[1]) II V. 933 der Ausgabe entsprechenden Verse *les vefves par challeur seffrontent* statt *ardeur challeur* schreibt, ein Versehen, verursacht durch

[1]) Lam. ist im folgenden Abkürzung für Lamentations, Leësce Abkürzung für Livre de Leësce.

das V. 932 vorkommende *challeur.* S[1] und S[2] allein lassen das Verspaar II 871 f. aus und bringen allein mehrere Zusätze. So werden f° 48 r° bzw. f° 241 r° hinter II 894 die Flickzeilen eingeschoben

Or va a destre et a senestre
En vn estat ne se scet estre;

Lam. II V. 947 ff. wird ausgeführt, daß die Frauen nicht der Reliquien, sondern der Kleriker und Mönche wegen in die Kirchen laufen; die Kirchen von Paris werden gewissenhaft aufgezählt. Statt V. 973—977 des Textes der Ausgabe, nämlich statt

Les freres des religions,
Venans de pluseurs regions,
De l'ordre noire blanche et bise,
Nostre Dame en sa grant eglise,

schreibt S[1] f° 49 v°

les secres des religions
venues de pluiseurs regions
veullent savoir et vont tracant
Eglises par pais biautrant
veans lordre et blance et bise
nostre dame en sa grant eglise:

S[2] ebenso f° 242 v° [1]); beide schieben also ein Verspaar ein. Desgleichen werden von S[1] f° 50 r° und von S[2] f° 243 r° hinter Lam. II V. 998 eingeschoben:

Quant leur mary leur semble niche
Elle [2]) vont a sainte veniche
A saint fiacre et a meauls en brie
Atant pais que ne vous ennuie

Die zur Erinnerung an den Kardinal Lemoine gestifteten, mit Festlichkeiten verbundenen *pardons du Cardinal Lemoine* [3]) scheint der Schreiber der Vorlage

---

1) mit geringen Abweichungen; S[2] hat im dritten Vers *traictant*, im letzten *saincte* für *grant*.

2) S[2] richtig *Elles*.

3) S. dazu van Hamel Bd. II, S. 168.

von Lo. nicht gekannt zu haben: daher ersetzt S[1] Lam. II V. 980.

Les pardons cardinal Lemoine

f° 50 r° durch

Le lieu du cardinal le moinne;

ebenso S[2] f° 242 v°, der aber für *lieu* gar *dieu* schreibt. — Beide Schreiber S[1] und S[2] stellen die Verse 933 und 934 um und weisen allein in übereinstimmender Weise gleiche Varianten auf. Kurz, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die beiden Kopisten dieselbe uns nicht erhaltene oder bisher nicht bekannte Handschrift abschrieben, die vermutlich, wie sich aus den bei S[2] beobachteten Umstellungen ergibt, ungebunden war.

Was nun das Verhältnis von Lo. zu den anderen Handschriften der Texte Jehan Le Fèvre's betrifft, so ist die Sache für die Lamentations ziemlich verwickelt. van Hamel unterscheidet [1]) zwei Handschriftengruppen α und β. Zu α gehören die Hss. ATB, außerdem die dem Herausgeber erst nachträglich bekannt gewordene Hs. N [2]); dabei stehen ATN einander näher als B; β umfaßt die übrigen Hss. FCMDL und die Drucke I. van Hamel stellt Bd. I, S. XVI mit Hülfe des lateinischen Originals in ATB einige Fehler fest, die zugleich die Zugehörigkeit dieser Hss. zur Gruppe α darlegen sollen. Es ist nun auffallend, daß sich unsere Hs. Lo. in 8 von den 12 vom Herausgeber hervorgehobenen Fällen β anschließt, in 4 Fällen dagegen mit α übereinstimmt, nämlich in den Lesarten von Lam. I 880. 1159. 1422. II 419. Aus dem Gesagten ist nicht ohne weiteres der Schluß zu ziehen, daß Lo. im großen und ganzen mit β näher verwandt ist als mit α. Lo. schwankt zwischen beiden Gruppen hin und her. Gleichwie in β werden z. B. in Lo. die Verse

1) Vgl. den Stammbaum. Bd. I, S. XXIII.

2) S. a. a. O. Bd. II, S. XXVIII ff.

Lam. II 1263 f. umgestellt und es fehlen die Verse Lam. II 1873—1876; desgleichen die Verse Lam. II 1951—1956.

Aber an zahlreichen Stellen schließt sich Lo. der Gruppe α an — so z. B. Lam. I 753 in Bezug auf *faul*, weiter V. 880. 968. 1151 —, insbesondere der Untergruppe AT; so z. B. Lam. I 863. 885. 953. 959. 988. 1002 usw.; hierbei sind wiederum die Stellen zahlreicher, in denen Lo. mit A geht und sich von T entfernt; so in den Lesarten von Lam. I 854. 1180. 1212. 1247. 1365. 1385. 1410. 1415, ferner II 42. 65. 74. 104. 111. 125. 168. 243 usw. Es fehlen sowohl in Lo. wie in A die Verspaare II 855 f. 2929 f., auch die Verse I 1439-1442, in A freilich auch die beiden vorausgehenden Verse 1437 f. Lam. I 1077 f. sind in beiden Hss. umgestellt.

Trotz dieser und vieler anderer Übereinstimmungen gehört Lo. nicht zur Untergruppe AT, da es nicht die Lücken aufweist, die in AT und übrigens auch in N [1]) Lam. III 2247—59. 3001—8. 3033—42 vorliegen. In einigen Fällen [2]) entfernt sich C von der Gruppe β, zu der es gehört und geht mit α; van Hamel schließt daraus, daß die Vorlage von C durch eine Handschriftenmischung beeinflußt ist. An den vier Stellen, die vom Herausgeber angeführt werden, schließt sich Lo. den Hss. ABCT an. Es kommt wohl vor, daß Lo. und C allein von den übrigen Hss. abweichen; so Lam. I 1098. 1382; Lo. und C sind aber nicht näher mit einander verwandt: der in CD fehlende Vers Lam. II 810, dsgl. der in CDL fehlende Vers Lam. II 820 stehen z. B. in Lo.

Unter den hier in Kürze mitgeteilten Verhältnissen ist es schwer zu entscheiden, ob in Lo. oder vielmehr in der mehr oder weniger direkten

[1]) S. van Hamel Bd. II, S. XXIX.
[2]) S. das. I, S. XXI.

Quelle von Lo. Handschriftenmischung vorliegt oder ob Lo. eine dritte Handschriftengruppe repräsentiert. Doch weist Lo. nahezu alle die Fehler auf, die van Hamel Bd. I, S. XXII in den von ihm benutzten Handschriften feststellte. Statt Lam. III 2284 *Au droit fouc et aler derier* hat Lo. f° 154 v° Z. 2 den Vers: *Par deuers moy de cuer entier.*

Verschiedene kürzere und belanglose Zusätze in Lo. rühren höchstwahrscheinlich von dem Schreiber der mehr oder weniger direkten Quelle von Lo. her, der die oben S. 571 Anm. [3] erwähnte und unten S. 581 f. abgedruckte Interpolation mit Hinweis auf Christine de Pisan verfaßte.

Die Frage, wie sich der Livre de Leësce in Lo. zu den anderen Hss. des Textes verhält, ist weit einfacher zu beantworten. van Hamel unterscheidet [1]) drei Handschriftengruppen, von denen die eine durch B, die zweite durch FN, die dritte durch KVP und die Drucke I repräsentiert wird. Hs. Lo. gehört entschieden zur zweiten Gruppe; denn es weist dieselben den Lamentations entnommenen Einschübe wie FN auf, nämlich 22 Verse hinter V. 606, 2 Verse hinter V. 614, 30 hinter V. 618, 8 Verse hinter V. 666. Statt V. 624—628 des gedruckten Textes hat Lo. dieselben 20 Verse wie FN. Lo. ist aber weder mit F noch mit N direkt verwandt; die in F fehlenden Verse 933 ff. stehen in Lo., dagegen fehlt in Lo. der Einschub von 2 Versen in F hinter V. 1600. Die in N fehlenden Verse[2]) 8. 56. 62. 194. 199. 200. 230. 374. 518 stehen in Lo., dafür fehlen in Lo. die Verse 836. 1705 f., die in N stehen.

Hätte van Hamel die Hs. Lo. gekannt, so hätte er vermutlich nur ganz ausnahmsweis danach geändert; so hätte er vielleicht mit Lo. in Leësce den neun-

[1]) Vgl. den Stammbaum Bd. II, S. LIV.

[2]) S. van Hamels Ausgabe II, S. XLII.

silbigen Vers 2337 *Quant elles ne peuent acomplir* in einen achtsilbigen verwandelt, mit Ersetzung von *elles* durch *ilz*. Im großen und ganzen aber bietet Lo. wenig Brauchbares. Der mir zustehende Raum gestattet es nicht, alle die Fälle aufzuzählen, in denen sich in Lo. Lücken oder Zusätze finden; nur einiges sei hervorgehoben.

Der aufmerksamere Kopist S[1] dürfte kleine Lücken wie die von Lam. II 839 f. schon in seiner Vorlage vorgefunden haben; man wird diese Verse ungern streichen. Dasselbe gilt für die in Lo. fehlenden Verse Lam. II 1987. 8 und 2475. 6, dagegen haben vielleicht die Verse Lam. II 2763 f.

Tout dire me seroit griefté
Si m'en passeray pour briefté,

die wie Flickzeilen aussehen und in Lo. fehlen, auch schon im Original nicht gestanden. Im Original befand sich gewiß nicht folgender Zusatz in Lo. f⁰ 52 v⁰ hinter Lam. II 1114:

Tant maleureuses femmes sommes
Quy tant nous fions en ces hommes
Et en nous de riens ne se fient
Ne de leur secres riens ne dient;

denn der Dichter schildert im folgenden, wie die Frau ganz allmählich nach allerhand Schmeicheleien dem Mann ein Geheimnis zu entlocken sucht. — Nicht ursprünglich sind die hinter Lam. II 1560

Il convient, puis je que translate

in Lo. f⁰ 61 v⁰ eingeschobenen Verse

Que proprement mette en escript
Ce que ie treuue en liure escript.

Was endlich den Text des nachlässigen Schreibers S[2] anlangt, der, wie schon erwähnt mit f⁰ 88 r⁰ = Lam. II 2942 einsetzt, so hat er, abgesehen von den oben besprochenen Umstellungen den Text an zahlreichen

Stellen verdorben und einige Verse umgestellt; er hat ferner eine Reihe von Versen und Verspaaren ausgelassen; so z. B. Lam. II 3079 f. 4154. III 107 f. 140. 525 f. 634. 959 f. usw.; noch mehr im Livre de Leësce, so 49 f. 133 f. 759 f. 807 f. 835 f. 1007 f. usw. Nicht zufällig ist vielleicht die Lücke, die Lam. II 2628—2686 entspricht, d. h. eine Lücke von 58 Versen, die, ohne den Zusammenhang zu beeinträchtigen, fehlen könnten; da aber oben vermutet worden ist, daß die Vorlage von Lo. Blätter zu 112 bezw. 56 Versen enthielt, wäre es auch möglich, daß S^2 unaufmerksam wie so oft ein Blatt bzw. zwei Blätter übersehen hätte.

Leësce 3981 gehen die Handschriften stark auseinander. van Hamel entschloß sich für die Lesart in V:

Qui portent et bourses et males;[1])

er hätte vielleicht, obwohl der Reim kein reicher ist, die Lesart in Lo. f° 258 r° vorgezogen, nämlich

Soient blesmes sanguins ou pasles;

allein auch dieser Vers sieht wie ein Notbehelf aus.

Bemerkt sei noch, daß das in van Hamels Text Lam. III 294 f. vorliegende Enjambement

Et sans aucune espargner. Et se
Gens mariés vendre peussent . .

in Lo. f° 118 r° durch die Lesart

Et aussi bien de la duchesse
Se gens maries peussent vendre
Et quilz eussent cause a y tendre

vermieden wird; ähnlich stehen statt Lam. II 3806 f.:

»Las!« »ce dira elle,« car je
Port de tout cest ostel la cure

in Lo. f° 105 r°

Lasse[2]) dira elle quele charge
Jay tout de cest hostel la cure.

---

[1]) Der vorausgehende Vers lautet: *Car il scet bien qu'a tous les masles.*

[2]) Vgl. die Lesarten von A und B.

Sonst aber weist auch Lo. dieselben Enjambements auf, die van Hamel Bd. II, S. CCXXV erwähnt.

Was endlich die unmittelbar danach von van Hamel besprochenen Fälle betrifft, in denen die Handschriftengruppe *α* vereinzelt weibliche Verse im Reim mit männlichen zuzulassen scheint, so steht für Lam. II 89 in Lo. f° 32 r° der von dem Herausgeber nachträglich richtig konjizierte Vers

Entens bien en ce que tu lis que

und Lam. II 3525 f.

C'est merveille de trouver que
La fole marrastre noverque

ist in Lo. f° 99 v° ersetzt durch

C'est grant merveille de trouuer
Fole marrastre et escheuer.

In den anderen Fällen verhält sich Lo. wie die Gruppe *β*.

Es folgen noch einige Textproben aus Lo., bei denen ich nur die Abkürzungen auflöse, jedwede sonstige Änderung aber unterlasse:

Der Anfang der Lamentations lautet:

[*f° 1 r°*] Tristris est amima Mea
Jhesucrist quy tant amea
les siens que denfer les jetta
Et de son sanc le racheta
Soit ache mien commencement
Et vous doinst boin avancement
Jay bien cause despandre larmes
Sy ne scay quant vendront les termes
Que je seray hors de martire
Que pres du despoir cy me tire
Se pacience et tollerance
Ne me donnoit esperance
Dauoir an aulcuns tans confort
Nuls hons viuans ne scet confort
Je suis tempestes en coraige

Je sueffre tourment et oultraige
A bon droit car trop variay
Le jour que je me mariay
Sy auoie des lors veus
Pluiseurs volumes et leus
Tant versisies comme en proses
Nes le roumant de la roses
Quy dist en cuellant la soussie
Ou chapitle de jaloussie
Nul nest quy maries se sente
Sil nest fol quy ne sen repente
Il dist voir mais ne men souuint
[fº 1 vº] De puis disnuef ans ou XX
jen languis a grant misere
mieuls me venist dedans yssoire
Ou dedens sainne estre noies
Je fis com fols et des voies
Or ay troue frere mahieus . . ,

Die im vorausgehenden wiederholt erwähnte Interpolation, in der von Christine de Pisan und ihrem Vater, dem Maistre Thomas, Astronomen am Hofe Karls V. von Frankreich, die Rede ist, schließt sich an den bezeichnenden Rat — vgl. Lamentations II V. 4098 — an:

Nespouses pas aiez amies

und findet sich allein in Lo.

[fº 110 vº] A ce propos je te diray
vn exemple qui est tout vray
Que je vy en mon temps durant
[fº 111 rº] Et dune femme proprement
Nommee fu dame cristine
En nom et en science digne
Et bien lettree et bien saichant
Et bien amee et bien amant
Elle fist de moult beaulz volumes
Bien auctorises que nous leumes
Son pere sembla de prudence
Maistre thomas qui tant science
En france apporte de boulongne

Qui fu retenu sans eslongne
Astronomien du bon roy
Charles le quint et sans desroy
Bien le serui toute sa vie
Mais bien te dy quonques enuie
Neust cristine de marier
Franchement voult estudier
Elle voult fuir bigamie
Tant que vesqui et fu en vie
Elle complia plusieurs liures
Moult gracieux se tu as viures
Bien aise je lo que ty tiengnes
Et que cest exemple retiengnes
[*f*° 111 *v*°] Se tu es de fraile nature

= Lam. II 4099.

Anfang des Livre de Leësce:

[*f*° 177 *r*°] MEs dames. Je vous requier mercy
& vous me vueil excuser cy
de ce que sans vostre licence
Jay parle de la grant distance
et des tourmens de mariage
Se jay mesdit par mon oultrage
Je puis bien dire sans flater
Que je nay fait que translater
Et que jay en latin trouuer
Assez pourra estre prouue
Ou liure de matheolule

Schluß des Livre de Leësce:

[*f*° 258 *r*°] Si croy que jamais finee
Ne sera ceste destinee
Car argent est lamour du monde
Et auarice est trop parfonde
Plus nen diray a ceste fois
a dieu vous command je men voys.

Cy fine le contredit de matheolus
Appelle le liure de leesse
Contenant lexcusation pour les dames
Leur honneur et leur proesse.

Seiner Durchlaucht dem Fürsten Georg Lobkowitz spreche ich dafür, daß ich durch gütige Vermittelung des Herrn Prof. Dr. Vřešťál die Handschrift auf der hiesigen Universitätsbibliothek benutzen konnte, meinen aufrichtigsten Dank aus.

AUS JACOB GRIMMS BRIEFWECHSEL MIT SLAVISCHEN GELEHRTEN.

Mitgeteilt von

AUGUST SAUER.

Oft im Laufe der Jahre haben Sie mir, verehrter Herr Hofrat, von Ihren Beziehungen zu Jacob Grimm erzählt, dem Sie, während die Politik ihn in der Paulskirche festhielt, bei der Herausgabe seines Buches über die deutsche Sprache behilflich waren; beim ersten Bande Ihres Otfried hat er Pathe gestanden; Briefe von ihm bewahren Sie unter Ihren kostbarsten Lebensdokumenten und Urteile von ihm über Sie liegen längst gedruckt vor: an Weinhold 15. Januar 1857 'seit längerer zeit ist hier doctor Kelle aus Baiern, der eben den Otfried herausgegeben hat und altdeutsche predigten drucken läszt, ein guter fleisziger mensch, dem wol eine solche anstellung [an der Berliner Universität] recht wäre'[1]) und an Pfeiffer 20. April 1857 bei der Nachricht von dessen Berufung nach Wien: 'Ihnen, als katholischem, steht nicht entgegen was jetzt den protestanten, die der geist des concordats allmälich aus Östreich herausbeiszen wird. der talentvolle Schleicher konnt es nicht länger zu Prag aushalten und geht nach Jena.

[1]) Mitteilungen aus dem Literaturarchive in Berlin 1902, Briefe deutscher Philologen an Karl Weinhold. S. 65. Ähnlich an Pfeiffer 7. Mai 1856: 'ist seit einem halben Jahre hier' (Germ. 11, 125).

Kelle, ein Baier und freilich kein ultramontanisch gesinnter, tritt zu Prag an'.[1])

Was ist daher natürlicher, als daß zu Ihrem Jubelfeste der Altmeister selbst seine Stimme erhebt. So habe ich denn, was ich etwa aus dem näheren Umkreis meiner Studien Ihnen hätte zurüsten können, zu Gunsten der folgenden Briefe zurückgestellt, die die Grenzen deutschen und slavischen Wesens berühren, an denen auch Sie seit so langer Zeit zu wirken berufen sind. Die Erlaubnis zum Abdruck der Briefe verdanke ich dem verehrlichen Präsidium des 'Museums des Königreiches Böhmen', dessen Bibliothek an Materialien zur Geschichte der slavischen Philologie so reich ist. Daß ich es wagen durfte, ein mir so fremdes Gebiet zu betreten, machte mir nur die stete Hilfsbereitschaft des Verwahrers dieser Schätze, des Herrn Bibliothekdirektors Prof. Dr. Čeněk Zíbrt, und die kollegiale Unterstützung Bernekers möglich.

I. Acht Briefe Jacob Grimms an Josef Dobrovsky.

Aus dem Verkehr Jacob Grimms mit den Slavisten seiner Zeit ist bisher sehr wenig bekannt geworden. Goedekes Grundriß VI, 155 *δ* c) verzeichnet nur Briefe von ihm an Wuk Stephanowitsch Karadschitsch. Die wertvollen Briefe Josef Dobrovskys (1753—1829) an Jacob Grimm, welche Jagić aus Hermann Grimms Besitz 1876/7 im Archiv für slavische Philologie Band 1, 624—628 und Band 2, 177—89 veröffentlicht hat, fehlen dort. Nur auf sie hat der Biograph Dobrovskys V. Brandl seine Darstellung der Beziehungen zwischen beiden Gelehrten aufbauen können (Život Josefa Dobrovského, Brünn 1833, S. 158—161). Sie werden durch Grimms Antworten erst ganz verständlich.

[1]) Germ. 11, 127.

Die Originale, die noch die Spuren früherer Heftung an sich tragen, jetzt aber einzeln verwahrt werden, sind im folgenden genau, mit Beibehaltung der Abkürzungen, wiedergegeben; auch die eingestreuten slavischen Worte und Buchtitel mit allen Fehlern und Mißverständnissen Grimms. In ihrer langen Folge geben sie auch ein gutes Bild von der Entwicklung der Grimmschen Orthographie, die man, so viel ich sehe, nirgends vollständig überblickt. Die Kurrentschrift der ersten Briefe wird in Nr. 7 durch Antiqua, aber noch mit Beibehaltung der großen Anfangsbuchstaben bei Substantiven, abgelöst, erst mit Nr. 8 setzt der Gebrauch der Minuskel auch bei diesen ein. Ich habe darum auch die verschiedene Schriftgattung wiedergegeben.

Arnim und Brentano waren im Juni 1810 in Böhmen gewesen, wo Brentanos Familie begütert war; Arnim kündigt den Brüdern Grimm am 3. September 1810 (Steig III, 70) die bevorstehende Sendung 'einer Masse böhmischer Volksbücher, die wir für Euch in Böhmen gekauft haben', an; nach einer Schilderung der Gegend fährt er fort: 'viel Alterthümer reizen, aber nur die Sprache erklärt sie; doch hörte ich von einem Schlosse eines Grafen Dietrichstein in Mähren, wo viel alte deutsche Sachen, Dobrowsky konnte aber nichts Näheres darüber angeben, er hatte sich auf das Seinige beschränkt. Den Mann fragt übrigens aus, er weiß viel, weiß aber selbst nicht was, weil er sehr konfuse ist und zuweilen sogar toll, seine Geschichte der Böhmischen Sprache ist für einen Oesterreicher merkwürdig schön geschrieben'. Der gleichzeitige Brief Brentanos, der sich nach Steigs Auszug über dieselben Dinge ausführlicher verbreitete, ist im Wortlaut leider nicht bekannt. Diese Mitteilungen aber setzt Jacob Grimms erster Brief voraus.

1.

Caßel, in Westphalen den 20 März 1811

Ich bin, verehrter Herr, halb beschämt, daß ich erst jetzt an Sie schreibe und meinen großen Dank abtrage, für Ihren Slavin [1]) und Glagolitica [2]), welche Sie voriges Jahr meinem Freunde Brentano für mich geschenkt haben und die mir freilich erst, ich weiß nicht aus welchen hindernden Ursachen vor einigen Monaten zugekommen sind. Beide haben in mir mehr Lust zu der slavischen Sprache und Literatur erregt, als es vorerst mit meiner anderwärts besetzten Zeit vereinbar ist, aber aufgeben werde ich das Vorhaben nicht, um so weniger, als mir Brentano eine Anzahl böhmischer Volksbücher gekauft hat, welche doch nicht alle aus dem deutschen übersetzt sind und für das Studium der Poesie des Mittelalters nicht ohne Bedeutung seyn können. Zu erfahren wünschte ich namentlich (und von wem könnte ich das beßer, als von dem Reformator slavischer Literaturforschung?) zu welcher Zeit und aus welchen Quellen folgende 4. Büchlein compilirt worden sind:

1.) Historie o třich znamenjtych Tasskařjch, neb Zlodėgich

2.) Prawdiwá bázeň, o tak nazwané Krásné a o gednom ossliwém zwiřeti

3. H. o hrabeti Gindřichowi. (dies wohl aus dem deutschen.) und besonders

4. Dwė Kronyky 1.) o Sstylfrýdowi, knižeti o Panu Českym 2.) o Bruncwjkowi, syno geho etc. Hier vermag ich gerade am wenigsten herauszukommen, weil in meinem Ex. ein ganzer Bogen fehlt. überhaupt finden sich irgend nähere Nachrichten von diesen Geschichten und wo?

Glauben Sie wohl, daß ich Ihre Gesch. der böhm. Spr. und Liter. [3]) und Negedlýs böhm. Gramm. Prag 1804. [4]) schon bei drei Buchhändlern vergebens bestellt habe? Jetzt aber habe ich direct nach Leipzig geschrieben, und hoffe nun nicht länger solcher notwendigen Hilfe zu entbehren. (Kopitars?) Gramm. der sl. Sprache in Krain p Laibach 1808 [5])

---

[1]) Slawin, Bothschaft aus Böhmen an alle Slawischen Völker, oder Beiträge zur Kenntniß der slawischen Literatur, nach allen Mundarten. 6 Hefte. Prag 1806—8.

[2]) Glagolitica, Über die glagolitische Literatur .... Ein Anhang zum Slavin. Prag 1807.

[3]) Geschichte der böhmischen Sprache und älteren Literatur. Prag 1792; 2. umgearbeitete Aufl. 1818.

[4]) Johann Nejedly (1776–1834), Böhmische Grammatik, 1. Bd. Prag 1801, 2. Bd. 1805; zweite Auflage: Praktische böhm. Grammatik für Deutsche. Prag 1809.

[5]) Bartholomäus Kopitar, Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnthen und Steiermark. Laibach 1808.

besitze ich schon u. finde sie recht gründlich, obwohl etwas weitläufig, auch schadet meinem Studium das Provincielle des bestimmten Dialects. Interessant waren mir im Slavin der böhm. Cato (ein auch den altdeutschen sehr gangbares Gedicht)[1] und die ruß. Sprichwörter.[2]) Über Kayssarows sl. Mythologie[3]) möchte ich sagen, ist doch viel zu glimpflich geurtheilt, es müßen wohl erst noch ganz andere Materialien zusammengebracht werden, eh wir schlözerisch[4]) darüber urtheilen dürfen. Das Buch scheint mir eben so mager als leicht unternommen und hat blos insofern Gehalt, als das Feld ziemlich unbebaut liegt und vielleicht (leider) zu lang so gelegen hat. Auffallend war mir ein einzelner Umstand. Der Polkan, deßen K. pag. 87[5]) und Popow p. 55[6]) gedenken, ist offenbar der in altitalienischen Volksbüchern (zB. Reali di franza lib. 4. cap. 29 pp) vorkommende Hundpferdmensch[7]) pulicano (aus pullus und canis) der sicher nicht unmittelbar mit den Centauren zusammenhängt und in altfranzösischen und altenglischen Parallelstellen (aus dem 13. 14. J. h. schon) Escopart, Askopard genannt wird, und wo der letzte Theil des Worts deutlich das Pferd ausdrückt, der erste aber nicht ganz gewiß bestimmt und abgeleitet werden kann.[8]) Doch schon zuviel über die Kleinigkeit.

Ich wende mich zu einer großen Bitte. Nachrichten, selbst ganz kurze von altdeutschen Handschriften, blose Angabe des Hauptnamens

[1]) Der Böhmische Cato: Slawin S. 39—40. 56. 70—72. 88. 137—140. 235—240.

[2]) Russische Sprichwörter: Slawin S. 319—320. 389—400. 460—4.

[3]) Versuch einer Slavischen Mythologie in alphabetischer Ordnung, entworfen von Andrey von Kayssarow. Göttingen 1804 (von Dobrovsky im Slawin S. 400—416 besprochen).

[4]) Anspielung auf August Ludwig v. Schlözers Werk 'Übersetzungen des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980'. Göttingen 1802 fg.

[5]) Dazu hatte Dobrovsky im Slawin S. 411 bemerkt: 'Dem *Polkan* giebt die Fabel die Gestalt eines Menschen vom Haupte bis zum Gürtel; das Übrige gleicht einem Pferde. Ist es nicht der Centaur der Alten? fragt Hr. v. K. Und ich möchte lieber fragen, wo findet man die erste Nachricht von ihm? und warum schreibt man seinen Namen nicht lieber *Polcoň*, wenn er zur Hälfte ein Pferd gewesen seyn soll?'

[6]) Michail Vasiljević Popow (geb. um 1709), kratkoe opisasanije slavjanskago basnoslovija 1768.

[7]) pferd üdZ eingefügt.

[8]) Aus Dobrovskys Antwort: 'Ich danke zugleich für die schöne Auflösung des Räthsels von Polkan, das Kan war mir schon anstössig' (Archiv 1, 625).

darin, des Anfangs und Endes wären mir höchsterwünscht und bedeutend. In Nicolsburg sollen mehrere unbekannt liegen.[1]) Ihre allgemein bekannte Liberalität und Gefälligkeit verbürgen einander. Brentano theilt mir ein Blatt mit, worauf Sie selbst aus einem Catalog (welchem?)[2]) aus dem Fach: poetae et comici die Numern 4. 9 und 10 angeben und vermuthlich von num. 9. (chronica Eusebii) den Schluß[3]) mittheilen, woraus ersichtlich, daß dies die schon aliunde bekannte altdeutsche Alexandreis ist. Das Gesangbuch num. 10, wofern es geistlich, interreßirt wenig, desto mehr num. 4. „teutsche Verse auf Pergament". Könnten Sie nicht an entfernten Orten Ihre Freunde oder andere dazu taugliche mit dergl. Nachweisungen beauftragen. In Krakau sollen ganze Kisten altd. Mss. liegen! leider steht dies nun auser näherer Verbindung mit Oestreich, aber vermuthlich unterhalten Sie dort literarische Freunde, welche auf Ihr Verlangen mehr thun, als mir der sonst so bereite Daßdorf[4]) in Dresden verschaffen kann, den ich wie es scheint vergebens auf diesen wichtigen und dem Untergang ausgesetzten Schatz aufmerksam gemacht habe. Es ist erstaunlich viel werth, nur die Existenz alter Mss. zu wißen, dadurch bekommt man Trieb, weiter nachzuspüren.

Mein neulich erschienenes Buch über den altdeutschen Meistergesang[5]) würde ich so frei seyn, beizulegen, wenn es das Porto aufwöge. Wollen Sie mich verehrter Herr mit einer freundlichen Antwort beehren und mir fernere Anfragen erlauben, so werde ich mich dieser Erlaubnis werth zu machen suchen. Mit allenfallsigen Aufträgen u. s. w. bitte mich ja nicht zu verschonen. Voll wahrer Hochachtung Dero gehorsamer Dr.

Jacob Grimm
Kön. Bibliothecar.

Wo findet sich wohl einige, um nicht zu sagen, die beste Nachricht über ungrische Volksromane?[6])

In seiner Antwort vom 24. April 1811 (Archiv 1, 624 f.) macht Dobrovsky Grimm auf den 'Ackermann

[1]) Vgl. oben, S. 365.

[2]) Aus Dobrovskys Antwort: 'Die mitgetheilten Numern sind aus einem alten Katalog der Fürst-Dietrichsteinischen Bibliothek zu Nikolsburg, den mir Hr. Schwoy (der Oberbeamte daselbst) im Auszuge mittheilte' (Archiv 1, 625).

[3]) über gestr.: Anfang.

[4]) Karl Wilhelm Daßdorf (1750—1812), Director der kgl. Bibliothek in Dresden.

[5]) Über den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811.

[6]) Adresse: Sr. Wohlgeboren des Herrn Profeßor, Bibliothecar Dobrowský Prag (Böhmen) frei.

aus Böhmen', dessen Original der böhmische Tkadleček sei, auf den Katalog der Szechenyischen Bibliothek, und auf die russischen Volkserzählungen aufmerksam und bittet ihn gelegentlich nachzusehen, ob sich in Cassel keine slavischen Drucke vorfinden. Am wichtigsten ist seine Bemerkung: 'Ich habe viel zur slaw. Mythologie gesammelt. Sie ist Indisch, d. i. sie hat mehr Ähnlichkeit mit Indischer als Griechischer oder lateinischer Mythologie. Selbst das Verbrennen der Weiber war bey den Slawen üblich. Mit der Einführung des Christenthums gingen alte Gebräuche und Sagen zu Grunde'.

2.

An Herrn Abbé Dobrowský in Prag Caßel 10 Mai 1811

Ihre gütige Zuschrift, verehrter Herr Abbé, vom 24. April habe ich mit Freuden erhalten und laße die nämliche Gelegenheit nicht vorbei, um meinen Dank dafür zu bezeugen. Vor einigen Tagen[1]) habe ich endlich von Leipzig Negedlys Grammatik und zu meinem großen Vergnügen auch die Ihrige[2]) mitbekommen. Ich bekenne, daß ich von Erscheinung der letzteren noch nichts wußte, indem sie u. a. natürlich in Adelungs Mithrid.[3]) nicht angeführt seyn konnte; freilich hätte ich nun den Negedly ersparen können, um so mehr, als der literarische Anhang darin wohl nur aus Ihrer Geschichte der böhm. Spr. entnommen seyn wird. Diese habe ich von neuem verschreiben müßen, weil mein Buchhändler Ihre Grammatik für das verlangte gehalten hat; wie Sie sehen, ein halb erwünschtkommendes Versehen. So wie es nun meine vielen anderen Geschäfte zulaßen, will ich das Slavische treiben, und der bereiten Hilfe wegen vermuthlich vor allem das Böhmische. Ich müßte denn in Erlangung rußischer intereßanter Bücher besonders glücklich seyn, so macht mir eben ein berliner Freund ein Geschenk mit den zwei prächtig gedruckten Quartanten von Cyprians und Macarii rußischer Chronik (edid. Gerh. Fr. Müller, Moscau 1775.) Schlözers Nestor ist hier natürlich gar leicht zu haben, und Vaters Grammatik[4]) habe ich mir bestellt, welche

[1]) darnach gestr.: auch.

[2]) Vollständiges Lehrgebäude der böhm. Sprache. Prag 1809; zweite, zum Theil verb., zum Theil umgearb. Auflage 1819.

[3]) Joh. Christ. Adelung, Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde. 1. Bd. Berlin 1806.

[4]) Joh. Severin Vater (1771—1826), Prakt. Grammatik der russischen Sprache in Tabellen, Regeln und Beispielen. Nebst einer Einleitung zur Geschichte der Sprachen. Leipzig 1808.

freilich mehr auf das Modern Rußische geht. Gar sehr wünschte ich die rußischen Volksagensammlungen kaufen zu können, namentlich die slavianskaiia skaski[1]) Moskau 1783. von Novikow und die ruskija skaski. Was in Richters Misc. davon übersetzt, oder bearbeitet ist, reizt in vieler Hinsicht, und vor allen Dingen möchte man die Originale, die hier frei und schlecht übertragen worden sind, selbst vor Augen haben und verstehen. Könnten Sie mir vielleicht ohne große Mühe zu dem Besitz dieser Werke helfen, so würde ich mit Vergnügen alle gehabte Auslage durch meinen Leipziger Buchhändler erstatten laßen, doch ist diese Bitte wohl unbescheiden. Leichter wäre wohl das später gedruckte Lied Jgors[2]) (Richters Misc. Heft 3. 1—56) nebst den übrigen mit edirten Stücken zu erlangen. Wenn die übrigen Slaven schwerlich so merkwürdige und mitunter alte Sachen aufzuweisen haben, so liegt daran die Schuld mit an ihnen, daß sie nicht ein Paar Jahrhunderte früher an die Sammlung und Aufzeichnung der alten Traditionen Hand angelegt haben. (Aus einem ähnlichen Grund ist in Deutschland so manches untergegangen, was in Scandinavien erhalten blieb.) Die Pohlen stehen so viel ich merken kann, den Böhmen nach, doch wünschte ich eine gefällige kurze Angabe der Bücherstellen, wo ich über polnische Volksbücher nachzuschlagen hätte. (Lindes Wörterbuch[3]) wäre meinem ganz allgemein slavischen Studium gewiß sehr zuträglich, wo es nicht so viel anzuschaffen kostete!) Für das, was Sie mir diesmal über die böhmischen Volksbücher, werthgeschätzter Herr, mitgetheilt haben, bin ich aüserst verbunden und warte mit desto mehr Begier auf die nähere Auskunft in Ihrer Geschichte der böhm. Literatur. Daraus wird auch Negedlý entlehnt haben, was er Seite 415. beibringt, intereßant war mir schon die Existenz des gereimten aus 4600 Versen bestehenden Tristram zu erfahren, der in Deutschland mehrmals im 13 u. 14. Jahrh. gedichtet worden ist und gewiß böhm. Übers. veranlaßt hat. Gedruckt ist dieser böhm. Tristram wohl

[1]) Randbemerkung von anderer Hand: peresmieśnik ili slavenskija Skazki, Part. 5. Moscau 3[tia] edit. 1789.

[2]) Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer: Ruß. Misz. 1803. Bd. 1, Nr. 3, S. 1—56. — Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. In die teutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von Joseph Müller. Prag, 1811. Vgl. Wilh. Grimms Rez. in den Heidelberger Jbb. 1812, Nr. 45. S. 705—13 (Kl. Schr. II, 33—41).

[3]) Samuel Gottlieb Linde (1771—1847), Wörterbuch der polnischen Sprache, Warschau 1807—14, 6 Bände.

nicht,? vielleicht aber einige der[1]) prosaischen Bücher von Tkadlečka[2]), Candarydesa, Perytona, Jowinijana, welche ich gern kaufte; Griseldis, Melusine, Magelona, Genovefa hat mir damals schon Brentano mit gebracht. Da hier der Stielfried auch bereits in die Periode von 1409—1500 gesetzt wird, so kann damit nicht der Herzog von Braunschweig gemeint seyn, der späterhin unter Kaiser Rudolf oder Matthias sich in Prag aufhielt und gleichwohl ist dieser der einzige, den die braunschweigische Geschichte etwa in böhmische Abenteuer verwickelt. — Auf ein anderesmal verspare ich manche Anfragen über die Quellen, woraus wohl Hagek die böhmischen Sagen und Traditionen geschöpft haben mag? Es geht in Deutschland (wohl noch nicht sehr lang) ein schlecht erzähltes, im Grund aber nicht unebenes Volksbuch herum, betitelt: Riesengeschichte, oder Hist. vom König Eginhard aus Böhmen, welches der Editor, Leopold Richter aus Lambach in einem alten Schloß an der Nabe gefunden haben will. Die Riesengeschichten darin erinnern manchmal ganz deutlich an die — nordische Edda. Wißen Sie mir hierüber etwas Näheres zu melden? und ob man das Büchlein etwa auch in böhmischer Sprache hat.[3])

Eine Arbeit über die slavische Mythologie von Ihrer Hand müßte ganz andere Resultate gewähren, als die bisherigen haben seyn können, und in der allgemeinen Mythengeschichte eine wahre Lücke ausfüllen. Diese ist z. B. auch in einem der gehaltvollsten und geistreichsten Werke, welches neulich über diesen Gegenstand erschienen ist, zu spüren, in Görres asiatischen Mythen, Heidelberg 1810. 2 Bde. 8,[4]) einem Buch, worin wie nur in wenigen, der allgemeine Geist, der Athem Gottes, der durch alle Mythen aller Völker des Erdbodens weht, erkannt und erfaßt ist. Und was in einer oder der andern Religion mehr oder minder entwickelt und verunstaltet erscheint, könnte uns in sofern manchmal zu einem ungerechten Urtheil verleiten, als die besten und reinsten Quellen nicht selten versiegt und getrübt sind; und wir nur noch aus dem seichten Waßer schöpfen können, was die Dürre dazwischengetretener Jahrhunderte stehen gelaßen hat. Wie viel klarer würde sich die auch so noch wohl gerathene Deduction der nordischen Mythologie aus Asien gemacht haben! Und ohne Zweifel wird uns eine nähere Bekanntschaft mit den Überbleibseln des slavischen Glaubens manche Berührung mit dem noch gegenwärtigen der mongolischen und tibetanischen Völker darbieten, so wie letztere (nach

---

[1]) e. d. über gestr.: die

[2]) darüber: parvus textor

[3]) Aus Dobrovskys Antwort: 'Der König Eginhard ist mir ganz unbekannt' (Archiv 1, 627).

[4]) Mythengeschichte der asiatischen Welt. Heidelberg 1810.

Pallas [1]) und Bergmann [2]) ganz gewiß mit indischer Lehre zusammenhängen. Das Verbrennen der Witwen ist freilich nicht blos indisch, sondern auch griechisch, und ferner nordisch. Also gehören die alten Slaven auch zu den leichenverbrennenden Völkern? Erst kürzlich noch hat Böttiger [3]) den Unterschied dieser von den leichen erhaltenden zusammengestellt, und der Gegenstand verdiente sehr, erschöpfender abgehandelt zu werden. [4])

Ich habe mit aller Mühe auf hiesiger Bibliothek weder cyrillische noch glagolit. Bücher und noch weniger slavische mss. auffinden können. Dagegen bin ich so frei, aus dem neuen literar. Anzeiger von 1807. eine Nachricht über zu Freisingen (damals) vorfindliche Handschriften mitzutheilen, welche Ihnen nicht bekannt geworden zu seyn scheint, da Sie weder im Slavin, noch auch Kopitar derselben erwähnen. Ich copire aber wörtlich und vermuthlich mit allen Druckfehlern:

„Das erste Stück in der Mitte des Ms. ist überschrieben: .... Amen." [5])

Der (ungenannte) Einsender dieser Notiz hält den Dialect für illyrisch, kärntnerisch, und setzt die Handschriften — ins 10.te Jahrhundert, welches letztere vermuthlich ein Irrthum seyn wird. Wie sie nach Freisingen gerathen sind, ist leicht begreiflich, da wohl sonst ein Theil von Kärnthen [6]) pp zu dem Sprengel gehört haben mag. Jetzt sind sie vielleicht in München und wünschen Sie nähere Auskunft, so erbiete ich gern meine geringen Dienste, da ich auf dortiger Bibliothek genaue Bekanntschaft unterhalte.

Sie sehen wenigstens, wie gern ich etwas von dem Dank abverdienen möchte, den ich Ihnen im voraus für die versprochenen Nachforschungen über altdeutsche Handschriften in Nicolsburg (und

---

[1]) Peter Simon Pallas (1741—1811), Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. 1. Bd. 1776. 2. Bd. 1811.

[2]) Benj. Fürchtegott Balthasar v. Bergmann (geb. 1772). Nomadische Streifereien unter den Kalmücken. Riga 1804—5. 4 Bde.

[3]) Verbrennen oder Beerdigen? Stuttgarter Morgenblatt 1810, Nr. 301. 304. 309: C. A. Böttigers kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts III (1838) 14—21.

[4]) Vgl. Jacob Grimms Akademische Vorlesung 'Über das Verbrennen der Leichen' vom 29. Nov. 1849 (Kl. Schr. II, 211 ff.).

[5]) Grimms Abschrift der 'Nachricht' lasse ich aus. Dobrovsky klagte in der Antwort über den schlechten Abdruck: Manches Wort ist ganz verhunzt'.

[6]) über gestr.: Mähren

vielleicht auch in Cracau?) schuldig bin. Den gütigst nachgewiesenen szechenyischen Catalog [1]) will ich, sobald ich einmal nach Göttingen gehen kann, über die ungarischen Volksbücher nachzuschlagen nicht versaümen. Friedrich Schlegel soll sich aus besonderer Vorliebe mit der ungarischen Sprache und Literatur beschäftigt haben und gesonnen seyn, darüber ein Werk herauszugeben, gleich seinem Buch über indische Literatur. [2]) So wird wenigstens größere Aufmerksamkeit erregt und manches in Anregung kommen.

Der guten Gelegenheit wegen bin ich so frey, ein Exemplar meiner Abhandlung über den altdeutschen Meistergesang beizulegen, worin das meiste nur angedeutet ist, was ich etwa ein andermal weitlaüftiger und ohne die jetzige beschränkende Rücksicht auf Polemik ausführen [3]) werde. [4]) Da die deutschen Meistersänger auch in Mähren und Schlesien florirten, so wäre nicht unmöglich, daß auch in böhmischer Sprache Versuche im Geist dieser Dichtkunst gemacht und vorhanden wären. Darüber würde mir jedwede Nachweisung höchst willkommen seyn. Der Name ist zu üblich, u. in anderm Sinn gangbar, als daß ich die Worte der Vorrede Ihrer Grammatik pag VII „dem böhmischen Meistersänger Dalimil" schon hieher zu ziehen wagte. [5]) Nehmen Sie nur, verehrter Herr, meine Menge von Fragen nicht übel u. antworten Sie darauf nach Muße und Gelegenheit, es versteht sich, daß ich von einer Correspondenz, wovon ich allein Vortheil ziehe, auch allein das Porto trage. Mit wahrer Hochachtung empfehle ich mich gehorsamst

Jacob Grimm

Grimms Urteil über Dobrovskys Plan einer slavischen Mythologie ruft uns Šaffaříks späteres Urteil über Grimms Deutsche Mythologie in Erinnerung: 'Grimm ist ein Riese, ein Adler, bei dessen Studium man den Muth verliert und von Gram verzehrt wird, ihm nicht nacheifern, nicht nachfliegen zu können' (an Koeppen, 23. Mai 1836; Neue Briefe von Dobrovsky,

---

[1]) darnach gestr.: aber

[2]) Über die Sprache und Weisheit der Indier. Heidelberg 1808.

[3]) auszuführen Hs.

[4]) werde.] üdZ. eingefügt.

[5]) Aus Dobrovskys Antwort: 'Unser Dalimil ist nun wohl kein Meistersänger in enger Bedeutung des Wortes' (Archiv 1, 626).

Kopitar und anderen Süd- und Westslaven, Hsg. von V. Jagić. Berlin 1897. S. 444; Euph. 5, 821).

Durch diesen Brief gab Grimm den Anstoß zur Auffindung und Herausgabe der berühmten Freisinger Denkmäler; Dobrovsky ist durch den Hinweis 'sehr angenehm überrascht' (22. Juli 1811). Von seinen Anfragen ist die wichtigste über den 'Rath der Thiere'. Er erfüllt Grimms Wunsch, schickt ihm die russischen Volkserzählungen und Müllers Übersetzung von Igors Lied, den böhm. Jovinian mit Alexander und Ludwig, Ritter Lambergs Turnier in krainischer und deutscher Sprache[1]) und anderes, wogegen er sich Kyprians Russenbuch als Geschenk erbittet. Die Sendung verzögert sich und geht erst am 5. Okt. 1811 durch den Leibchirurgus Mann mit einem neuerlichen Brief Dobrovskys ab. Auf beide Briefe antwortet unsere Nr. 3.

3.

Caßel 8 Novembr 1811.

Das Paquet, welches Herr Mann mitgenommen, ist mir vor etwa drei Wochen von Gotha aus richtig zugesandt worden und ich erstatte Ihnen, hochgeehrtester Herr, meinen wärmsten Dank für alles, was es enthielt. Die zwei Bände rußisch slawischer Erzählungen sind mir besonders angenehm und ich denke daraus manches Nützliche zu ziehen, so wenig ich auch noch damit zurechtkommen kann. Müllers Ubersetzung von Igors Lied hat mich sehr gefreut, daß sie treu ist, sieht man ihr an, nur hätte ich auch die Zeilen ebenso wie im Original abgesetzt gewünscht.

---

[1]) Der Tournier zwischen den beyden Rittern Lamberg und Pegam. Ein krainerisches Volkslied mit einer deutschen Übersetzung. Laibach 1807. Der Übersetzer ist Johann Anton Suppantschich (1788—1833), der Herausgeber Valentin Vodnik (1758—1819). Vgl. Dobrovsky an Kopitar, 13. Okt. 1811: 'Mein Exemplar [des Lamberger] schickte ich an den kön. Bibliothekar Grimm zu Cassel, der ihn in seine Volksbücher aufnehmen, d. i. darin anführen wird, damit die Krainer nicht leer ausgehen' (Briefwechsel S. 217). Kopitar an Dobrovsky 27. 8br. 1811: 'Wenn Hr. Grimm den Lamberger im Original will drucken lassen, so lege ich hier eine richtigere Abschrift bei' (Briefwechsel S. 220; dort S. 225—228 auch diese Abschrift).

Das Gedicht selbst ist auserordentlich, hätten wir einen oder zwei Bände solcher Lieder in einer gewißen inneren Folge, so würde ich es über den Oßian stellen, denn es gehört zu jedem groß-epischen Eindruck freilich eine gewiße copia, wodurch alles untereinander wächst. Einzeln mit einem ebenso großen oßianischen Lied verglichen steht Igors Lied unbedenklich höher und der epische Kern, wenn ich so sagen darf, zeigt sich offenbar älter und reiner; hätten wir den Oßian in einer mehrere Jahrhunderte früheren Recension, so würde er sich näher anschließen. Wie sich aber Oßian zu Igors Lied, so verhält sich wiederum letzteres zu den herrlichen altedöischen Liedern, welche noch älter und gediegener sind. Da ich, wie Sie glaube ich schon wißen, an einer Ausgabe der ungedruckten Edda[1]) arbeite, so ist mir bei dem Commentar dieses altslavische Gedicht, als Mittelglied, höchst wichtig und ich könnte Ihnen überraschende Parallelen aus der alten Edda mittheilen, die noch intereßanter wären, als die welche Herr Müller in den Noten aus Homer beigebracht hat. — Bei dieser Gelegenheit eine Frage: findet sich in einer der slawischen Dichtersprachen keine Neigung zu Alliterationen? (verba ab initio similiter consonantia, wie in dem bekanntem o Tite tute Tati tibi tanta tyranne tulisti[2]), oder bei Plautus[3]): non potuit paucis plura plane proloqui. In der Sprache selbst werden sich Anläße dazu wohl ergeben, wie z. B. das Augment zum Theil darauf ruht; es kommt hier darauf an, ob das Dichtergefühl sich metrisch desselben bedient hat?[4]) In der altnordischen Poesie herrschen bekanntlich diese Alliterationen, nur sind sie daselbst in einem gründlichen, trefflichen System entfaltet, wogegen sich jene lateinischen, vielleicht spielenden Stellen, wie ein blinder Zufall, oder eine kalte Absicht verhalten. Auch im Altdeutschen, Angelsächs. Galischen und einigen orientalischen Spr. haben die Alliterationen regirt. —

Auch der krainische Ritter Lamberg ist nicht uneben und ich hätte gern mehr dergleichen, Herr Kopitar sagt: „intereß. Fragmente ließen sich aus Volkserzähl. retten, si esset qui sciscitaretur[5])" mir wären

[1]) Die Lieder der alten Edda, aus einer Handschrift herausgegeben und erklärt. Berlin 1815.

[2]) Ennius Annal. 109 V[2].

[3]) Menaechmi 252 R.

[4]) Aus Dobrovskys Antwort: 'In slav. Gedichten findet sich keine Neigung zur Alliteration, ausser manchmal in Volksliedern, worin auch gern Wiederholungen eines Wortes oder kleinen Satzes vorzukommen pflegen'. (Archiv 2, 177).

[5]) Dobrovsky an Grimm 5. Okt. 1811: 'Ich setze noch aus dem Briefe des Hrn. Kopitar hinzu: »Alte Volksromane haben die Krainer gedruckt keine: aber interessante Fragmente liessen sich aus Volkserzählungen retten, si esset qui sciscitaretur. -- Lamberger und Pegam (Böhem?) den Sup. herausgegeben, ist

solche Mittheilungen von großem Werth, sey die Erzähl. in Prosa oder Reimen, aber ich wage es kaum darum zu bitten. Besonders aber verlangte mich nach allem was einen mythischen, fabelhaften Anstrich hat, man darf bei solchen Dingen nicht scheuen, daß sie ammenhaft erzählt und Kindermärchen gescholten werden. Ist nicht die schöne und tiefbedeutende Fabel bei Apulejus von Amor und Psyche, ein solches Kindermärchen?

Daß meine Nachweisung der freising. fl. Mff. aus dem münchener (damals vom bekannten Aretin herausgegebenen, jetzt 93. aufhörenden) N. lit. Anz. angenehm war, veranlaßt mich, Ihnen noch folgende Notiz mitzutheilen; Unter den mss. der Jenaischen Univers. bibl. und zwar unter denen die aus der bibl. bosiana herrühren, finden sich bei Octav u. Duodez als num. 4 liber slavonicus, cui titulus beneficium Christi, und als num. 11. 12. libri moscowitici duo. Soll ich um Näheres nach Jena schreiben? oder können Sie selbst dorther leichtere Auskunft erhalten? falls Ihnen die Sache wichtig genug scheint.

Jovinian und Alex. und Ludwig sind der Fabel nach genug bekannt, letzteres ist aus den sieben weisen Meistern besonders abgedruckt, auch die Dänen drucken es so besonders, jedoch in Reimen. Der Lucidarius, auch Elucidarius ist mir aus vielen Sprachen bekannt, sogar in altwallisisch existirt er, wie ich aus haüfigen Citaten in Owen's welsh Dictionary sehe.[1]) — Daß Flore und Blanchefleur aus dem latein. ins böhm. übersetzt worden, ist leicht möglich, da Boccaccio, der diese Geschichte, nicht zu ihrem Vortheil bearbeitet hat, ins latein. übersetzt und wohl damit gemeint ist. Ich meine seinen Filocalo o Filocopo. Nur ist diese latein. Quelle jünger und schlechter, als die altdeutschen und französ. in Versen. Auch der altdeutsche metzer Druck in Prosa ist steif italienisch genug.[2]) — Die Prophezeiung des blinden Knaben ist mir nie in Deutsch vorgekommen.[3]) Daß von dem König

---

ein dergleichen Volksroman, wahrscheinlich von einem Naturdichter (Messner sind es meistens bei uns) gedichtet, i. e. in Verse gebracht.«' (Archiv 1, 629.)

[1]) Dobrovsky 5. Okt. 1811: 'Der Lucidarius muß ihnen wohl bekannt seyn; wir haben ihn auch im Böhmischen, der noch immer gedruckt wird. Auch fand ich ihn in Handschriften' (Archiv 1, 629).

[2]) Dobrovsky 22. Juli 1811: 'Nach einigen Ausdrücken der böhm. Übersetz. zu urtheilen, sollte es [die Liebesgeschichte des C. Florius und Bianceflora] im Latein auch existirt haben' (Archiv 1, 627).

[3]) Dobrovsky 22. Juli 1811: 'Von den Prophezeiungen des blinden Knaben muss doch auch eine deutsche Erzählung vorhanden sein' (Archiv 1, 627).

Eginhard in Böhmen keine Spur ist, hätte ich dagegen kaum erwartet; der Compilator, Leopold Richter, aus Lambach in Oberösterreich behauptet, daß die Geschichte auf einem Schloß an der Nab gefunden worden sey; sie spielt in Böhmen und am intereßantesten sind mir darin kalmuckische Riesensagen, die allerdings einen mongolisch-tatarischen Anstrich haben. — Von Zavisch, des gefangenen Rosenbergs Liedern habe ich nie gehört;[1]) der gefangene Joh. von Habsburg, der (aber später, erst 1352,) im Thurm zu Wellenberg das Lied: ich weiß mir ein blau Blümelein pp gedichtet haben soll, fiel mir dabei ein. — sollte sich von dem Petrus dresdensis, der lang zu Prag war und starb (im 15 J. h) nichts dortselbst von seinen deutsch latein. Liedern erhalten haben?[2]) Auch der unter den Meistersingern berühmte Doctor Mügling, der auch aus dem latein. (den Valerius Maximus)[3]) übersetzt hat (auch ungarische Chroniken von ihm), lebte zu Prag, seine Gedichte sind im Vatican und zu Göttingen handschriftlich. Er muß doch auch Anhänger und Schüler gezogen haben. — Es paßt gut zu meiner Ansicht, wenn im slavischen lik soviel als Chor bedeutet,[4]) da Gesang, Musik und Vortrag desselben (Recitation, Spiel) unauflöslich in einander greifen; nur ist unser Leich nicht daher gekommen, aber freilich verwandt, wie Note im böhm. vorkommt für Ton, Melodie, so gerade im altfranzös. s. Roquefort, gloss. de la langue rom. v. note auch wohl Du Cange[5]) — Durch einen kurzen Auszug aus dem Eingang des böhm. Tristrams würde mir gelegentl.

---

[1]) Dobrovsky 22. Juli 1811: 'Hr. Zavisch, einer der Rosenberge, soll (um d. J. 1290) im Gefängnisse Lieder gedichtet haben; Niemand kennt sie jetzt. Ich vermuthe aber, dass er deutsch dichtete. Ist dieser Nahme in keiner Sammlung von alten Gedichten zu finden?' (Archiv 1, 627).

[2]) Aus Dobrovskys Antwort: »Von Peter Dresdensis Liedern ist hier nicht die geringste Spur . . . .« (Archiv 2, 180).

[3]) Das in Klammern Gesetzte steht im Orig. über der Zeile.

[4]) Dobrovsky 22. Juli 1811: 'Sollte leich . . . sich nicht mit dem slaw. lik, Chor, vergleichen lassen? Damit kommt auch λακειν, und ληκεω überein, und, so wäre leih eine uralte Benennung für einen Chorgesang' (Archiv 1, 626).

[5]) Bezieht sich auf Dobrovskys Bemerkung im Brief vom 5. Okt. 1811: 'Ich lege noch 5tens eine Kleinigkeit bey, die ich eben unter meinen Büchern fand. Was die deutschen Thon nennen, das heiset bey den Böhmen Nota, im Instrumental Notau, znamau notau, nach der Note, nach der bekannten Note etc. In Ihren Händen müssen auch solche Kleinigkeiten einen Werth haben, oder doch bekommen' (Archiv 1, 629).

ein wahrer Gefallen geschehen, damit ich sehen kann, aus welcher der vielerlei Quellen er geflossen ist. Es käme besonders, wo dies nicht zu viel Mühe macht, auf eine Stelle an, welche in den mehreren deutschen Gedichten charakteristisch abweicht; nämlich: ob da, wo Tristram zuerst nach Irland überfährt, um für seinen Oheim Mark die schöne Isalde zu suchen, von einer Schwalbe die Rede ist, welche ein Haar dieser schönen Jungfrau aus Irland nach Kornwallis getragen hat? (ähnl. der griech. Sage von den Schuhen der Rhodope) Sollte am Eingang nicht ein Thomas von Brittanien, oder ein Filhart von Hoberg [1]) als Quelle genannt werden? — Es versteht sich von selbst, daß wenn die Handschrift nicht in ihrer Nähe ist, Sie Sich deshalb keine Mühe machen. [2]) Ihre Gesch. der böhm. Spr. [3]) habe ich nun schon zum viertenmal verschrieben und hoffe sie endlich noch zu erhalten. — Die mir nachgewiesenen Schriftsteller über ungarische Volksbücher habe ich leider noch nicht nachschlagen können, in einem alten deutschen Buch aus dem 17. J. h. fand ich neulich Erwähnung verschiedener Geschichten, welche einer während seines Aufenthalts in Ungarn wollte gelesen haben, worüber ich gern mehr wüßte; z. B. Ritter Rükemonde, welcher eine asiatische Princeßin erlöst; — Ritter Otto aus Ungarn, welcher allein in die 78. Abentheuer auf dem Kreidengebürg (? Karpathen) bestritten. Auch haben sie Argyrus u. Cunder. Friedr. Schlegel hält mit seinem über die ungarische Sprache u. Literatur versprochenen Werk immer zurück, vielleicht hat er einiges auch über diesen Gegenstd gesammelt.

Den Antonin oder Antonius, nach Stan. Potoki Verf. des Raths der Thiere, höre ich zum erstenmal nennen. Es gibt ein altplattdeutsches, in Bruns Beiträgen p. 131—140. abgedrucktes Gedicht, betitelt: Rathsversammlung der Thiere, wie es scheint aus dem 14. J. h., doch ist jener Titel vom Herausgeber wohl selbst gewählt; es sind keine eigentliche Fabeln, sondern jedes Thier gibt in zwei Zeilen einen seiner Natur angemeßenen Rath von sich. Wie Sie sehen, nur wenige Blätter. vermuthl. ist also das böhm. und poln. Buch etwas verschiedenes, Dubravii theriobulia, u. Weizlers Buch [4]) waren mir nicht zu

[1]) In seiner Anzeige des Buches der Liebe von Büsching und von der Hagen (Leipziger Literaturzeitung 1812, S. 494, Kl. Schr. VI, 89) spricht Jacob Grimm von der 'fast mythischen Ungewiszheit' des Namens Eilhart von Hobergen, der auch Filhart (Dilhart) von Oberet, Obret (Oberc) usw. geschrieben werde.

[2]) Dobrovsky, 20. Juli 1811: 'Tristram ist nie gedruckt worden. Auch kenne ich nur eine Handschrift davon' (Archiv I, 627).

[3]) Gesch. d. b. S. über gestr.: Beiträge

[4]) Weitzler, Von den Sitten der Thiere nebst Fabelspiel, Berlin 1766.

Hand um eine Vergleichung anzustellen.[1]) — Die cyrillischen Fabeln kenne ich blos aus Daniel Holzmanns Bearbeitung u. Meißners und Eschenburgs Abhandlungen, daß der slavische Heilige nicht deren Vf. sey, glaube ich gern, worauf gründet sich aber Ihre intereßante Bemerkung, daß sie dem Neapolitaner Cyrillus v. Guidemon gehören? — Die Geschichte der Fabeln, apologa im[2]) Mittelalter intereßirt mich soviel mehr, als ich bei einer vorhabenden Ausgabe des altdeutschen Reinhart (Reineke) Fuchs, (den ich aus dem Vatican erhalten habe, und wozu mir glücklicherweise auch drei Pariser Codices des roman du renard aus der kaiserl. Bibl. zugesandt worden sind) eine Abh. über das Wesen der Fabel vorauszuschicken denke. Ich habe über Bidpai und Hitopadesa manches zusammen, was Adelung fehlte, der auch mit den vielen Bearbeitungen und Quellen des Reinecke Fuchs nur dürftig versehen war. Von Aesop haben wir neulich zwei gute Ausgaben, eine pariser u. florenzer bekommen, letztere ist in Deutschland wiederholt worden. Es fragt sich: Ob im slavischen keine mündliche Traditionen und Fabeln von Thieren, besonders vom Wolf oder Fuchs herumgehen? wenn Herr Kopitar dergleichen wüßte? Ich frage aus 2 Gründen 1.) weil ich in deutschen Gegenden mündliche Sagen vom Fuchs gefunden habe, und diese mir bei Vergleichung der deutschen und französ. Quelle gerade das größte Licht gewähren. 2.) weil der Raguser Ferrich in seinen latein. Gedichten (fabulae ab illyricis adagiis desumtae 1794. ich kenne das Buch nur aus Joh. Müllers Recension),[3]) worunter Thierfabeln[4]) sehr häufig stehen, ausdrücklich versichert, daß er alles auf mündliche Tradition gebaut und nichts bedeutendes selbst erfunden hat.

Cyprians rußisches Stufenbuch (2 Th. in einem Saffianband), habe ich längst unter Ihrer Adreße dem hiesigen Buchhändler Thurneisen übergeben, um es nach Leipzig und von da durch eine solide Handlung weiter nach Prag befördern zu laßen. Ich mache mir eine Freude daraus, Ihnen verehrter Herr und Freund, damit aufzuwarten. Sollte es noch nicht angelangt seyn, da diese Wege freilich langsam sind, so könnten Sie Sich wohl durch die leipz. Buchhandlung, womit Sie in Verbindung stehen, bei Thurneisens Commißionär Beßon, Grimmische Gaße — danach erkundigen laßen.

Mit meinem Studium der slav. Sprachen geht es nicht so schnell, als ich von Herzen wünschte, weil ich wirkl. in dieser Zeit mit Arbeiten

[1]) Darnach gestrichen: Es fällt mir eben bei, daß obiger Antonius wohl kein anderer als der Panormita [aus: Panormitanus] seyn wird, welcher auch die Apophthegmen des Alphons [gestr.: heraus] sammelte.

[2]) a. im] über gestr.: des

[3]) Das eingeklammerte am Fuß der Seite nachgetragen.

[4]) aus Fabeln

überhaüft bin. Eine der auffallendsten Eigenheiten derselben ist z. B. das eigene pronomen reciprocum, welches, da es doch aus dem dritten persönl. Pron. entsprungen zu seyn scheint, nachher sogar für das erste und zweite persönl. Pron. im reflexiven Fall gebraucht wird, ja diese, was am meisten verwundert, können selbst nicht reflexiv gelten. In einzelnen Fällen brauchen freilich die Griechen εαυτου für mei-, tui- sowohl als sui ipsius und auch die Lateiner manchmal ihr sui für alle drei Personen (vid. Vigerus cap. IV. 7.) Das hierauf mit gegründete rußische, reciproke Paßivum habe ich neulich in der Rezens. einer isländ. Grammatik gewagt auf eine ähnliche isländ. Form zu beziehen.[1]) Die Lehre von dem Pronomen ist in allen Sprachen eine der schwersten und persönliche und demonstrative Formen, selbst relative, mischen sich beständig u. oft nur in einzelnen Endungen in einander.

Fernern freundschaftl. Mittheilungen empfehle ich mich und bin mit wahrer Hochachtung

Dero

gehorsamer

Grimm.

Meine Untersuchung der Volksbücher faßt freilich Fabel und Legende ebensogut wie anderes in sich[2])

[*Randschrift auf der ersten Seite*] auch für das beigelegte deutsche Lied besten Dank.[3])

Dobrovskys Antwort vom 10. Mai 1812 übersetzt den Anfang des böhmischen Tristram, beantwortet die Fragen wegen des Rates der Tiere und des Rates der Vögel, setzt sich mit Grimms Ansicht wegen des pronomen recipr. im Slavischen auseinander und gibt den knappen Inhalt 6 polnischer Märchen an, eine größere Sammlung davon besäße Graf Jos. Ossolinski in Wien ('Hr. Brentano, der mich besuchte und ein Blättchen

[1]) Die Rezension von R. Chr. Rasks Anleitung zu der isländischen oder altnordischen Sprache in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1812, teilweise wiederholt: Kl. Schr. IV, 65—73.

[2]) Dobrovsky 5. Okt. 1811 über Grimms Plan über die Volksbücher zu schreiben: 'Welche Gränzen in Rücksicht des Inhalts mögen wohl hier zu bestimmen seyn? Sollen die Fabeln auch einen Platz hier einnehmen dürfen? Sind auch Schriften religiösen Inhalts dahin zu ziehen, z. B. Legenden' (Archiv 1, 629).

[3]) Adresse: Seiner Wohlgeb des Herrn Abbé Jos. Dobrowsky zu Prag. Frei.

diesem meinem Briefe an Sie beilegen wollte, las einige und sagte, sie wären auch unter den Deutschen bekannt'); endlich bittet er Grimm um seine Vermittlung in München wegen der Freisinger Denkmäler. Im August 1812 war Dobrovsky in Stuttgart mit Graeter zusammengetroffen, worüber dieser erfreut an Grimm berichtet: 'Seine Forschungen sind von großer Wichtigkeit für die Völkergeschichte, und vielleicht zünden sie auch den Sprachmischungen des Nordens ein neues Licht an' (Briefwechsel, S. 48).

4.

Caßel 9 Septemb. 1812

Ich bin Ihnen, verehrter Freund, diesmal lange die Antwort schuldig geblieben, woran theils eine Augenkrankheit schuld war, die mich in allen meinen Arbeiten zurückgebracht hat, theils wartete ich von Woche zu Woche auf Nachricht aus München, wegen der slav. Handschriften. Endlich schreibt mir mein Freund Docen, der jetzt an der reichen Bibl. unstreitig der thätigste ist, folgendes: „Ihrer Anfrage wegen der illyr. krain. kleinen Monumente zu genügen, macht mir die totale Unordnung in einem Theil des Handschriftwesens (durch Hambergers Ungestüm veranlaßt) unmöglich; ich habe nicht blos heute danach gesucht, da vor 14 Tagen aus Wien jemand darum geschrieben hatte; ich bleibe Ihnen also hierüber u. über gar viel anderes das Weitere schuldig" pp

Auf der Decke eines helmstädter Cod. fand ich neulich in Göttingen ein Loblied auf Wiklef, das ich für Sie abschrieb und hier beilege, vielleicht ist es schon sonsther bekannt.

Da Mosemann auf glagolische Bücher, die sich in der caß. Bibl. befinden sollen[1]), so bestimmt verweist, so habe ich noch einmal genauer nachgesehen, (nicht diese öffentl. Bibl. sondern die Privatsamml. des Königs ist meiner Aufsicht übertragen,) u. nun melde ich, was sich findet. I Glagolische Schrift. 1.) Das neue Testament Tub. 1562. u. 1563. der erst halb Theil p und der ander halb Th.[2]) zwei kleine Quartanten, aber ein schönes Exemplar. Auf der einen Seite des Lederbandes ist mit einem Stempel in Gold ausgedruckt Trubners Bildnis, mit der Unterschrift: Primus Truber Carnio: Auf der andern Seite 2 Bilder Antonius

[1]) Dobrovsky, 10. Mai 1812: 'Mosemann verweiset seine Leser an die Bibliothek zu Cassel, wo man glagolische Bücher sehen könne. Wie kommt es, dass jetzt keine da sind?' (Archiv 2, 180).

[2]) u. — Th.] üdZ.

Dalmata exul. Stephan. Consul Istrianus 41. 2.) Confeßio (1562.) Kopitar pag. 445. 3.) Catechismus. Tub. 1561. Kopitar 438. 39. 4.) Postill oder kurze Ausleg. 1562. 4. 5.) Die fürnähmsten Hauptart. p. Tüb. 1562. 4. II. Cyrillische Schrift. 1.) Abcdarium. Tub. 1561. 8. 2.) Catechismus in syruisch.[1]) Tub. 1561. 8. 3.) Kurze Ausleg. 1563. 4.) furn. Hauptst. 1562. 5.) Confeßio 1562. 4. — Endlich steht im Catalog: die drei Confeßionen in windisch Vtibingi. 1562. 4. was man nicht gleich finden konnte. Unstreitig das mit latein. Lettern gedruckte von Kopitar p. 417. beschriebene Werk.

Wünschen Sie von einem dieser Bücher nähere Umstände, Abschriften p so verlangen Sie nur.

Für Ihren Auszug aus dem böhm. Trystram danke ich herzlich, das ganze verdiente gewiß den Druck. Endlich habe ich auch in Göttingen Ihre Gesch. der böhm. Lit. durchgelesen u. mich daraus belehrt, desto mehr freue ich mich der neuen Ausgabe, welche Sie bereiten. Auch die vorlaüfigen Auszüge aus dem Inhalt der 6. poln. Märchen waren mir angenehm, obwohl ich einige davon schon kenne, wünschte ich doch auch diese selbst zu vergleichen, und Sie haben wohl die Güte, sie mir mit Gelegenheit zu senden.

Auf Herrn Prof. Meinerts Arbeiten im Fach altdeutscher Literatur haben Sie mich begierig gemacht, bis jetzt aber stand noch nichts in Schlegels Museum.[2]) Vielleicht haben Sie in einem der Hefte einen Aufsatz von mir über Reinhart Fuchs gefunden[3]), bei dieser Gelegenheit denke ich daran, Sie zu fragen: ob das Lied von der Vogelhochzeit, das vor hundert Jahren die Slaven im Lünneburgischen (Lüchow und Dannenberg) sangen, und welches Eccard in s. hist. stud. etymol. 269—271 abdrucken ließ, nicht auch, wenigstens in einz. Spuren in andern slav. Dialecten vorhanden ist, oder war?

Jetzt ist es unter den Leuten, wie nach und nach die Sprache, verhallt. Mehrere Ausdrücke wie Spelmàn (Spielmann) teisko Tisch, Tisk[4]).

[1]) Über 'syruisch' (serbisch) vgl. Kopitar, Grammatik der slavischen Sprache in Krain, Kärnten und Steyermark, Laibach (1808), S. 449, woselbst auch über den Katechismus.

[2]) Dobrovsky 10. Mai 1812: 'Eine deutsche Handschrift von Alexander, die sich in Prag befindet, beschrieb H. Prof. Meinert für das Schlegelische Museum zu Wien. Schlegel wird Meinert's Bemerkungen darüber wohl nächstens aufnehmen. Es ist eine ganz eigene Bearbeitung in Versen'. (Archiv 2, 178). Meinerts Bemerkungen finden sich im Deutschen Museum nicht.

[3]) Deutsches Museum Bd. 2, S. 391—415: 'Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Cassel'. (Kl. Schr. IV, 52—64).

[4]) t. T. T.] üdZ.

czenkir (Schenker) pp die ganz plattdeutsch sind, ließen vermuthen, daß das Original deutsch, und jenes blos eine deutschslavische Übersetzung wäre. Indeßen will ich nicht absprechen, da mir kein altes noch neues ähnliches niederdeutsches Gedicht bekannt ist; ein hochdeutsches aus dem 16. Jahrh. kenne ich dagegen, worin die Idee gerade so vorkommt, aber in weit abweichender Ausführung. Da Ihnen das Buch von Eccard sicher zur Hand ist, so brauche ich nichts näheres zu beschreiben, gar lieb wäre mir eine Nachweisung aus dem böhm. oder polnischen.

Der Fuchs heißt darin leiska, wie ruß. lisitza, böhm. lissak, lisska, poln. lis, fem. lisika, lettisch lapsa; man könnte von ἁλίσκω, wie Fuchs von fahen (foho) ableiten, welches mir aber für beide Wörter unwahrscheinl. ist. Es scheint mir mit Luchs, lyciscus, u. selbst λυκος verwandt, Lüsche auch ein Hundename; denn die Namen von Wolf, Fuchs, Hund gehen in allen Sprachen in einander über. So ist unser Wolf, Wulp das latein. vulpes, u. das persische tulki, türk. tülki, weil k und p. sich so oft vertauschen. Das slav. wilk ist daher gerade so unser Wolf, wie das gr. λυκος das lat. lupus, ja diese 4 Formen sind allesammt eine Wurzel, in den 2 ersten ist blos das l. aus dem Anfang in die Mitte getreten. Elk, Elg, alces, ylgur scheint diesen wiedrum ganz nahliegend, u. viel andre. Nestor hat wolz chwost für Fuchsschwanz, denn am Wolf ist der Schwanz nichts merkwürdiges. In jenem Lied heißt der Wolf wauzka. Da ich von diesen und a. Thiernamen eine umständliche Abh. zu liefern denke, so könnten Sie mir, werthgeschätzter Freund, einen Gefallen thun, wenn Sie mir gelegentlich alte, veraltete Thiernamen, wie sie in slav. Dialecten vorkommen, notiren u. mit Ihren gelehrten Anmerkungen erklären wollten, auch ständige, poetische Adjective kommen in Betracht, wie z. B. der rothe Fuchs, poln. lis rusobrody Rothbart. Die Hauptthiere sind indeßen: Fuchs, Wolf, Esel, Hirsch, Katze, Hahn, Henne, Sperling. Sollte z. B. die Henne nicht auch in einer der slav. Sprachen, im Subst. oder Adj. den Begriff bunt, variegata, maculata zu erkennen geben? ruß. kurizsa, poln. kura, krain. kokush stimmen zu den Hahnnamen kur, kogot, kohot, kokes (coq u. s. w.) das böhm. slepice (gallina) ist etwa mit dem ruß. pietuch (gallus) illyr. pjetel, krain. petel p zusammenhängend, u. sollte letzteres, bes. in der epirot. Form giel lett. gailis sowohl an gallus, als pullus, poule, poulain pp denken laßen? Die Rußen haben zjeplenok für pullus, das dem böhm. slepice am nächsten kommt.

Die Reihe series[1]) der Vögel im böhm. Rath der Thiere möchte ich gern wißen, überhpt scheint dies Werk intereßanter, als das kurze plattdeutsche. Von beiden ist keine Quelle, sondern höchstens schlechte Nachahmung: synodus avium depingens miseram faciem ecclesiae p. p. 1557. 4. Das platte Gedicht ist gewiß aus dem 15, wo nicht

[1]) s.] üdZ.

14 Jahrhundert, und das böhm. vielleicht von gleichem Alter. Vermuthlich liegt eine andere, ältere lat. Quelle zum Grund. — Ihre böhm. Sprichwörter (Prag b. Herrle 1804.) möchte ich schon der von Thieren wegen lesen, es wird aber schwer halten, das Büchlein zu bekommen. [1])

Dieser Tage empfange ich Müllers Nestor, worauf ich bes. Ihrer Einleitung halber sehr begierig bin. Verzeihen Sie mir meinen, da [ich] [2]) doch wieder gestört werde, verworrenen und eiligen Brief, ich mag [ihn] [3]) aber nicht noch einen Posttag aufschieben. Erhalten Sie mir Ihre fernere Gewogenheit, ich bin mit wahrer Hochachtung u. Ergebenheit

der Ihrige

Jacob Grimm.

Ich zweifele nicht, daß das ruß. Zeitbuch nun endlich angekommen seyn muß. Ich habe längst nach Leipzig wiederholte Commission gesandt es auf alle Art weiter zu befördern. [3])

Dobrovskys ausführliche Antwort ist vom 29. November 1812 datiert.

Dann fehlt ein Brief Grimms, auf den ein Billet Dobrovskys vom 10. November 1813 mit einem Nachtrag über den böhmischen 'Rath der Thiere' Bezug nimmt. Darin heißt es: 'Ich kann nicht unterlassen, bey Gelegenheit der Abreise des churfürstlichen Hauses Sie zu begrüßen. Mögen auch Ihnen durch die Veränderung der politischen Verhältnisse wenigstens so viele Vortheile zufließen, als Sie sich zur ruhigen Fortsetzung Ihrer literarischen Arbeiten wünschen. Der teutsche Geist regt sich mächtig; möge dieser immerdar genährt werden, zu immer größeren Zwecken.' Die 'literarische Kleinigkeit', die er übersendet, ist der 'Entwurf zu einem allgemeinen Etymologikon der slavischen Sprachen', Prag, 1813. Auch die Übersendung seines Sammelwerkes 'Slovanka. Zur Kenntnis der alten und neuen slawischen Literatur, der Sprachkunde nach

---

[1]) Českých pŕjslowj zbjrka, Prag 1804 in Verbindung mit Anton Pischely.

[2]) mit dem Siegel ausgerissen.

[3]) Adresse: Sr Wohlgeb des Herrn *Abbé* Jos. Dobrovsky in Prag frei (Leipzig)

allen Mundarten, der Geschichte und Alterthümer' (Prag, 1814) scheint Dobrovsky mit einem Briefe begleitet zu haben, weil Grimm in Nr. 5 von mehreren Briefen spricht.

5.

Caßel am 7. Juli 1814.

Verehrter Freund

Verurtheilen Sie mich nicht über mein langes Stillschweigen auf Ihre letzten Briefe. Ich bin Ende Decembers v. J. mit unserer Legation ins große Hauptquartier abgereist, habe die übrige Campagne und den Pariser [1]) Congreß mitgemacht, und komme vor einigen Tagen erst hier zurück an, soll aber in ein Paar Wochen nach Wien wieder aufbrechen. Die kurze Zeit meines Zwischenaufenthalts zu Haus benutze ich, um das Nothwendigste in meinen Privatgeschäften und Correspondenzen abzuthun. So sehr ich zerstreut und gestört worden bin, reut mich die Reise doch auch für mein Studium nicht, denn ich habe in Paris und den Provinzen, namentlich zu Strasburg viel schätzbares gesammelt.

Zum Besten unserer Freiwilligen haben wir eine neue Ausgabe des altdeutschen Gedichts vom armen Heinrich angekündigt. [2]) Diese Arbeit wäre schon gedruckt und erschienen, wenn nicht der Zufall gewollt hätte, daß mittlerweile zu Coločza in Ungarn Herr Covachich [3]) aus Pesth eine alte Handschrift [4]) entdeckte, worin zufällig zwei mir sehr wichtige Werke, nämlich auser jenem Heinrich noch der Reinhart Fuchs enthalten sind. Mein Bruder, welcher dies alles erst im Februar d. J. erfuhr (aus Schlegels Museum) schrieb alsobald an Herrn Covachich, vielleicht aber ist das Schreiben verloren gegangen, wenigstens bis jetzt keine Antwort eingelaufen. [5])

Möglich auch, daß es einer besondern Empfehlung unseres Wunsches bedurft hätte. In diesem Zweifel weiß ich keinen beßeren Rath, als mich an Sie, werthester Freund, der Sie unstreitig in Pesth bekannt sind, zu wenden und zu bitten, daß Sie so gut seyn wollen, die deshalb offen gelaßene Einlage baldigst weiter zu befördern und mit einigen empfehlenden Worten zu begleiten.

---

[1]) über gestr.: Wiener

[2]) Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, aus der Straszburgischen und Vatikanischen Handschrift erklärt. Berlin 1815.

[3]) Martin Georg Kovachich 1740—1821.

[4]) Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte, hsg. von Joh. Nep. Grafen Mailáth und Johann Paul Köffinger. Pesth 1817.

[5]) Darüber ausführlich im Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm. S. 352 f. 365.

Ihre letzten richtig empfangenen Geschenke (Slowanka und den Versuch einer sl. Etymol.) habe ich noch nicht einmal lesen können, was in ruhiger Zeit sogleich geschehen seyn würde. Aber ich freue mich recht darauf, wie auf alles von Ihnen und weil mich namentlich die Etymologie immer mehr anzieht. Kennen Sie Whiter's etymologicon universale. Oxford 1811 (mehrere Quartanten)? ich habe es nur flüchtig excerpiert, aber meines Bedünkens treffliche Ideen darin gefunden.

Nichts sollte mich mehr freuen, als wenn ich, auf meiner Reise nach Wien, Prag berühren und Ihre persönliche Bekanntschaft machen könnte. Ihre Briefe kommen mir indeßen nach Caßel adreßirt richtiger zu.

Mit der aufrichtigsten Ergebenheit

Ihr steter Freund und Diener

Grimm.[1]

Eine Antwort Dobrovskys ist nicht bekannt.

6.

Wien 22 October 1814.

Verehrter Herr und Freund

es liegt gewiß blos an mir und meinem unstäten Leben seit einem Jahr, daß ich aus Ihrem mir so werthen Briefwechsel weniger Nutzen schöpfe, als anfangs und als mir Ihre Güte Raum gestattet hatte. So fand ich im Juli zu Caßel auch eine Zuschrift von Jos. Müller[2]) datirt aus Braunsberg u. dem Monat April, inzwischen habe ich ihm darauf erwiedert, aber seitdem gehört, daß er schwerlich noch in Braunsberg sich aufhält, so daß ihm vielleicht mein Brief doch nicht zu gekommen ist. Für die richtige Besorgung des Briefchens an Kovachich in Ungarn danke ich Ihnen herzlich, ich habe diesen würdigen Greis, der mir alle mögliche Gutmüthigkeit erweist, vor 14 Tagen hier kennen gelernt und mehr als einmal gesprochen. Seine großen Verdienste um die ungar. Geschichte und Staatsverfaßung waren Ihnen sicher beßer bekannt, als mir früherhin, wiewohl er mir sagt, daß er Sie nie persönlich gesprochen habe. Man muß ihn selbst erzählen hören, wie er für sein Vaterland eifert und gearbeitet hat;[3]) jetzt reist er mit seinem Sohn[4]) nach Agram, wo

---

[1]) Adresse: Herrn Profeßor Abt Dobrowsky Wohlg. Prag in Böhmen. ganz frei Boh Grz.

[2]) Josef Zacharias Müller (1782—1844), der Übersetzer von Igor's Lied, Dobrovskys Schüler, damals Oberlehrer am katholischen Gymnasium zu Braunsberg in Oberschlesien.

[3]) Vgl. an Wilhelm 21. Okt. 1814: 'Er ist ein alter, grauer, übersiebzigjähriger Mann ..... Ein äußerst gutmüthiger Ungar, sprachsam und etwas eitel, aber mit Grund, weil er in historischer und juristischer Gelehrsamkeit seines Vaterlandes jetzt gewiß oben ansteht' (Briefwechsel, S. 365).

[4]) Joseph Nicolaus Kovachich geb. 1798.

er ein halb Jahr zu bleiben denkt um alsdann weiter nach Italien zu gehen. Auch in Agram hofft er mir Ausbeuten für die altdeutsche Literatur zu melden, denn Valvassors [1]) Sammlungen seyen großentheils dahin gekommen.

Hier in Wien finde ich weniger, als ich erwartete, allein doch immer merkwürdige Kleinigkeiten, die selbst Denis [2]) übersehen oder unrecht angesehen hat. Auf slawische Fragmente für Sie brauch ich hier gar nicht zu achten, da Sie in Wien mehr als einmal waren und Kopitar unter den jetzigen Bibliothekaren wohl auch überhaupt der eifrigste und gründlichste ist. Um so leider thut mirs, daß ich ihn nicht kennen lerne, weil er noch immer in Paris ist und die Rückauslieferung der Mss. betreibt; vermuthl. wird er auch sonst dort alles nutzen, was sich für die slaw. Literatur vorfindet. Eine hier angekündigte Sammlung serbischer Volkslieder von Vuk Stephanowitsch (ni fallor) wird auch von ihm besorgt und zu meinem Leidwesen also gleichfalls verzögert.[3]) Kovachich versicherte mir den Liederreichthum Illyriens.

Durch Clemens Brentano von dem ich dieser Tage einen Brief erhielt, hörte ich von der bevorstehenden Erscheinung eines Bandes rußischer Volkssagen in Prag.[4]) Wie verhält es sich näher damit? Seine Gründung Prags oder Libußa [5]) ist ohne Zweifel ein genialisches Buch, das weit über die besten neuen Erscheinungen der Dichtkunst ragt. So urtheile ich, der ich es noch nicht ausgelesen und werde so urtheilen, selbst wenn mir der Eindruck des Ganzen nicht recht wäre. — Die Einlage an Hrn Meinert, deßen Sammlung mährischer Sagen und Lieder mich reitzt,[6]) haben Sie doch zu besorgen die Güte, falls er sich nicht in Prag selbst aufhält.

Ich werde in diesem Briefschreiben wieder gestört, verspreche Ihnen aber noch einmal Nachricht von hieraus. Bleiben Sie mir nur

[1]) Johann Weichard Valvassor (gest. 1693), der Historiker Krains.

[2]) In seinem Verzeichnis der Hss. der Wiener Hofbibliothek (Wien 1793—99).

[3]) Die ersten beiden Teile erschienen: Wien 1814 und 1815.

[4]) Vielleicht sind F. L. Čelakowskýs Slowanské národnj Pjsně gemeint, die aber erst Prag 1822—7 in 3 Bänden erschienen.

[5]) Die Gründung Prags. Ein historisch-romantisches Drama. Pesth 1815.

[6]) Josef Georg Meinert (1775—1844) war 1811 als Prager Professor in den Ruhestand getreten und lebte im Kuhländchen; seine Sammlung 'Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens' erschien erst 1817; in Erichsons Musen-Almanach für das Jahr 1814 erschienen Proben daraus.

gewogen und glauben Sie, wie ich das aufs herzlichste wünsche. Ihr gehorsamer und ergebener Freund

Jacob Grimm
kurhess. Gesandschaftssekretar wohnhaft allhier Alleegaße bei der S. Carlskirche no 555.[1])

Hier tritt in unserm Briefwechsel eine fast zehnjährige Pause ein. Inzwischen hatte sich Jacob Grimm eifriger mit slavischen Studien beschäftigt, 1819 in der Vorrede zum 1. Theil der deutschen Grammatik (S. 32, Kl. Schr. VIII, 51) Dobrovskys und Kopitars grammatische Arbeiten ausdrücklich lobend erwähnt ('Dobrowsky und Kopitar würden vortreffliche, allgemeine grammatiken der slavischen sprache liefern können ihre und Bandtkes bearbeitungen der böhmischen, krainischen, polnischen stehen an wahrem grammatischen sinn und gelehrsamkeit über unsern deutschen sprachlehren') und 1823 in den Göttingischen gelehrten Anzeigen Stück 35 S. 337—352 (Kl. Schr. IV, 186—196) Dobrovskys Grammatik des Kirchenslavischen (Institutiones linguae slavicae dialecti veteris etc. Wien 1822) eine umfangreiche Besprechung gewidmet, die trotz mancher Abweichung des Urteils im Einzelnen hohe Verehrung für den Verfasser atmet: eines mit Geschichte und Sprache seines Vaterlandes vertrauteren, tätigeren Gelehrten hätten sich wahrlich wenig Gegenden zu rühmen; er habe diese Sprache so gründlich behandelt, daß er alle Vorgänger in fernem Abstande hinter sich gelassen habe, von glücklichen Nachfolgern (solchen die hinzulernen und fortschreiten wollen) auf lange hin zur Unterlage ihrer Studien werde genommen werden müssen. Große Schwierigkeiten seien von ihm besiegt worden, und große Erleichterungen leiste er uns; der Abschnitt über die Wortbildung, der mit sichtlicher Vorliebe gepflegt sei, würde Sprachforschern,

[1]) Adresse: Herrn Abbé Dobrowsky zu Prag durch Güte.

die das slavische nicht eigens treiben, ein unschätzbares Geschenk sein.

Am eifrigsten hatte sich Grimm mit der serbischen Literatur und Sprache zu beschäftigen begonnen und war endlich durch die persönliche Verbindung mit Wuk Stephanowitsch und auf Kopitars Antreiben (vgl. an Lachmann 23. Nov. 1823, Kl. Schr. VI, 349) dazu gebracht worden, zu der deutschen Bearbeitung dessen serbischer Grammatik eine Vorrede zu schreiben (Wuks Stephanowitsch kleine serbische Grammatik verdeutscht und mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Leipzig und Berlin bei G. Reimer 1824 S. 1—54, Kl. Schr. VIII, 97—128). Daraus ist folgende Stelle S. 31 hervorzuheben: 'Ich beschliesze diese vorrede, indem ich sprachforschern einige allgemeinere bemerkungen mittheile, die mir unter der arbeit theils über die formen des serbischen selbst, theils über sein verhältnis zu den andern slavischen dialecten, so wie ihrer aller zu dem deutschen eingefallen sind. eile und unmusze gestatten mir nicht, sie weiter auszuführen; es sollte mich freuen, wenn ein Dobrowsky und Kopitar unter leeren halmen einige nützliche körner wahrnähmen. Dasz ich verschiedene ihrer lehren anfechte, wird sie nicht verdrieszen; denn mein fehlschlagen schadet ihnen nicht und mein treffen hilft der wahrheit, die wir alle suchen'. Schon am 31. Dezember 1823 hatte Kopitar Dobrovsky gemeldet: 'Grimm und Göthe nehmen sich Vuk's an; ersterer übersetzt seine Gramm. ins Deutsche et imprimitur jam Lipsiae' und ihm einige Fragen Grimms über russische Dinge vorgelegt (Briefwechsel, S. 501). Jetzt nimmt Grimm selbst den Briefwechsel wieder auf.

7.

Cassel 25 März
1824.

Verehrter Herr und Freund!

Darf ich Ihnen den letztern Namen noch geben? Ich habe mich oft selbst gefragt, nachdem ich vor zehn Jahren und länger Ihnen zuweilen mit meinen Briefen lästig wurde und Ihre Antworten mir so gütige und reichliche Auskunft über Kleinigkeiten oder Dinge, die Sie nur halb interessierten, gewährten, wie es gekommen ist, daß ich späterhin, als mich ein ernsteres Studium der deutschen Sprache auch immer wieder auf die slavischen zurückführte, nicht mehr an die Quelle gegangen bin, wo ich Belehrung und Niederschlagung mancher Zweifel hohlen konnte? Wollen Sie mir jetzt die angenehme Versicherung geben, daß mir der Weg dahin noch nicht verschlagen ist?

Wuk wird dieser Tage bei Ihnen gewesen sein und unter andern berichtet haben, wie er mich *ἀέκοντα*,[1]) diesen Winter zu einer Bearbeitung der serbischen Grammatik beredete. Dazu wären zehn andere tauglicher gewesen und ich steckte und stecke in viel andern Geschäften. Dazu muste, weil er nur noch einige Monate in Deutschland blieb, und der Druck[2]) zu Leipzig unter seinen Augen (denn hierherum sind im Umkreis von funfzig Stunden keine slavischen Typen aufzutreiben) geschehen sollte, alles über Hals und Kopf bewerkstelligt werden. Die wörtliche Übersetzung eines ungarischen Studenten, der aber weder deutsche Sprache noch serbische Grammatik verstand, wurde also zu Grunde gelegt, zugeschnitten, ergänzt und eine Vorrede geschrieben. In diesem Augenblicke muß alles ausgedruckt sein, wiewohl ich zur Zeit noch keinen Bogen gesehen habe. Hoffentlich ist Wuk nicht eher abgereist, bis alles beendigt war und hat Ihnen ein Exemplar mitgebracht? wo nicht, so werde ich gleich zu Leipzig bestellen, daß es geschehe. Vielleicht ist der ganze Zweck dieser Arbeit (Beförderung des serb. Sprachstudiums in Ungarn und Slavonien) vereitelt! Wuk meint, ich habe mich in der Vorrede über kirchliche Dinge zu frei ausgelaßen, das ertrügen dort die Censoren nicht. Er hätte dann solche anstößige Stellen vor dem Abdruck tilgen sollen! Ich schrieb es unschuldig hin.

Ihnen, verehrter Herr Abbé und summe harum rerum arbiter! werde ich nicht dadurch, wohl aber durch anderes

---

[1]) *ἀέκοντα*, üdZ.

[2]) Darnach gestr.: *noch*

Anstoß geben. Ich habe mir getraut, von meinem Standpuncte aus, über einzelne Materien der slavischen Grammatik abzustimmen. Sagen Sie mir unverhohlen, ob es lauter Thorheiten sind, oder sich eins und das andere hören läßt? Ich habe es Wuk bei Übersendung der Vorrede gestanden: Ihr kleiner Finger weiß mehr slavisch, als vielleicht je in mich kommen wird. Ähnliche Sünden habe ich[1]) schon durch meine Anzeige Ihrer Institutionen auf mich geladen? Hätte ich mich doch damahls gleich an Sie gewandt und um Absolution gebeten! so hätte ich nicht wiederhohlt gefehlt.

Doch mehr schreiben will ich alsdann erst, wenn ich Ihre Vergünstigung dazu habe. Diesmahl nur eine Nebenfrage. Worauf gründet sich die Behauptung, bald hätte ich gesagt Fabel, daß zu Rheims die französ. Könige auf ein slavisches Evangelienbuch geschworen hätten? Wie, aus einem so merkwürdigen Alterthum sollten die französ. Diplomatiker, ein Mabillon, die Benedictiner nicht einmahl Schriftproben gegeben haben? Pertz, der in dem altfranzös. sehr bewandert ist, wuste keine Spur; ich bat [Wuk?] [2]) neulich, Sie darum zu fragen und thue es bei dieser Gelegenheit nun selber.

Mit unveränderter Verehrung der Ihrige

Jacob Grimm.

Vornen in der Vorrede hab ich wieder einige goth. und slavische Wörter verglichen, unter andern das жупан, aber nicht mit fana. Tu de his et aliis, an tueri se possint, nec ne, statues.

Sie sind doch einverstanden über den hohen poetischen Gehalt der serb. Lieder? Was kann dichterischer sein, als das[3]) von dem Tode des Marco Kraljew. oder das von Scutaris Erbauung?[4])

Auf diesen Brief antwortete Dobrovsky selbst nicht, wie aus Grimms Brief an Kopitar, unten S. 621 hervorgeht, den der Empfänger dieser Stelle wegen an Dobrovsky weitergab. Auch sonst benutzte Grimm jetzt

[1]) Darnach gestr.: *vielleicht*

[2]) Mit dem Siegel ausgerissen; der Ansatz zum *W* erkenntlich.

[3]) Darnach gestr.: *G*

[4]) Adresse: Seiner Hochwürden dem Herrn Abbé Dr Dobrowsky mehr. gel. Gesellsch. Mitgl. &c zu Prag franco

Kopitars Vermittlung, wenn er Dobrovsky etwas mitteilen wollte; so heißt es im Briefe Kopitars an Dobrovsky vom 21. Nov. 1824: 'Hier ein Beitrag zur Slowanka von Grimm' (Briefwechsel, S. 508; dieser Beitrag ist verschollen, die geplante zweite Auflage der Slowanka nicht erschienen). Ferner 12. Dez. 1824: 'Grimm schreibt, daß man in Deutschland klagt, daß so oft die Bedeutungen in Ihren Institutionen fehlen; und dass man statt aller Slowanken und ähnlicher Sammlungen, die ein anderer am Ende auch machen kann, lieber eine ed. auctior der Institt. von Ihrer Meisterhand wünschte . . . Grimm fragt, wenn bei Zusammensetzungen e und o das Bindemittel ausmachen, wie denn Vladimir, Rastislav zu erklären?' (Briefwechsel, S. 509.) Darauf antwortet Dobrovsky in dem Briefe an Grimm vom 26. April 1825 (Archiv 2, 185—189), der im übrigen eine umfangreiche polemische Abhandlung im Anschluß an Grimms Rezension des Buches von E. G. Graff 'Die althochdeutschen Präpositionen' (Königsberg 1824) in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1824, Bd. XXVIII S. 1—44 (Kl. Schr. IV, 229—270) ist und mit den Worten schließt: 'Versuche schaden nicht, wenn es nur nicht blinde Nachbether gäbe. Wenn ich nun Ihnen meine Ansichten frey und offen, nicht hinter dem Rücken (wie es nur Schlauköpfe, die andere necken wollen, thun) mittheile, so, hoffe ich, nehmen Sie meine Freyheit gütig auf. Es geschah ohnedieß nur aus Dankbarkeit für den Genuß, den mir ihre Recension verschaffte, indem Sie das Slavische nicht ganz außer Acht ließen. Ich bin zu allen Mittheilungen bereit'. Darauf ist Nr. 8 die Antwort.

In die Zwischenzeit fällt noch folgende Briefstelle Kopitars an Dobrovsky (14. Mai 1825 Briefwechsel, S. 517): 'Wenn der Hesse dort ist, so könnten vielleicht Sie den Anwurf machen, daß er seinen Jac. Grimm

nach Mailand sendet um den Schatz des Ulfila zu heben. Niemand ist dazu tauglicher als er'.

8.

Cassel 18 juni 1825.

Verehrter herr Abbé,

ich antworte erst heute auf Ihren schon den 26. april erhaltenen brief, der mir nicht geringe freude gemacht hat weil mir der abdruck meines aufsatzes, wovon die rede ist, erst vor vierzehen tagen überkam. Theils erinnerte ich mich nicht aller meiner behauptungen, theils muß ich mich verschiedentlich auf seitenzahlen beziehen. Ihren tadel vertrage ich sehr gut und es ist mir schon beifalls genug, daß Sie meine allerdings etwas gewagten bemerkungen über slavische sprache nicht sämtlich verdammen und die übrigen wenn auch für nugas, doch nicht für ineptias halten. Ich thue auch eigentlich immer noch nichts als seitenblicke hinein, der umfang des deutschen und die zerstreutheit der altdeutschen quellen nimmt mir fortwährend zu viel zeit weg, als daß ich ungestört und unabgebrochen, wie ich wünschte, bei dem slavischen bleiben könnte. Von Ihrer allgemeinen ansicht der partikeln hernach zuletzt.

Im einzelnen gebe ich Ihnen oft stillschweigends recht und danke für die willkommne belehrung, zuweilen widerspreche ich noch, in einigem glaube ich recht zu haben.

ad p. 2. Sie tadeln meine verwerfung des ausdrucks »untrennbare partikeln.« Ich sage ja aber »untrennbare praepositionen« und bleibe dabei, daß man wohl thut nur das praepos. zu nennen, was einen casum regiert. Untrennbare partikeln nehme ich auch an und ganz wie Sie nur im historischen verstand, d. h. ursprünglich sind sie alle los und selbständig gewesen. Untrennbare partikeln nennen wir nur solche, die uns in einer sprache und in einem gewissen zeitraum nicht mehr getrennt begegnen. Noch mehr, keine composition mit partikeln scheint mir eigentlich und ursprünglich, sondern jede ist aus dem, im grunde zufälligen, stehen der partikel neben dem nomine oder verbo erwachsen. Gemeinlich nimmt man an, daß adverbia nur vor verbis unzusammengesetzt stünden, welches freilich in dem lat. wort liegt, aber ich denke, daß sie früher auch vor nominibus stehen durften (wie in dem lat. admodum puer &c). Partikelzus. setzung unterscheidet sich darin wesentlich von der eigentlichen composition, daß sie nie eines compositionsvocals bedarf. Meine ansichten hierüber sind in dem (noch nicht ausgedruckten) zweiten

theil meiner deutschen gramm. längst gedruckt und ich hoffe, daß Sie ihnen beifall geben werden.

ad p. 3. på ist sichtbar das slav. po, pa. vix concedo. 1.) im altn. stehet nie på, immer uppå und in ganz den selben fällen. 2.) nach meinem satz von der lautverschiebung kann kein slavischer anlaut p auch im deutschen oder nordischen dieselbe tenuis behalten (gramm. 1, 591). Slav. po würde also fo (oder der vocal sei, welcher er wolle) lauten. wenigstens will das die regel **und ausnahme** ist mir hier nicht wahrscheinlich, da unsre sprache selbst den ursprung des på aus uppå hinreichend nachweist.

ad p. 5. im finnischen casu schließt das suffix die praeposition ein. Das sage ich auch in einer anzeige von Sjögren in der gött. zeitung.[1]) Schwer ist es aber in andern sprachen die partikel im suffix nachzuweisen. Einen versuch machen Sie ad p. 9. indem Sie das **m** des slav. instrum. zu dem **m** im lat. cu**m** und deutschen **m**it halten. Möglich, aber lange noch nicht ausgemacht.

ad p. 19. das slav. na scheint also wie unser an auf eine fläche, in auf den mittelpunct zu gehen.

ad p. 26. ob wir in manchen fällen metathesin oder aphäresin annehmen müßen läßt sich bestreiten. rati für orati kenne ich nicht, glaube es Ihnen aber und dann wäre es grade ein beispiel von aphäresi. Wenn sich eine altdeutsche vollere form alaput für alput, alpit nachweisen ließe, würden Sie dann noch metathesin bei labud behaupten? Es kommt auf sammeln von beispielen an. Gehört mlad zu mali? Aus ladoga dem see in Russland (sicher von lad, umbra, ladan frigidus) machten die Deutschen Aldaga, fragt sich, ob unser kalt mit lad verwandt ist?

ad p. 34. meine ansicht, daß das slav. c urform, s entstellung sei, leugnen und verwerfen Sie. Ihren prüfstein, daß vor vocalen der wahre laut der consonanz erscheine, vermag ich nicht anzuerkennen, ich glaube, daß sie sich vor vocalen und mediis gerade entstelle, vor tenuibus rein erhalte, vgl. lat. soror f. sosor mit svistar, heri f. hesi mit hesternus, kar (vas) f. kasi mit kasten. Das böhm. roz- vor p, k. t statt rosscheint mir also verderbnis. Wir wollen uns an wörter halten, welche der Slave mit dem Deutschen und Lateiner &c. gemein hat und die bei letztern den wandel des s in r zeigen: nasus,

---

[1]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1822 St. 180, S. 1793—7: Über die finnische Sprache und ihre Literatur, von Dr. And. Joh. Sjögren. St. Petersburg 1821 (Kl. Schr. IV, 174—6).

nares, serb. noś, aber nozdrva, auch böhm. nos, nicht noz; auf diese weise nun möchte ich in den partikeln iz und raz die ältere form is und ras behaupten. Ihnen werden leicht mehr beispiele einfallen. Es ist wahr, in den meisten vergleichbaren slav. wörtern, die dem wechsel der andern sprachen zwischen s und r begegnen, finde ich х (ch) ш (sch) und ж (zh) zum beisp. auris, goth. auso, ухо, уши; mus, muris, serb. миш; mas, maris, муж, мушко (masculus), wobei wie ich glaube, übergänge der kehl- und zungenlaute zugrund liegen, so daß auso gleichsam zu auho wurde, vor gewissen vocalen der alte zungenlaut aber in verschiednen modificationen hervorbricht. Die verwandtschaften laßen sich nicht ablehnen und müßen auf irgend eine weise erklärt werden. übrigens erschwert jeder vocalwechsel die etymologische schreibung in allen sprachen, ich bin aber mit Kopitar der meinung, daß sich die orthographie nicht nach dem ursprung der formen richten dürfe, sobald in der aussprache gegründete modificationen das gegentheil wollen. Sie sagen слатки für сладки dünke Ihnen wie hanttuch f. handtuch, aber gerade im altdeutschen schrieb man ja hanttuch, sowie hant im nom. und im gen. hende.

ad p. 39. raz ist ganz einfach. Ich halte meine conjektur, daß es aus zwei partikeln zus. geronnen sei, für unbewiesen, nicht für unmöglich. Denn womit beweisen Sie, daß es sicher einfach ist? ich kenne keine einfache lebendige wurzel dazu, nicht einmahl eine so scheinbare wie für unser zer- zerren (solvere), die denn doch falsch ist. — Warum kann raz-um nicht selbständig mit um (mens) componiert sein? es ist mir keineswegs ausgemacht, daß unser vernunft das verbum vernehmen voraus setze, sondern ich halte in gewissen fällen beides, zus. setzung mit nomen u. verbum für statthaft. Gibt es z. b. für raskol kein einfaches subst. kol, so kann es verloren, ehmahls vorhanden gewesen sein, wie das simplex um einigen dialecten fehlt.

ad p. 41. Sie nehmen [s] in abs, ex lieber für einen bestimmenden laut, nicht für partikel.[1]) Das ist so gut vermuthung

---

[1]) Dobrovsky an Grimm, 26. April 1825: 'S. 41. abs aus ab-is. Nicht so, sondern abs ist eine blosse Verstärkung. Wenn man abs mit dem slav. bez vergliche, könnte man a für einen Vorschlag halten. Allein wohin führte diess, abs ist ab und nichts weiter und bez ist bez und bes vor härteren Consonanten. So kann ich auch ex nicht für ec-is ansehen, sondern ex ist ec mit dem bestimmenden Laut s, wie in rex, lex, u. vielen andern Wörtern' (Archiv 2, 188).

wie meine. In der regel bin ich allen bestimmenden lauten und euphonismen abgeneigt. Man kann damit machen was man will. Mir ist jeder buchstabe wurzelhaft, kann ich ihn nicht aus einer wurzel erklären, so nehme ich zusammensetzung zweier wurzeln an. Womit kann sich aber eine alte, beinah einfach scheinende partikel wieder componieren, als mit einer andern. wir sehen deutlich, daß sich einige partikeln zusammensetzen, z. b. im nordischen ut-ur; warum soll es nicht auch bei dunkleren möglich sein? wie ist, ohne meine deutung, der auffallende umstand zu begreifen, daß dem Griechen und Lateiner die partikel us, is, welche Deutsche, Slaven und Letten besitzen, mangelt? soll das lat. dis gleichfalls unzus. gesetzt sein? oder ist falsch, daß das deutsche zer entspringe aus ze-er?

Meine ansicht von den partikeln überhaupt ist: alle stammen her aus lebendigen wurzeln, sind also ursprünglich nomina gewesen und wie alle nomina auf verba zurück zu führen. Es gab zuerst nur partikeln im allgemeinen sinn, der adverbium, praep. und conjunct. mit begreift. Praepositionen werden sie[1]) allmählig durch casusrectionen, die man ihnen beilegt, d. h. jede praep. ist zugleich (oder war es früher) reines adverbium. Der ausdruck adverbium ist unbequem, wenn man ihn wörtlich nimmt, denn es muß auch frei vor nominibus gestandene adverbia, lieber also partikeln gegeben haben, wie noch in den phrasen: admodum juvenis, nimis fortis. Aus dieser freien stellung erwachsen eben erst die spätern zusammensetzungen der partikel mit dem nomen.

An die determinativen laute, welche Sie oben an stellen wollen, vermag ich nicht zu glauben, meine auch, daß durch ihre annahme wenig zur erklärung der partikeln ausgerichtet werden wird. Denn aus einfachen vocalen und consonanten läßt sich zwar jede bedeutung, aber auch das gegentheil deducieren. Auf meinem wege, d. h. der aufspürung einfacher, unentstellter und unzusammengesetzter partikelformen werden wir durch sprachgeschichte und vergleichung wenigstens einige räthsel lösen lernen. Freilich langsam und nicht ohne misglückte versuche.

Noch einiges andere aus Ihrem briefe will ich mit derselben offenheit beantworten. Ihr urtheil über Vuk und sein verdienst scheint mir nicht gerecht.[2]) Warum soll das Serbische

---

[1]) Darnach gestr.: *erst*

[2]) Dobrovsky an Grimm 26. April 1825: 'Mit Vuks Grammatik kann wohl derjenige zufrieden seyn, der mit den

eine dorfsprache sein? Weil es formen entstellt, die das kirchenslavische, meintwegen auch serbische ältere idiom, reiner und beßer hat. Das beweist mir zuviel, nämlich auch gegen das böhmische, polnische. Worin besteht also das vorrecht dieser letztern? bloß darin, daß sie seit mehrern jahrh. eine literatur und bücher besitzen, wodurch die vortheile oder nachtheile ihrer mundart befestigt worden sind.[1]) Auf welchen andern grund kann aber eine serbische literatur gebaut werden, als auf das von Vuk befolgte verfahren; in diesem dialect, sei er wie er wolle, müßen geistreiche Serben schreiben, denn nur in ihm werden sie sich frei und ungezwungen gehaben können. Welcher Ausländer möchte heutzutage serbisch lernen, als um der gesammelten lieder willen? was liegt ihm an dem ältern Alexander oder noch einigen andern? Wenn Vuk bei sterben statt gladom setzt od glada, so mag das dem sprachforscher schlechter scheinen, aber tadelhaft ist es, vorausgesetzt, daß das volk in Serbien so spricht, so wenig, als das französ. mourir de faim statt des lat. fame. Und so in unzähligen andern fällen mehr. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Stulli[2]) mag einzelnes gute haben, das bei Vuk fehlt, aber im ganzen hat er doch zuviel aus todten, unsichern büchern geschöpft und nicht genug aus dem munde des volks.

Die altböhmischen lieder in der königshofer handschrift[3]) gefallen mir vortrefflich und ich wünsche, daß noch mehr aufgefunden werden möge. Neulich habe ich mir auch Hankas Tkadlec[4]) kommen laßen, aber noch wenig darin lesen können. Der Sprache halber verdiente sicher auch die alte übersetzung des Tristan den druck. Wie dankbar müßen wir Ihnen, verehrter Herr abbé sein, daß Sie wieder die aufmerksamkeit auf

---

Serbiern sprechen will, nicht aber solche Lernbegierige, die auch ein älteres serbisches Buch lesen und verstehen wollen. Dasselbe gilt von seinem Lexikon, woraus man doch die schönen Lieder verstehen lernen kann'.

[1]) Darnach gestr.: *Wenn also*

[2]) Die Wörterbücher des serbokroatischen Lexikographen Joakim Stulli (geb. 1730) verzeichnet Jacob Grimm in der Vorrede zu Wuks serbischer Grammatik, Kl. Schr. VIII, 106.

[3]) Rukopis kralodvorský. Zbírka staročeských spěvopravných národních básní (Prag 1819). W. Swobodas Übersetzung aus demselben Jahre.

[4]) Tkadleček aneb nářek nad strátou milenky Prosou (Prag 1824).

solche sachen gelenkt haben und die nachwelt wird Ihnen noch lebhafter danken.

Die stelle Notkers über die Wilzen, die Sie in Pertzens archiv wünschen, habe ich zu anfang dieses jahrs in den gött. Anzeigen drucken lassen (nebst einer etymologie über wilzi und weletabi, die wenig taugt).[1]) Ich hätte sie Ihnen schon seit einigen jahren mittheilen können. Alles andere, das Sie von mir fordern und was ich vermag steht zu Ihrem dienst. Auch auf Ihren Jornandes freue ich mich es stecken schwere nüße darin.

Ihre deutung des **i** in vlad**i**mir, rast**i**slav aus dem imperativ ist scharfsinnig und vergliche sich dem deutschen: Springinsfeld, hassenpflug (= haße den pflug) u. a. m. So hat auch Vuk gazi-blato. Wären alle solche namen nicht sehr alt, so hätte ich kaum bedenken. aber daß viele, und die ältesten mit, so gebildet sein sollen, macht mich stutzig und warum gerade häufig mit mir (friede, ruhm) z. b. jezdi-mir (reit im Frieden? mit ruhm?) kazi-mir (Sag in Frieden?) &c. Dazu kommen die goth. alten nom. propria auf -mirs, -mêrs = illustris, hochd. -mâr, welchen sicher kein imperativ vorhergeht. Ich statuiere daher lieber außer dem slav. compositionsvocal o und e auch noch ein i.

Mit verehrender hochachtung bin und bleibe ich Ihr
ergebenster Freund und Diener
Grimm.

[*Randschrift. auf S.* 3:] könnte das goth. asans, hochd. ernte dem böhm. žeň, russ. жатва verwandt sein? das wäre wieder eine aphäresis.[2])

II. Aus Jacob Grimms Briefwechsel mit Kopitar.

Mit Bartholomäus Kopitar (1780—1844), dem Bibliothekar der Wiener Hofbibliothek, muß Jacob Grimm, wie oben mehrfach nachgewiesen ist[3]), in regem

[1]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1825 Stück 3—4 S. 28 in der Rezension der Jómsvíkinga saga (Kl. Schr. IV, 276).

[2]) Adresse: Herrn Abbé Dobrowsky Hochwürden zu Prag Fr. Gr. Poststempel: Cassel 22 Juni 1825.

[3]) Vgl. auch Jacob Grimm an Dahlmann, Anfang 1834 (Briefwechsel I, 61): 'Von Wien aus ruft mir Kopitar, dem ich

brieflichen Verkehr gestanden haben, wovon aber bisher nichts veröffentlicht ist. Persönlich hatte er ihn während seines Wiener Aufenthaltes nicht kennen gelernt (vgl. oben S. 609).

Will man Beweise für die hohe Wertschätzung, die Grimm Kopitar angedeihen ließ, so kann man außer den bereits angeführten Stellen auf die Rezension von Wuk Stephanovitsch serbischem Wörterbuch in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1819, Nr. 50, S. 567 (Kl. Schr. IV, 105) verweisen, wo er ihn einen der gelehrtesten Slavisten nennt, sowie auf die Rezension von Kopitars 'Glagolita Chozianus' in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1836, St. 33—35, S. 323—339 (Kl. Schr. V, 230 ff.), worin es heißt: Auf dem Gebiete altslavischer Philologie seien die beiden jüngsten Entdeckungen glücklicherweise in die Hände des Gelehrten gefallen, der allen heutigen Slavisten vorangehe; aus der ganzen Fülle seiner Wissens habe er den Codex erläutert; wer seine gedrängte, mehr andeutende als ausführende Schreibart kenne, werde auf diesen 166 Folioseiten einen Schatz der scharfsinnigsten, fruchtbarsten Mitteilungen erwarten, und in der Tat gewännen dadurch slavische Paläographie, Geschichte und Grammatik, in wesentlichen Dingen, ein verändertes Ansehen. (Vgl. Šafařik an Peter v. Köppen, 8. Juli 1836, Neue Briefe S. 452).

Über die Art und Weise, wie der nachfolgende Brief in Dobrovskys Nachlaß sich erhalten hat, vgl. oben S. 613.

1.

Cassel 24 Oct. 1824. Die recension[1]) werden Sie erhalten und theuer bezahlt haben, denn ich habe hier bis zur oestr. grenze frei machen und 1 rth 9 gr zahlen müßen! aber wie

---

einiges gemeldet hatte, ein Bravissimo zu wegen der slavischen Aufgabe' (einer Göttinger Jubiläumspreisaufgabe, die eine Geschichte der slavischen Stämme im Osten und Norden Deutschlands betraf).

[1]) über Graff vgl. oben S. 614.

anders einzurichten? zur fahrpost nehmen sie nichts nach Ihrem lande ohne erbärmliche weitläufigkeiten an. Mir aber können Sie ohne umstände mit der fahrpost schicken. Einige tage darauf traf Lusignan von Copenhagen ein und brachte mir Ihren etwas alten brief vom 6 august, auch zwei exemplare der beschreibung des cod. bobb. mit, nicht drei, wie der brief meldet. Ich werde also keins für mich behalten, sondern beide an Pertz und Niebuhr besorgen. Pertzens reise werden Sie gelesen haben? an die scriptores wirds nun bald kommen. Ohne Pertz wäre bestimmt aus allem nichts geworden. Daß ich neulich nach Blumberger[1]) fragte, war nicht noth; aus dem archiv hätte ich sehen können, daß er archivar zu Göttweich ist. Dobrowsky hat mir durch Pertz auf eine anfrage wegen des slav. codex zu Rheims antworten laßen (d. h. auf Alter verwiesen) mir aber nicht selbst geantwortet, ich weiß nicht, ob er mir zürnt. Lusignan scheint ein feiner mann, der zu Corfu an der stelle sein wird; mit Fauriels arbeit[2]) stellte er sich unzufrieden und erzählte daß ein Deutscher auf den jon. inseln eine vollständige sammlung beabsichtige (Jost oder Joss?) Offenbar ists auch was gewagtes volkslieder nur aus dem munde solcher leute aufzunehmen, die nebenbei ein paar im gedächtnis behalten haben; die blinden sänger in Griechenland selbst müssen weit reichere vorräthe verwalten. Vuk, den ich herzlich grüße, gedachte ja auch noch selbst nach Montenegro [zu gehen].

Vorige Woche war ich einen tag zu Göttingen und habe bei der gelegenheit die auf der bibl. liegende handschrift eines »vollständigen Lüneburgischwendischen Wörterbuchs« besehen, welches ein Dr. med. namens Jugler[3]) zu Lüneburg im Jahr 1807. aus andern handschriftl. sammlungen zus. getragen hat. Heyne hat ihm 170 th. dafür bezahlt, was mir überviel vorkommt. Denn mit der vollständigkeit wirds wenig auf sich haben. Es sind 393 folioseiten, weitläuftig geschrieben, im durchschnitt zehn artikel auf der seite, macht ungefähr 3900 zusammen, immer also eine reichere collection, als das bisher bekannte von Domeier, Pfeffinger, Potocki. Vieles findet sich aber zwei, drei oder mehrmahl nach verschiedner schreibung in die alphab. ordnung eingetragen, so daß es vielleicht nur 2000 wörter sind. Da die sprache seit einigen generationen

[1]) Friedrich Blumberger, geb. in Wien 1778.

[2]) Claude Fauriel (1772—1844), Chants populaires de la Grèce moderne Paris 1824—25. 2 Bde.

[3]) *n. J.*] a R nachgetragen.

ausgestorben ist (nur noch in eigennamen und nach polabischem organ entstellter aussprache des plattdeutschen haften heutzutag spuren) und das ganze material geschloßen hier vorliegt, so verdiente die hs. wohl einen critischen herausgeber. Von slavischer sprachkenntnis verräth Jugler sehr wenig. Damit Sie urtheilen können, will ich die mir auf dickes papier abgeschriebne probe aus dem buchst. P. hier nochmahls herschreiben:

pack aber — pingka cunnus.[1]) Mehr hab ich nicht ausgeschrieben; wenn auch wenig neue Wörter zu lernen sind, scheint mirs schon wichtig, welche dieser äüßerste Zweig der Slaven beibehalten hat. Jugler setzt alle guten und schlechten Schreibungen seiner Vorsammler nebeneinander. Man müßte sich so guts geht aus allen erst ein Schreibsystem festsetzen. Sonderbar ist das nasale ang für am.

Gott segne Sie, lieber Freund, ich verbleibe der Ihrige, Grimm.[2])

Das zweite in Dobrovskys Nachlaß erhaltene undatierte Blättchen erklärt und datiert sich durch Kopitars Brief an Dobrovsky vom 29. 8br 1825 (Briefwechsel, S. 526): 'Der Einschluß ist von Grimm, für Göttingen? ich bin still; nur auf Sie ist unsre Hoffnung gegründet. Sartorius braucht es zu einem Commentar Lübekscher Urkunden. — Si quid scis (& scies omnia), aut directe mitte Grimmio, aut per me'. Der Göttinger Professor Georg Sartorius (1765—1828), Grimms Casseler Landsmann, arbeitete damals an der zweiten Auflage seiner Geschichte des Hanseatischen Bundes (1802—8), welche erst nach seinem Tod, durch Lappenberg herausgegeben, erschien: 'Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa' (Hamburg 1830).

2.

In urkunden der hanse mit russischen fürsten aus dem 13. 14. jahrh. begegnen einige slavische ausdrücke, die aber

---

[1]) Die umfangreiche Probe ist ausgelassen. Juglers Handschrift auf der Göttinger Bibliothek trägt die Signatur Cod. Ms. philol. 259; vgl. P. Rost, Die Sprachreste der Draväno-Polaben im Hannöverschen, Leipzig 1907 S. 28 f.

[2]) Adresse: Sr. Hochwohlgeborn des k. k. Bibliothecars Herrn von Kopitar Wien fr. grenz.

schwer zu deuten sind; mitunter sind sie vielleicht nicht slavisch.

Kann rapate etwas im hause heißen? eine kammer, pritsche, gestell, gerüst? »uppe rapaten slâpen« auf r. schlafen. rabot (negotium, labor) scheint außer zus. hang. Später eingeführt ist aus dem französ. rabat, aufschlag, unser rabatte, in gärten; das paste etwan in den sinn.[1])

clet, kammer, gemach, ist bekannt, kljet.

potklet, unterstock im haus, keller, folglich trinkstube, russ. podkljet

griwenicke ein gewicht. russ. grivenka, geringer als grivna

»uppe der gridenissen« scheint ein saal im haus, russ. gridnja, gridnitza, palastzimmer.[2])

soltingk, münze, solotnik.

dryenisse, troyenisse, togenisse (ita var.) scheint eine pelzwaare, aber welche? ich rathe gar nichts. könnte es von trg, torg markt stammen und allgemein waare ausdrücken, weil pelzwerk hauptwaare? aber es scheint was specielleres

swin schmalz, talg, unschlitt, kann es slavisch sein? schwerlich zus. hang mit schwein (sus).

stolpen oder swirr. stolp (columna) schickt sich nicht.

passul oder pallul? der leser der urk. zweifelt zwischen ll und ss. Man soll dem wieger keinen passul geben? dem sinne nach: nicht das geringste; im Vuk steht pasul = bohne und das wäre die redensart: keine bohne, keinen pfifferling geben; aber das ist keine diplomensprache und schwerlich ist das serb. pasul echt slavisch (aus fasole?) schwerlich russisch. Die bohne heißt ja bob.

Was also pallul, passul?

stevenisse wieder eine pelzwaare? aber welche? man kann auch scevenisse lesen.

popelen desgl. Scheint mir das böhm. popelice poln. popielice, Hermelin, grauwerk. kanns von der aschgrauen farbe so heißen? aber russ. pepel, nicht popel.

»an de pogribben leggen« ins gefängnis, loch. sonst pogrib leichenbegängnis

»an der gremeten oder uppe dem kerchove«. ein ort im hof? oder im haus? mir fällt nichts ein als gromada, böhm. hromada (auch weiblich) das zwar gewöhnl. haufen, aber

---

[1]). am Rande mit anderer Schrift: *N grabâtum?*

[2]) am Rande mit anderer Schrift: *gred*, грѣдь?

auch eine anhaufung von gebäuden? ausdrückt. Kann gremada f. gromada gegolten haben?

mit »chuppelene« eine waffe. offenbar das russ. kopïe, wofür man früher gesagt haben wird koplje

III. Jacob Grimm an Šafařik.

Von einem wichtigen Briefe Grimms an Paul Josef Šafařik (1795—1861) kann ich nur einen Auszug beibringen.

Šafařik las in der philologischen Sektion der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 29. Okt. 1840 'ein Schreiben des Herrn Dr. Jac. Grimm (dd. Kassel, 10 Oct. 1840) vor, welches dieser Gelehrte aus Anlass der ihm zugesandten Abhandlung »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache von P. J. Šafařik und F. Palacky« an ihn richtete, und worin derselbe seine Meinung dahin äusserte, dass er nunmehr, nach Einsicht des Facsimile von Libuša's Gericht und nach dem Durchlesen der Abhandlung, von der Aechtheit des Fragments aufs vollkommenste überzeugt sei, und dass er an den Glossen der Mater Verborum eigentlich nie gezweifelt habe' (Abhandlungen der königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Fünfter Folge Erster Band, Prag, 1841, S. 14). In Šafařiks Nachlaß, den das Museum des Königreiches Böhmen verwahrt, ist der Brief nicht erhalten. In der Vorrede zum ersten Band von Emil Franz Rößlers Deutschen Rechtsdenkmälern aus Böhmen und Mähren, Prag, 1845, S. 5 (Kl. Schr. VIII, 189) spricht Grimm von 'dem großen Erfolg, welchen die Thätigkeit trefflicher Männer wie Šafařjk, Palacky, Hanka für die böhmischen Alterthümer in sprache, recht und geschichte gegenwärtig hat'.

IV. Jacob Grimm an Hanka.

Wenzel Hanka in Prag (1791—1861) hatte Jacob Grimm wahrscheinlich die ältere deutsche Übersetzung

der 'Beheimischen Landordnung' durch den Bürger zu Cadan Petrus Sturba oder Stierba (Frankfurt a. M. 1604 oder Leipzig 1617) übersandt; denn eine Ausgabe des altböhmischen Landrechts durch Hanka selbst läßt sich nicht nachweisen.

Verehrter herr,

Sie haben mir durch gütige übersendung des altböhmischen landrechts, das mir jedoch erst vor vierzehn tagen zu händen kam, eine grosse freude gemacht, und ich statte Ihnen dafür meinen lebhaftesten dank ab. Ihre fruchtbare thätigkeit für das slavische alterthum konnte mir schon lange nicht entgehn, aus Ihren entdeckungen hat die gelehrte welt vielfachen nutzen geschöpft, und bei dem engen verband zwischen deutscher und slavischer geschichte mußte auch jener zu gute kommen, was zunächst diese bereicherte.[1]) Die wichtigkeit des älteren böhm. rechts lehrte uns die neulich von Kucharski[2]) herausgegebne sammlung, ich bin begierig auf die von Ihnen verheissene übersicht der quellen.[3]) Das buch von Macieiowski[4]) ist anziehend genug, umfasst aber zuviel völker und gibt im einzelnen nicht das ausreichende detail. Dürfte ich Sie mit einer frage behelligen, auf die Sie wol ohne mühe antworten können. Macieiowski th. 4. §. 335 note 1039[5]) führt eine russische urkunde an, in welcher Peruns eiche bei einer grenzbestimmung vorkommt; er sagt, dass dies öfter in russischen urkunden der fall sei. können Sie mir solche urkunden nachweisen, etwa auch bei andern Slaven ausser den Russen? mich beschäftigt eine nähere untersuchung der alterthümlichen Grenzrechte.[6]) Ich stehe wieder bei ähnlichen fragen zu dienste, die sich auf deutsches alterthum beziehen.

---

[1]) Derselbe Gedanke in der Vorrede zu Rößlers Buch.

[2]) Älteste Denkmäler der Slowenischen Rechte hsg. von Andr. Kucharski, Warschau 1838.

[3]) Přehled pramenův právních v Čechách: Abhandlungen der kön. böhm. Ges. d. Wiss. V. Folge 1841, Bd. II, S. 151 ff.

[4]) Wacław Alex. Maciejowski, historya prawodawstw słowiańskich, Warschau 1832—35; aus dem Poln. übersetzt von F. J. Buss und M. Nawrocki. Stuttg. u. Lpz. 1839.

[5]) richtig: 1030.

[6]) Deutsche Grenzalterthümer: Abhandl. der k. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1843 S. 109—142 (Kl. Schr. II, 30—74).

Mit ausgezeichneter hochachtung habe ich zu sein die ehre,

Ihr

ergebenster

Jacob Grimm.

Berlin 26 nov. 1841.

noch eine kleinigkeit. in meinem exemplar von Jungmanns böhm. wb.[1]) ist vornen das blatt abhanden, welches die abkürzungen erklärt. Mein buchhändler schafft es mir nicht, wahrscheinlich können Sie es leichter erlangen und mir gelegentl. zufertigen.[2])

V. Jacob Grimm an Maciejowski.

Der Pole Wacław Alex. Maciejowski (1793—1883) war bis 1830 Professor in Warschau, später spielte er in politischen Kreisen durch seine allslavische Gesinnung eine grosse Rolle.

1.

Berlin 21 aug. 1855.

Verehrter herr,

nicht schon im mai, sondern erst vorgestern unmittelbar hinter dem empfang Ihres Briefes aus Carlsbad wurden mir Ihre Geto Daki[3]) aus Posen hergesandt; ich habe darum diese schrift noch nicht genau lesen, sondern nur überblicken können und sehe, dasz Sie die dakischen pflanzennamen des Dioskorides aus dem slavischen deuten. Dem wird glaube ich manches entgegenstehen. Mündlich mehr; ich freue [mich] Ihre werthe bekanntschaft bald erneuen zu können.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Jacob Grimm

Linksstrasze 7, zwei treppen.

---

[1]) Joseph Jacob Jungmann (1773—1847), Slowník česko-německý, Prag 1835—9.

[2]) Adresse: S[r] Wolgeboren Herrn Bibliothecar Wenceslaw Hanka Prag. frei.

[3]) Geto-Daki, Nadwiślańskich i Naddnieprskich Polan przodkowie, ich cywilizacye i mowy ich pomnik z czasu między pierwszym a pięćdziesiątym rokiem po narodzeniu Chrystusa upłynionego pochodzący. Warschau 1855.

2.

Hochgeehrter herr Tribunalsrath und Professor,

hierbei empfangen Sie das gewünschte buch von Haxthausen,[1]) der gar nicht hier, sondern in Westfalen wohnt. unter band konnte ich es nicht senden, weil mein name und hinten einige bemerkungen beigeschrieben sind, ich muste also ein paket daraus machen.

Ich wünsche dasz Ihnen das bad wol bekommen möge und bin Ihr ergebenster Jac. Grimm.

Berlin 31 juli 1860.

VI. Jacob Grimm an E. H. Costa.

Anhangsweise sei hier ein Brief Jacob Grimms wiederholt, der an schwer zugänglicher, auch mir augenblicklich nicht erreichbarer Stelle, in den 'Mitteilungen des historischen Vereins für Krain' 1858, S. 100, gedruckt, aber bei Goedeke nicht verzeichnet ist. Das Museum besitzt davon eine Abschrift, die ich mit Verbesserung des falschen Datums (5. Sept. 1858) wiedergebe. Der Adressat ist aber nicht, wie darauf vermerkt ist, der Prager Bibliothekar Ignaz Josef Hanuš (1812—1869), sondern der damalige Sekretär des historischen Vereins für Krain und Redakteur der 'Mitteilungen' Dr. Ethbin Heinrich Costa (geb. 1832 zu Rudolfswert, gest. 1875 in Laibach), der am 15. April 1858 den Antrag auf Grimms Ernennung zum Ehrenmitglied gestellt hatte. Er war bis 1856 Privatdozent für deutsches Recht an der Wiener Universität gewesen und hatte 1858 die von Grimm erwähnte 'Bibliographie der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte' erscheinen lassen. Von Geburt ein Deutscher, wendete er

[1]) August Freih. v. Haxthausen (1792—1868) hat 1847—1852 3 Bände 'Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands' und 1852 2 Bände 'Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- u. Gemeindeleben u. die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen d. schwarzen u. caspischen Meere' herausgegeben.

sich später ganz der slovenischen Partei zu.[1]) Ins Museum ist unsere Abschrift vielleicht durch den tschechischen Schriftsteller Johann Nečásek (geb. 1813 zu Wysoka im Riesengebirge, Wurzbach XX, 112) gelangt, der von 1852—1861 Direktor des Gymnasiums in Laibach und später Direktor des Altstädter Gymnasiums in Prag war.

Berlin 29 dezember 1858

Verehrter herr,

entschuldigen Sie die verspätete antwort auf Ihre gütige zuschrift vom 23. juni, ich erkenne es für eine grosze auszeichnung, daß der historische verein für Krain mich als ehrenmitglied aufzunehmen beabsichtigt. Da man mit der eisenbahn Laibach leicht erreichen kann, möchte ich wohl noch einmal, im alter jezt schon von 74 jahren, in jener anzihenden gegend einige tage verweilen, selbst auf die gefahr hin, wenn mich gott dort abberufen wollte, vor dem kirchhof begraben zu werden. aber eine menge unablässiger arbeiten hält mich fest.

Terstenjak's[2]) forschungen sind mir noch unbekannt, aber Sie machen mich gespannt darauf.

Ihre bibliographie der rechtsgeschichte ist im höchsten grade brauchbar und ich danke für das willkommene geschenk.

Sollte der verein nicht sammlungen von sagen, sitten und gebräuchen nach den von Panzer in Baiern,[3]) Schönwerth für die Oberpfalz[4]) gelieferten mustern anempfehlen und aufmuntern? Slavisches könnte slavisch mitgetheilt werden, wie es von Kulda in Mähren geschieht.[5])

Mit wahrer hochachtung und ergebenheit

Jacob Grimm.

---

[1]) Die ungenügenden Daten bei Wurzbach III (1858), 17; XXIII, 377 wurden mir durch die Güte des Herrn Realschulprofessors Milan Pajk in Laibach ergänzt.

[2]) Der slovenische Forscher Martin Davorin Terstenjak (1817—1890) veröffentlichte zahlreiche Abhandlungen in den Mitteilungen des historischen Vereins für Krain.

[3]) Friedr. Panzer (1794-1854), Bayrische Sagen u. Gebräuche. 2 Bde. 1848-1855. Der erste Band ist Jacob Grimm gewidmet.

[4]) Fr. Schönwerth (1809—1886), Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Augsburg 1857—9. 3 Bde. Vgl. J. Grimm an Pfeiffer 9. Mai 1858 (Germ. 11, 241).

[5]) Benedict Methodius Kulda (1820—1903), Moravské národní pohádky a pověsti z okolí Rožnovského (Brünn 1854).



Inhaltsverzeichnis.

II. TEIL.

Berichtigung zu S. 84 Anm. 2.

Da *g^{u}hl* im Lateinischen zu *gl* wird (Sommer, Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre S. 205), muß man von einer Form mit vokalisch anlautendem Suffix wie etwa **kag^{u}hā* oder ähnl. ausgehn, wovon *caulae* eine jüngere, erst lateinische Ableitung sein kann.

A. P.